# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

Alles Große **bildet**, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

**Kultur** heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

## Band I

Juli — Dezember

1902.

HERAUSGEBER D^R S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C^O

KÖLN a. Rh.



# Inhaltsverzeichnis.

(Die Chronikartikel sind mit einem * bezeichnet.)

## Kultur und Bildung.



## Staat und Gesellschaft.



## Frauenfrage.



## Handel und Industrie.



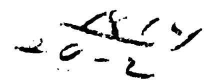
## Geschichte und Geschichtsschreibung.



## Philosophie.



## Literatur.





## Theater und Musik.



Seite

## Bildende Kunst.



## Länder- und Völkerkunde, Medizin und Naturwissenschaft.



## Briefe.



## Erzählungen.

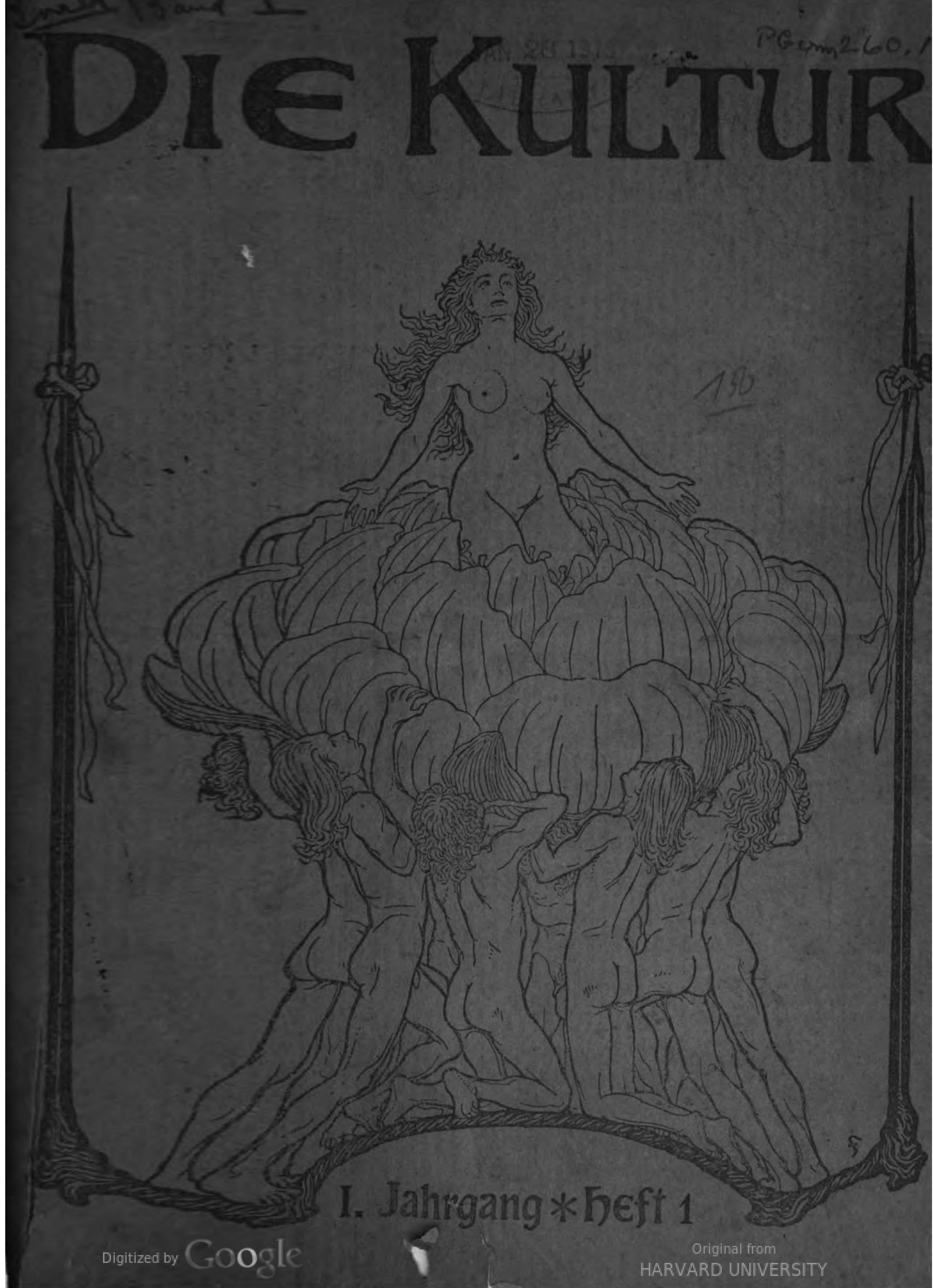


## Gedichte.



M. DuMont Schauberg, Köln 6053.




DIE KULTUR
I. Jahrgang * Heft 1

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12. Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

---

## Das II. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte Juli und wird u. a. enthalten:

Prof. A. Biese (Neuwied): *Das Bildungsstreben der Gegenwart.*

Prof. R. Schoener (Rom): *Die soziale Lage in Italien.*

Prof. J. Flach (Lemberg): *Die polnische Moderne in Literatur und Kunst.*

Dr. S. Simchowitz (Köln): *Die Düsseldorfer Ausstellung.*

Elizabeth Lee (London): *Die Londoner Schauspielsaison.*

Dr. Herm. Türck (Jena): *Neue Spinoza-Elemente im Faust.*



# DIE KULTUR

Halbmonatsschrift.

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1902. ⋆ Erstes Juliheft.

INHALT.



HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Kultur und Bildung.

Das Wort „Kultur“ ist jetzt in Deutschland fast zum Schlagwort geworden. Man spricht viel von ethischer, von ästhetischer, von künstlerischer Kultur. Aus dem Englischen ist uns dieser Sprachgebrauch gekommen: der Engländer und noch mehr der Amerikaner hat eine Vorliebe für die Wendungen „ethical culture“, „intellectual culture“, „physical culture“. Er versteht darunter die energische zielbewußte Pflege seiner sittlichen, geistigen, körperlichen Eigenschaften. Wir Deutsche haben bei der Übernahme den Begriff vertieft: bei ethischer oder ästhetischer Kultur — dies dürften wohl die gegenwärtig am häufigsten bei uns gebrauchten Kombinationen sein — denken wir gleich an die einheitliche Gestaltung des Daseins von einem bestimmten Gesichtspunkte, aus dem Prinzip des Guten oder des Schönen heraus, kurz, an die Stilisierung unseres Gesamtlebens. — Wie man aber auch den Begriff „Kultur“ fassen mag, immer wird er sich bald mehr, bald weniger mit dem Begriff „Bildung“ decken, und es ist unmöglich, den einen abzugrenzen, ohne des anderen dabei zu gedenken. Goethe gebraucht beide Worte als gleichbedeutend. Wie außerordentlich häufig er sich des Wortes „Bildung“ bediente, ist jedem Kenner seines Stils wohl bekannt. Aber noch 1828 spricht er einmal über „die Quellen seiner Kultur“, wo wir jetzt ent-

schieden „die Quellen seiner Bildung“ sagen würden. Acht Jahre später unterscheidet Wilhelm von Humboldt in seiner Schrift über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues sehr scharf zwischen Kultur und Bildung. Es heißt da (§ 4): „Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker nach ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit zugleich etwas Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.“

An diese Definition hat die nachfolgende Zeit wohl angeknüpft, ohne sie jedoch in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Sie unterschied zwischen Kultur und Bildung mehr äußerlich und bezog Kultur auf den Zustand der Gesamtheit, Bildung auf das Individuum. Und während auf der einen Seite eine völlig unsystematische und von keinerlei festen Begriffen ausgehende Kultur- und Sittenschilderei zu grassieren begann, machte sich auf der anderen Seite das Bestreben geltend, über Wege und Ziele der „Bildung“ Klarheit zu erlangen. Einer der ersten, die dies Gebiet aufzuhellen begannen, war Moritz Lazarus. Sein ausgezeichneter Essay „Bildung und Wissenschaft“, der schon vor einem halben Jahrhundert erschien, ist noch heute lesenswert*). Die Debatte dauert aber noch fort, und vor kurzem erst hat Adolf Harnack auf dem evangelisch-sozialen Kongreß eine Reihe sehr anregender Gedanken über diesen Gegenstand vorgetragen. Wenn an seinen Darlegungen etwas auszusetzen ist, so ist es, daß zwischen Ausbildung und Bildung nicht genügend scharf unterschieden wird. Und doch ist ohne diese fundamentale Unterscheidung eine De-

*) Lazarus, Das Leben der Seele, Bd. I. 1856. (3. A., 1883.)

finition des Begriffes „Bildung“ unmöglich. Man kann für ein Fach bis zur Virtuosität, ja bis zur Meisterschaft „ausgebildet“ sein, ohne darum im mindesten „gebildet“ zu sein.

Im allgemeinen ist es leichter zu sagen, worin das Wesen der Bildung nicht besteht, als worin es zu finden ist. Bildung ist nicht eine gewisse äußere Gewandtheit, auch nicht die Fähigkeit, über alles mitzureden. Selbst gründliche Kenntnisse auf heterogenen Gebieten machen höchstens einen Polyhistor, aber noch keinen Gebildeten. Bildung ist auch nicht, wie Gutzkow meinte, gesteigerte Empfänglichkeit; nur als Vorbedingung für Bildung ist gesteigerte Empfänglichkeit zu erstreben. Was also ist nun Bildung?

In der Bibel des modernen Menschen, bei Goethe, findet sich eine Äußerung, die, richtig ausgelegt, uns auch verstehen lehrt, was Bildung ist. Am 20. April 1825 meinte Goethe zu Eckermann: „Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind.“ Goethe gibt also hier die Anweisung, die Erziehung jedes Menschen von zwei Seiten in Angriff zu nehmen: einmal soll er als „besonderes Wesen“ gebildet werden, d. h. irgend eine bestimmte Fähigkeit bis zur möglichst größten Produktivität entwickeln, dann aber soll er darüber hinaus „den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind,“ d. h. nach klarer Erkenntnis der Gesamtheit und ihrer Leistungen streben, und dieses Streben ist eben nichts anderes als Bildung. Hier ist der Punkt, wo „Bildung“ wieder mit „Kultur“ in Verbindung tritt. Kultur ist die Gesamtheit alles dessen, was die Menschheit an materiellen und geistigen Werten produziert. Aber jede Gemeinschaft, sei es nun eine einzelne Nation oder die ganze Menschheit, arbeitet im wesentlichen unbewußt. Die moderne kollektivistische Geschichtschreibung von Buckle und Taine an hat es zur Genüge nachgewiesen. Erst der einzelne bringt





sich diese Tätigkeit, an der er auch teilnimmt, zum Bewußtsein, erst das Individuum soll nicht nur, sondern vermag auch allein, „den Begriff zu erlangen, was alle zusammen sind". Diese Art von Auseinandersetzung mit der Gesamtheit ist Bildung. Es ergibt sich daraus die Antithese, daß der Mensch, insofern er „besonderes Wesen", d. h. also auf einem speziellen Gebiete tätig ist, ganz und gar der Gesamtheit und dem Zwang ihrer immanenten Gesetze unterworfen ist, insofern er aber ein „Gebildeter" ist, frei über dieser Gesamtheit, anschauend und betrachtend steht. Bildung ist also nichts anderes als die Kultur, die zum Selbstbewußtsein gelangt. Damit ist aber auch noch einiges weitere über das Wesen der Bildung ausgesagt. Ist die Kultur das Werk „aller", so ist sie damit auch als unendlich definiert. Die Bildung kann also auch nicht etwas Abgeschlossenes, Festes, sondern nur ein ununterbrochener Prozeß, kein Ziel, sondern nur ein Weg sein; und es wirkt außerordentlich spaßhaft, wenn man, von diesem Standpunkte aus, von einer „abgeschlossenen Bildung" sprechen hört. Die Bildung hat keine Grenzen, und der Streit, ob man das philologisch-historische oder das mathematisch-naturwissenschaftliche Element zu ihrer Grundlage machen soll, ist von eminenter praktischer, aber von geringer theoretischer Bedeutung. Eine „einseitige Bildung" ist eben eine *contradictio in adjecto*.

Wie über die Schranken der einzelnen Fächer, so greift die Bildung auch hinaus über die Grenzen der Nationen, der Konfessionen, der Klassen. Das notwendige Korrelat der Bildung ist die Weltkultur. Nur auf der Basis der Weltkultur ist eine „allgemeine Bildung" möglich. In dem deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm hat das Wort „Kultur" leider keine Stelle gefunden. Um so liebevoller ist aber „Bildung" behandelt. Und wie so oft, haben die größten Kenner deutschen Geistes auch hier das Richtige getroffen, wenn sie Bildung mit *„humanitas"* wiedergaben. Humanitas — das ist nichts anderes als Begriff und Emp-

findung des rein Menschlichen. Und damit ist der Zweck der Bildung in seinem ganzen Umfang ausgedrückt. Die Bildung muß auch darin eine „allgemeine“ sein, daß sie nicht allein im Intellektuellen, sondern auch im Sittlichen sich kundgibt. Und hier gewinnt die eingangs zitierte Definition Humboldts ihre volle Bedeutung: die Erkenntnis und das Gefühl des gesamten geistigen und sittlichen Strebens beeinflußt die Empfindung und den Charakter. So nur wird es möglich, sich dem Ziel zu nähern, das Fichte als letzten Endzweck aller Kultur und aller Bildung statuiert hat: völlige Freiheit, völlige Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.

Die Begriffe „Kultur“ und „Bildung“ werden an dieser Stelle im Verlaufe der nächsten Zeit von berufener Seite noch in mannigfacher Weise beleuchtet werden. Es war aber erforderlich, diese kurzen Erörterungen schon jetzt vorauszuschicken, um den Standpunkt anzudeuten, von dem aus diese Zeitschrift unternommen ward. Sie vertritt eine weltbürgerliche Betrachtungsweise der Dinge, nicht, weil die Praxis dazu nötigt, sondern aus prinzipiellen Erwägungen heraus. Ohne Weltkultur keine allgemeine Bildung. Humanität, als Grundlage der Gesamtkultur, Totalität, als Ziel der individuellen Bildung, das waren die beiden Begriffe, zu denen die edelsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts sich durchgerungen haben. Im neunzehnten Jahrhundert gerieten sie beide in Mißkredit; die Menschheit war diesen Idealen noch nicht reif. Jetzt aber, wo wir auf der einen Seite die harte Schule der nationalen Kämpfe, auf der andern die strenge Zucht spezialistischer Arbeitsteilung durchgemacht haben, brauchen wir uns nicht mehr vor Schwäche und Zerfahrenheit zu fürchten und können unbedenklich den Kampf wieder aufnehmen für Weltbürgertum und allgemeine Bildung.

*S. S.*







## Weltpolitik.

In unserer Zeit gehen im Verhältnis wenige lärmende und dramatische politische Aktionen vor, wenn man die allseitige Spannung und große Vermehrung der verschiedenen zu Konflikten führenden Interessen betrachtet und die ungeheure Vergrößerung des Gebiets, auf dem sie spielen. Aber für den späteren Historiker wird unsere Zeit trotzdem voraussichtlich wichtiger sein als manche geräuschvollere Periode der Geschichte; denn heute bereitet sich eine Veränderung und Neugestaltung aller Verhältnisse der Erde vor, die ihresgleichen nicht einmal in der Völkerwanderung findet, sondern nur in jenen entlegenen Zeiten der Ausbreitung der verschiedenen Rassen, von denen uns keine schriftliche, kaum einmal eine mythische Überlieferung und Funde von Werkzeugen und Knochen berichten. Diese Zeitschrift, welche sich die Aufgabe setzt, die Erscheinungen unseres heutigen Lebens vom Gesichtspunkte der Kultur aus zu betrachten, kann an solcher wichtigen Bewegung nicht gleichgültig vorbeigehen. Welche Kulturresultate sich ergeben mögen, wenn die jetzige gärende Bewegung ihren Abschluß gefunden, die vor allen Dingen der plötzlichen Entwicklung der Beförderungsmittel und dem Expansionsbedürfnis der europäischen Gesellschaft geschuldet wird, kann heute natürlich noch weniger gezeichnet werden wie die wirtschaftlichen, politischen, ethnologischen und sonstigen Umwälzungen des materiellen Lebens, deren Folgen sich in Religion, Kunst, Philosophie und Lebensgefühl doch erst weiterhin äußern; einige Ahnungen mögen uns wenigstens erlaubt sein bei Gelegenheiten; denn nicht die an sich doch gleichgültige äußere Gestaltung der Dinge beschäftigt uns, sondern das Problem der Menschheitsentwicklung zu höheren Zielen, respektive die Herausbildung von Rassen und Individuen höheren Wertes als die bisherigen: ohne solches Ziel wäre ja alle Geschichte der Menschheit eine sinnlose Widerwärtigkeit.

Mancher sieht vielleicht trübe in die Zukunft unseres Europa. Wenn er die gewaltige Entwicklung und die noch gewaltigeren Aussichten der neuen Völker Rußlands und der Vereinigten Staaten vergleicht mit der unglücklichen Situation der europäischen Länder: einerseits durch historische Tradition in Gegensätze der Interessen und Gesinnungen geraten zu sein, welche eine beständige gegenseitige Kriegsbereitschaft erfordern, anderseits keinen rechten Ausweg für ihre überschüssige Kraft zu haben, so, daß der eine Gegner, Amerika, durch diese vielmehr immer noch gestärkt wird, und der andere, Rußland, noch mehr Stärkung erhielte, wenn er nur wollte: der denkt vielleicht an eine recht entmutigende historische Parallele; das Byzantinerreich war nicht nur Erbe und Besitzer der alten Kultur, es war auch politisch und vielleicht sogar sozial besser organisiert, wie die italienischen Stadtrepubliken und die nördlicher liegenden Reiche; trotzdem mußte es untergehen durch die Ungunst seiner Lage und das Erbe seiner Vergangenheit, und die jungen Staatengebilde konnten sich frei und ungehemmt entfalten. Der Vergleich stimmt nicht ganz; die Arbeit der Byzantiner, bei der sie verbluteten, mußte unter allen Umständen getan werden, die Perser, Araber, Bulgaren, Russen und Türken mußten von Europa ferngehalten werden, damit die Italiener, nur durch heimische Kämpfe, welche ihre Kultur förderten, gestärkt, in Handel und Gewerbe groß werden konnten; die Kriegsrüstungen der europäischen Staaten gegeneinander sind heute nicht mehr für die Menschheitsentwicklung nötig, wie es wenigstens uns Mitlebenden scheint, sie sind nur Darwinsche Überbleibsel früherer historischer Daseinsformen; den weitaus größten Teil der hier ausgegebenen Kraft könnten wir zum wirtschaftlichen und politischen Wettbewerb mit den neuen Reichen gebrauchen; aber im übrigen stimmt der Vergleich: wie Byzanz im Norden, Osten und Süden eingeschlossen war durch die Feinde Europas und im Westen seine aufstrebenden Erben hatte, so ist auch für unsere heutigen

europäischen Länder alle Entwicklung abgeschnitten, nach Osten durch die Ausbreitung des russischen Reiches, welches bei hoher Geburtsziffer, unheimlicher Assimilationskraft und kontinuierlichem territorialem Zusammenhang alle Versuche anderer Völker, sich dort auszubreiten, auf die Dauer wird scheitern machen; und nach Westen haben wir die Vereinigten Staaten, die jeden Versuch einer europäischen Macht, in einem der großen Territorien der südlichen und zentralen halbwilden Republiken Fuß zu fassen, als Kriegsgrund betrachten, weil sie hier ihr Ausdehnungsgebiet haben.

Nur Afrika ist noch frei bis zu einem gewissen Grade für die Entscheidung seines künftigen Geschicks. Sehr bedeutsam wird dafür das Resultat des Burenkrieges sein. ob England hier ein neues Irland bekommt, ob Deutschland größern Einfluß gewinnen kann, ob im Norden Frankreich sich ausbreitet; und noch haben wir keine Ahnung, welche Bedeutung einst die Neger behalten können, ob sie durch Mischung mit den Weißen ihr Blut fortführen und so eine ethnologisch besondere Bevölkerung ihres Erdteils bilden werden, ob sie in den klimatisch ihnen reservierten Gegenden sich rein erhalten und aus europäischen Anregungen eine eigne Kultur erzeugen, ob sie ganz verschwinden, oder ob sie einen so anscheinend geringen, aber doch wichtigen Einfluß auf die Bildung der künftigen afrikanischen Bevölkerung haben werden wie die Rothäute auf die Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Ein Optimist mag vielleicht sagen, daß die Parallele deshalb ganz unzutreffend ist, weil sie die rapiden Veränderungen der Technik vergißt, die wir heute erleben: würde doch schon die Geschichte von Byzanz ganz anders lauten ohne das griechische Feuer. Nur eine technische Folge von heute verändert schon alles, was man früher in diesen Dingen ahnen konnte: daß die Meere die Völker heute nicht mehr trennen, sondern verbinden, eine Wahrheit, die noch so neu ist, daß nur der allergeringste Teil ihrer Konsequenzen



schon zu unserem Bewußtsein gekommen ist. Auf ihr beruht die Existenz des dritten großen Reiches von heute, das neben Rußland und den Vereinigten Staaten steht, Englands.

England und seine Kolonieen sind für die Ansprüche, welche die nächste Zeit an die Staatengebilde macht, zu locker zusammengefügt; eine Zollunion und ein gemeinsames Parlament wären notwendig; aber Bedenken, die gelegentlich auseinandergesetzt werden sollen, stellen sich dem entgegen. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten, ein den modernen Ansprüchen genügendes Heer aufzustellen. Bei allgemeiner Wehrpflicht kann man natürlich die Leute nicht zwingen, sich irgendwo in der Welt in einer gefährdeten Kolonie zu schlagen; ob die Kolonieen, wie die australischen und selbst Kanada, gleichfalls die allgemeine Wehrpflicht für sich einführen würden, ist mindestens noch zweifelhafter wie die Freude, mit der man die Institution in England und Schottland begrüßen würde; und etwa Australier zur Verteidigung Indiens zu bekommen, ist wohl gänzlich ausgeschlossen; mit einigen Freiwilligenkorps ist ja im Falle eines asiatischen Krieges gegen Rußland nichts gemacht. Indien aber wird doch unfehlbar in nicht allzulanger Zeit von Rußland angegriffen werden. Kommt zu dieser schon seit lange bedenklichen Stelle und dem gleichfalls immer gefährlichen Irland noch ein unruhiges Südafrika (und nach den Friedensbedingungen ist ein solches auf lange Zeit zu erwarten, wobei man doch sich erinnern muß, daß die Buren ein tüchtigeres Volk sind wie die Iren), so kann man, wenn nicht irgendwelche ausschlaggebende Veränderungen eintreten, die Aussichten des Brittischen Reiches nur für sehr trübe halten.

Wie relativen Wert aber alle solche Betrachtungen haben, würde sich zeigen, wenn die Meinung einiger Militärs richtig sein sollte, daß die modernen Waffen und die heutige Kriegstechnik die großen, auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht und kurzer Dienstzeit zusammengebrachten

Heere als unbrauchbar werde erscheinen lassen, und daß die Zukunft kleinen, beweglichen Söldnerheeren gehört, die nur aus langgedienten Berufssoldaten beständen. In diesem Fall wäre sofort die augenfällige Schwäche Englands verschwunden, und es würde im Zukunftskrieg sogar mehr Chancen haben wie einer der großen heutigen Militärstaaten mit im gegenwärtigen Sinne modernem Heer.

Die vierte Weltmacht, welche berufen scheint, in der nächsten Generation eine große Rolle zu spielen und bestimmend einzugreifen in die jetzt stattfindende neue Bildung der Verhältnisse unserer Erde, ist, so auffällig das klingen wird, China. Die Kultur Chinas ist im höchsten Grade erobernd und hat noch in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Kolonieen sich der europäischen an Reiz für niedrigere Völker gleich erwiesen. Bei dem großen Assimilationsprozeß barbarischer und wilder Völker an höhere Kultur, in dem wir heute stehen, ist das durchaus nicht zu unterschätzen. Ob China in den nächsten Generationen mit politischen Mitteln aggressiv werden wird, kann man kaum sagen; es hängt das wohl im letzten Grunde davon ab, ob der Eisenbahnbau im Lande schnelle Fortschritte macht; daß es sich durch Auswanderung, private Kolonisation und kulturellen Einfluß durch Handelsbeziehungen im Osten sehr ausbreiten wird, kann man wohl als sicher annehmen. Was etwa speziell die Annexion der Mandschurei durch Rußland betrifft, die man doch wohl als wahre Tatsache betrachten muß, trotz aller Versprechungen Rußlands in den chinesisch-russischen Abkommen, so wird Rußland sich vielleicht schon nach einem Menschenalter erstaunt fragen: haben wir die Mandschurei, oder hat China Sibirien? Auf die Dauer kann ein Agrarvolk, das mit Pferden pflügt, sich nicht erhalten neben einem Agrarvolk, das mit dem Spaten arbeitet: es wird ausgekauft und erstickt durch die Vermehrung des andern.

Diese vier „Weltmächte“, wie man mit einem unzutreffenden Wort sie nennen muß, bieten nach ihrer Zu-

sammensetzung, dem sie Vereinigenden und Zusammenhaltenden, nach ihrer politischen Tätigkeit und Wirkung ein ganz neues Bild dar. Die alten politischen Faktoren, namentlich der Krieg, verlieren an Bedeutung, und es treten neue an ihre Stelle, vor allem solche wirtschaftlicher Natur, ähnlich wie innerhalb der heutigen befriedeten Staaten an Stelle der Fehden und Einzelkämpfe die wirtschaftliche Konkurrenz der Einzelnen und Gruppen getreten ist. Das bedingt natürlich eine „Auslese der Tüchtigsten" nach ganz neuen Gesichtspunkten; und ein Volk, welches durch seine besondern Tugenden etwa früher eine führende Rolle einnahm, mag bedeutungslos werden neben einem früher geringen, welches die neu erforderten Eigenschaften in hervorragendem Maße besitzt. Etwa die Franzosen waren im Mittelalter ein sehr expansives Volk, als individuelle Tapferkeit, Impulsivität, Wagelust, romantischer Drang in die Ferne Qualitäten der „Tüchtigsten" waren; heute sind die Engländer expansiv, denn die heute im Weltkampf erforderten Tugenden sind nicht die des *Chevalier sans peur et sans reproche*, sondern die des Kaufmanns: Ausdauer, Fleiß, Bedachtsamkeit, Zuverlässigkeit u. a. Wir brauchen wohl nicht zu fürchten, daß dieser Zustand ewig währen wird: sein letzter Grund ist doch der Welthandel. Es ist aber gar nicht undenkbar, daß weitere Fortschritte der Wissenschaft die Bedeutung des Handels wieder einschränken, weil jede kleinere Konsumentengruppe ihre nötigen Produkte bei sich selbst herstellen kann, etwa wie seit der Erfindung des Rübenzuckers eine starke innerliche Entfremdung zwischen den westindischen Kolonieen Englands und dem Mutterland eingetreten ist, weil der Rohrzucker unverkäuflich wurde.

Was aber von viel dauernderer Bedeutung ist: unter den oben skizzierten Verhältnissen wird jetzt die Erde unter die vier „Mächte" verteilt, so, daß Angehörige der betreffenden Völker große Distrikte besetzen und sich dort vermehren, daß die Eingeborenen aufgesaugt und assimiliert werden, teils, wie die Russen vorgehen, durch Mischheiraten, Christiani-

sierung, Annahme der Sprache; teils durch Absterben der Eingeborenen, teils durch Aufgehen des Blutes der farbigen Mütter in der neuzubildenden Gesellschaft. Das ausschlaggebende Element ist dann die Sprache.

Wir Deutsche sind sicher nicht die Nachkommen der alten Germanen, die Italiener noch weniger die Nachfahren der Römer; aber durch die Erbschaft der Sprache ist auf diese Völker ein Teil des Geistes der Alten vererbt, welcher dem Blut, das wirklich von ihnen abstammte, eine besondere Wichtigkeit verlieh. Amerika ist trotz seines großen deutschen Bevölkerungsbestandteils ganz „angelsächsisch"; wenn, was nicht so ganz unmöglich scheint, in den australischen Kolonieen die deutsche Sprache zur Herrschaft käme, so würde der gegenwärtig schon bestehende Nationalunterschied so tief werden, wie er nur je zwischen Engländern und Deutschen war.

Und hier ist ein Punkt, der von der allerhöchsten Wichtigkeit für unser deutsches Volk und seine Zukunft ist.

Dank den geschilderten, im höchsten Sinn doch nur zufälligen Konstellationen, haben Engländer resp. englisch sprechende Bevölkerungen, Russen und Chinesen die Möglichkeit, ihr Sprachgebiet weit auszudehnen. Wie die Zahl der russisch und englisch sprechenden Menschen sich vermehrt hat gegenüber den deutsch und französisch sprechenden, nur seit ein paar Generationen, seit den Napoleonischen Kriegen, das ist doch die Erscheinung unseres Lebens, die einen Staatsmann am allernachdenklichsten machen sollte; alle andern Probleme verlieren an Bedeutung gegenüber diesem einen.

Es ist ja wohl ausgeschlossen, daß späterhin auf die Dauer das große russische Reich in seinem heutigen und künftigen territorialen Umfang sich wird zusammenhalten können; es wird eine Differenzierung der Bevölkerung in ihm stattfinden durch Einfluß des Klimas, der Blutmischung und sogar der Geschichte. Auch wenn ganz Bokhara russifiziert wird, so wird doch in Bokhara ein anderes Volk





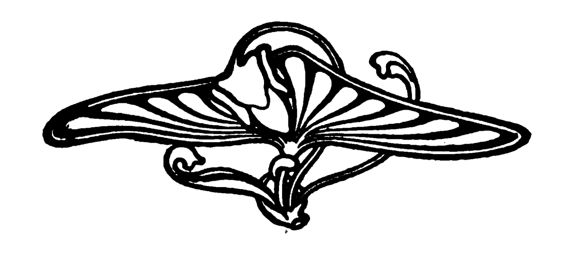
wohnen wie um Moskau; auch wenn Persien annektiert wird, so wird doch einmal in irgend einer Form hier wieder ein selbständiges Reich entstehen; Sibirien wird später einmal einen besonderen Staat bilden, und noch andere künftige Staaten könnte man schon jetzt nach ihren Grenzen bezeichnen. Ebenso werden die Vereinigten Staaten nicht den ganzen amerikanischen Kontinent sich so assimilieren, dass sie neue Yankeestaaten schaffen, die sich als völlig gleiche neue Sterne in ihrem Banner erweisen; schon die Assimilation der Südstaaten war nur möglich, weil die Aufhebung der Sklaverei eine Expropriation der bisherigen Herren des Landes bedeutete, die dann durch Einwanderer aus den Nordstaaten allmählich ersetzt wurden. Daß die englischen Kolonieen einmal auseinander streben werden, ist ja ganz offenkundig, und die Engländer machen sich selbst darüber keine Illusionen.

Aber von den früheren Weltstaaten wird dann die Sprache zurückbleiben und mit der Sprache ein großer Teil vom Geist und der Kultur des Volkes. Das wird auf einer ungeheuer viel größeren Staffel die Bedeutung haben, welche für die Länder um das Mittelmeer die römische Herrschaft hatte. Und hier gehen zwei große Kulturnationen, wie es wenigstens jetzt scheint, leer aus: die Deutschen und die Franzosen. Für beide sind zur Zeit nur ganz geringe Möglichkeiten territorialer Ausbreitung und Ausdehnung ihrer Nationalität vorhanden. Die Franzosen, seit ihrem grossen Unglück 1871, das sie von einem Gipfel stürzte, den sie ohnehin nicht halten konnten und den seitdem wir haben, mit etwa denselben Aussichten wie das Frankreich der sechziger Jahre, sind recht pessimistisch gestimmt und glauben sogar eine Décadence ihrer „Rasse“ konstatieren zu können; wir Deutsche leben zu sehr unter dem unmittelbaren Eindruck unserer gegenwärtigen Machtstellung, um unsere Situation uns ganz klar zu machen. Unsere politische Machtstellung beruht aber doch lediglich auf unserem Heer. Ein unglücklicher Krieg wirft uns auf immer zurück; man

braucht sich bloß auszumalen, wie wenig ein unglücklicher Krieg für die Vereinigten Staaten bedeuten würde, um den Unterschied zu sehen. Länder, Reiche oder Staaten mit der Möglichkeit, ihr Gebiet so zu vergrößern, daß ihr Volkstum sich vergrößert, müssen mit jedem Jahr an Kraft gewinnen; wir können heute nur zunehmen durch fortschreitende Industrialisierung, welche es ermöglicht, mehr Einwohner in den alten Grenzen zu ernähren. Das ist aber einerseits doch keine ganz unbestrittene Verbesserung unserer Verhältnisse, anderseits hat sie auch stets ihre Grenzen in der Ausdehnungsfähigkeit des Exports; bei der zunehmenden Tendenz auf Abschließung gerade der Weltstaaten sind da aber sehr trübe Aussichten.

Diese Situation müssen wir uns nüchternen Sinnes klar machen. Denn noch brauchen wir nicht zu verzweifeln: es sind noch Möglichkeiten für ein größeres Deutschland vorhanden. So leicht zwar, wie den Engländern, Russen und Amerikanern wird uns die Aufgabe nicht gemacht; vor allem hemmen uns eine schwere soziale Zerrüttung und die konfessionellen Gegensätze. Deshalb müssen wir mit ganz besonderer Energie vorgehen, wenn wir unseren Nachkommen eine gute Stellung verschaffen wollen.

Berlin. *Dr. Paul Ernst.*



# Die russische Schulreform.

Lange hat kein deutsches Bühnenwerk einen so starken Erfolg in Rußland gehabt, wie im letzten Winter „Flachsmann als Erzieher“. Zwei Moskauer Theater machten sechs Monate lang damit volle Häuser. Spürt man aber den Ursachen dieses Erfolges nach, so erkennt man sofort, daß nicht dem Dichter Otto Ernst Beifall geklatscht wurde, sondern dem Lehrer. Wenn der Idealpädagoge Flemming seinen Vorgesetzten einen Bildungsschuster nannte, der sein Leben lang alle über einen Leisten geschlagen habe, dann dachte wohl jeder Zuschauer an seine eigene Schulzeit zurück und vergaß, daß das Stück ja in Deutschland und nicht in Tula oder Saratow spiele!

Seit der Tolstoischen Reform von 1871*), also rund 30 Jahre lang, hatte es in Rußland eigentlich keine Schulen und keine Lehrer mehr gegeben, sondern nur noch Kanzleien und Beamte. Jene Reform verfolgte vor allem den Zweck, eine Generation gesinnungstüchtiger Staatsbürger heranzubilden, denen das Gift des Nihilismus nichts anhaben könne. Das ließ sich am bequemsten erreichen, wenn man das selbständige und freie Denken aus der Schule ein für allemal verbannte und es durch jene „Gymnastik des Geistes“ ersetzte, welche von den sogenannten „humanistischen“ *(lucus a non lucendo)* Wissenschaften in ausgiebigstem Maße geboten wird. Die klassischen Sprachen wurden zur Grundlage der gesamten Schulbildung gemacht, d. h. eigentlich nur die lateinische und griechische Grammatik, denn von einem tiefern Eindringen in den Geist des Altertums konnte natürlich nicht die Rede sein, — es wäre auch zu sonderbar gewesen, durch das Studium republikanischer Schriftsteller treue Anhänger des Absolutismus erziehen zu wollen! Nicht ohne Grund holte man

*) Graf Dimitri Andrejewitsch Tolstoi (1823—89) war von 1866—80 Minister der Volksaufklärung und 1883—89 Minister des Innern. Anm. d. Red.



sich auch die Lehrkräfte für die neugeschaffenen Disziplinen — aus Böhmen, obgleich Latein und Griechisch auch schon früher in russischen Gymnasien gelehrt worden war, es also an den nötigen Leuten nicht gefehlt hätte. Man war naiv genug zu glauben, die „slawischen Brüder" würden sich mit der russischen Sprache und den russischen Verhältnissen bald vertraut machen. Das letztere erfüllte sich auch glänzend: die Herren brachten es in der Kunst, in kurzer Zeit zu Rang und Würden zu gelangen, erstaunlich weit; im übrigen aber hielten sie sich als Vertreter einer „gebildeten Nation" für berechtigt, auf die Russen mit Verachtung herabzusehen, und fanden es ganz unnütz, sich Sprache und Sitten eines kulturell so tief stehenden Volkes anzueignen. Der „Czeche" ist eine stehende Figur aller russischen Schulanekdoten und wird es wohl auch noch lange bleiben.

Ein rein formaler Klassizismus stand also im Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts. Derselbe scholastische Formalismus beherrschte auch den Unterricht in der Muttersprache. In den unteren Klassen Grammatik ohne Ende und Diktate zum Einpauken der sehr kapriziösen und ganz unwissenschaftlichen russischen Orthographie. In den oberen Klassen „Literatur", wobei die alte Literatur vom 11.—18. Jahrhundert, deren byzantinisch-trockene Lehrhaftigkeit bei 14jährigen Knaben nichts als tödliche Langeweile erzeugen kann, mit einer Ausführlichkeit behandelt wurde, die jedem Seminar für slawische Philologie Ehre gemacht hätte, während die großen Dichter der Neuzeit: Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, überhaupt nicht zu Worte kamen, und die Klassiker Puschkin, Gogol, Lermontow, gerade wie Demosthenes und Cicero, nur vom stilistisch-philologischen und nicht vom historischen Standpunkt betrachtet wurden. Charakteristisch für diese Art „Literaturunterricht" ist es, daß der geniale Kritiker Belinski, der dem russischen Volke erst die Bedeutung seiner großen Dichter klar gemacht hat, in der Schule der 70er Jahre überhaupt nicht genannt werden

durfte; oft kam es vor, daß Schüler für die Lektüre seiner Schriften Disziplinarstrafen unterzogen wurden. Späterhin hat sich das allerdings geändert . . .

„Natur ist Sünde, Geist ist Teufel!" Deshalb fehlte Naturgeschichte auf dem Lehrplan der Gymnasien vollständig, und Weltgeschichte und Geographie galten als „Nebenfächer", die nur bei wenigen, außergewöhnlich energischen Lehrern einigermaßen gründlich durchgenommen wurden. Schlimmer jedoch als all diese Mängel der Lehrpläne war die Art und Weise, in der die Schule sich vermaß, das Privatleben ihrer Zöglinge zu bevormunden. Der Gymnasiast war verpflichtet, jeden Sonn- und Feiertag dem Gottesdienst in der Schulkirche beizuwohnen; nur wenigen wurde es ausnahmsweise gestattet, ihre Andacht mit den Eltern zusammen in der Kirche ihrer Gemeinde auszuüben. Wollte ein Schüler das Theater besuchen, — auch in Begleitung seiner Eltern und Verwandten! — so mußte er sich erst einen Erlaubnisschein vom Inspektor verschaffen; die Benutzung von Leihbibliotheken war Gymnasiasten untersagt, — sie konnten sich ja nötigenfalls an die sehr ärmlichen Schulbibliotheken wenden und hatten stillzuschweigen, wenn man ihnen statt Brehms „Tierleben" Smiles' „Charakter" gab. Daß die Gymnasiasten, wie alles in Rußland, Uniform trugen und noch tragen, ist selbstverständlich, und wehe dem Jungen, der sich den Luxus eines Spazierstockes erlaubte oder auf seine graue Tuchjoppe je zwei Reihen Knöpfe zu setzen wagte!

Ist es da groß Wunder zu nehmen, daß sich in der Gesellschaft allmählich ein blinder und ungerechter Haß gegen den Lehrerstand herausbildete? Daß der russische Lehrer zu einem bedauernswerten Wesen wurde, das von allen Seiten angegriffen wurde und es keinem recht machen konnte, weder der Gesellschaft, noch der Obrigkeit, noch seinem eignen Gewissen? Schreiber dieses weiß aus eigner Erfahrung und Anschauung, wie viel geistig hochstehende, talentvolle, ehrenhafte Männer an russischen





Schulen tätig waren und noch sind; er weiß aber auch, was für schwere und meist fruchtlose Kämpfe diese Männer jahraus, jahrein bestehen mußten, und wie viele, die einst, voll von Idealen und Hoffnungen, an die Arbeit gingen, allmählich mürbe geworden und in die Fußstapfen Flachsmanns getreten sind. Es muß aber auch gesagt werden, daß sich der Staat wohl um keinen seiner Bürger so wenig kümmert wie um die Lehrer. Während im Auslande 24 Lehrstunden wöchentlich als Maximum gelten, werden sie in Rußland als Minimum betrachtet; mit dieser Anzahl von Stunden kommt man in der Provinz gerade durch, in Moskau oder Petersburg sind 30—36 Stunden die Norm; hat der Lehrer eine größere Familie (d. h. mehr als zwei Kinder!), so muß er zu allerlei Nebenbeschäftigungen Zuflucht nehmen. Dabei sind die Schulen durchweg überfüllt — 45 bis 50 Schüler auch in den obern Klassen sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung —, man kann sich also vorstellen, wie erfolgreich der Unterricht unter diesen Umständen sein kann! So erklärt es sich auch, warum das ganz unpädagogische System des Zensierens jeder einzelnen Antwort durch eine Ziffer (Ball) in den russischen Schulen noch besteht und bestehen muß; damit ist dann eine Menge weiterer Übelstände verbunden, so z. B. daß an Stelle des lebendigen Vortrags resp. Kollegiums ein Abfragen der einzelnen Schüler tritt, und daß die eigentliche Arbeit der Schüler nicht in der Klasse, sondern zu Hause stattfindet. Wenn unsere 10—11 jährigen Söhne nach 5—6 stündigem Aufenthalt in der Schule noch 4 Stunden zu Hause „büffeln“, — so wundern sich darüber nur unsre ausländischen Gäste; wir finden es ganz in der Ordnung.

Zu alledem kommt noch als Letztes, daß der russische Gymnasiallehrer keinerlei methodische Vorbildung erhält; wenn er von der Universität kommt, weiß er ungefähr, was er seinen Schülern beizubringen hat, von dem wie aber hat er keine Ahnung; notgedrungen muß er experimentieren. Wie viele bittere Enttäuschungen diese Experimente

ihm selbst bringen und was für schädliche Folgen sie für die Schüler haben, liegt auf der Hand.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß ich hier immer nur von Gymnasien rede. Es gab und gibt in Rußland allerdings auch noch Realschulen, in denen sogar Naturgeschichte auf dem Lehrplan steht, im übrigen aber dasselbe polizeilich-bureaukratische Regime herrscht wie in den Gymnasien. Da diese Schulen ihren Absolventen so gut wie gar keine besonderen Rechte verleihen — in die Universitäten haben Realisten keinen Zutritt, in die technischen Hochschulen ebenso wie die Gymnasiasten nur nach glücklich bestandener Konkurrenzprüfung —, so wurden sie, wenigstens in der Provinz, meist zum Sammelplatz für alle diejenigen, die den Gymnasialkursus nicht bewältigen konnten . . . Wenn das „junge Rußland“ trotzdem geistig nicht ganz verkrüppelt ist, so erklärt sich das erstens durch die Widerstandsfähigkeit der jugendlichen Psyche, zweitens dadurch, daß sich unter den Lehrern immer noch Einzelpersönlichkeiten genug fanden, die jedem verknöcherten System zum Trotz segensreich wirken konnten, weil sie ein warmes, liebendes Herz für die Jugend hatten; endlich gab es auch noch Schulen, in denen ein anderer Geist herrschte als in den Kronsgymnasien — das waren vor allem die deutschen Lehranstalten in den baltischen Provinzen und die evangelischen Kirchenschulen in Moskau und Petersburg, sowie eine Anzahl Gymnasien und Realschulen, die von Privatpersonen gegründet und unterhalten wurden.

Mit der Zeit mußte man aber auch in den führenden Kreisen zur Überzeugung kommen, daß etwas faul im Staate Dänemark sei. Schon unter dem Kultusminister Delianow hatte man angefangen, allerlei kleine Änderungsversuche zu machen, aber erst von dem im März 1901 ermordeten Bogolepow wurde die Frage einer vollständigen Reorganisation des Schulwesens ernsthaft in Angriff genommen und von Bogolepows Nachfolger, dem





ehemaligen Kriegsminister Wannowski, die Reform in wenigen Sommermonaten mit militärischer Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Der Unterschied zwischen Gymnasium und Realschule wurde kurzweg aufgehoben, das Lateinische als fakultatives Fach für zukünftige Juristen und Mediziner in den oberen Klassen, das Griechische überhaupt nur in fünf Gymnasien des Reiches (Petersburg, Moskau, Warschau, Kiew, Dorpat) beibehalten; aus dem Programm des russischen Unterrichts fast die ganze ältere Literatur bis auf Peter den Großen gestrichen, Tolstoi, Turgenjew, Dostojewski, Gontscharow, Ostrowski, Shakespeare, Byron, Molière, Cervantes, Schiller, Goethe u. a. neu eingeführt; als neue Lehrgegenstände kamen noch Naturgeschichte (von der untersten Klasse an), Gesetzeskunde und Heimatskunde (in den oberen Klassen) hinzu; der achtjährige Gymnasialkursus wurde auf sieben Jahre reduziert. Im August 1901, mit Beginn des Schuljahres, wurden die neuen Lehrpläne, noch ehe sie dem Reichsrat zur Begutachtung vorgelegen, in sämtlichen Lehranstalten eingeführt. Der allgemeine Jubel war groß, aber bald zeigte sich's, wie gewagt es sei, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Man lernte einsehen, daß mit neuen Lehrplänen allein noch nichts gemacht sei, daß die Wurzel des Übels tiefer liege. Man erkannte, daß Gesetzeskunde und Naturgeschichte unter gewissen Bedingungen sich zu ganz ebensolchen Schreckgespenstern auswachsen können wie Latein und Griechisch. Und man fragte sich, warum wohl die Zöglinge der Revaler Ritter- und Dom-Schule und des Moskauer deutschen St. Petri-Pauli-Gymnasiums nichts von Abscheu gegen den Klassizismus empfanden? Es schien fast, als habe diese ganze übereilte Reform nur den liberalen Schreiern den Mund stopfen sollen, die denn auch töricht genug auf den Leim gegangen seien. War doch im Grunde alles beim alten geblieben: die Besoldung der Lehrer immer noch lächerlich klein, die Schulen nach wie vor überfüllt, die Überbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten wo-



möglich noch größer geworden, das Zensursystem in schönster Blüte, die „herzliche Fürsorge für die Jugend", von der im Allerhöchsten Reskript an General Wannowski die Rede war, eitel Phrase, denn aus einem Flachsmann wird nun mal im Handumdrehen kein Flemming; wenn er's aber wird — und viele gaben sich wenigstens den Anschein —, dann sollte man der gabenbringenden Danaer gedenken!

Die neuen Lehrpläne selbst erwiesen sich als durchaus nicht so vollkommen, wie es anfangs geschienen hatte: das riesengroße, dabei ganz unsystematische Programm des Literaturunterrichts bei der knapp bemessenen Stundenzahl zu bewältigen, war eine Sache der Unmöglichkeit; der Lehrplan der Gesetzeskunde mochte für Studenten im 3. oder 4. Semester ganz geeignet sein, für Gymnasiasten war er unbrauchbar; mit dem neu eingeführten Geschichtsunterricht in der untersten Klasse hatte es auch seine Schwierigkeiten; davon gar nicht zu reden, daß besonders in kleineren Städten die nötigen Lehrkräfte und Lehrmittel absolut nicht zu beschaffen waren. So murrten denn zuguterletzt alle, die Schüler und ihre Eltern, die auf Erleichterung gehofft hatten und sich getäuscht sahen, die alten Lehrer, die plötzlich vor neue Aufgaben gestellt waren, und die jungen Lehrer, die sich die „Reform" ganz anders gedacht hatten. . .

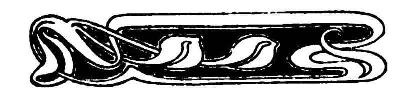
Da kam Ende April dieses Jahres die Nachricht, daß General Wannowski sein Amt niedergelegt habe, und sein bisheriger Gehülfe, Professor G. E. Senger, zu seinem Nachfolger ernannt worden sei. Was wir von dem neuen Kultusminister zu erwarten haben, ist vorläufig noch ganz unklar. Er zählt zu den bedeutendsten Altphilologen unter den russischen Gelehrten. Sollten wir also wieder zum Tolstoischen Klassizismus zurückkehren? Sengers Antrittsrede ist in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, daß sie jede beliebige Deutung zuläßt. Das Wannowskische Reformprojekt soll jedenfalls einer gründlichen Revision unter-





zogen werden: dabei soll jede „Einseitigkeit und Übereilung“ vermieden werden. Was hat der Minister damit sagen wollen? Die reaktionäre Presse hält sich an das zweite Wort und behauptet, es beziehe sich auf die Wannowskische Reform; die liberalen Blätter suchen ihren Lesern einzureden, unter „Einseitigkeit“ sei der nun endgültig zum Tode verurteilte Klassizismus zu verstehen. Die Zukunft wird uns lehren, wer recht hat. Hoffentlich bringt sie uns das, was wir nun schon seit Jahren herbeisehnen: eine freie, im besten Sinne des Wortes humanistische Schule, die ihre Zöglinge zu Menschen ausbildet!

Moskau, im Mai 1902. *Arthur Luther.*



## Die Pariser Schauspielsaison.

Wenn die Zahl der Aufführungen über den Wert und die epochemachende Bedeutung der Bühnenstücke zu entscheiden hätte, so müßte die Pariser Theatersaison, die Ende September 1901 begann und Ende Mai 1902 aufhörte, die Saison des *„Billet de Logement“* genannt und die Herren Antony Mars und Henri Kéroul als Sieger im dramatischen Ringkampf proklamiert werden. Dieses „Einquartierungsbillett“ ist zwar nur eine Posse und die Folies Dramatiques, wo es anfangs Oktober erschien, galten damals für einen verlorenen Posten, wo seit der Entwertung der Operettengattung, die einst auch hier florierte, nur Enttäuschungen zu holen seien, aber diese Posse führte das Publikum in das „verhexte“ Haus zurück und überschritt Ende Mai ohne Ermüdung die 250. Vorstellung. Ja, noch mehr! Dieses Lied der Lieder hallte sogar an den Ufern

der Spree wieder und füllte das Residenz-Theater zwei Monate lang, obschon man das Original für deutsche Ohren und Augen bedeutend abgeschwächt hatte. Kann man aber diesen Zahlenbeweis nicht als Wertmesser gelten lassen, so darf der anhaltende Erfolg des „*Billet de Logement*“ doch in mehreren Beziehungen als charakteristisch gelten. Es ist in erster Linie ein sehr gut gemachtes Stück, wo die zugrunde liegende Verwechslung, die an sich völlig undenkbar ist, mit unerbittlicher Logik ausgebeutet wird. Der unschuldige Major, der bei der anständigen Frau Martin einquartiert zu sein glaubt und daher die höchst unanständige Frau Martin wegen eines Fehltritts um die Hand einer ihrer sechs angeblichen Nichten bitten zu müssen glaubt, während ein Leutnant die Nichte der wahren Frau Martin umwirbt, handelt ganz vernünftig, wenn man seine erste Unschuld annehmen will, und daraus entwickeln sich alle komischen Situationen der drei Akte wie von selbst. Das ist, so niedrig man die Gattung veranschlagen mag, eine Kunst, die man den Herren Mars und Kéroul nicht abstreiten darf. Bemerkenswert ist ferner die Freiheit des Tones, der gegenüber der Uniform angeschlagen wird. Ist der Major unschuldig bis zur Dummheit, so ist sein Oberst ein lockerer Vogel ohne Grundsätze. Der Erfolg des Stückes zeigt also, dass die nervöse Empfindlichkeit des französischen Patriotismus denn doch nicht so weit geht, daß sich die ausgelassene Posse die Uniform versagen müßte. Die dritte Eigentümlichkeit des Stückes ist die wenigst rühmliche. Das ist die grobe Unfläterei des Dialogs, der vor keiner Anspielung zurückschreckt. Das Haus der Tante mit den vielen zutunlichen Nichten wird ebensoweit geöffnet wie das berüchtigte Haus Tellier in der Novelle Maupassants, und die besondern Bedingungen der Bühnenkunst setzen diese sozialen Verhältnisse in ein weit grelleres Licht.

Der zweite große, d. h. dauerhafte Erfolg der Saison zeigt uns ein erfreulicheres Bild, was die moralischen Qualitäten angeht, aber Eines hat er mit dem genannten Schwanke





gemein, nämlich die gute Mache, die aus der Mitarbeiterschaft zweier, an sich wenig bedeutenden Geister hervorgegangen ist. Auch hier ist es ein kleineres Theater, das niemand unter den ersten Bühnen von Paris zu nennen pflegt, dem das große Los zufiel, nämlich das in einer stillen Nebenstraße in der Nähe der Großen Oper liegende Athénée. Von der Posse erheben wir uns hier zum modernen Gesellschaftsstück, worin eine ernste Handlung mit möglichst vielen komischen Einfällen umrahmt wird. „Madame Flirt" heißt das Stück, und seine Verfasser, die nicht mehr der allerjüngsten, aber doch noch der jüngern Generation angehören, sind Paul Gavault und der beliebte Komiker der Comédie Française Georges Berr. Die relative Jugend der Verfasser verrät sich aber nur in den komischen oder pittoresken Nebenumständen. Sehr alt ist dagegen ihre „Madame Flirt" (auch dieser sehr moderne Übername der Heldin gehört nur zum pittoresken Beiwerk) in Charakterzeichnung und Handlung. Sie ist eine jener vielen Großmutsdramen, die in Frankreich besonders beliebt sind, wenn sich die Großmut durch eine mehr oder minder heroische Lüge kundgibt. Ist nicht auch der vielberühmte Cyrano ein solcher Held der großmütigen Lüge? Die tugendhafte und gerade darum etwas unvorsichtige Witwe, der Berr und Gavault den genannten Übernamen gegeben haben, lügt zum Besten ihrer verheirateten Freundin, deren Gatte einen verfänglichen Brief eines Sportsmans ohne Bedeutung, dessen die Dame bereits überdrüssig geworden, aufgefangen hat. Sie nimmt das ungerade Verhältnis auf ihre Rechnung, kompromittiert sich dadurch gegenüber dem Gatten ihrer Freundin und gegenüber dessen Bruder, der sie zur Gattin begehrt, bis die Schuldige selbst den Bann löst und die Verzeihung ihres Ehemannes erhält. So wäre also die Gefälligkeit der Madame Flirt gar nicht nötig gewesen, aber ohne sie hätten wir eine Menge interessanter Szenen, unter denen die zwischen dem wahren Verehrer der Heldin und ihrem angeblichen Liebhaber die

beste ist, ja, vielleicht die ganze „Madame Flirt" verloren und das wäre schade gewesen. In der Weihnachtswoche erschienen, hat das Stück von Gavault und Berr die ganze Saison überdauert und durch seinen Erfolg den Direktor Deval genötigt, auf einige Tage ein belangloses fünfaktiges Stück, zu dessen Aufführung er sich kontraktlich verpflichtet hatte, zugleich mit „Madame Flirt" zu geben.

Diesen beiden Stücken, welche die ganze Saison überdauerten, lassen sich einige andere anschließen, deren Erfolg zwar geringer war, aber auf den gleichen Gründen beruht. Die anziehende Form ersetzte den Mangel an Gehalt oder verdeckte sogar einen faulen Inhalt. Die „Yvette", die Pierre Berton aus einer Novelle von Maupassant gebildet hat und die sich im Vaudeville von Ende Oktober bis Anfang Dezember hielt, gehört hieher; denn das Stück spielt im Hause einer Halbweltlerin, deren Tochter nach einem fruchtlosen Selbstmordversuche zu „bessern Gefühlen zurückkehrt", indem sie, wie ihre Mutter, einen freigebigen Liebhaber annimmt. Auch das im Stile und in der Auffassung höherstehende, zum Teil recht witzige Stück des Gymnase *„La Bascule"* von Maurice Donnay ist dazu zu rechnen, denn die eigentliche Handlung ist winzig klein. Ein wenig interessanter Ehemann schwebt unter allerlei Verlegenheiten zwischen seiner Frau, die er liebt, und einer Schauspielerin, die ihn zeitweise fesselt, hin und her. *„Le Détour"* von Henri Bernstein, der es im Gymnase auf hundert Vorstellungen brachte, war eine zweite, allerdings etwas verbesserte Auflage der „Yvette". Auch hier ist die Heldin die Tochter einer *„grande cocotte";* aber es gelingt ihr, sich in gut bürgerlichen Kreisen zu verheiraten. Dort fühlt sie sich freilich so unglücklich, daß sie am Ende den Trauring verächtlich abstreift, um dem Evangelium der „freien Liebe" zu gehorchen. *„La Passerelle"* von Frau Fred Grésac und Francis de Croisset, der Frau Réjane im Vaudeville ihr Talent lieh, behandelt eine Scheinehe, die einen Ehebruch vor der Welt verdecken

soll, aber durch eine kühne Verführungsszene zu einer wirklichen Ehe wird. Der größte Triumph des gut gemachten Stückes war aber der Zweiakter des Akademikers Paul Hervieu in der Comédie Française „L'Énigme". Von allen Neuheiten schlug er in der Generalprobe und in der Première am kräftigsten ein. Und wie peinlich ist doch der Stoff! Zwei Brüder entdecken am Morgen früh ihren Vetter, wie er aus dem Hause schleicht, wo er notwendig eine der Frauen der Brüder besucht haben muß. Welche ist die Schuldige? Die Lösung dieses Rätsels wird mit unerbittlicher Strenge und großer Leidenschaft verfolgt, bis sich der Liebhaber erschießt und sich die Schuldige, da sie den Schuß hört, selbst verrät. Einen tiefern Gedanken hat freilich Hervieu, wie in allen seinen Stücken, auch hier niedergelegt. Er läßt durch einen alten Onkel den grausamen Landjunkern Nachsicht und Milde predigen und sagt ungefähr wie Hugo *„Ah, n'insultez jamais une femme qui tombe!"* Aber den Erfolg des Stückes machte die beklemmende Spannung aus, die von der ersten bis zur letzten Szene anhält und durch kein unnützes Beiwerk abgelenkt wird.

Die Tyrannei des gut gemachten Stückes hat sich sogar dem Théâtre Antoine aufgezwungen, [dessen Existenz auf dem entgegengesetzten Grundsatze der realistischen Wahrheit um jeden Preis beruht. Antoine gab gleich zu Beginn der Saison *„L'Honneur"*, die Übersetzung der Sudermannschen Ehre, und dieses Stück gefiel außerordentlich, nicht nicht wegen seiner These von der Veränderlichkeit des Ehrbegriffes, sondern wegen der trefflich gesteigerten und kontrastierenden Aktion. Die alten Freunde des Théâtre Libre, aus dem das ständige Théâtre Antoine im Jahre 1897 hervorgegangen ist, machten Antoine den Vorwurf, daß er seine glorreiche Vergangenheit verleugne, indem er ein so konventionelles Stück wie „die Ehre" aufführe. Tatsächlich hat aber die „Ehre" die Situation dieses Theaters gerettet, denn alle andern Neuheiten, die dem naturalistischen Ideal näher kamen, erwiesen sich als Eintagsfliegen. Siebenmal

erneuerte Antoine sein Programm, ohne etwas Haltbares zu finden, und immer mußte wieder „die Ehre" die Ehre und die Kasse retten. Eine Ermüdung der naturalistischen Gattung gab sich auch darin kund, daß drei der Novitäten Antoines dramatisierte Romane oder Novellen waren. Zolas „*Terre*" und Maupassants unvergleichliche *Boule de Suif* wurden zu ihrem Schaden dramatisiert, und nur „*Au Téléphone*", zwei Akte, die André de Lorde aus einer kurzen Novelle von Foley gezogen, gefielen. Ein Familienvater verfolgt am Telephon die Ermordung der Seinigen auf einem einsamen Landgute, wo keine Rettung möglich ist. Die bösen Ahnungen des ersten Aktes und die Szene am Telephon, die den zweiten fast ganz allein ausfüllt, wirken nervenerschütternd genug, können aber doch nicht als höchste Theaterkunst gepriesen werden.

Noch schlechter als Antoine ging es übrigens seinem neuen Konkurrenten und ehemaligen Mitarbeiter Gémier, der zu Beginn der Saison die Renaissance übernahm, wo einst Sarah Bernhardt gethront hatte, um sich dem Bühnenrealismus noch ernstlicher zu widmen als sein Vorbild. Gémier gab viel Interessantes: die „*Ecoliere*" von Jean Jullien, eine Studie über die unglückliche Lage der Volksschullehrerinnen; „*La Vie Publique*" von Emile Fabre, eine sehr feine Satire des Wahlkampfes, wie er sich in Marseille zu gestalten pflegt; „*Une Blanche*" von Lucien Gleize, wo die französischen Kolonialbeamten gegeißelt werden; „*Le Quatorze Juillet*" von Romain Rolland, wo der Beginn der Revolution von 1789 ohne eine Spur einer dramatischen Verwicklung gewissenhaft in drei Akte zerlegt wird. Aber nichts wollte sich halten. Zum Schlusse griff Gémier, wie Antoine, zu den kleinen Stücken und fand in zwei gelungenen Einaktern: „*Le Cœur a des raisons*" von Robert de Flers und Caillavet, die ein wenig an Augier und sehr an Scribe erinnern, und in dem tragikomischen Spitzbubenstücke „Daisy" von Tristan Bernard eine gewisse Entschädigung.



Während die Realisten Niederlagen über Niederlagen zu verzeichnen hatten, gestaltete sich trotz einer innern Krisis und einer andauernden Verstimmung zwischen den Societären und dem vom Staate ernannten Administrator Claretie die Saison in der alten Comédie Française über Erwarten fruchtbar. Das Unerwartetste war da der von Ende Februar bis Ende Mai anhaltende Erfolg der seit dem tiefen Falle von 1843 ganz vernachlässigten „Burgraves" von Victor Hugo. Die Hundertjahresfeier des 24. Februar gab den Anlaß dazu, und zahlreich waren damals die Stimmen des Tadels, daß man das anerkannt schwächste Stück Hugos für die Feier ausgewählt habe. Ist aber das Stück als solches schwach, so enthält es doch einige der schönsten Verse des Dichters und ist der sprachlichen Form nach den andern überlegen. Als Drama beinahe lächerlich, sind die *„Burgraves"* reich an epischen Deklamationen, in denen gewissermaßen die *„Légende des Siècles"*, Hugos Hauptwerk, vorausgenommen wird. Diesen Charakter des Werkes hat die Comédie durch ein Nachspiel verstärkt, wo die beiden Darstellerinnen Gedichte Hugos vortragen, die sich auf seine Geburt und auf seinen Tod beziehen. Dieses kleine Festspiel wuchs aber so mit dem Stück zusammen, daß es nicht mehr davon getrennt worden ist. Das Publikum kommt zu einer Deklamation erhabener Verse ins Theater, und da die drei Akte der *„Burgraves"* den Abend nicht ausfüllen, ist es ihm willkommen, einen Akt hinzuzunehmen, der den gleichen Charakter trägt. Man darf aus dem Vorgange jedenfalls den Schluß ziehen, daß das Publikum von 1902 literarischer empfindet als das von 1843.

Mit neuen Stücken war die Comédie ungewöhnlich freigebig, und neben der bereits genannten „Énigme" dürfen zwei andere Werke als hervorragend bezeichnet werden, obschon sie mehr als das Drama Hervieus bei der Kritik und dem Publikum der Generalproben auf Widerstand stießen. Das erste war *„Le Marquis de Priola"* von

Henri Lavedan, der seit Anfang Februar jede Woche einmal oder zweimal gegeben wird. (Die Comédie ist das einzige Schauspieltheater von Paris, wo das Programm Tag um Tag wechselt; alle andern spielen das gleiche Stück, solange es gehen will, jeden Abend und an Sonntagen zweimal.) Lavedan hat in dem Stücke den modernen Don Juan zeichnen wollen, ihm aber wohl zuviel Mephistophelisches beigemengt. Sein Don Juan empfängt z. B. eine Kokette, die ihn gewissermaßen aus Ehrgeiz erobern möchte. Er merkt das und gibt daher vor, ihre ersten tugendhaften Weigerungen ernst zu nehmen. Wütend entfernt sie sich, und er triumphiert aus Schadenfreude. Daneben arbeitet der schon etwas angegraute Don Juan an der Korruption seines natürlichen Sohnes, wird aber gerade durch ihn bestraft; denn der junge Mann hat sich heimlich in Leipzig zum Arzt ausbilden lassen und sagt dem alten Wüstling die Ataxie voraus, die ihn am Schlusse ereilt. Nicht die in die korrekteste Sprache gehüllten, teilweise Nietzsche abgelauschten Cynismen des in vielen Dingen gut charakterisierten Don Juans, sondern die Predigten seines tugendhaften Sohnes und seine schlecht herbeigeführte Entdeckung, daß Priola seine Mutter verführte, sind die Klippen des Stückes. Le Bargy und Frau Bartet haben sich ein besonderes Verdienst erworben, indem sie alles, was sie zu sagen hatten, in das richtige Licht setzten, ohne zu stark aufzutragen. Ende April ließ die Comédie trotz des dauernden Erfolges der andern Neuheiten „*La Petite Amie*" von Eugène Brieux über die Bretter gehn. Schon vorher hätte Brieux im Théâtre Antoine zu Wort kommen sollen mit seinen „*Avariés*", einem gut gemeinten, aber wenig bühnengemäßen und inhaltlich anstößigen Tendenzstück gegen die Geheimhaltung gewisser ansteckenden Krankheiten, wenn die Censur nicht ein in diesem Falle wohl berechtigtes Veto eingelegt hätte. „Die kleine Freundin" ist zwar auch ein ausgesprochenes Tendenzstück, aber es handelt sich um nichts Verfängliches. Brieux predigt den



bürgerlichen Vätern, daß sie einem Sohne, der eine Arbeiterin verführt hat, nicht verbieten sollen, diese zu heiraten, besonders wenn sie selbst den Arbeiterinnen ihres Geschäftes nachstellen. Er predigt ferner gegen den unpraktischen Charakter der Gymnasial- und Universitätsbildung, die er selbst — und das ist sehr fühlbar — nur vom Hörensagen und nicht aus Erfahrung kennt, gegen die Ausbeutung und Mißhandlung der Arbeiterinnen und gegen viele andere soziale Mißstände. Es ist ihm aber trotz seines Aposteltums, das in dieser Dosis nicht auf die Bühne paßt, gelungen, einen prächtigen Charakter zu zeichnen, nämlich den des jovialen Haustyrannen, der seine Damenhutfabrik geschickt emporbringt, aber zugleich als seinen Harem betrachtet, der für seinen Sohn ehrgeizige Pläne hat und es ihm nicht verzeiht, wenn dieser nicht darauf eingehen will. Das Leben und Treiben der Pariser Putzmacherinnen erhält in dem Stücke ebenfalls eine sehr genaue, lebenswahre Schilderung, von der möglicherweise ein die Sitten bessernder Einfluß ausgehen kann. Die Fehlgriffe der Comédie waren zu Anfang der Saison „*Le Roi*" in drei Akten von Gaston Schéfer, wo die gewagte These, daß ein Monarch schon von Standeswegen ein unglückliches Familienleben führen müsse, eine recht trockene Entwicklung fand, und im Dezember der Zweiakter „*Le Nuage*" von Gustave Guiches, der ein ziemlich unwahrscheinliches Zerwürfnis am Hochzeitstage breittrat.

Nur einmal erhob sich auch das Théâtre Antoine zu einem großen Stücke von tieferer Bedeutung, nämlich mit „*La Fille Sauvage*" von François de Curel, der sich nicht mit den fünf Akten der alten Tragödie begnügte, sondern sechs brauchte, um ein wie ein Raubtier gefangenes wildes Weib von Madagaskar vom Urzustande bis zur höchsten Zivilisation, die in einer Pilgerfahrt nach Bayreuth gipfelt, zu führen und das Unvermögen der christlichen Doktrin darzulegen, aus der Wilden ein gesittetes Wesen zu machen. Sie wird zwar durch ihre Intelligenz

zur Herrscherin eines halb zivilisierten Reiches der heimischen Insel, läßt aber einen Missionar umbringen, der die Waldmenschen, denen sie entstammt, trotz ihres Verbots zu bekehren sucht. Die unglückliche Neigung der Wilden zu dem Gelehrten, der sie erzogen, durchkreuzt die antireligiöse These Curels. Sie bringt eine Unklarheit in das Stück, an der es auf der Bühne rasch scheiterte. Es behält aber seinen Wert für den Leser, der sich für die Probleme der Religionsphilosophie und der Evolutionstheorie interessiert. Nicht viel besser ging es dem feinsinnigen Henri Bataille mit dem psychologisch sehr interessanten Stücke „*Le Masque*", das im April auf kurze Zeit mit der Réjane im Vaudeville gegeben wurde. Der Literat, der hier den Helden spielt, behauptet, durch seinen Beruf genötigt zu sein, den Theaterdamen den Hof zu machen. Seine Frau, welche diese Theorie nicht anerkennen will, fingiert ihrerseits einen Ehebruch (er ist ihre „Maske"), um eine Scheidewand zwischen ihm und ihr zu errichten, läßt sich aber am Schlusse zurückerobern, nachdem ihr die letzte Theaterliebe ihres Gatten versichert hat, er liebe im Grunde doch nur sie. Die gleiche Lehre der Nachsicht hat mit viel größerm Bühnengeschick und mit mehr Geist Alfred Capus in „*Les deux Écoles*" entwickelt, deren Erfolg in den Variétés dem des vielberühmten „*Veine*" wenig nachgab. Auch hier liebt der Gatte, der zu seinem Vorteile kein Literat, sondern ein unbeschäftigter reicher Advokat ist, im Grunde nur seine Frau, obschon er jeder anderweitigen Versuchung sofort erliegt. Sie ist von der strengen Schule und besteht auf der Ehescheidung, versöhnt sich aber am Schlusse, nachdem sie die traurige Entdeckung gemacht, daß der überaus korrekte steife Beamte, den sie heiraten wollte, ebenso hinfällig ist, wie der so viel amüsantere Advokat. Die von ihren Eltern gepredigte Schule der Nachsicht behält den Sieg.

Diese Schule der Nachsicht, die wir bei Hervieu, bei Capus, bei Bataille, bei Berton-Maupassant, bei Bernstein und im gewissen Sinne auch bei Brieux finden, wird auch

mit dem größten Nachdruck von Maurice Maeterlinck vertreten. Seine *„Monna Vanna“* wäre vielleicht das größte Ereignis der Saison geworden, wenn sie nicht erst in der zweiten Hälfte des Mai und wenn sie auf einer großen, regelrechten Bühne erschienen wäre. Die achtungswerte Gesellschaft des Oeuvre, die Lugné-Poë leitet, besitzt nicht die nötigen Mittel, um ein historisches Drama gehörig aufzuführen und auszustatten, und die drei Vorstellungen, die sie jeweilen von einem Stücke gibt, lassen das große Publikum fast unberührt. Dennoch hat diese „Monna Vanna“ einen tiefen Eindruck hinterlassen und der Kritik viel Stoff geliefert. Maeterlinck, der endlich die für die Bühne wenig passende raum- und zeitlose Märchenwelt verlassen hat, ist auch hier ein großer Dichter von tiefer Empfindung geblieben. Er hat überdies gemäß seinen philosophischen Ansichten einem bekannten tragischen Stoffe, dem der Judith, der nur eine blutige Lösung zuzulassen schien, eine versöhnliche und dennoch ernste Wendung zu geben gewagt und sie dem Zuschauer aufzuzwingen gewußt. Sein florentinischer Holophernes, der den Besuch der pisanischen Judith in seinem Zelte fordert, liebt sie mehr als die undankbaren Herren von Florenz. Er respektiert sie und kehrt mit ihr in das befreite Pisa zurück. Judiths Gatte will aber an soviel Großmut nicht glauben, und durch sein Mißtrauen gereizt, rettet sie den Verehrer durch eine List, um später mit ihm zu fliehen. Da es zur Zeit der Renaissance keine Scheidung gab, so kommt dieser Schluß fast auf eine Verherrlichung der freien Liebe heraus, die das Ende der *„Yvette“* und des *„Détour“* bildet. Originell wie die Handlung und die Charakterzeichnung ist aber auch die sprachliche Form des Stückes. Scheinbar in Prosa geschrieben und gedruckt, besteht der Text wohl zu zwei Dritteln aus ungereimten Alexandrinern, die sonst in der guten Prosa als Fehler gelten. Maeterlinck beruft sich auf die freien Versformen Shakespeares, der immerhin schärfer als er zwischen Vers und Prosa geschieden hat. Sicher

ist, daß Maeterlincks Mischdialog für die Darsteller schwerer zu sprechen ist, als es reine Prosa oder korrekte Verse wären.

Ein Pariser Saisonbericht ohne Sarah Bernhardt? wird der Leser am Schlusse mit Staunen fragen. Die große Tragödin hat zwar in der Tat vom Dezember bis Ende Mai in Paris gespielt, aber was sie Neues bot, beschränkte sich auf eine ganz mißlungene „Francesca da Rimini" des englischen Romandichters Marion Crawford. Phädra, Aiglon, Kameliendame, Theodora, in diesem kleinen Rollenkreise bewegte sie sich im übrigen. Weniger als je haben ihre Künstlerschaft und ihr Talent als Bühnenleiterin der Literatur nützliche Dienste geleistet!

Paris, Ende Mai 1902. *Felix Vogt.*



## Die süddeutsche Kunst in Karlsruhe.

Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs hat nun auch Karlsruhe zu einer großen Kunstausstellung ermutigt. Sogar eine internationale Ausstellung ist es geworden.

Die Deutschen können zwar bei gewissen Gelegenheiten und nach gewissen Richtungen hinaus sehr chauvinistisch sein. Allein dieser Chauvinismus mit seinen rhetorischen Brusttönen hindert uns bei allen andern Gelegenheiten gar nicht, in herkömmlicher deutscher Art und Kindsköpfigkeit die höhere Vornehmheit immer wieder im Fremden zu sehen.

Haben wir vielleicht in der Tat Grund dazu? Eine böse Frage, nicht wahr? Ich meine, sie müßte wirken wie ein Peitschenhieb ins Gesicht. Hoffentlich geht sie wenigstens,

die kleine böse Frage, ein klein wenig tiefer als die vielen zornigen und ihrerseits brusttönigen Strafpredigten, die schon über dieses Thema gehalten worden sind . . .

Ein badisches Demokratenblatt hat bei Gelegenheit des Großherzoglichen Jubiläums die Meinung ausgesprochen und verfochten: nicht Bismarck, sondern der Großherzog Friedrich müsse der Gründer des Deutschen Reiches genannt werden. Es könnte also eine gewisse Ironie darin liegen, daß man die Franzosen eingeladen hat, das Fest dieses Fürsten durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Sie haben die Einladung angenommen. Aber eine besondere Ehre müssen sie nicht darin gefunden haben; sie haben fast nur alte Sachen geschickt. Oder es sind Bilder in deutschem Besitz. Aufsehen erregt die Réjane von Besnard.

Dasselbe gilt von den Engländern und Schotten. Hier besonders sind gute Bilder zu sehen; aber weitaus die meisten kennt man bereits von andern deutschen Ausstellungen her, viele seit zehn Jahren und länger.

Wie man sich aber gar um diese belgische Ausstellung bemühen konnte, ist mir vollends unbegreiflich. Die fällt so heraus aus dem Ganzen, daß man sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen kann. Das Vorwort des Katalogs sagt, was man in der Ausstellung nicht erwarten soll: keine „mittelalterliche Kostümkunde“, keine „Illustrationen zu historischen Romanen oder rührseligen Bauernnovellen“. Wer aber all das, dem Vorwort zum Trotz, dennoch sucht, im Saal der Belgier kann er es reichlich finden. Was wollte man damit nur? Ich frage mich umsonst.

Wollte man eben doch auch etwas für die „Bauern“ haben? Es gab ja einmal eine Zeit — sie ist lange her —, wo die Belgier in der Malerei den Ton angaben. Die hier ausgestellte Sammlung, bis auf die Landschaften, scheint ganz und gar aus jener Zeit zu stammen. Ausnahmen sind darunter. Sogar ein Ferdinand Khnopff. Und was für einer!

* * *

Von den übrigen Ausländern will ich vorderhand einmal ganz absehen. Kommen wir also zur deutschen Kunst. Und sagen wir zunächst, daß es durchaus berechtigt erscheint, wenn unter den deutschen Künstlern diejenigen besonders begünstigt wurden, die in Karlsruhe oder im Großherzogtum selbst schaffen (oder schafften) oder durch Geburt oder Abstammung dazu eine Beziehung haben.

Ja, es hätte das noch weit mehr geschehen dürfen. Es hätten bei dieser Ausstellung, ihrer Veranlassung entsprechend, die badisch heimatlichen Leistungen viel mehr in den Vordergrund gerückt werden dürfen. Niemand hätte sich mit Grund darüber beklagen können. Eher kann man den Tadel erheben, daß hier, zu Gunsten einer eitlen Großtuerei mit dem Ausland, berechtigte Erwartungen nicht erfüllt worden sind. „Großtuerei mit dem Ausland“, seltsames Wort! Die Reichen und Mächtigen tun groß mit ihrem Reichtum und ihrer Macht; aber die Armen und Schwachen und — die Bedienten, womit tun die groß? Die tun groß mit den Reichen, denen sie dienen . . .

Ich weiß sehr wohl, daß es andere und durchaus berechtigte Gesichtspunkte gibt, die Sache zu betrachten. Aber wir haben wahrhaftig an internationalen Ausstellungen in Deutschland keinen Mangel.

Badens Fürst schaut auf eine fünfzigjährige Regierungszeit zurück. In diesem selben halben Jahrhundert hat die moderne Kunst eine erstaunliche Entwicklung durchgemacht, und badische Künstler, innerhalb und außerhalb der Karlsruher Kunstschule, haben daran keinen ganz unbedeutenden Anteil. Diese Anteilnahme in historischer Übersicht zur Anschauung zu bringen, hätte eine verlockende Aufgabe sein können. Die Franzosen — deren übertriebene egoistische Engherzigkeit ich damit vielleicht keineswegs empfehlen will — haben sich immer, auf ihren großen Jahrhundertausstellungen, neben ihrer decennaren zugleich eine säkulare Nationalausstellung geleistet. Das Ausland kam dann freilich um so kürzer weg. Ich sage „vielleicht keineswegs emp-

3



fehlen"; dennoch ist das sicher: Ein starker und gesunder Organismus ist immer egoistisch, er macht sich aus allem Feindlichen seine Nahrung, er frißt es auf; unegoistisch ist der schwache und kranke Organismus, er läßt sich auffressen.

Die von der Logik geforderte badische retrospektive Ausstellung hat man also, abgesehen von einzelnen heut noch einflußreichen Künstlern, in Karlsruhe nicht gemacht. Sehen wir, was man gemacht hat.

Von älteren verstorbenen Künstlern ist allein Anselm Feuerbach vertreten. Und er ist freilich von allen Toten, die je zu Karlsruhe in Beziehung getreten sind, der weitaus bedeutendste. Feuerbachs „Erdenwallen" war, wie alle Welt weiß, auf weite Strecken ein Leidens- und Passionsweg. Und Karlsruhe bedeutet eine wichtige Station auf demselben. Dort hat Feuerbach die gröbsten Enttäuschungen erfahren. Er hat dort erlebt, was sich nur zu oft wiederholt: so lange er ein Schüler und Lernender war, hat man ihn freundlich begünstigt, der Großherzog vor allem; in dem Maße aber, wie sein eigener Charakter sich ausbildete und hervortrat, begegnete er nur noch Feindseligkeiten. Alles intrigierte gegen ihn in Karlsruhe, und mit solchem Erfolg, daß der Großherzog selber an dem Künstler irre wurde. Wieder einmal hat sich Bureaukratismus und Hofkabale mächtiger erwiesen als der persönliche gute Wille des Fürsten.

Ich benutze gern diese Gelegenheit und komme auf etwas zu sprechen, was zwar nichts mit der Karlsruher Ausstellung, aber mit Feuerbach sehr viel zu tun hat. Jedermann kennt das Feuerbachsche „Vermächtnis", dieses Stück Bekenntnisse eines Künstlers, das in der Weltliteratur kaum seinesgleichen hat. Es sind Auszüge aus Feuerbachs Aufzeichnungen und Briefen, von der Mutter des Künstlers zusammengestellt und herausgegeben. Feuerbachs hinterlassene Papiere selber sind in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und Julius Allgaier, der langjährige

Freund und Biograph des Künstlers, versicherte mir, diese Papiere enthielten noch so viel Bedeutendes, ja Erstaunliches, daß das „Vermächtnis“ in seiner jetzigen Gestalt nur als eine geringfügige Abschlagszahlung zu betrachten sei im Vergleich zu der vielleicht bald zu erhoffenden Ausbeute des Ganzen.

Vier Bilder sind von Feuerbach in der Ausstellung. Man hätte, sogar ohne über Baden hinauszugehen, leicht eine größere Anzahl haben können. Da aber die Karlsruher Galerie eine schöne Anzahl Feuerbachscher Werke enthält, darunter das phänomenale Gastmahl des Plato, kann sich der Verehrer seiner Kunst dort leicht entschädigen.

Die vier Stücke in der Ausstellung sind sehr bedeutend. Das Kniestück, sitzende Frau (im Besitz der Frau Medizinalrat Wolf in Heidelberg) und die Frau am Meere in Lebensgröße (im Besitz des Herrn von Harder in Mannheim) gehören zum Persönlichsten und Intimsten der Feuerbachschen Kunstoffenbarung. Ebenso groß in der Form ist der Frauenkopf daneben. Es sind Werke, in denen uns das hohe Stilgefühl des Künstlers in aller Macht entgegentritt. Besonders gilt dies von der Frau am Meere. Dieses Bild ist auch koloristisch ein Feuerbach ersten Ranges. Das dunkelgraue Violett des Gewandes, das bräunliche Grau der Felsen und das weiß-grau-grünliche Meer bilden einen feinen Akkord. Und in dem vierten Stück der Ausstellung werden vielleicht die meisten Feuerbach zum erstenmal als Landschaftsmaler kennen lernen.

Anselm Feuerbach trat zu einer Zeit auf den Plan, wo die Historienmalerei — das Wort in seinem schlimmsten Sinn verstanden — ihre wildesten Orgien feierte. Dieser Kunst stand das stoffliche Interesse obenan. In Feuerbach aber lebte die Religion der Form. Er hätte nicht in einem schärferen Widerspruch zu seiner Zeit stehen können. Darin liegt seine Bedeutung.

Aber auch sein Verhängnis liegt darin. Er konnte in diesem für ihn so ungünstigen Zeitklima unmöglich sein

3*





Höchstes erreichen. Ein in der Kunst ihm nah Verwandter, Hans von Marées, hat ja sein Ideal noch viel weniger als Feuerbach zu verwirklichen vermocht. Wenn Böcklin glücklicher war, so lag das freilich zunächst daran, daß seiner romantischen Naturbeseelung und symphonischen Farbendichtung die Nation und die Zeit von vornherein doch mehr Verständnis entgegenbringen konnte als dem strengen Formenkult eines Feuerbach und Marées; es lag aber zum Teil auch nur an seiner größeren körperlichen Widerstandsfähigkeit.

Sehr bezeichnend ist es, daß ein Karlsruher Professor der Kunstgeschichte in einem eingehenden Ausstellungsbericht an eine große Zeitung den Namen Feuerbach nicht nennt. Er nennt auch den Namen Fritz Böhle nicht, der ebenfalls aus Baden stammt und an den man bei Feuerbach denken muß, weil ihm eine ähnliche Großheit der Form zu eigen ist, wenn sie sich gleich, gemäß dem verschiedenen Herkommen und Bildungszustand, sehr verschieden äußert. Man sehe daraufhin in der Ausstellung seine Radierungen an, besonders seine großen Blätter, den Schweinehirten, den Ritter mit Pferd u. a. Böhle kommt auch direkt von Feuerbachschem Einfluß her; er ist durch Karl von Pidoll ein Schüler des Hans von Marées — d. h. er war es einmal.

Von Böcklin sind sechs Nummern auf der Ausstellung, aber keine darunter gehört zu seinen Schöpfungen ersten Ranges. Und noch weniger gehört dazu das Bild in der Karlsruher Galerie. Es ist eine Anschaffung jüngsten Datums unter Thomas Direktion. Als die Zeit günstiger war zu solchen Erwerbungen, galt in Karlsruhe, so scheint es, Ferdinand Keller für einen größeren Künstler.

* * *

Im Zusammenhang mit Feuerbach geziemt es, Hans Thoma zu nennen. Beide teilen das Los, daß ihnen der Historiker der modernen Kunst, Richard Muther, nicht ganz gerecht

wird. Thomas Kunst habe ich des öftern eingehend charakterisiert und kann mich darum heute auf einige Bemerkungen beschränken. Er hat auf der Ausstellung, außer einer Anzahl zerstreut hängender, einen ganzen kleinen Saal voll Bilder. Es sind, für diesen Raum wenigstens, eher zu viel als zu wenig. Sie hängen viel zu dicht aufeinander, sie beeinträchtigen sich gegenseitig.

Auch aus andern Gründen würde man mehrere darunter gern entbehren. Thoma ist doch manchmal allzu sorglos, allzu genügsam, und in seiner Freude an einer originellen Idee zeigt er gelegentlich eine große Gleichgültigkeit dafür, wie die Idee sinnliche Erscheinung wird. Der Grund liegt tief in seinem menschlichen Charakter. Thoma ist viel mehr Gemütsmensch als Sinnenmensch. Insofern liegt vielleicht in der ungeheuren Behauptung eines andern universitären Kunsthistorikers, der, mit seinem bekannten Parteifanatismus, Thoma den einzigen Vertreter der wahrhaft deutschen Malerei in unserer Zeit nennt, ein winziges Körnchen Wahrheit.

Man sollte aber Thomas Bedeutung nicht in seinen Schwächen suchen, sondern in seinen Stärken. Und besonders kennen die Thoma nicht, die solche gelegentlichen Nachlässigkeiten als Unvermögen deuten. Es ist ein Bild auf der Ausstellung: „Mädchen mit Hühnern“; ja, so wie das Gefieder dieser Hühner gemalt ist, wer das gemacht hat, an dessen Malenkönnen kann kein Vernünftiger mehr zweifeln. Und Thomas Landschaften samt und sonders liefern ebenfalls den Beweis höchsten malerischen Vermögens — was überdies ihr geringstes Verdienst bedeutet. Die landschaftliche Natur steht ihm eben lebendig in der Seele, er hat zu ihr das intimste Verhältnis, sie sagt ihm Dinge, die sie sonst niemand verrät. Der menschliche Körper dagegen, als solcher, mag ihm weniger sagen. Und bei unserer protestantisch-deutschen Erziehung ist das ganz natürlich. Sogar bei Böcklin, der unendlich sinnlicheren Natur, läßt sich dieses Phänomen konstatieren.

Noch eines fällt bei der Thoma-Ausstellung wieder sehr auf: daß dieser Meister, wie kaum ein anderer unter den Neuern, sein langes Leben lang sich fast ganz gleich geblieben ist. Man kann bei ihm kaum von Wandlungen, aber auch kaum von Entwicklung reden. Nur von seiner Landschaftsmalerei gilt dies nicht, und das ist auch ein Fingerzeig.

Wie billig, sind auch einige Schüler Thomas vertreten, unter denen ihn einer, ein Frankfurter, sehr geschickt und ein anderer, Eichrodt aus Karlsruhe, ziemlich ungeschickt nachmacht.

Nicht als Schüler, aber als Freund und Landsmann Thomas, muß hier Emil Lugo genannt werden, der trotz aller „altfränkischen" Malweise gerade in letzter Zeit, weil er eben doch eine zu markante Eigenart darstellt, die Aufmerksamkeit vielfach auf sich gelenkt hat und, bei aller Einsiedler-Existenz, selbst auf jüngere Lernende nicht ohne Einfluß geblieben ist. Diese herbe Künstlerpersönlichkeit, die heute auf ein langes Leben strengsten Schaffens zurückblickt und die nie einer Mode auch nur haarbreit entgegengekommen ist, müßte freilich noch viel bekannter sein. Und daß dieses Landeskind, dieser nebst Thoma älteste lebende Schüler der Karlsruher Akademie nur mit einem einzigen Bildchen auf der Ausstellung vertreten ist, trotz vielfacher mir bekannt gewordener Angebote, ist eigentlich ein Skandal. Doch ist das ausgestellte Bild wenigstens ein guter Repräsentant der Lugoschen Kunst.

Lugo hätte schon darum mit einer Kollektiv-Ausstellung vertreten sein müssen, weil er mit Thoma zusammen derjenige Maler ist, durch den die heimatliche Landschaft, der Schwarzwald, am tiefsten und stimmungsvollsten erfaßt worden ist. Sein großes Titiseebild, erst vor kurzem von Thoma für die Galerie angekauft, ist hierfür allein ein schlagender Beweis.

Emil Lugo hat in München, wo er seit einem Jahrzehnt wohnt, in einem Kollegen einen auffallenden Doppelgänger:



Karl Haider. So groß ist die Ähnlichkeit beider, daß sie oft miteinander verwechselt werden. Ich will nicht sagen, daß sie sich in ihrer Kunst ebenso gleichen. Aber eine gewisse Verwandtschaft ist unverkennbar. „Altfränkisch" malt auch Karl Haider. Altdorfer war doch wohl ein alter Franke? Und an seine und ähnliche altdeutsche Landschaften erinnern die des Karl Haider. Jedenfalls hat er diese, heute eigentlich ganz unerhörten Vorbilder fleißig studiert. Er sieht manchmal die Natur — unglaublich heute — ganz mit ihren Augen. Aber das ist das wenigste; bis auf den Farbenauftrag und die ganze Behandlung des Materials hat er von ihnen gelernt. Seine Bilder sind überraschend durch Glanz und Oberflächenschönheit, und seiner nachweisbaren, aber, ach, gar weit ab liegenden Vorbilder ungeachtet, ist Haider eine der originellsten Künstler-Erscheinungen unserer Zeit. Vier entzückende Bilder sind von ihm auf der Ausstellung. Eine Hochlandschaft in Grau, Purpurviolett und Gelb ist ein Bild, das man nicht wieder vergessen kann.

* * *

Hochinteressant ist die Kollektion Schönleber. Das ist ein anderer Künstler wie die zuletzt genannten. Er hat alle Phasen der modernen Malweise getreulich mitgemacht und er hat sich, man muß sagen, dabei immer auf der Höhe gehalten. Er hat sogar, bis zu einem gewissen Grad, immer ein Persönliches darin auszudrücken gewußt. Kaum ein anderer deutscher Landschaftsmaler hat in der modernen Luftmalerei — die eine Zeit für die einzig berechtigte galt — so Vorzügliches geleistet. Aber es scheint, daß gerade diese Malerei nach und nach sich selber zum Überdruß geworden ist — wenigstens an sich irre geworden ist. Das Schummrige und Nebelige, das ihr anhaftete, zu überwinden, war zuletzt ihr Hauptbestreben. Aber strebte sie damit nicht gewissermaßen nach Selbstüberwindung?





Diese Frage drängt sich einem auf bei Betrachtung der letzten Schönleberschen Bilder. Wie hier wieder Motive gewählt werden, die an sich interessant sind — Veduten sagte man sonst —, wie die Umrisse betont und wie die Gegenstände und wie die Lokalfarben hell, klar, leuchtend in der Luft, viel mehr auf der Bildfläche stehen: das sieht sehr nach einer Überwindung, Selbstüberwindung aus.

Schon einer, einer der Allergrößten, hat bereits diesen Weg zurückgelegt. Segantini war ja auch bei den französischen Luftmalern in die Schule gegangen! Schönleber hat sich keineswegs dessen Technik angeeignet und erreicht auch nicht eine gleiche wuchtige Wirkung; aber er verfolgt eine verwandte Tendenz und sogar mit verwandten Mitteln. Er wirkt intimer als Segantini. Und daß er das mit Bewußtsein will, zeigt er schon durch die Kleinheit seiner neueren Bilder. Schönlebers Streben ist ehrlich und erfreulich. Nebenbei bemerkt, sind von Segantini fünf grandiose Bilder auf der Ausstellung.

* * *

Wenn Schönleber hauptsächlich durch Feinheit, Schönheit und Reichtum des Kolorits anspricht, so benutzen andere Karlsruher Künstler, um uns in eine gewisse Stimmung zu bannen, mehr den linearen Rhythmus, der so stark herausklingt, daß die Farbe von selbst dagegen zurücktritt. Mit wenigen Linien erreichen sie oft eine überraschende Wirkung. Sie bedürfen freilich dazu geeignete allereinfachste Motive und meistens sind sie im Finden oder Erfinden solcher sehr glücklich. Und sie sprechen sich ebenso gern oder lieber auf kleinen Blättern lithographisch aus als mit Öl auf großen Leinwänden.

Volkmann und Kampmann stehen hier obenan. Beide machen bereits Schule. Karl Biese und Otto Fikentscher und einige Jüngere fallen als Karlsruher ebenfalls erfreulich auf mit Lithographieen und Radierungen, während Haueisen sehr ungünstig wegkommt und ein J. R. Weis rätselhafterweise gar

nicht auf der Ausstellung zu finden ist. Ebenso fehlt Würtenberger (der aber ein Badener ist) und der sich mit seinen Bildnissen wohl hätte sehen lassen können.

Mehr im dichterischen als im malerischen Sinn poetisierend sucht Franz Hein zu wirken. Auf seinem großen Bild sind die Königskerzen besser gemalt als die Figuren. Viel erfreulicher wirkt er mit seinen Lithographieen. Ein anderer Karlsruher, Friedrich Fehr, und der Münchner Graf-Freiburg wissen durch die Farbigkeit ihrer Bilder für sich zu interessieren. Der letztere hat auch bedeutende Radierungen ausgestellt.

Der Freiburger Franz Hoch, in München lebend, mag ebenfalls hier genannt werden. Auch er wirkt hauptsächlich durch strenge Auswahl und Simplifikation; nur geht sein Streben weniger auf lineare als auf Tonwirkung. Insofern leitet er zu Ludwig Dill über.

Der ist unstreitig der raffinierteste Tonmaler in der Landschaftsmalerei. Seine sanften, zurückhaltenden Mollakkorde, in Grau, Oliv und Gelb, mit allen ihren Nüancen, wozu dann höchstens noch ein kühles Blau tritt, sind gewiß in der deutschen Malerei eine ganz neue Sache. Ob das nun große Kunst ist, im religiösen Sinn des Wortes, oder bloß große Virtuosität, das ist die Frage. Es ist etwas Wollüstiges in diesen Bildern, auch ohne daß eine Spur weiblicher Nacktheit darin vorkäme. Und faszinierend wirken sie wie graublau-grünliche Schlangenhäute. Auch gerahmt sind sie raffiniert. Ein Kritiker meinte: „Ein" Stück Erde habe uns Dill nun gezeigt, nun möge er uns zeigen, wie ein anderes Stück Natur in seiner Umarmung aussieht. Ich meine, der Mann mißversteht Dill gründlich. Diesem Künstler ist es am wenigsten um die Umarmung der Natur zu tun. Die Natur muß ihm wohl ihre Motive hergeben, aber dann mag sie sich zum Teufel scheren, weiter will er mit dem ungeschlachten Weibsbild nichts zu tun haben.

Seine ehemaligen Sezessionsgenossen von München sind schon derbere Gesellen: Stuck z. B., der die göttlich- und





südlich-heitern mythischen Naturvisionen Böcklins „glücklich" ins Bayerisch-bäuerisch übersetzt; Fritz Baer, mit seiner etwas allzu lauten, etwas allzu jauchzenden Farbenfreudigkeit, die aber doch auch andere mit Freude erfüllen kann, weil sie nicht obendrauf sitzt, sondern aus der Tiefe quillt; Heinrich Zügel mit verwandtem Streben, aber mit mehr Naturalismus aus vergangener Zeit her im Leib; auch die Bildnismaler Habermann und Samberger, die uns doch nachgerade ein bißchen mehr sagen, als Meister Lenbach heute noch zu sagen hat, der übrigens in einem feschen Ungar, Fülop László, einen Schüler gefunden hat, der dem Meister vielleicht wenig Freude und Behagen bereitet, nicht weil er ihn zu schlecht, sondern weil er ihn zu gut nachmacht. Ich war einmal in der „Allotria", da war der Baron Habermann der einzige, der dem Herrn Professor Lenbach zu widersprechen wagte, frei und frisch; wie er ihm in der Kunst „widerspricht", das ist noch interessanter. Von Samberger ist ein Kopf des Malers Buchner da; so wie dieser Kopf mir seit drei Wochen „nachläuft", so ist mir noch kein Lenbachscher Kopf nachgelaufen, obwohl Lenbach doch gerade in dieser Beziehung was geleistet hat.

Zwei Tote sind hier zu nennen. Da ist Wilhelm Dürr, der einst mit Stuck, Exter und Herterich gleichstrebend war. Er mag etwas zu hastig der Fata Morgana des Ruhms nachgeeilt sein, und so ist ihm der Atem ausgegangen. Eine ganze Reihe von Skizzen ist von ihm ausgestellt. Bedeutender ist die Kollektion Langhammer. Er zeigt die moderne deutsche Malerei auf der Höhe, ehe sie sich sozusagen aristokratisiert hat. Auf wirklich erstaunlicher Höhe zeigt er sie. Mit ihm ist ein großer Meister zu früh gestorben.

Und auch in Exter steckt viel derbe Kraft, viel rückständiger Naturalismus — trotz seines Märchenthemas vom Nixensee. Nur im Vortrag wird auch dieser von Jahr zu Jahr raffinierter, fabelhafter. Ja, wirklich fabelhaft. Dasselbe gilt von Herterich (mit der Frau vor dem Spiegel). Beide mögen schon auf ihre technischen Errungenschaften stolz



sein. In diesem Sinne haben sie, in Deutschland wenigstens, einen Vorsprung, daß ihnen nicht so leicht einer nachkommen wird.

Zu ähnlicher verblüffender Wirkung, aber bei ganz anderer Technik, gelangt Fritz Erler in seinen Bildnissen — nicht mit seinem großen Triptychon von der Pest.

Zusammen mit dem bereits historisch gewordenen Wilhelm Leibl — der mit 16 Nummern vertreten ist und dessen Kollektion für viele schon allein eine Reise nach Karlsruhe lohnt — ist Wilhelm Trübner ausgestellt. Und wohl hat ja der jüngere Wilhelm dem ältern nachgestrebt und von ihm gelernt. Er kann sich auch sehr gut neben ihm sehen lassen. Er ist ein eigener Meister geworden und kein kleiner, — kein kleinerer, wird man vielleicht eines Tages sagen. Trübner ist nicht so laut, nicht so stürmisch, nicht so eroberungstrunken, wie etwa ein Herterich. Er ist kühl bis ins Herz hinein. Und er ging immer einen steten und langsamen Schritt. Er ist dennoch in aller Ruhe und Stille schon sehr weit gegangen. Etwas kühl ist auch seine Kunst — was sich schon in den kühlen Tönen ausspricht; aber sie ist dafür auch sehr vornehm und durch und durch ehrlich. Trübner ist vielleicht, man wird mich verstehen, nichts als ein Maler; aber das ist er auch in ganz eminentem Grad. Und er ist notwendiger ein Maler als vielleicht die Meisten heute.

Und nun muß ich noch über einen Karlsruher Künstler sprechen, bei dem mir's schwer fällt, den rechten Ausdruck zu finden. Ferdinand Keller war immer ein talentvoller Dekorationsmaler. Er hatte zwar keinen eigenen Stil. Er ging in den Fußstapfen eines Großen von ehedem. Aber immerhin hätte er auf diesem Gebiet vielleicht, wenn er gewollt hätte, sich einen bleibenden Ruhm erwerben können. Auch als Maler fürstlicher Repräsentationsstücke war er immer beliebt. Und das war wahrlich kein undankbares Feld. Aber nun, man sollte es nicht für möglich halten — er hält es offenbar für möglich — nun malt er — Böcklinbilder. Alle Böcklinschen Motive malt er noch einmal. Und wie malt er sie!

Da hört alle Kritik auf. Wenigstens tut sie gut daran, aufzuhören. Sie könnte leicht wegen irgend eines Ausdrucks zur Ordnung gerufen werden . . .

Wenn man aus dem Kellerschen Kabinett heraustritt, steht man der „Viehherde im Wasser“ von Viktor Weishaupt gegenüber; da hat man ein Gefühl, wie wenn man von einem Wachsfigurenkabinett in die sonnige, lebenstrotzende Natur selber hinausträte.

* * *

Ich hätte nun über Skulptur und besonders über gewerbliche Kunst noch einiges zu sagen. Über Läugers Keramik vor allem wäre ein Wort wohl am Platz. Er hat, scheint es, auf der Pariser Ausstellung nicht nur goldene Medaillen, sondern auch goldene Lehren bekommen. Auch das Ausstellungsgebäude selber, von Friedrich Ratzel, verdiente ein eingehendes Lob. Ich habe aber genug Raum in Anspruch genommen, ich muß hier schließen.

Nur noch ein kurzes Wort. Ich habe meinen Bericht über diese Ausstellung mit „Ausstellungen“ begonnen. Doch betrafen diese nicht die Güte der Sache an sich. Ich kann im Gegenteil sagen, daß ich noch nie eine so erquickliche Kunstveranstaltung im großen erlebt habe. Des Uninteressanten ist in Karlsruhe so wenig, daß es ganz verschwindet, und das will etwas heißen. Und Karlsruhe selber ist, durch Charakter und Lage, ein glückliches Podium für Kunst.

Mannheim. *Dr. Benno Rüttenauer.*



# Richard Dehmel*).

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Geistes, daß er auf gewissen Höhepunkten in zwei entgegengesetzten Persönlichkeiten sich ausdrückt, in zwei Persönlichkeiten, die einander ausschließen und doch wieder ergänzen. Diesen Gegensatz finden wir schon im Mittelalter in Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach. Wir finden ihn dann in dem glorreichen 18. Jahrhundert in mehrfacher Wiederholung in Wieland und Klopstock, in Lessing und Herder, in Goethe und Schiller, in Mozart und Beethoven, um nur die bedeutendsten Namen zu nennen. Und wieder erscheint er in der Kunst des 19. Jahrhunderts: da haben wir solche Paare in Menzel und Böcklin, in Liebermann und Klinger, in Brahms und Wagner. Auch auf dem Gebiete der Literatur läßt sich dieser Gegensatz nachweisen. Hauptmann und Sudermann sind solche Komplementär-Erscheinungen, und ein zweites Paar haben wir in Liliencron und Dehmel. Daß die deutsche Lyrik in den letzten zwei Jahrzehnten in eine neue Phase eingetreten ist, kann nicht bezweifelt werden. Ob die Produkte dieser Epoche von dauerndem Werte sein werden, ist eine andere Frage. Aber sicher ist es, daß innerhalb der jüngstdeutschen Lyrik, wie sie nun einmal ist, Liliencron und Dehmel die Höhepunkte bezeichnen. Und an ihnen wiederholt sich nun der Gegensatz, den wir schon bei Meister Gottfried und Wolfram von Eschenbach finden: Liliencron ein sinnenfroher, sonniger Held, den man gleichsam hoch zu Roß, von Licht und Luft umspielt, vor sich sieht, Dehmel gleich dem Dichter des „Parzival“ ein „Finder wilder Märe“, ein Grübler und Mystiker, der hinter dem holden Schein das Wesen der Dinge sucht, dem kein Gedanke zu hoch, kein Gefühl zu tief ist.

Ähnlich wie Liliencron hat auch Dehmel verhältnismäßig spät seine dichterische Berufung entdeckt. 1863 in einem märkischen Forsthause geboren, widmete er sich zunächst staatswissenschaftlichen Studien, und zwar beschäftigte er sich mit dem denkbar prosaischsten und exaktesten Gegenstand, mit dem Versicherungswesen nämlich, über das er in den achtziger Jahren mehreres publizierte. Er war 23 Jahre alt, als er seine ersten Gedichte schrieb, aber er schrieb sie für sich, als Privatsache. In die Öffentlichkeit trat er zuerst 1890 mit einem Prolog zur Eröffnung der Freien Volksbühne in Berlin und bald darauf mit einem Huldigungsgedicht an Robert Koch, in jenem Winter 1890/91, als man glaubte, daß Koch das Allheilmittel gegen die Tuberkulose gefunden hätte. Und in demselben Jahre 1891 erschien Dehmels erstes poetisches Werk unter dem Titel: „Erlösungen“. Er war also damals bereits 27 Jahre alt. Dehmel hat 1898 eine zweite revidierte Ausgabe seines Erstlings veranstaltet; für die Erkenntnis seiner Entwicklung wird man jedoch gut tun, auf die erste Auflage zurückzugreifen. „Erlösungen“, so hat Dehmel die erste Sammlung seiner Gedichte benannt, und er fügte noch den Untertitel hinzu: „Eine Seelen-

*) Die folgenden Ausführungen sind als einleitender Vortrag bei Gelegenheit eines „literarischen Abends“ gehalten worden, an dem Dehmelsche Dichtungen durch Rezitation und Gesang dem Publikum näher gebracht wurden. Sie wollten den Hörern nichts weiter als den Standpunkt angeben, von dem aus das Gebotene zu genießen ist. Die Wiedergabe des Vortrags an dieser Stelle erfolgt lediglich deshalb, weil er dem nachfolgenden „Offenen Brief“ Dehmels als Ausgangspunkt diente.



wandlung in Gedichten und Sprüchen". Die ersten Verse des Buches sind „Bekenntnis" überschrieben und lauten:

*Ich will ergründen alle Lust,*
*So tief ich dürsten kann;*
*Ich will sie aus der ganzen Welt*
*Schöpfen, und stürb' ich dran.*
*Ich will's mit all der Schöpferwut,*
*Die in uns lechzt und brennt;*
*Ich will nicht zähmen meiner Glut*
*Heißhungrig Element.*

Wer Dehmel kennt, wird bald finden, daß die Grundzüge seines Wesens schon in diesen wenigen Angaben enthalten sind. „Eine Seelenwandlung" will er uns vorführen. Für ihn ist die Poesie kein Zeitvertreib, kein Spiel. Sie soll nicht als Erheiterung dienen für die große Masse, daher sein Haß gegen alle Überbrettelei; sie soll aber auch nicht ein Leckerbissen sein für wenige Kenner und Feinschmecker, daher seine entschiedene Abneigung gegen den Grundsatz des *l'art pour l'art.* Poesie ist für ihn der Gipfel seiner Existenz. Jedes seiner Gedichte soll im Goetheschen Sinn ein Gelegenheitsgedicht sein, das Bruchstück einer großen Konfession, also selbsterlebt. „In Gedichten und Sprüchen" will er uns seine Erlebnisse vorführen. Es gibt Leute, die nur die sogenannte Gefühlslyrik als wirkliche Poesie gelten lassen, und denen die Gedankenlyrik nicht viel mehr als gereimte Prosa bedeutet. Dehmel verlacht einen solchen Unterschied. In seinen Gedichten soll der ganze Mensch erscheinen mit seinen Empfindungen und Gedanken. Er ist davon durchdrungen, daß das, was man Gedanke nennt, aus dem tiefen Schacht des Unbewußten, des Gefühls emporquillt und wieder darauf zurückwirkt. Und so findet man denn bei ihm nicht nur Lieder, in denen die Saite der Empfindung bis zum Springen gespannt ist, nicht nur Sprüche, die in kürzester epigrammatischer Form das Resultat langer Gedankenreihen enthalten, nein, man begegnet bei ihm auch Dichtungen, in denen die sublimste Metaphysik mit der glühendsten dithyrambischen Sinnlichkeit verschmilzt, und gerade diese Vereinigung scheinbar so disparater Elemente ist es, die ihn zum Mystiker stempelt, die ihn, was seine Ideenwelt betrifft, in die Nähe unserer älteren Romantiker, etwa neben Novalis und Friedr. Schlegel rückt.

Und was erlebt dieser Mensch nun? Ergründen will er alle Lust, so sagt er selbst. Das ist nicht in dem Sinne zu nehmen, als ob er sich dem vulgären Vergnügen widmen wollte; nein, der Schrei, den er hier ausstößt, und den er in den folgenden Dichtungen erläutert, er gemahnt an die Apostrophe des Faust, der in seinem innern Selbst genießen will, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, der sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern will. Es ist etwas Faustisches in dieser Natur, und dann wieder etwas vom Don Juan, dem ewig Unersättlichen. Aber nicht wie Don Juan will er dem steinernen Gast zum Opfer fallen, nicht wie Faust will er mit der Menschheit am Ende auch zerscheitern. Er glaubt an sich selbst, an seine Zukunft, an die Zukunft der Menschheit. Wohl fühlt er in sich ein Chaos von wilden Trieben, die unausrottbar sind, aber er hat die Überzeugung, daß er diese Triebe wie Naturkräfte bändigen und zu höchsten Zwecken verwenden kann. Charakteristisch ist für diese Denkweise sein „Nachruf an Nietzsche". Das Gedicht ist zu einer Zeit geschrieben, da Nietzsche noch lebte, aber schon geistesumnachtet war, zu einer Zeit, da das deutsche Publikum sich auf Nietzsches Werke stürzte, um



**ihn gründlichst mißzuverstehen. Dehmel war einer der Wenigen, die Zarathustras Lehren von vornherein richtig begriffen, und es mag gleich hier hervorgehoben werden, daß kein anderer Denker und nur wenige Dichter Dehmel so stark beeinflußt haben wie Nietzsche. Das Gedicht aber lautet folgendermaßen:**

*Und es kam die Zeit,*
*daß Zarathustra abermals*
*aus seiner Höhle niederstieg vom Berge;*
*und viel Volkes*
*küßte seine Spuren.*
*Der Jünger aber, der ihn liebte,*
*stand von ferne,*
*und der Meister kannte ihn nicht.*
*Und der Jünger trat zu ihm und sprach:*
*Meister, was soll ich tun,*
*daß ich selig werde?*
*Zarathustra aber wandte sich*
*und schaute hinter sich,*
*und seine Augen wurden weit,*
*und gab zur Antwort:*
*Folge mir nach!*
*Da ward der Jünger sehend*
*und verstand den Meister*
*und folgte ihm*
*und verließ ihn.*
*Als er aber seines Weges wanderte,*
*wurde er traurig*
*und sprach also zu seiner Sehnsucht:*
*Wahrlich, viele sind,*
*deren Zunge trieft vom Namen Zarathustras,*
*und im Herzen beten sie*
*zum Gotte Tamtam;*
*allzu früh erschien er diesem Volk.*
*Seinen Adler sahen sie fliegen,*
*der da heißt der Wille zur Macht*
*über die Kleinen.*
*Und seine Schlange nährten sie an ihrer Brust,*
*die Schlange Klugheit.*
*Aber seiner Sonne ist ihr Auge blind,*
*die da heißt*
*der Wille zur Macht über den Einen:*
*den Gott Ich.*

**Und die Ergänzung dazu bildet das spätere Sentenzpoëm „Selbstzucht":**

*Mensch, du sollst dich selbst erziehen.*
*Und das wird dir mancher deuten:*
*Mensch, du sollst dir selbst entfliehen.*
*Hüte dich vor diesen Leuten!*
*Rechne ab mit den Gewalten*
*in dir, um dich. Sie ergeben*
*zweierlei: Wirst Du das Leben,*
*wird das Leben dich gestalten?*

*Mancher hat sich selbst erzogen;*
*hat er auch ein Selbst gezüchtet?!*
*Noch hat keiner Gott erflogen,*
*wer vor Gottes Teufeln flüchtet.*

Hier haben wir das, was ich die Grundzüge von Dehmels Ethik nennen möchte: das Streben nach Gott, nach Vollendung, aber zugleich das Bewußtsein, daß diese Vollendung nur erreichbar ist, wenn man sich vor Gottes Teufeln nicht fürchtet, d. h. wenn man dem Kampfe mit seinem Triebleben nicht aus dem Wege geht, sondern es in hartem Ringen in seinen Dienst zwingt. Selbstzucht, Selbsterziehung, das ist sein Ziel, nicht in dem Sinne, daß der einzelne in eine Schablone gebracht, sondern daß aus ihm eine eigenartige selbständige Individualität, eine Persönlichkeit werden soll. Und für Dehmel persönlich ist nun die Poesie das Mittel zur Selbsterziehung. Sie allein setzt ihn in den Stand, sein dumpfes Triebleben zu beherrschen, mit seinen Erlebnissen fertig zu werden. Sobald er seine Leidenschaften dem Rhythmus unterworfen hat, hat er sie auch gebändigt, steht er über ihnen, ist er von ihnen erlöst; und so gewinnt der Titel seines Erstlings „Erlösungen“ eine tiefere Bedeutung für seine ganze künstlerische Tätigkeit.

Aber die Züchtung einer selbständigen Persönlichkeit ist bei Dehmel nicht Selbstzweck; der einzelne Mensch hat für ihn nur insoweit Wert, als er geeignet ist, für die Zuchtwahl der ganzen Gattung wirksam zu sein, zur Steigerung des Typus Mensch beizutragen. Oder wie Dehmel sich in einer seiner Vorreden kurz, aber sehr prägnant ausdrückt: „Die Kraft eines Menschen zur Entwicklung der Menschheit, das ist sein Wert. Also auch den höchsten Wert des Künstlers macht sein Wert als Mensch aus; zumal des Dichters, da sein künstlerisches Gestaltungsmittel, die Sprache, das allgemeinste menschliche Ausdrucksmittel ist . . . . . Ein vollkommener Künstler bleibt trotz allem ein unbedeutender Künstler, wenn er nicht auch ein bedeutender Mensch ist, ein Mensch für die Menschheit, nicht bloß für den Liebhaber; um so bedeutender, je tiefer sein Empfinden, je weiter seine Wahrnehmung, je höher sein Gedanke geht, also je mehr er Entwicklungskraft besitzt.“ Das ist Dehmels Anschauung von dem Künstler, und ich meine, es ist die denkbar höchste und würdigste, die man überhaupt haben kann. Im Zentrum seines Denkens steht also nicht der einzelne, sondern die ganze Menschheit, und das Individuum soll nur deshalb so selbständig, so reich als möglich entwickelt werden, um ihr dienen zu können.

Gerade wegen Dehmels Ansichten über den Zweck der Dichtkunst war es notwendig, zunächst die Grundzüge seiner Weltanschauung zu geben. Sehen wir nun, welche Kunst auf dem Boden dieser Weltanschauung gedeiht. Dehmel hat auch ein Drama geschrieben: „Der Mitmensch“, aber selbst seine Verehrer werden auf dies Werk keinen sonderlichen Wert legen. Die Charakteristik ist schwach, und der Gang der Handlung streift ans Groteske. Sehr eigenartig ist der Entwurf zu einer Pantomime: „Lucifer“, ein Tanz- und Glanzspiel, wie er es nennt. In sieben Aufzügen soll uns das Wechselspiel der hellen und dunklen Mächte im Triebleben der Menschheit vorgeführt werden. Vielleicht, wenn sich eine Bühne fände, die diese sehr anspruchsvolle Pantomime genau nach den Intentionen des Dichters in Scene setzen würde, daß sich damit sehr aparte Wirkungen erzielen ließen.

Aber vor allem ist Dehmel Lyriker. Die Lyrik ist, um einen Terminus der Physiologie zu gebrauchen, seine spezifische Energie. Alle seine Erlebnisse



verwandeln sich ihm in Lyrik. Er hat seine Gedichte in vier Sammlungen niedergelegt: außer den schon erwähnten „Erlösungen“ besitzen wir von ihm noch das „Ehemanns- und Menschenbuch Aber die Liebe“ (1893), „Lebensblätter“ (1895) und „Weib und Welt“ (1896). Mitten durch die Lyrik verstreut finden sich auch mehrere Prosaskizzen, zum Teil unausgegorene Lyrik, zum Teil nachdenkliche Geschichten, in denen ein schalkhafter Humor aufblitzt. Besonders hinweisen möchte ich auf die Geschichte von der Rute (in den „Lebensblättern“); mit feinerer Ironie sind die pädagogischen Bestrebungen der Leute, die noch selbst der Erziehung bedürfen, selten geschildert worden.

Für die Sammlung „Weib und Welt“ hat der Berliner Maler Hans Baluschek ein Titelbild nach Dehmels Entwurf gezeichnet: eine Gondel, die mit aufgespanntem Segel über die Fluten zieht. In dem Schiffe sitzt ein Teufel mit einer Laute und ein Engel mit einer Harfe. Auf dem Mast aber sitzt ein Vöglein, das nach einem Stern ausschaut. Das Wesen Dehmelscher Lyrik ist dadurch nicht übel gekennzeichnet. Der Engel und der Teufel, das Erhabene und das Brutale, liegen hier dicht bei einander, aber trotz dieser so verschiedenen Insassen segelt das Schiff dem Sterne nach, auf das Ideal zu. Man darf freilich bei Dehmel nicht das, was Heine „die Gelbveigleinlyrik“ genannt hat, erwarten: temperierte Gefühlchen in glatten Formen. Dehmel ist vor allem Psychologe, und das Objekt seiner Forschung ist er selbst. Er kriecht in seine eigene Seele hinein, er beleuchtet ihre heimlichsten Falten, er taucht in ihre tiefsten Abgründe. Er treibt keine Schönfärberei, er stellt sich nicht besser hin als er ist, er gibt sich selbst mit absoluter Ehrlichkeit. Und da er eine sehr komplizierte und eigenartige Persönlichkeit ist, so ist das, was er von sich selbst berichtet, nicht immer gerade als Schullektüre geeignet. Aber als Psychologe kann er auf diese Norm ebensowenig Rücksicht nehmen, wie etwa ein Jurist oder ein Mediziner. Wie die Mehrzahl der Lyriker, hat auch er sich ganz besonders mit der menschlichen Kardinalempfindung, mit der Liebe beschäftigt. Das Buch mit dem eigentümlichen Titel „Aber die Liebe“ ist ihr zum großen Teil gewidmet. Aber Dehmel schreibt über dieses Thema so, als hätte vor ihm noch nie ein Mensch ein Liebesgedicht geschrieben. Er hat die Akten des Prozesses zwischen dem menschlichen Triebleben und der menschlichen Vernunft noch einmal revidiert und gefunden, daß die Verhandlung von neuem beginnen muß.

*In allen Tiefen*
*musst du dich prüfen,*
*zu deinen Zielen*
*dich klar zu fühlen;*
*aber die Liebe*
*ist das Trübe.*

Und dieses Trübe will er nun seinerseits aufhellen. Man braucht nur den großen Cyklus „Verwandlungen der Venus“ zu lesen, um einzugestehen, daß es Dehmel gelungen ist, hier neue Pfade zu entdecken, neue Empfindungswerte zu prägen. Wenn man behauptet, daß das menschliche Gefühl zu allen Zeiten dasselbe bleibt, so ist das eine Phrase, die durch einen einzigen Blick auf die Entwicklung der Kunst widerlegt wird. Jede Epoche, ja, jede Generation empfindet anders; alte Gefühlsgebiete gehen verloren und neue werden erobert. Man lese nur einmal die deutschen Lyriker in chronologischer Folge von Klopstock bis auf die Gegenwart, und man wird diese Ansicht bestätigt finden. Auch unsere Zeit hat ihre eigene Weise, zu empfinden, und Dehmel ist durch-





aus nicht der einzige Entdeckungsreisende in das Land der Seele. Er hat seine Vorgänger in den Franzosen Baudelaire und Verlaine, in August Strindberg und Stanislaus Przybyszewski. Aber er ist kein bloßer Nachahmer, er darf sich als Ebenbürtiger neben seine Lehrmeister stellen. Und was uns immer wieder mit ihm aussöhnt, selbst da, wo er das Gebiet des Paradoxen, ja, des Perversen betritt, das ist der männliche Ernst, der von ihm ausgeht. Es ist nichts falscher, als ihn den *décadents* zuzuzählen. Dieser Mensch ist voller Kraft und Kampfeslust; keine Spur von Schlaffheit, von Müdigkeit an ihm. Ein Ringer ist er, der gewaltig mit seinen Leidenschaften kämpft, sie besiegt, um sich sogleich in einen neuen Kampf zu stürzen, und immer ist Aufwärtsentwicklung sein Ziel. Nie wird er zur disharmonischen, problematischen Natur. Welch ein Seelensturm in dem „Bergpsalm", in den „Einsamkeiten", in dem „Lied an meinen Sohn", welche dionysische Lebenslust im „Trinklied", welche gereifte Weisheit dagegen in der „Lebensmesse", welche hehren Töne aus den Regionen des Ideals in der „Landung".

Aber Dehmel ist nicht immer subjektiv; er versteht es auch, seine Empfindungen zu objektivieren, sie gleichsam nach außen zu projizieren: wir besitzen von ihm auch epische Dichtungen, die man sehr wohl als Balladen bezeichnen darf. Der Kreis, aus dem er seine Stoffe wählt, ist sehr weit. Er hat mythologische „Legenden" von eigenartigem Gepräge geschrieben; er behandelt da die mythologischen Stoffe ungefähr in der Art, wie sein von ihm herzlich verehrter Freund Max Klinger: die mythischen Gestalten werden da durch das Temperament eines Modernen angeschaut. Und aus der altersgrauen Vergangenheit macht er einen verwegenen Sprung in die aktuellste Gegenwart; es gibt von ihm soziale Gedichte, wie z. B. „Zu eng" oder „Vierter Klasse", die wohl mit zu dem Bedeutendsten gehören, was wir bis jetzt auf diesem Gebiete besitzen. Und wie allen voll entwickelten Persönlichkeiten, so fehlt ihm auch die wahrhaft menschliche Eigenschaft nicht: die Fähigkeit zum Lachen, der Humor. In einer Anzahl von Gedichten rückt er seine Erlebnisse mit vollem Bewußtsein in humoristische Beleuchtung, in anderen wieder ist er unbewußt humoristisch, voll naiver Fröhlichkeit. Diese Fröhlichkeit entwickelt sich namentlich bei ihm im Verkehr mit der Kinderwelt. Wie seine eigne Seele, so belauscht er auch die Kinderseele, und seine Kinderlieder, wie man sie zum Teil in dem Bilderbuch „Fitzebutze" findet, haben mehr als einmal den Tonfall und die Anschauungsweise des Volksliedes.

Das Bild, das ich hier von Dehmel entworfen habe, würde unvollständig sein, wenn ich sein jüngstes Werk, an dem er noch arbeitet, nicht erwähnen würde: „Zwei Menschen. Roman in Romanzen." Die ersten zwei Teile sind in der Monatsschrift „Die Insel" erschienen. Vollendet wird es sicher eines der merkwürdigsten Werke der ganzen deutschen Literatur sein. Es schildert die Erlebnisse zweier Menschen, die einander lieben und um ihrer Liebe willen die mannigfachsten inneren und äußeren Hindernisse überwinden müssen. Wohl noch nie ist ein Dichter so subjektiv, so offenherzig gewesen. Nietzsche würde sagen, das Buch sei mit heiliger Schamlosigkeit geschrieben. Äußere Vorgänge gibt es da kaum, alles ist verinnerlicht, rein psychologisch aufgefaßt. Und die einzelnen Phasen des seelischen Prozesses sind in Romanzen niedergelegt, die alle genau nach dem gleichen Schema gebaut sind. In diesem Werke zeigt es sich besonders klar, daß Dehmel nicht nur mit seinen Trieben, sondern auch mit den künstlerischen Formen ringt. Die Form, der Rhythmus dieser Romanzen ist neu, aber darum nicht etwa regellos. Für seinen neuen Gegenstand hat Dehmel auch eine neue rhythmische Fassung gefunden, und diesem



selbstgegebenen Gesetz fügt er sich mit absolutem Gehorsam. Er hat einmal das tiefsinnige Wort ausgesprochen: „Dies ist der Kunst ewige Eigenschaft: die Gewalt des Rhythmus über die Natur.“ Wie allen wahrhaft künstlerischen Naturen ist ihm nichts so verhaßt wie die Unordnung. Er liebt die Ordnung, vor allem in seiner Kunst, und es ist nichts falscher, als wenn man ihn mit den Leuten zusammenwirft, die alle Lyrik in Formlosigkeit auflösen wollen. Dehmel ist mit dem ersten besten Ausdruck seiner Empfindungen nicht zufrieden, er arbeitet und feilt an seinen Gedichten unaufhörlich, und sehr charakteristisch ist für ihn das Wort, das sich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Erlösungen“ findet: „So lange einer noch in sein Kunstwerk verliebt ist, so lange liebt er die Kunst noch nicht.“ Er ist eben auch in Bezug auf die Form ein Pfadfinder, und daß seinen neuen ungewohnten Rhythmen doch eine geheime Ordnung innewohnen muß, das zeigt sich daran, daß seine Gedichte in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Musiker auf sich lenken. Die Zahl der Dehmel-Kompositionen mehrt sich von Tag zu Tag; jedenfalls auch ein Beweis dafür, dass die Dehmelschen Dichtungen reich an suggestiver Kraft, an Stimmungsgehalt sind.

Es liegt mir fern, hier etwa ein Gesamturteil formulieren zu wollen. Die Meinungen über Dehmel sind verschieden genug. Die einen stellen ihn mit Goethe und Heine in eine Reihe, nach den anderen ist er ein Faiseur, ein größenwahnsinniger Narr, und eine dritte Partei will ihm zwar eine bedeutsame Stelle innerhalb der Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik einräumen, spricht ihm aber einen absoluten, dauernden Wert ab und vergleicht ihn mit Klopstock, der ja auch für seine Zeit viel bedeutet hat, für uns aber ungenießbar ist. Ich meine, alle Urteile sind vor allem verfrüht, denn man darf doch nicht vergessen, daß Dehmel noch nicht vierzig Jahre alt und mitten im Werden ist. Es liegen vor ihm Entwicklungsmöglichkeiten, die wir gar nicht ahnen können. Soviel ist aber jetzt schon sicher: man mag die deutsche Literatur der Gegenwart betrachten, von welchem Standpunkte aus man will, immer tritt uns Dehmel als eine ihrer allermarkantesten Erscheinungen entgegen.

Köln. *Dr. S. Simchowitz.*



# Offener Brief

von Richard Dehmel an den Herausgeber der „Kultur“.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich habe Ihren Vortrag über mich gelesen und folge gern der ungewöhnlichen Einladung, Ihnen öffentlich meine Meinung zu sagen. Es freut mich, daß es noch Kritiker gibt, die einen Dichter für nicht ganz unberufen halten, ein bißchen über sich mitzureden.

Zunächst mein dankbares Kompliment. In so gedrängter Fassung konnte nicht gründlicher über den Geist meiner Dichtungen gesprochen werden; vor allem haben Sie wirklich faßbar gesprochen, ohne den abgrundtiefen Schwulst, mit dem mich meine lieben Verehrer den andern Menschen gern auslegen und der dann von den gütigen Deutschen schleunigst in mich hineingelegt wird. Im ganzen also bin ich Ihnen für Ihren Essay durchaus verbunden, besonders auch für das unverbindliche Resumé am Schluß; ich darf daher die Einzelheiten, denen ich widersprechen muß, wohl um so rückhaltloser beleuchten.

Gleich am Anfang: *„Brahms und Wagner“*. Besonders bei diesen Beiden wurde ich mißtrauisch gegen das angeblich historische Phänomen *komplementärer Künstlerpaare in Deutschland.* Brahms und Wagner ergänzen einander nicht, sie schließen sich nur aus. Brahms hat viel zu wenig inbrünstige Glut, als daß er mit Wagner überhaupt vergleichbar wäre. Allenfalls könnte man Brahms und Bruckner in Parallele stellen, oder vielleicht noch treffender Brahms und Liszt; Liszt aber war bekanntlich kein Deutscher, und auch zu Wagner müßte man das eigentliche Komplement im Ausland suchen, nämlich den Feuergeist Berlioz. Wie man auch Goethe eher durch Byron als durch Schiller ergänzt sehen könnte; und den dünngeistigen, aber feinsinnigen und vielfühligen Hauptmann angemessener



durch Maeterlink oder Hofmannsthal als durch den Dickpinsler Sudermann. Es scheint mir aber überhaupt nicht viel Farbe in diesen Komplementärbildern zu stecken; sondern sie illustrieren nur die alte Unart der Deutschen, unsre nicht klein zu kriegenden großen Landsleute gegeneinander auszuspielen, damit wir bei keinem recht Farbe zu bekennen brauchen. Auf alle Fälle enden solche Parallelen immer mit einseitiger Betonung einzelner Wesenszüge zu Gunsten wie Ungunsten der beiden Konkurrenten, während es doch auf umfassendes Begreifen ihrer organisch geschlossenen Eigenart ankommt.

Im nächsten Absatz trifft *„Huldigungsgedicht an Robert Koch“* nicht zu. Ich habe keinen Augenblick *„an das Allheilmittel gegen die Tuberkulose geglaubt“;* ich habe das gottseidank nicht nötig. Mein Gedicht stellt ja gradezu dar, wie eine Schwindsüchtige trotz des „Allheilmittels“ stirbt. Die Heilandsvision soll doch lediglich den krankhaft überreizten Glauben dieser leidenden Frau vorführen; Lungenkranke erwarten ja meist noch beim letzten Atemzug ihre Rettung. Wahrscheinlich hat die Widmung „dem Forscher, dem Menschen“ Sie irregeführt; aber grade mit dieser Widmung wollte ich nur noch deutlicher sagen, daß irren menschlich ist, freilich auch, daß ein gutgläubiger Irrtum stets menschenwürdig ist und unter Umständen — wie die Ballade zeigt — sogar menschenfreundlich. In der zweiten Auflage „Erlösungen“ habe ich das Gedicht nicht etwa weggelassen, weil dieser Irrtum resp. Glaube nachträglich selbst den Bakteriologen zu verrannt vorkam, sondern einzig weil meine Verse mir nicht mehr genügten.

Weiter muß ich Einspruch erheben gegen den *„Mystiker“*, insofern damit der überwiegende oder gar vollständige Gehalt meines Wesens bezeichnet sein soll. Ich bin mindestens in gleichem Grade Rationalist, oder um nicht bloß theosophisch, sondern auch philosophisch zu reden: ebenso sehr Realist wie Idealist — oder psychologisch: Sensualist wie Spiritualist — oder physiologisch: Empirist wie Metaphysiker —

oder ästhetisch: Naturalist wie Symboliker — diese Gegensätze besagen im Grunde ja jeder dasselbe. Es sind mir aber keine Gegensätze, die einander ausschließen, sondern — hier paßt die Analogie der Komplementärfarben: einer ergänzt den andern zu vollem Licht. Für den Denker und Forscher mag es wohl nötig sein, sich ausschließlich auf einen der beiden Gesichtspunkte zu beschränken oder wechselnd bald diesen bald jenen anzunehmen; grade aber der Künstler ist im stande, beide in jedem Augenblick zu vereinen. Er kann ein sinnliches Bild zugleich als übersinnliches Sinnbild wirken lassen, genau so, wie das Leben selber in uns wirkt. Besonders der Dichter ist dazu im stande; denn jene Gegensätze lassen sich letzterdings auf Unterschiede des Raumsinns (Auge, Gefühl, Verstand) und des Zeitsinns (Ohr, Gemüt, Vernunft) zurückführen, und es ist unschwer nachzuweisen, daß nur aus der vollkommenen Paarung beider Sinnlichkeiten das scheinbar übersinnliche Weltbild entspringt, und daß die Sprache das umfassendste Ausdrucksmittel für diesen geistigen Ehebund ist. Daß die wenigsten Künstler die Fähigkeit haben, im Sinnbild noch die volle Sinnlichkeit des Lebens zu wahren, und deshalb überwiegend auf bloße Bildlichkeit hinarbeiten, die dann wohl gar noch als die sogenannte reine Anschauung ausgegeben wird, ist nur ein Zeichen ihrer Unzulänglichkeit fürs Vollkommene. Mich aber treibt jene Fähigkeit; ich gehe unwillkürlich — (nicht etwa „unbewußt" — dies mystagogische Strohdrescherwort sollte bei Kunstbetrachtungen überhaupt verpönt sein, denn Kunst ist gradezu Bewußtwerdung des Lebens, des bisher unbewußten Lebens, und je nach ihrer Schaffenskraft sind die Künstler die allerbewußtesten Menschen, eben die unwillkürlichst bewußten — nur Dilettanten „arbeiten unbewußt", mit unbewußten Reminiszenzen nämlich — für Leute von Geist galt's immer als höchster Menschenadel, so bewußt wie irgend möglich zu sein, grade wegen der „Erleuchtung von Oben") — also ich gehe unwillkürlich und stets von



solchen komplementären Urbildern aus, und bin naiv genug zu glauben, daß eigentlich jeder dies für das einzig Wahre ansehen müßte. Man wird mir (die bloßen Sentenzen in Versform ausgenommen, die nichts als Gedanken in wirksamster Formel vorstellen sollen) kein noch so kompliziertes Gedicht nachweisen können, das überwiegend vom Mystiker, Metaphysiker etc. diktiert wäre; und ich bin fest überzeugt, Sie sind zu dieser einseitigen Auffassung nur durch die übliche Parallele mit Liliencron gekommen, den ich durchaus komplementieren soll. Aber grade Liliencron liest mich garnicht aufs Mystische hin; ihm ist diese Kehrseite meiner Dichtungen teils gleichgiltig teils unfaßbar, und trotzdem gibt es kein einziges Gedicht von mir, das er als unverständlich empfände! Ihm sind sogar einige Gedichte, die als die unverständlichsten verschrieen sind (z. B. Venus Mea, Büßende Liebe, Eines Tages, Venus Regina) ganz besondere Lieblinge wegen ihrer klaren Handgreiflichkeit; er liest sie eben einfach auf den sinnlichen Zusammenhang hin und kümmert sich den Teufel um ihre geistige Bedeutung. Ist es meine Schuld, daß es Leser gibt, die weder sinnlich noch geistig einen Zusammenhang voll erfassen können? Und dürfen Sie, der Sie vor allem den Geist in mir schätzen und begreifen, mich deshalb schlechtweg *„zum Mystiker stempeln“* und *„in die Nähe der älteren Romantiker rücken“*? Wenn Sie mich immer noch komplementieren wollen, kann man mich allenfalls in die Mitte zwischen einen reinen Empiriker wie Liliencron und einen reinen Metaphysiker wie Mombert stellen; ich würde diese goldene Mittelstellung sogar als Kompliment auffassen. Aber dann könnte ich Ihnen noch mehrere andere Dichterpaare nennen, in deren Mitte ich keine üble Rolle spielen würde; kurz, man kommt nicht weit mit solchen Techtelmechteln. Mit den Romantikern habe ich nun vollends nichts gemein als ihren Widerwillen gegen das Gemeine, will sagen Gewöhnliche, im geistigen Sinne; weder die älteren, noch die jüngeren, noch erst recht die allerjüngsten, sind mir irgendwie wahl-



verwandt, sobald sich's um den Gestaltungstrieb handelt, nicht um den vagen „Willen zur Macht". Das dürfen Sie mir schon aufs bloße Wort hin glauben; denn selbst *„Novalis und Friedrich Schlegel"*, bei allem Respekt vor ihrer rednerischen Sprachgewalt, sind mir im Grunde unausstehlich mit ihrer ewigen Schwarmgeisterei. Nietzsche war ihr geistiger Erbe und hat sie überboten, nicht ich. Mir kommt es immerfort aufs Zugreifen an, nicht wie ihnen aufs Übergreifen; man wird schon allmählich dahinterkommen.

Und somit: es ist einfach unrichtig, daß *„kein anderer Denker und nur wenige Dichter mich so stark beeinflußt haben wie Nietzsche"*. Die Ehrfurcht vor diesem aufrichtigsten aller Selbstbekenner erfordert ein volles Bekenntnis, auch gegen ihn; Verhimmelung macht nur Backfischen Ehre. Nietzsche hat mich einmal (kurz vor der Drucklegung meines Jugendbuches „Erlösungen") acht Tage lang völlig berauscht, ich war besinnungslos hingerissen in die großartige Kampflust der Zarathustra-Rhythmen; dann aber trat eine ebenso völlige Ernüchterung ein, die Kampflust hatte sich in lauter Lufthieben erschöpft. Ich sah mich vergebens nach seinen „neuen Tafeln" um; ich fand nur alte Gemeinplätze in neuen Übertreibungen, fast unwert eines so ungemein heftigen Kampfes. In dieser Ernüchterung, die einer Erschütterung glich, als wenn man im Traum aus dem Bett auf den Fußboden fällt, schrieb ich den „Nachruf" an ihn, in seiner biblisch-romantischen Sprache, und nahm ihn noch mit in mein Jugendbuch auf. Das einzige positive Täflein, das der „Jünger" vom „Meister" empfangen hatte, trug auf der Rückseite eine Negation: folge mir nicht nach, geh deinen eigenen Weg! Und ich „folgte ihm und — verließ ihn"; keinen anderen Denker oder Dichter habe ich so für immer verlassen. Schon der Wille zur Macht „über den Einen, den Gott Ich" war ein heroisches Opfergebot, das ich ihm untergelegt hatte; er selber hat sich in allen seinen „Überwindungen" nie unumwunden gestehen mögen, daß dies der eigentliche Inhalt seines

Tichtens und Trachtens war. Für alle heldischen Naturen ist aber diese Opferwilligkeit das einfach Selbstverständliche, Notwendige, rein aus dämonischem Instinkt heraus (vergl. den Gesang der Mütter in meiner „Lebensmesse“) — nur deshalb opfern sie auch Andre so skrupellos; verwandte Naturen werden daher in Nietzsche stets einen Bestätiger ihrer uneigennützigsten Triebe erblicken, einen getreuen Ekkehart des schöpferischen Selbstgefühls, nicht mehr und nicht weniger. Er wird sie im Bewußtsein ihrer selbstsichersten Schaffenskräfte bestärken, dieser gefährliche Fallgrubengräber für alle Schwächlinge; und insofern sich ein Künstler heroischer Instinkte erfreut, wird er in Nietzsche einen Ansporn finden, sie mit bestem Wissen und Gewissen in seiner Kunst zu betätigen, zumal er da auch normaleren, ebenso lebenswerten Instinkten ihr Recht lassen kann. Das also, diese Selbstbekräftigung, habe ich mir aus Nietzsche geholt; was mir sonst noch von ihm zugeflossen sein soll, ist mir — trotzdem ich mich sehr gern „beeinflussen“ lasse, denn ich habe eine gute Verdauung, im Hirn wie im Magen — unentdeckbar. Seine Psychologie ist von wesentlich anderer Art als die meine; er ist ein zweifelnder Zergliederer gewohnter Seelenregungen, ich bin ein gläubiger Zusammengliederer ungewohnter, und überhaupt ist Seelenkenntnis nicht lehrbar, man hat sie oder man krigt sie nie. Seine kritische Methode der Dekadenzspürerei kommt mir direkt kritikwidrig vor; sie ist nichts weiter als rückständiger Pessimismus und genau so borniert wie der methodische Optimismus. Seine ethischen Maximen (die Herrenmoral und die Züchtung des Übermenschen) vertragen sich nicht mit seinem eigenen ästhetischen Postulat der „Lebensbejahung“ und sind schon deshalb für den Künstler unbrauchbar; Kunst ist Lebensbejahung von vornherein, man braucht sie dem Künstler nicht erst beizubringen, er schafft ja lauter Lebensbilder, Abbilder wie Vorbilder, und auch die sogenannte Sklavenmoral des Durchschnittsmenschen gehört natürlich mit zum Leben, und kein nur

einigermaßen aufs Ganze gehender Künstler kann ihren Daseinswert leugnen wollen. Sich „jenseits von Gut und Böse“ zu stellen, ist für den umfassenden Künstler ein Unding; er muß in jedem Augenblick genau so weit diesseits wie jenseits stehen — diesseits als rationaler, jenseits als transscendentaler Bildschöpfer — und weiß drum die Grenzen der Menschheit zu würdigen. Die Züchtung des Übermenschen ist metaphysisch ein Aberwitz: sie geht längst vor sich in jedem Genie von Gottes unerziehlichen Gnaden, z. B. auch in Nietzsche selbst, soweit er frei von künstlichen Dogmen war. Sie ist zugleich ein physiologischer Nonsens: man kann keine neue Abart züchten, wenn man nicht ihren normalen Typus fixieren kann. Der Züchter steht immer schon über dem, was gezüchtet werden soll. Ein Mensch kann eine neue Hundeart züchten, die er meinthalben „Überhund“ taufen mag; aber es müßte schon wirklich ein Gott kommen, um festzustellen, wie der wahre Übermensch beschaffen sein und nach welchen „reinen Merkmalen“ seine Fortpflanzung reguliert werden müsse. Diesen Gott aber hat Nietzsche bekanntlich „abgeschafft“, wie er auch jenes Christentum „überwunden“ hat, dessen Aufopferungslehre die „dekadente“ Menschenherde noch am ehesten bestimmen könnte, sich zu Zuchtschafen für den großen Überbock herzugeben; ich brauche mich über diese Tragikomödie der Widersprüche wohl nicht weiter zu verbreiten. Desgleichen nicht über die mit großem Gekrach erst zugeschlagenen Torflügel zu den „Hinterwelten“ und das dann schleunigst aufgemachte Hintertürchen der „ewigen Wiederkehr“. Nur will ich noch bemerken, daß Sie mir einen *„Glauben an die Zukunft der Menschheit“* wohl sicher nicht in die Schuhe geschoben hätten, wenn ich nicht eben als Nachfolger Nietzsches hätte auftreten sollen. Von einem solchen Glauben ist bei mir nirgends die Rede. An die Zukunft glauben: ja! An die Menschheit glauben: ja! Beides ist für den Menschen, der an sich selbst glaubt und seine Gegenwart lebenswillig von der Vergangenheit hinnimmt,

nicht anders möglich. Aber an die „Zukunft der Menschheit" glauben: das heißt den Menschen Sand in die Augen streuen. Die Menschheit wird *„am Ende"* genau so zu Grunde gehen wie jeder einzelne Mensch; aber während die Zukunft des Einzelnen in der Menschheit als fortlebend begreifbar ist, geht ihre Zukunft schlechterdings über alle Begriffe hinaus, über Glauben wie Unglauben wie Aberglauben. Die einzige Brücke, auf der mein Edelmensch — (ich bitte nämlich mein poetisches „Ich" nicht mit mir selber zu verwechseln, sondern es immer auf den mir vorschwebenden Lebenshelden oder den hinter uns Allen schwebenden Dämon zu beziehen) — der tragischen Verzweiflung Don Juans und Faustens entgeht, wie auch der tragikomischen Selbsttäuschung Zarathustras: dieser einzige Ausweg ist kein humanes (ethisches) Gefühl, sondern ein kosmisches (religiöses): das Gefühl der unvergänglichen, räumlich wie zeitlich ins Unendliche fortwirkenden Mitwirkung jeder Lebensregung am großen Gleichgewicht der Welt, an dem einzigen „ewigen Leben", das wir in jedem Augenblick sinnlich wie geistig wahrnehmen können, mit einem Wort am „Weltglück", wie ich es in den „Zwei Menschen" genannt habe. Dies kann natürlich nicht durch Lehre oder Predigt, sondern nur durch künstlerische Darstellung überzeugend ausgedrückt werden, eben als Ausdruck leibhaftigen Erlebens in mannigfachsten Schicksalswandlungen; mit Nietzsches schemenhaftem Einsiedler und seinem übermenschlichen Sehnsuchtsphantom, das sich beständig in verzückten Predigten entlädt, hat also mein Modell einer wirklich menschenmöglichen Lebensführung nicht das geringste zu schaffen. Bleibt demnach nur noch sein technologischer, will sagen sprachbildender Einfluß übrig. Aber da habe ich anderen, zum Teil sogar unbedeutenderen Geistern ungleich mehr Anregungen zu verdanken als grade ihm; und wenn Sie meinen „Nachruf", worin ich absichtlich seine Diktion adoptiert habe, mit allen übrigen Experimenten, aus denen mein eigener Stil sich entwickelte, vergleichen,

dann werden Sie das ohne weiteres selbst zugeben. Ein Künstler, der sich nicht auf irgend eine *„spezifische Energie“* versteift, sondern universale Tendenzen hat, nimmt eben seine technischen Ausdrucksmittel, woher er sie kriegen kann; da liegt der oft erörterte Berührungspunkt zwischen Genie und Dilettantismus. Nur Talente verrennen sich in „ihre“ Technik.

Ferner behaupten Sie von mir: *„Für D. ist die Poesie das Mittel zur Selbsterziehung“* — und: *„D. ist vor allem Psychologe, und das Objekt seiner Forschung ist er selbst.“* Umgekehrt wäre richtiger: Selbsterziehung, da das bei mir gleichbedeutend ist mit Selbstentwickelung, ist mir ein Mittel zur Poesie — denn wie gesagt: nur nach dem Umfang seiner menschlichen Vollkommenheit kann der Künstler Vollkommenes schaffen. Und demgemäß ist auch mein psychologischer Instinkt nur eines meiner verschiedenen Mittel, mit denen der künstlerisch ordnende Geist die Phantasiegebilde erst wahrscheinend macht, vielleicht mein hauptsächlichstes Mittel, was ich aber nicht einmal zugeben kann; mein physiognomischer Instinkt ist mindestens ebenso stark beteiligt. Man hüte sich doch, scheinbare Selbstbekenntnisse eines Dichters (ich meine: in seinen Dichtungen) gleich immer für bare Münze zu nehmen! Jeder Dichter hat, je in seiner Art, die Fähigkeit nicht bloß des starken Selbst-Erlebens, sondern ebenso sehr des Miterlebens; und sehr oft legt er das, was er an Andern erlebt hat oder gar bloß erlebt haben könnte, sich selbst nur zu dem Zwecke unter, es abermals Andern ebenso lebhaft zu vermitteln. In den „Zwei Menschen“ z. B., deren völlig epischen Aufbau — (vergl. Goethes Aufsatz über „epische und dramatische Dichtung“ und seinen Briefwechsel mit Schiller über „Hermann und Dorothea“) — Sie offenbar verkennen, sind grade die Stellen, auf die Ihr Wort von meiner *„subjektiven Offenherzigkeit“* und *„heiligen Schamlosigkeit“* wahrscheinlich abzielt, reine Phantasieprodukte, hervorgegangen aus den verschiedensten Kombinationen eines eignen Erlebnisses mit allerlei fremden (zum



Teil mit bloßen Zeitungsnachrichten) und mit ganz freien Erfindungen — sind also in Wahrheit vorbildlich verklärte Einbildungen, die nichts mit einem „Objekt der Forschung" zu tun haben; und ebenso verhält es sich mit meinen meisten lyrischen „Selbstergründungen", der Lyriker kann halt nicht anders als „per Ich" reden. Dieser spezifische Lyriker bin ich aber garnicht in dem Maße, wie Sie mich hinzustellen bemüht sind; grade meine eigentümlichsten Gedichte sind stark mit epischen und dramatischen Elementen durchsetzt. Ich bin auch da lediglich Dichter, der aufs Ganze geht, der sich die Form vom Wesensgehalt diktieren läßt, der Form und Inhalt identisch nimmt. Bei allen Dichtern dieser Art, ob indischen oder griechischen oder romanischen oder germanischen — NB! hier ist durchaus nicht die Rede davon, wieweit ich ihnen ebenbürtig bin, das können gefälligst erst unsre Enkel entscheiden — aber bei allen Dichtern mit solcher Tendenz werden Sie die *„spezifisch lyrische Energie"* als eigentlichsten Belebungsfaktor entdecken können, ohne daß sie deshalb spezifische Lyriker zu sein brauchen, bei Shakespeare und Goethe so gut wie bei Dante, bei Äschylos und Sophokles wie bei Firdusi und Kalidasa; die einzige Ausnahme bildet scheinbar Homer, weil wir da nicht mehr historisch verfolgen können, wie allein schon die Schöpfung der metrischen Rhythmik eine lyrische Tat höchsten Ranges war, vergleichbar der Strophe zum Nibelungenlied. Es heißt deshalb die Sache auf den Kopf stellen, wenn Sie sagen, daß *„nur so"* (sc. durch *„die"* rhythmische Bändigung *„meiner"* Leidenschaften) der Titel meiner „Erlösungen" eine *„tiefere Bedeutung für meine ganze künstlerische Tätigkeit"* erhalte. Sondern im Gegenteil: meine ganze künstlerische Tätigkeit, da sie identisch ist mit meiner rhythmischen Bändigung allgemein menschlicher Leidenschaften, gibt jenem Titel tiefere Bedeutung. Wie ich es als Sentenz zusammengefaßt habe (Erlösungen II. Aufl. Seite 179) in folgenden Distichen, die übrigens ebenso sehr

auf den „Übermenschen" wie auf den „Heiland" gemünzt sind:

> **Drum quält mancher sich ab mit einer Erlösung für Alle,**
> **Wo doch jedem das All tausend Erlösungen gönnt;**
> **Was den Menschen entzückt, entsetzt, empört, das erlöst ihn,**
> **Weil's ihn außer sich bringt, weil's ihn mit Leben erfüllt.**

Hiernach wird Ihnen erklärlich sein, daß es mich einigermaßen verwundert und verdrossen hat, wie Sie mit ein paar Schlagworten, die seltsam zu Ihrer Behauptung meiner eminent psychologischen Begabung kontrastieren, mir die dramatische Befähigung absprechen. „*Schwache Charakteristik*" und „*ans Groteske streifende Handlung*" — womit wohl die scheinbare Willkür gewisser Exzesse gemeint sein soll, in meiner Tragikomödie (!) „Der Mitmensch". Ja zum Teufel: ist man durch Ibsen und Hauptmann denn schon so blind gegen die Reize rein drastischer Komposition geworden, daß einem Dichter garnicht mehr zugetraut wird, er wolle mal wieder anders wirken als mit Intimitäten aus Milieu und Pathologie! Halten Sie mich, den „psychologischen Lyriker" par excellence, wirklich für unfähig, ein paar Figuren mit allerlei interessanten Nüancen auszustaffieren und eine scheinbar unwillkürliche Handlung daraus zu modeln? Nein, verehrter Herr Doktor: das eben muß aufhören, wenn wir wieder ein Drama erhebender Art und deshalb „erhabenen Stils" kriegen wollen! Und die Fehler, die mein „Mitmensch" hat — (ich sehe sie deutlicher als irgend ein Anderer) — laufen schlechterdings alle darauf hinaus, daß ich den Helden und seine drei Widerparte noch viel zu intim in dies banale Salonmilieu eingepaßt habe, besser gesagt hinabgepaßt. Diese Fehler sind aber keineswegs derart, daß man dem Stück die Wirkungskraft absprechen könnte, geschweige die dichterische Bedeutung; es ist das einzige Bühnenwerk der sogenannten Großstadtdichtung, in dem ein neuer männlicher Typus mit Willen eine Handlung bewirkt, d. h. durch Eingriff in Schicksalsgesetze seinen Charakter offenbart — ein Typus, der sich immer deutlicher und häufiger in der modernen Gesellschaft

exemplarisiert — und es ist einfach ein Skandal, ein trauriges Zeichen für den Kulturgrad der deutschen Bühnenleiter, daß man dies Stück noch immer nicht öffentlich auf seine Wirkungskraft hin erprobt hat. Diese Kraft einem Bühnenwerk abzusprechen, solange es bloß als Buch vorliegt, ist bekanntlich ein Urteil ins Blaue hinein. Und Sie können sich drauf verlassen, Herr Doktor: in den Dramen, die ich künftig herausgeben werde — (ich erlaube mir nämlich, stark dran zu denken) — wird die Charakteristik noch „schwächer" d. h. sparsamer ausfallen und der Gang der Handlung noch mehr „ans Groteske streifen", und — man wird sie alle einst aufführen! Es sollte mich freuen, wenn Deutschlands Kritiker dafür sorgen wollten, daß ich es selbst noch erlebe; Sela! —

An der Stelle, wo Sie meine *„Vorgänger"* nennen, sind Verlaine und Strindberg zutreffend — es hätten auch noch verschiedene andre genannt werden können, z. B. unsre Lenau und Hebbel — nicht aber *Baudelaire* und *Przybyszewski.* Dieser letzte schon deshalb nicht, weil er sich gleichzeitig mit mir entwickelt hat, zum Teil sogar an mir, wie ich mich an ihm; er ist der Prototyp für alle die Naturen, in denen sich jener heroische Instinkt der Selbstaufopferung, den ich bei Nietzsche beleuchtete, zur fanatischen Selbstzerstörungssucht ausgewachsen hat, und ist mir also höchstens wie ein Stiefbruder wesensverwandt. Baudelaire aber ist mir direkt antipathisch; ich kenne nur etwa zwanzig Gedichte von ihm und habe mich nie versucht gefühlt, weiter in ihn einzudringen. Es mag wohl sein, daß er zuweilen ähnliche Stoffe wie ich „behandelt" hat; ich kann das wie gesagt nicht entscheiden, und außerdem würde darauf nichts ankommen, denn was die Stoffwahl anbelangt, könnte man schließlich sämtliche Dichter, womöglich auch noch sämtliche Denker und einige Dutzend Forscher seit Goethe, als meine „Vorgänger" bezeichnen. Die Art seiner Stoffbehandlung, und hierauf nur kommt es an in der Kunst, ist jedenfalls der meinen schnurstracks entgegengesetzt. Er ist in meinen Augen



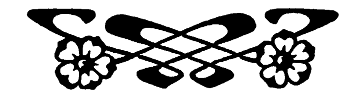
— bei allem Respekt vor seiner kunstvollen Sprachbeherrschung — nur ein verwegener Parnassien, überdrüssig der Ordensbräuche, ohne im Grunde loszukönnen. Ich vermisse die unmittelbare Hingebung an seinen kühnen Inhalt bei ihm; seine Form hat den Takt geschulten Begreifens, nicht den Rhythmus gemeisterter Ergriffenheit. Man sollte solche Naturen nicht „Künstler", sondern naturgemäß „Künsteler" nennen.

Und nun darf ich Ihnen zum Schluß wohl sagen, daß Sie sowohl mir selber wie *„allen wahrhaft künstlerischen Naturen"* zuviel Gesinnungstüchtigkeit gewöhnlichen Kalibers zutrauen, wenn Sie meinen, uns sei *„nichts so verhaßt wie die Unordnung"*. Wir hassen Unordnung, wo sie nicht hingehört; ebenso wie wir Ordnung hassen, wo sie nicht hingehört. Die Unordnung schlechthin halten wir für genau so empfehlenswert wie die Ordnung schlechthin; denn eine könnte ohne die andre nicht existieren. Das ist in der Kunst so, wie in der menschlichen Gesellschaft, wie im ganzen übrigen Leben.

Und somit Gott befohlen! Hoffentlich habe ich eine recht schöne Unordnung in Ihrem Dehmel-Schubfach angerichtet. Mit verbindlichstem Dank für die Ordnung, die Ihr Vortrag in mein eignes Gedankenschubfach gebracht hat,

Ihr *„mitten im Werden begriffener"*

R. DEHMEL.



# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

I.

Dem internationalen Schnellzug, der auf seiner Fahrt von Osten nach Westen bei dem idyllisch gelegenen Universitätsstädtchen G. für wenige Minuten Halt machte, entstieg auch diesmal wieder eine zahlreiche Schar von Reisenden. Die bequemeren von ihnen hatten die vor dem Bahnhof aufgefahrenen Hotelwagen rasch gefüllt und sich, nach einer kurzen Zeit ungeduldigen Wartens, bis die zum Teil sehr umfangreichen, zum Teil auch bescheidenern Gepäckstücke alle glücklich verstaut waren, den verschiedenen Gasthöfen zuführen lassen. Andere, weniger anspruchsvolle, schlugen, Reisetasche und Überzieher über die Schulter gehängt, den Weg von dem Stationsgebäude bis zur Stadt, der immerhin einige Minuten betragen mochte, zu Fuß ein.

Von allen Ankommenden hatte derjenige, der jetzt als letzter die Straße betrat, entschieden am wenigsten Eile oder Ungeduld, ein Unterkommen zu finden. Es war eine kräftige, echt männliche, etwas untersetzte Gestalt mit kurzen, energischen Bewegungen, die sich besonders charakteristisch in dem festen, gleichmäßigen und doch lebhaften Schritt kundgaben. Gekleidet war der Fremde in einen bequem sitzenden, aber elegant gearbeiteten dunkelgrauen Anzug; den gleichfarbigen Havelock hatte er lose umgehängt, und an seiner Seite schaukelte eine nicht allzugroße Reisetasche. Das Haupthaar, soweit man es unter dem Hut sehen konnte, war leicht ergraut, während der starke, kurz geschnittene Vollbart noch ein ungemischtes Aschblond aufwies. Die Gesichtszüge zeigten ein unablässiges Spiel zwischen Ruhe und reger Tätigkeit, so daß es ganz unmöglich war, aus ihnen etwa einen Rückschluß auf die augenblicklich herrschende Stimmung zu machen. Doch berührte dieser ständige Wechsel keineswegs unangenehm, sondern forderte nur zu einem stets erneuten Studium heraus. Noch auffallender und merkwürdiger waren die Augen des Reisenden. Während das eine von ihnen eine meerestiefe Schwermut, gemischt mit schmerzvoller Entsagung, wiederzuspiegeln schien, leuchtete aus dem andern der hellste Übermut und die lustigste Schalkhaftigkeit hervor, und auch hier behauptete der Wechsel sein Recht, da bald das rechte, bald das linke Auge melancholisch oder spottlustig in die Welt blickte. Auf dem Kopfe saß ein umfangreicher, weicher Filzhut, dem es niemals gelang, für längere Zeit eine bestimmte Form zu bewahren, da sein Besitzer ihn durch allerhand Stöße, Klapse und sonstige Handbewegungen an dieser oder jener Stelle fortwährend eindrückte oder wieder glatt strich. Ab und zu einen prüfenden Blick nach rechts oder links werfend und zeitweise einen





der Vorübergehenden um Auskunft bittend, hatte der Fremde jetzt die ersten Häuser des Städtchens erreicht und bog dann nach kurzer Überlegung in die erste, nach links ab führende Straße ein. Ihr folgend gelangte er bald auf einen mäßig großen, mit kräftig entwickelten Kastanienbäumen bepflanzten Platz, an welchem ein etwas altertümlich, aber freundlich und einladend aussehender Gasthof gelegen war. Dieser, laut Angabe des über seiner Eingangspforte angebrachten Schildes „Zum halben Mond" genannt, war offenbar das Ziel des Reisenden, denn rasch schritt er auf den in der Tür stehenden Kellner zu und fragte ihn mit sonorer Stimme, ob er wohl hier Unterkunft finden könne. Nach einem flüchtigen, deutliche Geringschätzung zeigenden Blick auf die einfache Reisetasche verschwand der Ganymed mit dem Bemerken, da er selbst keine Auskunft zu geben vermöchte, werde er den Wirt benachrichtigen. Es blieb somit dem Fremden einstweilen genügende Muße, um sich das Außere seines Absteigequartiers etwas genauer anzusehen. Das Merkwürdigste daran war zweifellos das große Schild, welches ungefähr ein ganzes Drittel der Länge der Vorderseite bedeckte. In seiner Mitte erglänzte ein Halbmond, aus dessen Sichel ein pausbäckiges, lächelndes Gesicht hervorschmunzelte und der umgeben war von den Sternbildern des Tierkreises, ebenfalls sämtlich personifiziert. Links oben in der Ecke sandte die Sonne nach allen Richtungen hin ihre Strahlen, und ihr entgegengesetzt rechts unten blies ein Engel mit gewaltigen Backen dichtes Gewölk dem Mond entgegen. Welche Idee dem Künstler bei der Schaffung seines Werkes vorgeschwebt hatte, war nicht leicht herauszufinden; an dem Nachdenken hierüber wurde der Reisende jedoch dadurch, daß der Wirt jetzt selbst in die Türe trat, gehindert. Unzweifelhaft hatte dieser die Absicht, den neuen Gast abzuweisen; man sah schon das bedauernde Achselzucken und das höflich-schmerzliche Lächeln auf seinen Zügen, — da, ganz unerwartet, änderte sich die Scene urplötzlich.

„Geben Sie dem Herrn Zimmer No. 5," befahl er dem Kellner in energischem Tone, dann machte er eine tiefe Verbeugung vor dem Fremden und bat ihn höflichst einzutreten.

Was hatte diesen merkwürdigen Umschwung in den Absichten des Wirtes bewirkt? No. 5 war das beste und behaglichste Zimmer des ganzen Hauses und wurde im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur alten und bewährten Stammgästen oder Leuten von hohem Rang eingeräumt; wie kam nun dieser durchaus nicht sehr vornehm oder reich aussehende Reisende, der nicht einmal den Hotelwagen benutzt hatte, dazu, dort wohnen zu dürfen? Das Rätsel fand seine Lösung in der Wirkung zweier Blicke, die der Gast auf den Wirt gerichtet hatte. Zunächst war das melancholische Auge in Aktion getreten. „Darf ich denn den armen Menschen, der so tieftraurig zu sein und sich so sehr nach Ruhe zu sehnen scheint, ohne Grund abweisen?" so hatte der Hotelbesitzer bei dem ersten Blick gedacht, und zugleich machte



sich die Vorstellung von den Schrecken des Einsam- und Verlassenseins so lebhaft in ihm geltend, daß ihm beinahe die Tränen ins Auge gekommen wären, hätte dies nicht in demselben Moment der zweite Blick verhindert.

Im Gegensatz zu dem ersten sprühte dieser nämlich derart von Schalkhaftigkeit und verhieß eine solche Menge von übermütigen Schnurren und Schwänken, daß aller Widerstand unmöglich wurde und die Bewilligung des Staatszimmers erfolgte. Dankend und doch mit einer Miene, als wenn das Vorhergegangene ganz selbstverständlich sei, reichte der Fremde dem Wirt die Hand und begab sich unter Führung des Kellners, der sich noch immer von seinem Erstaunen nicht erholen konnte und daher ganz vergaß, jenem die Reisetasche abzunehmen, nach Zimmer No. 5. Auch der inzwischen hinzugekommene weibliche Chef des Halben Mondes schüttelte zu der Tatsache, daß ein einfacher Fußwanderer die schönsten Räume des Hauses erhielt, bedenklich den Kopf und hatte noch lange nicht klein beigegeben, als der Gegenstand dieser ehelichen Auseinandersetzung bereits wieder die Treppe herunterschritt und in das allgemeine Gastzimmer eintrat. In das mit einigen höflichen Redensarten ihm vorgelegte Fremdenbuch zeichnete er sich als Peter Pietsch aus Feuchtenhagen ein und sah sich dann suchend nach einer passenden Unterkunft in dem Saale um. Da eine ganze Anzahl bequemer und zugleich behaglicher Plätze vorhanden war, so fiel die Entscheidung, an welcher Stelle man sich am zweckmäßigsten zu Rast und Erholung niederlassen sollte, keineswegs leicht. Das ganze Zimmer hatte überhaupt etwas ausserordentlich Anheimelndes und Gemütliches. Eine dunkle, einfache Ledertapete bedeckte die Wände, an welchen als Hauptschmuck überall aus Holz geschnitzte Nachbildungen der verschiedenen Mondphasen angebracht waren; doch wirkte diese eigenartige Dekoration weder aufdringlich noch lächerlich. Man konnte im Gegenteil beinahe glauben, in dem Arbeitszimmer eines Astronomen zu sein, der das Studium des Mondes sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Gute Kupferstiche und einige Ölbilder, Waldlandschaften darstellend, sorgten außerdem dafür, daß das Auge Abwechslung fand. Geschickt teils an der Wand, teils in der Mitte des Raumes verteilt, befanden sich mehrere schwere Eichentische mit Stühlen aus demselben Holz, die ersteren bedeckt mit weißen, von Sauberkeit glänzenden Tischtüchern. Das Buffet, ein Meisterwerk gediegener Schnitzkunst, stand der Türe gegenüber, und links davon blickte man in einen Erker hinein, der entschieden zu längerem Aufenthalt darin herausforderte. Denn nicht allein war die Wandverzierung hier ganz besonders sorgfältig ausgewählt und zusammengestellt, indem plastische Kunstwerke mit Gemälden alter Meister zu einem stilvollen, Auge und Gemüt erquickenden Ganzen sich vereinigten, sondern auch die übrige Einrichtung ließ erkennen, daß Leute von feinem Gefühl für schöne, aber zugleich bequeme Möbel dort zu hausen pflegten. Drei Fenster mit farbigen Butzen-

scheiben ließen Sonne und Licht zur Genüge eindringen, und ein sechsarmiger, nur für Kerzen passender Kronleuchter sorgte bei Nacht und Dunkel für ausreichende Beleuchtung.

Unwillkürlich hatte Herr Pietsch seine Schritte diesem Erker zu gerichtet und wollte bereits Platz nehmen, als der Oberkellner in voller Hast herbeieilte und mit einem hämischen Lächeln um den bartlosen Mund kategorisch erklärte, an diesem Tische seien nur Stammgäste zu verweilen berechtigt. Herr Pietsch sah auf diese Mitteilung hin den eifrigen Jüngling einmal gründlich an, und sofort — genau so wie vordem der Wirt — knickte er in beinah demütiger Ergebenheit in sich zusammen und lispelte in lieblichem Tonfalle: „Aber, bitte sehr, lassen sich der Herr deshalb nicht stören; die Herren Stammgäste werden sicher erfreut sein, die Bekanntschaft des Herrn zu machen." Woher ihm die Kühnheit kam, eine solche Behauptung aufzustellen, hätte der Kellner selbst wohl am allerwenigsten sagen können; es war aber nun einmal geschehen, und Herr Pietsch ließ sich daraufhin in aller Gemütsruhe nieder und gab nunmehr auch seine Wünsche, des Leibes Stärkung betreffend, deutlich zu erkennen.

Die Leistung von Küche und Keller waren über jedes Lob erhaben, und unser Gast tat ihnen alle Ehre an; zur Krönung des Werkes entzündete er schließlich eine duftende Havanna und lehnte sich mit einem Seufzer des Behagens in seinen Stuhl zurück, um in ein angenehmes Hindämmern zu versinken, das ja zum Lohn der guten Tat bei solchen Gelegenheiten einzutreten pflegt.

Der melodische Schlag einer Kuckucksuhr rief ihn jedoch bald wieder ins nüchterne Dasein zurück, und zu gleicher Zeit öffnete sich die Tür mit einem energischen Ruck, worauf eine hagere, lange Gestalt erschien, die nach kurzem Gruß rasch sich dem Erker näherte. Ein unwilliger, ja, entrüsteter Blick nach dem Wirt hin, darauf ein flüchtiges, verächtliches Betrachten des unbekannten Gastes und dann auf einmal diesem gegenüber ein freundliches Lächeln und eine höfliche Verbeugung, — das alles spielte sich in wenigen Sekunden ab. Herr Pietsch aber hatte den Ankömmling einfach ganz ruhig und harmlos angeblickt und sich dann ebenso zuvorkommend von seinem Platz erhoben. Nach dieser Einleitung war es nun auch wohl durchaus nicht merkwürdig, daß der Herr Major a. D. Langscheid — so hatte er sich vorgestellt — bald in ein eifriges Gespräch sich einließ, und doch mußte diese Tatsache sehr überraschend sein, denn zwei eben eintretende Mitglieder des Stammtisches brachen beide mit lautem Erstaunen in die Worte aus: „Hilf Himmel, der Major redet!" Der Wirt, der über das Wie und Warum des unbegreiflichen Ereignisses sofort auf das eingehendste ausgeforscht wurde, wußte jedoch keine ausreichende Erklärung zu geben, und so blieb nichts übrig, als sich darein zu schicken, daß der Major, das personifizierte Stillschweigen, sich unterhielt, obschon er weder einen Orden erhalten noch Oberstleutnant geworden und total nüchtern war. Äußerst gespannt auf die weitere

Entwicklung nahmen die beiden ihre Stammsitze ein, und Herr Pietsch hatte das Vergnügen, in ihnen zwei der bekanntesten Professoren der Universität begrüßen zu können.

Nach und nach folgte jetzt ein Gast dem andern, Lehrer der Hochschule, Beamte, Kaufleute und so fort, bis die Runde beisammen saß und zwar in solcher Vollzähligkeit, wie sie bisher noch nie erreicht worden war. Aber auch noch nie hatte eine so angeregte Stimmung in dem Erker geherrscht; Anekdoten, gute und schlechte Witze, selbst blutige Kalauer — der Major verbrach solche zum Entsetzen aller Anwesenden mit Vorliebe — folgten in buntem Wechsel, und jeder wunderte sich im Stillen über die ganz unvermutet sich geltend machenden gesellschaftlichen Talente. Inmitten dieses lachenden und lebhaft gestikulierenden Kreises bildete Herr Pietsch den einzig ruhenden Pol; er hatte noch keinen Scherz zum Besten gegeben und beteiligte sich an dem Gespräche höchstens durch ein beifälliges Kopfnicken oder dadurch, daß er seine Augen von einem zum andern wandern ließ.

Das Behagen des Stammtisches stieg von Minute zu Minute; mit Wohlgefallen konstatierte der Wirt, daß die Schoppen immer wieder aufs neue gefüllt werden mußten, und neidisch blickten die übrigen Gäste nach dem Erker, wo es sonst so still und gesetzt herzugehen pflegte; da wurden plötzlich die gesamten Insassen des Zimmers aufgeschreckt durch einen betäubenden Lärm, der von der Straße aus erschallte. Rasch waren alle Fenster geöffnet, und nun vernahm man neben dem allgemeinen Getöse einzelne Rufe und Kommandoworte und bald darauf die Töne eines lustigen Liedes, von jugendlichen Kehlen angestimmt. Immer lauter wurde der Spektakel, immer näher rückte er auf das Gasthaus zum Halben Mond zu, und jetzt erblickte man auch die Urheber.

In streng geordnetem Gänsemarsch zog eine stattliche Anzahl von Studenten, alle in vollem Wichs mit Pikesche und Stulpstiefeln und den Schläger an der Seite, singend und jubelnd über den Platz, überall begrüßt durch lautes Beifallrufen der zusammengeströmten Menschenmenge. Ein jeder von ihnen trug in der Hand oder über die Schulter gelegt, je nach Bequemlichkeit, einen der im Haushalte einer Familie unentbehrlichen Gegenstände. Kaffeemühlen, Kochtöpfe, Besen, Gießkannen, Siebe und Löffel und was sich sonst noch in Stube, Küche und Keller hatte auftreiben lassen, in teils neuen, teils gebrauchten und manchmal recht abgenutzten Exemplaren, wurde mit feierlicher Würde einhergetragen. An der Spitze des Zuges aber marschierte der kleinste der ganzen Gesellschaft, in der Hand ein gewaltiges Nachtlicht.

Die Professoren, die aus dem Eckfenster vergnügt herausschauten, wurden mit donnerndem Hurra begrüßt; ihnen zu Ehren nahm der Gänsemarsch seinen Weg quer durch das Gastzimmer, bei welcher Gelegenheit natürlich die etwas trocken gewordenen Kehlen wieder

gehörig angefeuchtet wurden — aus Hochachtung vor den beliebten Lehrern wagte selbstverständlich niemand zu bezahlen —, und schlängelte sich darauf wieder ins Freie. Danach entstand eine plötzliche Stille, die in ihrem scharfen Gegensatz zu dem vorherigen Lärm beinahe beängstigend wirkte; doch alsbald ertönte, zur vollen Beruhigung aller schreckhaften Gemüter, nach einer bekannten Melodie gesungen, das folgende Lied, dessen Worte im Halben Mond deutlich zu verstehen waren:

*Wir Füchse kommen heut zu dir*
*Herbei in hellen Scharen,*
*Zu schwören, daß auch wir die Treu'*
*Dir wollen stets bewahren!*
*Als unsern Eidschwur rufen wir*
*Mit feierlicher Miene:*
*Vivat die Jungfer Unbestand!*
*Hoch lebe Wendeline!*

Nachdem der letzte Ton verklungen war, erhob sich ein mit Hoch- und Vivatrufen untermischtes, ohrenzerreißendes Getöse, indem jeder der Studenten, sofern er einen dazu passenden Gegenstand trug, denselben aus Leibeskräften mit dem Hausschlüssel bearbeitete. Dann nahm der Lärm allmählich ab, und die Teilnehmer das Aufzuges zerstreuten sich in der Richtung ihrer Kneipen, ebenso wie auch die Zuschauer zu den Mühen und Sorgen des täglichen Daseins zurückkehrten.

Im Halben Mond hatte ebenfalls alles wieder seine Plätze eingenommen und tauschte mehr oder weniger lebhaft seine Ansicht über das Schauspiel vorhin aus. Heute schien nun aber einmal der Tag ungewöhnlicher Ereignisse zu sein. Mit den Zeichen höchster Erregung stürmte nämlich jetzt ein neuer Gast herein, warf den Schlapphut an den ersten besten Kleiderhaken, stellte den Spazierstock geräuschvoll darunter und sank dann unter grimmigem Stöhnen auf den vom Wirt eiligst am Erkertisch zurechtgerückten Stuhl.

„Warum denn so wild, Wegerich? Aber so fasse dich doch, Johannes! Na, Kollege, trinken Sie mal erst einen ordentlichen Schluck!" so tönte es von allen Seiten, und eine Unzahl von Händen, bereit zu biederm Druck, wurde ausgestreckt. Ein Fremder mußte bei dieser liebevollen Anteilnahme auf den Gedanken kommen, daß der aufgeregte Herr — laut Ausweis seiner im Innern des Hutes angeklebten Visitenkarte der Privatdozent der Botanik Dr. Johannes Wegerich — das anerkannte Haupt des Stammtisches sei. In körperlicher Beziehung hatte er allerdings wenig Imponierendes; er war von mittlerer Größe, aber kräftiger und doch schlanker Figur, reichliches hellbraunes Haar schmückte sein Haupt, und ein gleichfarbiger starker Bart kräuselte sich um Lippen und Wangen. Nase und Mund würden in jedem Reisepaß als gewöhnlich bezeichnet worden sein, doch zogen die klugen grauen Augen, die gleichzeitig den unverkennbaren Ausdruck von Gutmütigkeit



und unbefangener Lebensfreude trugen, sofort die Aufmerksamkeit auf sich. Dieser letztere Umstand allein vermochte aber doch wohl die durchaus allgemeine und herzliche Begrüßung nicht zu erklären, Dr. Wegerich mußte also jedenfalls noch andere, nach außen hin nicht sofort sich geltend machende Vorzüge besitzen. Sei dem nun wie ihm wolle, für den Augenblick hatte der Stammtisch seinen Zweck erreicht, und der Zorn des Privatdozenten war jetzt so weit beschwichtigt, daß eine sachgemäße Erklärung bezüglich der Entstehungsursache möglich wurde.

Bevor jedoch Wegerich das Wort ergriff, erhob sich der lange Major a. D. und bemerkte, mit einer eleganten Handbewegung auf Herrn Pietsch deutend: „Verzeihen Sie, lieber Doktor, ich muß Sie doch zunächst mit einem heute unter uns weilenden hochgeschätzten Gast bekannt machen, Herr" — weiter gedieh er jedoch nicht in seiner Rede; der liebe Doktor sprang in gleicher Ekstase wie vorher auf, streckte beide Hände dem hochgeschätzten Gast entgegen und rief freudestrahlend: „Alter, lieber Freund, sehe ich Sie endlich einmal wieder? Wenn Sie wüßten, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe! Wo in aller Welt waren Sie denn die ganze Zeit über?"

Mit freundlichem Lächeln, sonst übrigens in voller Gemütsruhe erwiderte Herr Pietsch den Händedruck, sprach aber dann sein lebhaftes Bedauern aus, daß er die liebenswürdige Begrüßung eigentlich gar nicht verdiene, da er den Herrn Doktor heute zum erstenmal in seinem Leben sehe. „Wie," rief dieser, „sind Sie denn nicht" — „Pietsch, Herr Peter Pietsch aus Feuchtenhagen," fiel der ganze Stammtisch hier ein und stimmte dann, offenbar als Lohn für die oratorische Leistung, ein schallendes Gelächter an.

„Dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung," erklärte der Privatdozent in sichtlicher Verwirrung, „Sie besitzen eine solche Ähnlichkeit —"

„Na, nun legen Sie los, Wegerich," unterbrach einer der Professoren die weitere Auseinandersetzung, „wir brennen darauf zu erfahren, was Sie eigentlich in solchen Zorn vorhin versetzt hat."

„Ach, ich weiß gar nicht, ob die Sache überhaupt Interesse für Sie hat," antwortete Wegerich mit wachsender Verlegenheit, „lassen Sie uns lieber —"

„Keine Ausflüchte jetzt, Farbe bekennen," schallte es ihm aber da von allen Seiten entgegen, und als nun auch Herr Pietsch ein ermunterndes Kopfnicken beisteuerte, sträubte er sich nicht länger und begann den ersehnten Bericht.

„Wie Sie alle wissen, meine Herren, bin ich durchaus kein Feind studentischer Lust und Freude und drücke auch gern ein Auge zu, wenn sich der Übermut einmal etwas zu lebhaft Bahn gebrochen hat."

Allgemeines beifälliges Gemurmel bestätigte die Wahrheit dieser Behauptung.



„Ebenso ist Ihnen wohl auch bekannt, daß drüben das Pensionat von jeher ein Zielpunkt ausgelassener Streiche gewesen ist."

Auch hiergegen wußte die Corona nichts einzuwenden.

„Nun aber, was zu toll ist, ist zu toll, und man darf nichts übertreiben —"

„Sehr richtig, gut bemerkt," ertönte es aus dem einen und andern Munde.

„Und da die Bewohner jenes Hauses zweifellos alle sehr ehrenwerte und achtbare Damen und Herren sind, und die Leiterin des Ganzen als eine überall sehr beliebte Persönlichkeit auch in unsern Kreisen verkehrt, so dürfte man von der hiesigen studierenden Jugend doch erwarten, daß solche Aufzüge, wie wir vorhin einen erlebt haben, unterlassen werden. Ich will ja gegen unschuldige und harmlose Neckereien nichts sagen, aber welchen Begriff sollen denn die dort wohnenden jungen Damen von Studenten und deren Lehrern bekommen, wenn derartige Veranstaltungen hier üblich werden?"

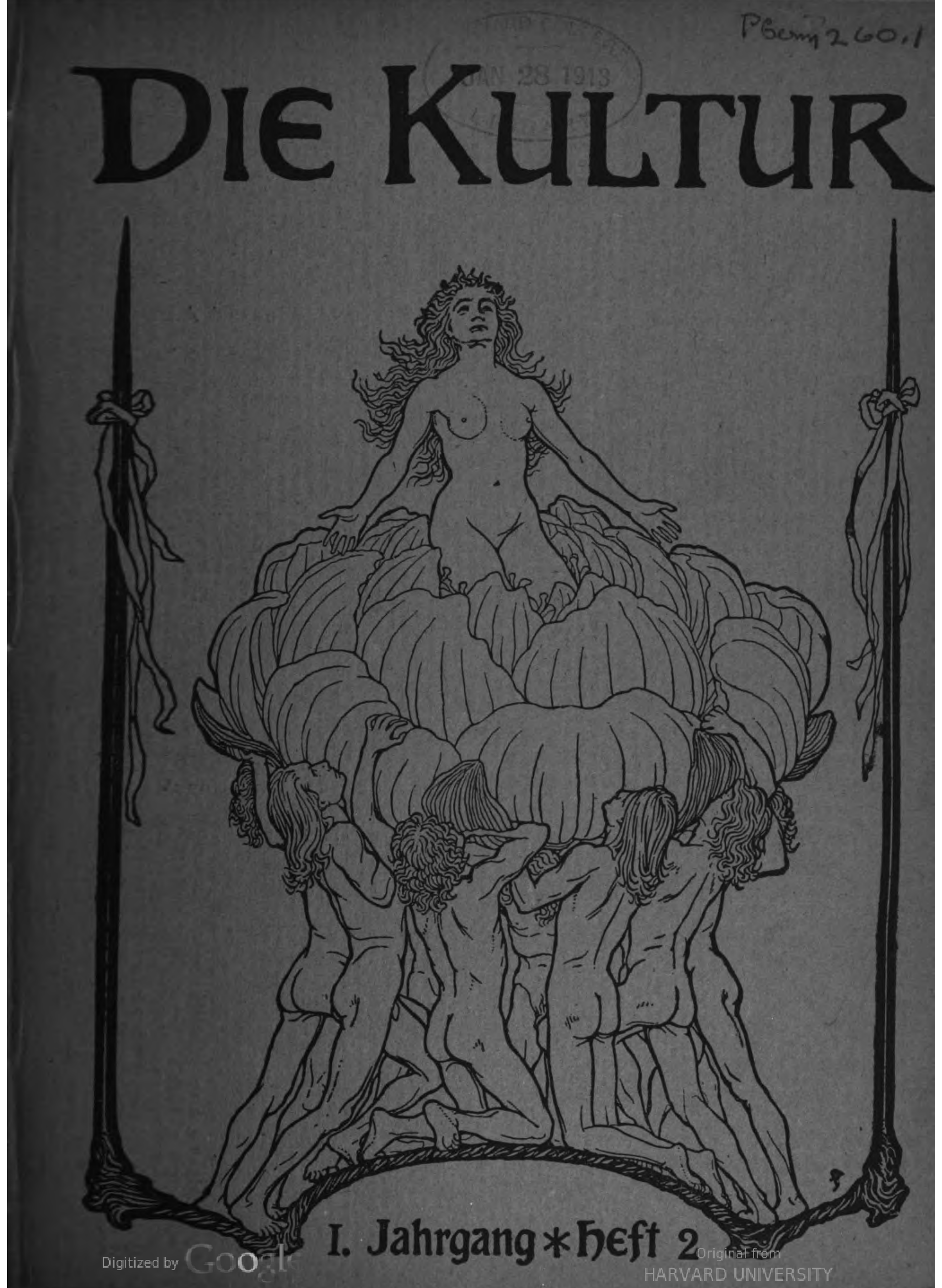
Der Ton des Sprechenden war immer fester und selbstbewußter geworden, den Blick richtete er dabei fast ausschließlich auf sein Gegenüber, Herrn Pietsch, und schaute, am Schlusse angelangt, beifallsgewiß in dem kleinen Kreise rundum. Zu Anfang erhob sich nur leises Gekicher, dann wurden Stimmen laut: „Ist das alles? Tant de bruit pour une omelette?" bis schließlich irgend einer mit der Frage herausplatzte: „Kennen Sie vielleicht eine der in dem Pensionat lebenden jungen Damen?" Das letzte Beiwort war ganz besonders betont worden.

Nein, persönlich kannte er niemand dort, mußte der Privatdozent zugeben, aber — Dies aber entfesselte einen Sturm von Fragen, Anspielungen und guten Ratschlägen, in welchem der Unglückliche beinahe die Geduld verloren hätte, wenn ihm nicht Hülfe von Herrn Pietsch in ganz unerwarteter Weise gekommen wäre. Herr Pietsch erhob sich nämlich und bat, sich der hochverehrten Gesellschaft empfehlen zu dürfen, da er unbedingt noch etwas frische Luft genießen müsse. Zugleich wandte er sich an Wegerich mit der Frage, ob er ihn vielleicht ein kleines Stück Wegs begleiten möge? Erleichtert und äußerst bereitwillig sagte dieser zu, und nach herzlicher Verabschiedung von den Mitgliedern des Stammtisches schritten beide aus dem Gastzimmer hinaus auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Nic. Weller, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.
Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.




DIE KULTUR
I. Jahrgang * Heft 2

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.



---

## Das III. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang August und wird u. a. enthalten:

Helene Simon (Berlin): *Kultur und Kinderarbeit.*

Dr. C. F. v. Vleuten (Dalldorf bei Berlin): *Nicolaus Lenaus Geisteskrankheit und seine Kunst.*

Dr. Ludwig Salomon (Elberfeld): *Die Presse des Rheinbundes.*

Willy Seibert (Köln): *Die Musik der Gegenwart und der Zukunft.*

Dr. Richard Wengraf (Wien): *Wiener Theater.*



# DIE KULTUR



## Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1902. ⋆ Zweites Juliheft.

## INHALT.

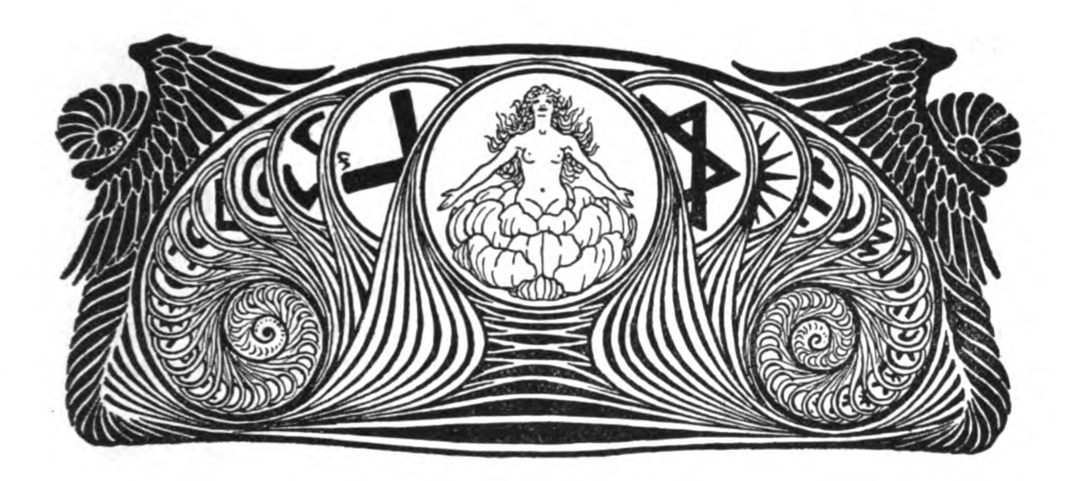


HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Das Bildungsstreben der Gegenwart*).

Der feinsinnige Wilhelm Münch hat den Aphorismus geprägt: „Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur wirft auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen."

Die Stimmen, die ein Gleiches klagend verkünden, werden immer lauter, die Sehnsucht nach Befreiung von dem Banne der Zeit, der sich schier lähmend auf die Brust legt, immer brennender; die nicht zurückzudrängende Unzufriedenheit mit dem, was das innere und äußere Leben des modernen Menschen zersplittert, verwirrt und aufregt, immer allgemeiner. Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist aber immer der Nerv des Fortschritts gewesen.

Es ist leicht, unsere Zeit preisen, noch leichter, sie verketzern. Und solange es zum Denken erwachte Menschen gegeben hat, pries man die glücklichere, bedürfnislosere Vergangenheit und schalt die anspruchsvolle, unersättliche Gegenwart. Aber suchen wir heute das Fazit zu ziehen und fragen wir nachdenkliche Männer, die ihre ernsten

---

*) Wir möchten nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der vorliegende Aufsatz sich bereits seit dem 29. April a. c. im Besitz der Redaktion befindet. Er ist also lange vor dem Vortrag, den Adolf Harnack über das gleiche Thema Ende Mai auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Dortmund gehalten hat, geschrieben. Anm. d. Red.

Gedanken und dringlichen Mahnungen zur Umkehr in bedeutsamen Büchern niedergelegt haben — wie Anton Schönbach „Über Lesen und Bildung“, Rudolf Eucken „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ und Oskar Weißenfels „Die Bildungswirren der Gegenwart“ —, so tönt uns der Ruf entgegen, der eine Erneuerung des inneren Lebens fordert und damit eine Verurteilung des herrschenden Bildungsstrebens der Gegenwart ausspricht.

Die Bildung ist in die Breite gegangen und hat an Tiefe verloren. Wer im allgemeinen heute als gebildet gilt, ist zumeist ein Mensch von gewandter Lebensart, von mannigfachen Kenntnissen, von Tüchtigkeit auf diesem oder jenem Gebiet, aber ohne jene innere, tiefere geistige Substanz, die doch eigentlich das Entscheidende ausmachen sollte.

Es geht ein gleichmachender (nivellierender und uniformierender) Zug durch unsere Zeit; die Schranken der Stände fallen immer mehr; mit der Freizügigkeit ist der Mensch heimatlos geworden; von Ost nach West, von Nord nach Süd verschlagen, vermag er nirgend mehr feste Wurzeln zu treiben, um sich heimisch zu fühlen; die Unterschiede in der Eigenart der Provinzen verwischen sich mehr und mehr, so auch die Unterschiede in der Bildung. Wohl wägt noch der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeiter, dessen Sohn einige Begabung zeigt und es weiter bringen soll als der Vater, bedachtsam ab, welche Schule die besten Aussichten für die Zukunft bietet, und wie er das aufzuwendende Kapital am sichersten und gewinnreichsten anlegen kann, aber es hat nicht mehr die Bedeutung wie früher; denn das Bildungsmonopol des humanistischen Gymnasiums ist gefallen und die Gleichwertigkeit der Bildung sämtlicher höheren Schularten von allerhöchster Stelle proklamiert worden, — und es ist vielleicht gut so, denn nun ist der ehrliche Wettbewerb frei, nun gilt es, in um so frischerm Streben jede Schulart nach ihrem innersten Wesen zu gestalten und von den eingedrungenen fremden Bestandteilen zu reinigen und vor neuen Einheitsschul-

Bestrebungen zu schützen. In den Nachweisen der Gleichwertigkeit des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule ward zwar sehr sorgsam der Wert dessen, was die einzelne Schule bietet, gegen das, was die andere zeitigt, abgewogen; aber nur zu oft vergaß man das Eine, daß echte Bildung gar nicht allein auf diesem oder jenem Wissen beruht, sondern auf einem im innersten Kerne schwer Wägbaren, ja Inkommensurablen, nämlich auf der Entfaltung eines in sich selbst gefestigten Innenlebens, auf jener Klarheit über sich selbst und über den Menschen im allgemeinen, auf einer Totalansicht des Lebens. Und kann diese dem jungen oder älteren Menschen eingetrichtert werden auf dieser oder jener Schule? Nur die Grundlinien können gezeichnet, nur Anregungen zum Verständnis für die Lebensprobleme können an den Werken der Meister des Denkens und Dichtens und künstlerischen Schaffens geboten werden; die echte innere Bildung ist der Niederschlag von all dem Edlen und Schönen, das Kopf und Herz aufgenommen und selbständig verarbeitet haben; echte Bildung ist ein langsam fortschreitender Vorgang, den der einzelne durch eigene Gedankenarbeit, durch eigenste Pflege des Gefühlslebens in sich hervorrufen muß. Es gilt eben einen Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, um die Ausprägung einer in sich gefesteten Persönlichkeit, worauf nach Goethes Ausspruch höchstes Glück der Erdenkinder beruht.

Ist aber auf alles das unser modernes Bildungsstreben gerichtet? Und ist alledem die Zeit günstig?

Beide Fragen sind zu verneinen, wie es besonders O. Weißenfels in dem obengenannten ausgezeichneten Buche getan hat, dem man im Interesse unserer Bildung eine Verbreitung, wie das Rembrandt-Buch sie erzielte, wünschen möchte; aber es ist bezeichnend: ein Werk, das die Zeitphrasen aphoristisch, schillernd, geschickt formuliert, findet überall ein Echo — noch dazu, wenn der Preis niedrig ist — aber die gründliche, tiefe Gedankenarbeit hat einen





schweren Stand, mag sie auch in eine wahrhaft künstlerische Form der Sprachbehandlung sich kleiden, und mögen sich auch Weite des Gesichtskreises, Schärfe der Dialektik und Herzenswärme noch so glänzend vereinen. Ein anderes ist, dem Zeitgeist schmeicheln, ein anderes, ihn verneinen.

Wer ihm aber den Puls zu fühlen versteht — wie Weißenfels —, der findet, daß der Geist unserer Klassiker nicht lebendig ist im Volke, daß Goethe und Schiller, die uns zu der ersten geistigen Nation erhoben haben, eine nachhaltige Macht in der Seele unseres Volkes nicht ausüben, daß vielmehr der ausgeprägte Sinn für praktischen Nutzen und für die gemeine Deutlichkeit der Dinge den Idealismus, der in den Besten der deutschen Vergangenheit mächtig war, zerstört und so zu geistiger und sittlicher Verflachung geführt haben; der findet, daß heute das Erwerben von Wissen, das man verwerten kann und das zu Wohlstand, Genuß und Macht hinleitet, als das wichtigste Bildungsstreben gilt, daß die Pflege des Innenlebens, worunter die griechischen Philosophen und die edelsten Dichter und Denker unseres Volkes den Beruf des Menschen verstanden, zurückgetreten ist vor der Rührigkeit und Erfindsamkeit zur Hebung äußerer Zustände. Wer möchte leugnen, daß wir es heute weit gebracht haben auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie, nicht minder auch der Politik; aber macht es auf den tiefer Blickenden nicht den Eindruck, als ob wir ins Extrem verfallen seien? Dem 18. Jahrhundert und seinen erhabensten Vertretern galten die Zustände des menschlichen Innern mehr als die Begebenheiten der Welt — und wir können es verstehen und verzeihen bei der Lage der damaligen Dinge — heute dreht sich im Interesse der meisten Menschen, außerhalb des Berufes und Amtes, alles um das Geschehen in der äußeren Welt, um die Fragen der Politik, um das, was die Zeitung bringt; sie ist für die von der Hast des Daseins müde gepeitschte

Kulturmenschheit zumeist die einzige geistige Kost, wie das Wirtshaus die Stätte der Erholung.

Wer möchte darum aber schönseliger Empfindelei und tatlosem Träumen das Wort reden, wer auch leugnen, daß auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften im einzelnen Großes geleistet worden, daß immer neue Probleme auftauchen, von denen die Vergangenheit nichts ahnen konnte; aber das einigende geistige Band, ein die mannigfachen Wissenszweige umspannendes philosophisches System fehlt doch. Wer möchte auch leugnen, daß in den verschiedenen Künsten Ansätze zum Neuen in Fülle sich zeigen; aber alles das beschäftigt eine Minderheit, es dringt nicht ins Volk. Was im 18. Jahrhundert die Literatur, besonders die Poesie, für den Gebildeten bedeutete, das ist jetzt ersetzt durch die Politik, und alles künstlerische Streben trägt den Stempel des Überganges, und jeder Übergang ist unerquicklich.

Wer möchte ferner auch unsere frische soziale und politische Entwicklung zurückschrauben; aber hat Weißenfels nicht ein Recht zu fragen, ob es denn nun nötig sei, daß alle Mann an Bord Steuermann spielen sollen, daß jederman politisieren und kannegießern müsse und darüber das Wesentliche, was zum inneren Wohle nötig ist, vergessen? Weder der Kirchenglaube noch die Liebe zur Poesie oder Kunst hat die Macht von früher; der geistige Horizont der großen Mehrheit auch der sogenannten oberen Schichten der Gebildeten hat sich verengert, die Empfindung ist flacher, die Denkweise gemeiner, alltäglicher, prosaischer geworden.

Muß aber nicht als Ziel der Bildung heute wie ehedem gelten, was Faust ausspricht: sein Selbst zum Sein der Menschheit erweitern, alle Freuden und Leiden, die der ganzen Menschheit zugeteilt sind, auf seinen Scheitel häufen?

Freilich von einer so verwirrenden Vielseitigkeit, wie die Bildung unserer Zeit, ist schwerlich irgend eine frühere Epoche gewesen, und so tut sich das schwierige Problem auf, wie der heutige Mensch zu einer Harmonie, zu dem inneren

Gleichgewicht der Seelenkräfte (Kopf und Herz, Verstand und Phantasie, Fühlen und Wollen) und zu einer Harmonie seines Gemütes mit den Forderungen der Außenwelt gelangen soll. Daß diese Harmonie nicht übermittelt, sondern nur innerlich von jedem einzelnen errungen werden kann, daß überhaupt Bildung nicht ein übergeworfenes gleißendes Gewand, sondern Erhöhung und Vertiefung der eignen Natur bedeutet, daß schließlich, auch im Laufe eines langen Lebens, nur wenige zu gott- und geisterfüllten Persönlichkeiten und festen, eigenartigen und dabei harmonischen Charakteren reifen: das liegt auf der Hand, und darüber möge man bei Weißenfels das Nähere zur Erbauung und Beschaulichkeit nachlesen.

Das ewig Menschliche steht über vielseitiger Gelehrsamkeit, der die wahrhaft befreienden und erhebenden Ideen fehlen, aber auch über Parlamentsdebatten und Wohlfahrtsausschüssen; nicht der Staatsmann oder der Feldherr ist die höchste Potenz des Menschentums — sie werden vergessen, wie schon Horaz sagt, wenn sie keinen Sänger finden —, sondern als Bildner und Erzieher der Menschheit wandeln durch der Zeiten Räume, unsterblich und ewig nachwirkend mit ihren Ideen: die großen Denker und Dichter und Künstler.

Wer ihnen folgt, wer aus sich in geistiger und sittlicher Hinsicht zu machen weiß, was irgend zu machen ist, der dient auch dem Staate am besten. Eine Geschäftigkeit ohne Selbstbesinnung, ohne Feiertagsstimmung macht den Menschen innerlich unfrei und läßt das Beste in ihm verdorren.

Was macht schließlich den Menschen glücklich, was das Leben reich? Ist es nicht die Arbeit an sich selbst, die Besiegung der Selbstsucht, die Ausweitung seines Selbst zum Sein der Menschheit?

Zu den schillernden Zeitphrasen und den bedenklichen Vorurteilen — die Weißenfels besonders energisch bekämpft — gehört auch der Satz, die gesteigerte materielle Kultur sei nur der sichtbare Ausdruck für den erreichten

Bildungsgrad. Aber die Geschichte des Fortschritts in der Gestaltung des äußeren Lebens ist nicht zugleich auch die Geschichte der sich klärenden und vertiefenden Bildung, sondern Geist und Gemüt gedeihen am besten bei einer einfachen Gestaltung des äußeren Lebens; die Genußsucht der Gegenwart ist der ruhigen Sammlung, dem Gespräche der Seele mit sich selbst, aus dem doch alles Tiefe und Echte hervorgeht, nicht günstig. Die Träger der äußeren Kultur, die Reichen, sind nicht auch die Erleuchtetsten und Besten. Der Zug nach außen und der Zug nach innen müssen sich die Wage halten; ohne Sorge und Mühe kein Leben, aber auch nicht ohne einsame, nachdenkliche Stunden, ohne Freundschaft nicht bloß mit wahren, untrüglichen Menschen, sondern auch mit den großen Menschen der Vergangenheit, Poeten und Philosophen. Echte Bildung, wie diese bekunden, macht heiter und berufsfreudig und gibt jenen Zauberstab in die Hand, der überall Gold zu schlagen vermag, selbst aus hartem, rauhem Gestein. Die meisten Menschen schieben die innere Umbildung, den Ausbau ihres Innern auf, bis es zu spät geworden, und daher sind sie nicht reif zum Sterben, wenn sie dann sterben. Nicht die Fülle des von außen Hineingeleiteten macht die Bildung, sondern die Kraft des eigenen Innenlebens.

Es ist das Wesen der Kultur, daß sie ein Hinauswachsen über alle Sinnlichkeit in ein Reich der Gedanken, die über Raum und Zeit hinwegheben, bekundet, in eine neue Welt geistigen Schaffens und Wirkens, die von den Fesseln des „Milieus“ befreit. Die Welt selbständigen Geisteslebens kann zu unserer Welt aber nur werden, wenn durch selbsteigene Entschließung, durch selbsteigene Tat ein neuer Lebensprozeß sich in uns bildet, der zum festen Charakter, zum eigensten, innersten, kernhaften Wesen führt. Dies darf nicht eine bloß mystisch-romantische Stimmung bedeuten, sondern Kampf und Tat, eigenste Erfahrung, Umwandlung, Überwindung, wie sie Fichte in seiner „Bestimmung des Menschen“ und auf ihm fußend Rudolf

Eucken in seinem „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" geschildert hat.

Die Idealbildung bedeutet also Selbstvertiefung des eigenen Wesens, ein charakteristisches Lebenssystem, das in reiner Geistigkeit wurzelnd den Pessimismus und die Philosophie der Resignation, den Materialismus wie auch den seichten Optimismus überwindet. Ohne einen Heroismus der Gesinnung ist das Menschenleben von vornherein verloren, nur durch ihn erringt es eine geistige Substanz, eine innere Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit.

Drum mögen wir dem flachen Bildungsstreben der Gegenwart die Träger wesenbildender Ethik, Sokrates, Plato, Kant, Fichte, entgegenhalten; sie zeigen uns, wie ohne eine kräftige Entfaltung von Pflicht und Liebe, von Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, wir den gewaltigen Bewegungen unseres Menschen-Seins nicht gewachsen sein können. Sie zeigen uns die Hohlheit jenes Materialismus, der alles nur in Empirie und Naturmechanik auflöst, aber auch jenes extremen Subjektivismus, der in nichtigem Größenwahn sich zum „Übermenschen" erheben will und ein Gewebe von Eitelkeit und Sophistik in dem modernen Immoralismus gewoben hat. Nicht das Individuum ist das Feste und Gewisse, der archimedische Punkt, von dem sich alles bewegen läßt, sondern es ist der Grundprozeß des Geisteslebens, der alles zu tragen hat und der seinerseits erst dem Individuum ein wahrhaftes Sein verleiht, ein Sein in der Welt des Guten, des Göttlichen, der alles durchdringenden Liebe.

Einen Mikrokosmos gibt es nicht ohne eine innere Gegenwart des Makrokosmos.

Neuwied a. Rh. *Prof. Dr. Alfred Biese.*



# Die soziale Lage in Italien.

„*Siamo una nazione giovane*" — wir sind eine junge Nation, hört man die Italiener sagen, wenn sie das Bedürfnis empfinden, ihr Vertrauen in eine glänzende Zukunft vor sich selber zu begründen, oder aber, wenn sie eine leichtsinnige Unternehmung und einen Mißgriff entschuldigen oder ihre Rückständigkeit gegenüber anderen modernen Staaten erklären wollen. Jung ist Italien in Wahrheit nur als moderner Einheitsstaat; die Nation ist nächst der griechischen die älteste Europas, denn ihre staatliche und gesellschaftliche Organisation und ihre Zivilisation sind denjenigen der anderen Völker des Erdteils erheblich vorangegangen. Die italienische Nation weist aber auch andere Anzeichen des Alters auf, die zur Erklärung eines guten Teils ihrer Rückständigkeit, namentlich auf dem heutzutage eine mutige Initiative und zähe Kraft und Beharrlichkeit erheischenden politischen und sozialen Gebiete, geeignet sind. Sie gleicht einem Alten, der sich leicht für große Ziele begeistert und zu kühnen Plänen fortreißen läßt, ohne die Kraft und Beharrlichkeit zu ihrer Durchführung zu besitzen, wenn er nicht gar die schönen Ideen und großen Pläne nur vorschützt, um über seine Schwäche hinwegzutäuschen.

Mehr als die in ihrer Hauptmasse gesunde, leistungsfähige und arbeitsfreudige Nation muß dieser Vorwurf die herrschende Klasse und die Gesetzgeber und Regierenden treffen, denen das herrschende staatliche System alle wirkliche Macht in die Hände gibt. Sie tragen die Schuld daran, daß den dringendsten Bedürfnissen und Forderungen zum Trotz seit Jahrzehnten fast alle auf finanzielle, wirtschaftliche und soziale Reformen gerichteten Ministerprogramme, Thronreden und Gesetzvorlagen auf dem Papier geblieben, die großen Massen aus ihrer unwürdigen, gedrückten Lage nicht erlöst und periodische Revolten fast mit Notwendigkeit herbeigeführt worden sind. Während

die geschichtliche Entwicklung des Landes, insbesondere die alten kommunalen Institutionen und die gemeinsame Arbeit an der nationalen Wiedergeburt sowie die Entwicklung der Demokratie die Standesunterschiede verwischt, Adel und Bürgertum verschmolzen haben, sind die nur infolge der natürlichen Intelligenz, des Taktes und Selbstbewußtseins weniger hervortretenden Bildungsunterschiede in vollem Umfange bestehen geblieben und hat die Besitzungleichheit nebst dem Gegensatz von Stadt und Land an Schärfe noch zugenommen. Der Parlamentarismus wurde von der herrschenden Klasse im eigenen Interesse ausgebeutet; die gewaltig steigenden Staatsausgaben und der Steuerdruck machten die elende Lage der unteren Klassen, namentlich des die große Mehrheit bildenden Landvolkes, immer drückender.

Der Sozialismus in Italien ist geradezu als eine Frucht dieser Mißstände zu bezeichnen. Denn der von Natur und durch Tradition individualistisch veranlagte, genügsame, das horazische „eigene Gütchen“ als Ideal betrachtende Italiener konnte nur durch die schwerste Not den, zumeist unverstandenen, Zielen des Kollektivismus gewonnen werden. Hierdurch erklärt sich auch die seltsame Tatsache, daß im Laufe des vergangenen Jahres der Sozialismus mit einem Schlage das Landvolk zu Hunderttausenden unter seinen Fahnen sammeln und Organisationen von einem Umfange und einer Festigkeit schaffen konnte, an welche diejenigen der Industriearbeiter nur ganz vereinzelt heranreichen. Kein Zweifel, daß die freundliche Haltung, welche das Ministerium Zanardelli-Giolitti aus parlamentarischer Berechnung gegenüber den durch die Wahlen vom Juni 1900 verdoppelten Fraktionen der äußersten Linken einnahm, sowie ihre Konnivenz gegenüber dem leidenschaftlichen sozialistischen Apostolat und ihre offen erklärte Neutralität im Lohnkampfe zu den gewaltigen Erfolgen jener Propaganda beigetragen hat; aber weder die Ausbreitung ländlicher Kampfvereine über einen großen Teil Oberitaliens und die Verzehnfachung

der Arbeitseinstellungen im Lande, noch die vom Minister Giolitti in der Kammer gerühmte Erzwingung von Lohnverbesserungen im Betrage von 48 Millionen Lire binnen wenigen Monaten würde möglich gewesen sein, wenn nicht die Selbstsucht der besitzenden Klassen und die staatliche Gleichgültigkeit gegenüber der Not der Massen diese in der Selbsthülfe das einzige Mittel zur Erreichung menschenwürdiger Daseinsbedingungen hätten erblicken lassen.

Die Proletarierbewegung in Italien ist sehr jungen Datums. Die ersten ausgedehnteren Brotkrawalle in Dörfern und Landstädten Unter- und Mittelitaliens fanden im Jahre 1893 statt und waren durch Arbeitslosigkeit und Steuerdruck, namentlich durch die Mißwirtschaft der lokalen Koterieen und die harte Anwendung der Verzehrsteuergesetze veranlaßt. Der Aufstand in Sizilien 1893 und 1894 wurde durch sozialistische Sendlinge genährt, hatte aber trotz aller gegenteiligen Behauptungen dieser Agitatoren, wie der Präfekten, der Staatsanwälte und der konservativen Presse keinen sozialistischen Charakter. Die zu 80% aus Analphabeten bestehenden „Arbeiterbünde“ *(fasci dei lavoratori)* verstanden unter Sozialismus Aufteilung des Grundbesitzes und Erlaß der Steuern. Die Tumultuanten, unter denen stets zahlreiche Frauen und Kinder waren, mischten in die Rufe „*Evviva il Socialismo!* Fort mit der Brotsteuer! Wir wollen Brot und Arbeit!“ fast immer Hochrufe auf den König und die Königin und appellierten an die Brüderlichkeit der einschreitenden Carabinieri und Soldaten.

Nach der gewaltsamen Unterdrückung der Aufstände durch Crispi und der Zersprengung der damals noch sehr schwachen sozialdemokratischen Organisation wurden, wie schon oft, landwirtschaftliche und Steuerreformen, soziale Gesetze, Schutz und Hebung der Enterbten versprochen. Die Versprechungen wurden nicht gehalten; Unzufriedenheit und Gärung wuchsen von neuem. Unter dem Drucke der Ausnahmegesetze gewann die Sozialdemokratie an Spannkraft wie an Anhängern. Die mailändische Revolte vom



Mai 1898, die dann folgte, wurde rasch und mühelos niedergeschlagen; aber die übermäßige Härte der Militärgerichte, deren Urteile sehr bald gemildert oder aufgehoben werden mußten, hatte die doppelte Wirkung, einerseits die äußerste Linke der Kammer zu einem am Ende siegreichen obstruktionistischen Feldzuge gegen die Beschränkung der Presse, der Vereins- und Versammlungsfreiheit zu treiben, dem das Ministerium Pelloux erlag, anderseits die durch die Wahlen von 1900 erstaunlich verstärkte und ermutigte sozialistische Partei in eine Krisis zu drängen, in der sie sich noch befindet. Wenn eine förmliche Spaltung verhindert wurde, so kam es doch zu tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten und scharfen Auseinandersetzungen, sogar im Schoße der parlamentarischen Fraktion und der Parteileitung, über die Frage, ob Evolution oder Revolution. Die ungeahnten Erfolge, die dank dem Bündnis mit dem Ministerium Zanardelli und der dadurch ermöglichten ungestörten Propaganda und Organisationsarbeit der Sozialismus auf dem Felde des Streiks im Laufe eines einzigen Jahres errang, verschafften einer das Wohl des Proletariats auf gesetzlichem Wege erstrebenden reformatorischen Richtung die Oberhand, als deren Wortführer der kluge und zähe Herausgeber der *„Critica Sociale“*, Filippo Turati, auftrat, ohne daß jedoch die von dem genialen, leidenschaftlichen und redegewandten Strafrechtslehrer Enrico Ferri geführte revolutionäre Richtung beseitigt werden konnte. Beide sind für jetzt darin einig, die günstige parlamentarische Lage auszunutzen und durch ununterbrochene Lohnkämpfe das gewerbliche und ländliche Proletariat zu trainieren, zu heben und an die Arbeitskammern und Gewerkvereine zu fesseln. Die Drohung mit einem Ausstande von hunderttausend Eisenbahn-Angestellten hat genügt, die Eisenbahngesellschaften und die Regierung zum Paktieren mit den sozialistischen Führern der Bewegung zu nötigen und jenen die Gewährung höherer Löhne und günstigerer Arbeitsbedingungen zu verschaffen. Kein Wunder, daß solche Er-

folge der weiteren Ausbreitung der Gewerk- und Kampfvereine günstig sind und nunmehr auch das bisher als Hort des Konservatismus und Klerikalismus geltende Landvolk Unteritaliens im Klassenkampfe sein Heil zu suchen beginnt. In verschiedenen Gegenden Apuliens und der Capitanata haben Tausende von Landarbeitern durch Arbeitseinstellungen und Tumulte Lohnerhöhungen zu erzwingen gesucht.

Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse ist nicht zu vergessen, daß die gelegentlich der munizipalen Mißwirtschaft, der Korruption und der Skandalprozesse in Neapel, wie der Prozesse gegen den Abg. Palizzolo und den Briganten Musolino und der Enthüllungen über die Camorra und Maffia umfassend dargelegten Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden Italiens sich nicht auf Rasse, Sitte, Tradition, Volks-Charakter, Bildung, Anschauungsweise beschränken, sondern auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete scharf hervortreten. In Oberitalien, teilweise auch in Mittelitalien herrscht schon längst ein reges gewerbliches Leben, und die Großindustrie samt allen ihren sozialen und wirtschaftlichen Begleiterscheinungen und Folgen hat in den letzten Jahren einen großartigen, sehr vielversprechenden Aufschwung genommen. Auch die Landwirtschaft wird in den nördlichen Landesteilen vielfach nach ganz modernen Grundsätzen und Systemen betrieben, sodaß diese Landesteile an Wohlstand wie an Tatkraft und Bildung den anderen voranstehen. Die industriellen wie die landwirtschaftlichen Lohnkämpfe wurden deshalb hier weniger durch eigentliche Not als durch das Streben nach Abstreifung überlebter Fesseln und nach besserer rechtlicher Stellung des Proletariats veranlaßt, und sie konnten zumeist unschwer durch Gewährung besserer Arbeitsverträge und Anerkennung der Arbeiterorganisationen beigelegt werden.

Anders in den südlichen Landesteilen und auf den Inseln, wo noch die feudalen Überlieferungen, das Latifundienwesen

und der äußerst niedrige Bildungszustand im Vereine mit der völlig mangelnden Industrie und den ungünstigen klimatischen Boden- und Bevölkerungsverhältnissen die große Masse des Landvolkes in wahrhaft elender Lage festgehalten haben und die Dürre, der Mißwachs, die Verkehrsschwierigkeiten und der Steuerdruck auch den Grundbesitz hart bedrängen. Das in den verschiedenen Arten von Sparkassen angelegte Kapital betrug 1899 in der Lombardei 780.3, in Piemont 239.1, in Toskana 213.7, in Sizilien dagegen nur 75.9, in Apulien nur 22.4 Millionen Lire. Dabei waren von dem Sparkapital Siziliens 46.6 Millionen in den nur 2.88% Zinsen gewährenden Postsparkassen, nur 29.3 Millionen in den dem wirtschaftlichen Kredit dienenden Spar-Anstalten angelegt, während die Lombardei für diese, Arbeit und Wohlstand fördernden Zwecke 721 Millionen zur Verfügung stellt.

Kein Wunder, daß fast alle großindustriellen Unternehmungen, die seit mehreren Jahren einen erstaunlichen Aufschwung zeigen, ihren Schauplatz in Ober- und Mittelitalien haben. An der Spitze steht die Baumwollbearbeitung, in der 80—90000 Arbeiter einen Produktionswert von ca. 300 Millionen Lire schaffen. Die Seidenindustrie — Hauptsitz die Lombardei — liefert mit 3—4 Millionen Kilogramm Rohseide ein Drittel des gesamten Seidenerzeugnisses der Welt; die Ausfuhr von Seidenfabrikaten übersteigt seit mehreren Jahren die Einfuhr. Das Erzeugnis der Wollindustrie hat einen Wert von ca. 100 Millionen. Die Zahl der Zuckerfabriken ist in wenigen Jahren von vier auf zwanzig gestiegen, deren Produktion binnen kurzem auf 400000 metr. Ztr. steigen dürfte. Eine erhebliche Steigerung zeigt auch die Metallindustrie. Die Steinkohleneinfuhr ist von 0,8 im Jahre 1871 auf 4.25 Millionen Tonnen in 1897 gestiegen, während sich auch die Verwendung der Wasserkraft, namentlich zu elektrischen Anlagen, stark gesteigert hat. Im Jahre 1899 betrugen die Löhne in den Eisenbahnwerkstätten der Mittelmeergesellschaft zu Turin und Mailand zwischen 2.20

und 5.60 Lire, 1898 die der Südbahngesellschaft in Rimini zwischen 3.20 und 7.35, 1897 in der Kellerschen Seidenspinnerei zu Villanovetta zwischen 1.15 und 1.30, in der Sellaschen Wollfabrik zu Biella 2.25 bis 4, für die Frauen 1.50 bis 2.50, in der Baumwollweberei Sciaccaluga zu Campomorone 2 bis 3.50, für die Frauen 1.20 bis 2 Lire. Die Arbeiter in den staatlichen Tabakfabriken verdienten 1898 im Tagelohn 2.85 bis 3.65, im Akkord 3.15 bis 4.66, die Frauen 0.96 bis 2.19 Lire. Wie steht es dagegen mit den landwirtschaftlichen Tagelöhnen im Süden? In Triggiano in der Provinz Bari sind die mittleren Lohnsätze im Winter bei 8½stündiger Arbeit 1.10, im Frühjahr bei zehnstündiger Arbeit 0.50, im Sommer und Herbst bei 12stündiger Arbeit bezw. 1.40 und 0.90 Lire. In Putignano in derselben Provinz begannen am 13. Mai die Unruhen, die sich rasch über andere Landstädte Apuliens ausgebreitet haben, mit Gewalttätigkeiten der Arbeitslosen gegen einen Grundbesitzer, der anstatt der üblichen 50—70 nur 40 Centesimi Tagelohn anbot. Die Eigentümer können aber vielfach nicht mehr zahlen, weil sie infolge des Preisrückganges der Produkte, des mangelnden Absatzes, der Oliven- und Rebenkrankheiten, der hohen Steuern und der veralteten Kulturmethoden verschuldet sind. Die Reform der landwirtschaftlichen Betriebe und die Einführung der Industrie ist für Süditalien geradezu eine Lebensfrage geworden.

So schweren und weitverbreiteten Mißständen gegenüber sind auch die relativ bedeutenden Mittel der wohltätigen Stiftungen nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, obwohl die im Jahre 1880 vorhandenen 21866 „*Opere Pie*" mit einem Vermögen von 1897.6 Millionen Lire und einem Budget von 96.5 Millionen Lire sich bis 1898 noch um 1303 Stiftungen mit 294.8 Millionen Lire vermehrt haben und im Jahre 1887 allein an Almosen ca. 11 Millionen Lire an 770000 Empfänger verteilen konnten. Die Leihhäuser, deren es 555 gibt, nahmen im Jahre 1896 6½ Millionen Pfandstücke entgegen, von denen über 411000 nicht aus-

gelöst wurden und die mit 103.8 Millionen Lire beliehen waren.

Im ganzen hat mit dem Aufschwunge der gewerblichen Tätigkeit und des Handels der Volkswohlstand und die Lebenshaltung — wenn schon nicht in allen Klassen und Landesteilen — sich unverkennbar gebessert; Beweis die ununterbrochene Zunahme der Sparkasseneinlagen, die von 500 Millionen im Jahre 1872 auf 2292.6 Millionen Lire im Jahre 1899 gestiegen sind. Wesentlichen Anteil an der wirtschaftlichen Hebung haben die jetzt über das ganze Land verzweigten Vereine für gegenseitige Unterstützung, die Volksbanken, Produktiv- und Kooperativ-Genossenschaften. Die ersteren, im Jahre 1871 nur 1109, erreichten 1895 die Zahl von 6725; die von L. Luzzatti in den sechziger Jahren eingeführten *banche popolari* haben ebenso wie die seit 1883 durch Wollemborg ins Leben gerufenen *casse rurali* den gewerblichen und landwirtschaftlichen Kredit in höchst segensreicher Weise gefördert und dem Wucher Abbruch getan, was man auch von den noch jüngern „katholischen Landkassen“ sagen kann; die *„Società Cooperative“* endlich haben für die Hebung der unteren Klassen mittelst wirtschaftlicher Unternehmungen — Bau- und Erdarbeiten, Bonifizierungen u. dgl. auf eigne Rechnung — ebenso energisch gearbeitet wie die „Arbeiterkammern“ und „Arbeiterverbände“ mittelst der Kampforganisationen.

Hingegen ist die Staatsgewalt auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge bisher im Hintertreffen geblieben, aus Trägheit und Pflichtvergessenheit und im Vertrauen auf die Stärke des Kapitalismus, der — noch ohne Gegensatz zwischen Industrie und Grundbesitz — geschlossen dem unorganisierten Proletariat gegenüberstand. Das Gesetz von 1886 zum Schutze der arbeitenden Frauen und Kinder blieb auf dem Papier. Die geringen Wirkungen der freiwilligen Unfallversicherung durch die 1883 gegründete „Nationale Arbeiter-Unfallversicherungskasse“, welcher Ende 1896 erst ca. 152000 Arbeiter angehörten, führten zu dem

Zwangs-Versicherungsgesetz vom 17. März 1898, das zu einer Versicherung der Arbeitgeber und dadurch zu einem Hindernis für Verhütung der Unfälle geworden ist. Auch die Altersversicherung ist in unbedeutenden Anfängen stecken geblieben.

Man mag beklagen, aber man muß feststellen, daß erst die Siege des Proletariats im vorjährigen Lohnkampfe die Einbringung eines neuen und ernsthafteren Gesetzes über die Frauen- und Kinderarbeit erzwungen haben, das die Kammer am 23. März angenommen hat. Es verspricht einen wirksameren Schutz der in Fabriken und Manufakturen, bei Bau- und Erdarbeiten u. dgl. beschäftigten Frauen und Kinder. Andersartige Unternehmungen, besonders die Landwirtschaft, dürfen sich auch ferner — soweit nicht direkt gefährliche oder ungesunde Arbeiten in Frage kommen — uneingeschränkt der Frauen und Kinder bedienen.

Alle bisherigen Erfahrungen lassen kaum daran zweifeln, daß die italienische Bourgeoisie und ihre herrschenden Ausschüsse auch in Zukunft den Ruhm energischer Förderung des Wohles der Massen der sozialistischen Partei anheimgeben, ja lediglich durch den steigenden Druck der sozialistischen Organisation und der Revoltedrohungen sich zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die enterbten Volksschichten bewegen lassen werden. Die Lage ist in Italien besonders deshalb in bedenklichem Maße gespannt, weil gleichzeitig mit den rasch anwachsenden und klassenbewußt werdenden industriellen Arbeitermassen das durch Elend erbitterte, zurückgebliebene und leicht irrezuleitende ländliche Proletariat auf den Klassenkampfplatz tritt und die Widerstandsfähigkeit der Staatsgewalt sich bereits als sehr schwach erwiesen hat. Eine Hoffnung auf ruhige Entwicklung und Vermeidung schwerer Erschütterungen läßt sich beinahe nur auf den natürlichen gesunden Verstand auch der Massen und die große Anpassungsfähigkeit des Volks-Charakters gründen.

Rom. *Prof. Dr. Reinhold Schoener.*





# Neue Spinoza-Elemente im „Faust".

Der Beginn der Vorrede zu Spinozas „Theologisch-politischem Traktat" bringt Ausführungen, die in der innigsten Beziehung zum Anfangsmonolog des ersten, wie zu den Sterbe-Szenen des zweiten Teils des „Faust" („Mitternacht" und „Großer Vorhof des Palastes") stehen. Diese Beziehung ist bisher nicht bemerkt worden, dabei ist sie, in Zusammenhang mit andern Momenten gebracht, von ausschlaggebender Bedeutung für eine neue Auffassung des ganzen Gedichtes und zeigt, wie der Anfang des ersten und der Schluß des zweiten Teils von einer und derselben Idee beherrscht wird.

Spinoza führt nämlich an der betreffenden Stelle aus: 1) daß die gewöhnlichen, nach unsichern Glücksgütern maßlos verlangenden und daher innerlich an die wechselnden Glücksumstände gebundenen, unfreien Menschen „in elender Weise zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hertaumeln",*) wobei sie im Glück ihre Fähigkeiten überschätzen und zur Einbildung neigen, im Unglück aber in das andere Extrem fallen, jedes Zutrauen in die eigene Kraft verlieren und daher ganz von Bedenken und lähmendem Zweifel erfüllt sind; 2) daß die von Furcht ergriffenen und infolgedessen die Kraft des Verstandes unterschätzenden Menschen nach jedem Strohhalm greifen, leichtgläubig werden, die unbedeutendsten Ereignisse im guten oder schlimmen Sinne auslegen und damit dem Aberglauben anheimfallen. „Die Ursache, aus der der Aberglaube entsteht, erhalten und begünstigt wird, ist die Furcht."

Goethe hat zuerst Spinoza nur aus den ganz minderwertigen und höchst unvollkommenen Artikeln von Poiret und Bayle kennen gelernt, sodaß er geradezu gegen ihn eingenommen sein konnte. Am 7. Mai 1773 aber schreibt

*) Ich benutze die Übersetzungen von J. Stern (Leipzig, Reclam) mit geringfügigen eigenen Verbesserungen.



er an Höpfner: „Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten? Ich will nur sehn, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme." Ein Jahr darauf, 1774, spricht Goethe zu Fritz Jacobi und Lavater in begeisterter Weise über Spinoza. 1774 und 1775 sind aber die Jahre, in denen der Anfangsmonolog wie der ganze „Urfaust" schriftlich fixiert wurde. Ebenso geht der Wiederaufnahme der Arbeit am „Faust" während und nach der italienischen Reise eine erneute, sehr lebhafte Beschäftigung mit Spinozas Schriften vorauf.

Ist aber der gemeine Mensch, der Philister, ein Spielball entgegengesetzter Affekte, so muß sich der ungewöhnliche, geniale Mensch, der Übermensch Faust, über Furcht und über Hoffnung erheben, und zwar über die Furcht mit all den von ihr verursachten überflüssigen und schädlichen Bedenken, Skrupeln und Zweifeln, wie über die Hoffnung mit ihrer zu günstigen Einschätzung der eigenen Fähigkeiten und ihrer entschiedenen Neigung zu Selbstüberhebung und Einbildung. So versteht man, warum Faust seine übermenschliche Art mit den Worten schildert (Urfaust V. 13—20):

*„Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen,*
*Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen,*
*Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,*
*Fürcht' mich weder vor Höll' noch Teufel.*
*Dafür ist mir auch all' Freud' entrissen,*
*Bild' mir nicht ein, was Recht's zu wissen,*
*Bild' mir nicht ein, ich könnt' was lehren,*
*Die Menschen zu bessern und zu bekehren."*

Die Wahrheit streifend bemerkt zu diesen Versen Kuno Fischer (II³, 215): „Es ist die Gewißheit der vollsten Verzweiflung, die nicht mehr zweifelt und keine Skrupel mehr hat, die mit der Furcht auch die Hoffnung zu Boden schlägt und nichts übrig behält, als das Gefühl der völligen Lebensöde." Aber weder erkennt er den Zusammenhang mit Spinoza an dieser Stelle, noch die Beziehung zu den Sterbe-Szenen, in denen Fischer eine „Läuterung" Fausts





(156, 180) wahrnimmt, während dieser in Wahrheit von der Höhe seines Übermenschentums herabsinkend zuerst der Furcht und dann der Hoffnung anheimfällt.

Daß Goethe auf sein eignes Verhalten die Weisheit Spinozas bezog, lehrt die Stelle aus dem Brief an Zelter vom 4. September 1831:

*„Was ist ein Philister?*
*Ein hohler Darm,*
*Von Furcht und Hoffnung ausgefüllt,*
*Daß Gott erbarm'!“*

Dazu seine Bemerkung zum Kanzler v. Müller ([2] 146): „wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben . . . Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philister.“

Die philisterhafte Furcht und Hoffnung wird aber vom Dichter zusammengefaßt unter den Begriff der Sorge, die bei der Ausfüllung der „großen Lücke“ im ersten Teil eine bedeutsame Rolle spielt und in den Sterbe-Szenen des zweiten Teils personifiziert auftritt. Sorge macht man sich nur um das, was man maßlos begehrt, und je nachdem die Glücksumstände wechseln und es sich um Güter oder Übel handelt, nimmt die Sorge die Gestalt der Hoffnung oder Furcht an:

*„Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,*
*Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,*
*Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift.“*

In den lockenden „Masken“ der Sorge, in Haus und Hof und Weib und Kind, hofft man sein Glück zu finden; die schreckenden „Masken“ der Sorge, Feuer, Wasser, Dolch und Gift, erfüllen die Seele mit Furcht. Der Übermensch greift eher zum Giftbecher, als daß er sich dieser Misere unterwirft. Soll er leben, so muß er alle wurmhafte Sorge hinter sich werfen und auf alles seinen Fluch legen, was ihn innerlich zu binden vermöchte. Seiner innersten Natur nach schöpferisch veranlagt, will der geniale Mensch nicht wie der Philister ein Spielball entgegengesetzter Affekte sein, sondern von Vernunftideen geleitet nach entfernten, mehr oder weniger hohen Zielen ringen.





Läßt diese produktive Kraft nach und damit die lebendige Eigenbewegung des Individuums, so gewinnt die anziehende und abstoßende Kraft der umgebenden Dinge, als Güter und Übel, in Hoffnung und Furcht wieder ihren zwingenden Einfluß auf die Seele. So nähert sich zuletzt auch dem hundertjährigen Faust der Inbegriff alles unproduktiven Wesens, die philisterhafte Sorge, und zwar zunächst unter der schreckenden „Maske" der Furcht.

An dieser Stelle tritt wieder sehr auffällig und deutlich der Einfluß der oben skizzierten Erörterungen Spinozas zu Tage, denn gleichzeitig mit der Furcht ist es der Aberglaube, der sich der Seele des greisenhaft gewordenen Faust bemächtigt. Sind doch Furcht und Aberglaube nach der Darstellung Spinozas aufs engste verknüpft:

*„Von Aberglauben früh und spat umgarnt:*
*Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.*
*Und so verschüchtert stehen wir allein."*

Wie man auch sonst von alten Leuten zu sagen pflegt, daß sie Gespenster sehen, d. h. fürchten, wo nichts zu fürchten ist, so klagt hier auch Faust:

*„Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,*
*Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll."*

Auch er, „verschüchtert", traut der eigenen Kraft des Verstandes nicht mehr und legt dem gleichgültigsten, unbedeutendsten Geschehnis in abergläubischer Weise eine besondere Bedeutung bei:

*„Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick."*

Doch damit, daß Faust von Furcht und Aberglauben ergriffen wird, hat die Sorge ihr Werk wohl begonnen, aber noch nicht vollendet. Die Furcht ist nicht ihre schlimmste Form, denn die Furcht macht vorsichtig und schützt so vor Verlust, wenn sie auch in vielen Fällen ein festes Zufassen im richtigen Moment und damit einen entscheidenden Erfolg unmöglich macht. Dagegen vermag die blinde Hoffnung den Menschen völlig und auf kürzestem Wege ins Verderben zu stürzen; denn sie führt ihn zu einer Überschätzung der eigenen Kraft und zu einer Unterschätzung

der äußeren Widerstände und Gefahren, sodaß er noch in den rosigsten Träumen schwelgt, während schon das Grab zu seinen Füßen gähnt. Darum wird Faust erst ganz zuletzt von der Hoffnung gepackt und geht als ein radikaler Schwärmer in der Utopie des Zukunftstaates auf, nachdem ihn die Sorge völlig zu ihrem Sklaven gemacht hat mit den Worten:

*„Erfahre sie“ (meine Macht als Sorge), „wie ich geschwind*
*Mich mit Verwünschung von dir wende!*
*Die Menschen sind im ganzen Leben blind,*
*Nun, Fauste! werde du's am Ende.“*

Mußte Goethe gleich bei der ersten Lektüre, beim ersten Anblättern auf jene bedeutsamen Ausführungen im Beginn der Vorrede zum „Theologisch-politischen Traktat“ stoßen, so waren die entsprechenden Stellen in der „Ethik“ zwar etwas versteckter gelegen, im vierten Teil, aber doch auch ohne große Schwierigkeit und ohne besonderes eingehendes Studium schon beim aufmerksamen Durchblättern zu finden. Der siebenundvierzigste Lehrsatz lautet dort: „Die Affekte der Hoffnung und Furcht können nicht an und für sich gut sein.“ Und in der Anmerkung dazu heißt es: „Je mehr wir streben, nach der Leitung der Vernunft zu leben, desto mehr suchen wir von der Hoffnung unabhängig zu sein, von der Furcht uns zu befreien, das Glück, soviel wir vermögen, zu beherrschen und unsere Handlungen nach der sichern Weisung der Vernunft zu regeln.“ Und da die Hoffnung zu Überschätzung und die Furcht zu Unterschätzung der eigenen Kraft verführt, lautet der nächste Lehrsatz: „Die Affekte der Überschätzung und Unterschätzung sind immer schlecht.“ Alle Mißerfolge verdanken wir einem Mangel an richtiger Schätzung der Mittel und Verhältnisse, und darum läßt Goethe in der Mummenschanz-Szene des zweiten Teils die Frau „Klugheit“ den Erfolg oder die „Viktoria“ an sich fesseln, indem sie „zwei der größten Menschenfeinde, Furcht und Hoffnung,“ in Ketten legt.

Auch im Prolog und in der Pakt-Szene ist der Einfluß Spinozas deutlich wahrzunehmen. Spinoza teilt die Menschen

in leidende und tätige ein. Leidend sind die, die unter der Herrschaft der Affekte leiden, also von ihren Begierden beherrscht „in elender Weise zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hertaumeln". Tätig sind die, die von einer Vernunftidee geleitet sich nicht durch Hoffnung locken oder Furcht schrecken lassen, sondern frei und selbständig ihren eignen Weg gehen, mag der schließliche Erfolg auch ausfallen wie er wolle. Gott ist aber nach Spinozas Auffassung das Prinzip der höchsten, freiesten Tätigkeit. Je mehr tätig und je weniger leidend daher ein Mensch ist, desto mehr nähert er sich dem Prinzip der höchsten Tätigkeit oder Gott. So erscheint auch im Prolog der „Herr" als Freund der „Tätigkeit" und Feind der „unbedingten Ruh'", und wo diese die Herrschaft zu gewinnen droht, da läßt der Herr das Prinzip der Verneinung und Zerstörung zu Wirksamkeit gelangen, damit der Mensch, durch die drohende Vernichtung aufgeschreckt, seine Kräfte zur Geltung bringe und ein Leben erhaltendes und Leben förderndes Tun entfalte:

*„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,*
*Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';*
*Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,*
*Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."*

Faust aber, als der von Natur schöpferisch, tätig angelegte Übermensch, ist als solcher göttlicher Art und strebt auch unbewußt, „verworren", dem „Herrn", dem herrschenden, höchsten Prinzip schöpferischer, wahrhafter Tätigkeit zu. Daher nennt ihn der „Herr" seinen „Knecht". Faust ist, auch unbewußt, ein Diener des Höchsten. Vergebens wird, wie der Herr meint, Mephistopheles es versuchen, „diesen Geist von seinem Urquell", dem Inbegriff des höchsten Lebens und der höchsten Tätigkeit in Gott, „abzuzieh'n". Der erste Lehrsatz des dritten Teiles der „Ethik" lautet: „Unser Geist tut manches, manches aber leidet er. Sofern er nämlich adäquate" (gründliche, wahre) „Ideen" (die auf Gott bezogen werden) „hat, insofern tut er notwendig manches; und sofern er inadäquate Ideen hat, insofern leidet er notwendig manches." Es folgt dann der

Zusatz: „Hieraus ist zu schließen, daß der Geist umsomehr den Leiden unterworfen ist, je mehr inadäquate" (von blinder Leidenschaft eingegebene) „Ideen er hat, und daß er dagegen umsomehr tätig ist, je mehr adäquate" (sachlich richtige, wahre und vernünftige) „Ideen er hat", je mehr er also sich Gott nähert. Denn wie der sechsundvierzigste Lehrsatz des zweiten Teils sagt: „Die Erkenntnis des ewigen und unendlichen Wesens Gottes, welche jede Idee in sich schließt, ist adäquat und vollkommen." Ferner der zweiunddreißigste Lehrsatz des zweiten Teiles: „Alle Ideen sind, sofern sie auf Gott bezogen werden, wahr" oder adäquat. Endlich der vierzigste Lehrsatz des fünften Teiles: „Je mehr Vollkommenheit" (also Leben und Wirklichkeit) „ein Ding hat, desto mehr tätig und desto weniger leidend ist es, und umgekehrt, je mehr ein Ding tätig ist, desto vollkommener ist es." Gott als das vollkommenste Wesen, als der Inbegriff des höchsten Lebens und der höchsten Wirklichkeit, ist daher auch der reinste Ausdruck der höchsten schöpferischen Tätigkeit, und der geniale, der göttliche Mensch, der Übermensch, strebt ihm daher nach. Der Herr:

*„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,*
*So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen . . .*
*Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange*
*Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."*

Lebt aber auf dem Grunde der Seele des Übermenschen im Sinne Spinozas und Goethes (der Nietzschesche Übermensch steht im diametralen Gegensatz dazu) die Idee des vollkommensten Seins, des höchsten Gutes oder Gottes, so müssen demgegenüber alle endlichen Güter, auch die edelsten, eitel und nichtig erscheinen, und der freie, auf sich selbst gestellte Mensch muß bald dazu kommen, grundsätzlich auf ein höchstes, endgültiges Gut und Glück in dieser unsichern und unverläßlichen Welt zu verzichten. Darum beginnt Spinoza seine „Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes" mit den Worten: „Nachdem die Erfahrung mich gelehrt hat, daß alles, was das gemeine



Leben gewöhnlich bietet, eitel und unverläßlich ist, und nachdem ich sah, daß alles, wovon und was ich fürchtete, nur insofern Gutes und Übles in sich enthielt, als mein Gemüt davon bewegt wurde, beschloß ich endlich nachzuforschen, ob es etwas geben mag, das ein wahres Gut wäre, dessen man teilhaftig werden und von dem allein mit Beiseitesetzung alles übrigen das Gemüt erfüllt werden könnte; vielleicht gar etwas, vermittelst dessen, sobald ich es gefunden und erworben, ich mich einer beständigen und innigen Seelenheiterkeit erfreuen könnte." Und so läßt auch Goethe seinen Faust in einer mehr ungeduldigen und stürmischen Art, aber doch aus demselben Ewigkeitsgefühl heraus, alle endlichen und bedingten Güter verfluchen und mit Mephistopheles die Wette eingehen, daß dieser ihm nie zu einem endlichen Gut zu verhelfen vermöge, in dem er eine unendliche, vollkommene, letzte und höchste Befriedigung zu finden imstande wäre. Dieses beständige, auch unbewußte Messen an der Idee des höchsten, vollkommensten Seins verhindert den Ewigkeitsmenschen, einen besonderen Wert in die eigene unvollkommene Person zu legen und im Ichkultus aufzugehen; es verhindert ihn auch, einen besonderen Wert in die Güter dieser Welt zu legen und in ihrem Genuß eine doch nie zu erlangende letzte Befriedigung zu suchen. Damit ist ein beständiges Hinausstreben über sich selber wie über alle erreichten Güter, einem höchsten Ziele zu, in schöpferischer Tätigkeit gegeben. Auch hier wieder wird die intensivste Tätigkeit als im Wesen des dem höchsten Leben zustrebenden Übermenschen liegend betrachtet, die Ruhe aber als Tod und Verlust des eigenen besten Selbst:

*„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,*
*So sei es gleich um mich getan!*
*Kannst du mich schmeichelnd je belügen,*
*Daß ich mir selbst gefallen mag,*
*Kannst du mich mit Genuß betrügen,*
*Das sei für mich der letzte Tag!*
*Die Wette biet' ich!"*



Im übrigen verweise ich auf meine Schriften „Eine neue Faust-Erklärung“ (zweite vermehrte Auflage, Berlin 1901, Elsner) und „Der geniale Mensch“ (fünfte vermehrte Auflage, Berlin 1901, Dümmler.)

Jena. *Dr. Hermann Türck.*



# Die polnische Moderne in Literatur und Kunst.

Die achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts waren in Polen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst die Zeit der Ruhe und des Stillstandes. Nach der goldenen Blüteepoche der romantischen Poesie (1820—1850) glaubte man auf lange Jahrzehnte hinaus keinen großen Dichter mehr erwarten zu dürfen, und selbst wirklich bedeutende Talente, z. B. Adam Asnyk, litten unter dem Vorwurfe des Epigonentums. Man resignierte freiwillig auf die Dichtung, die Prosa war die einzige Literaturgattung, der man Außerordentliches zumutete. Denn da war vor kurzem noch Kraszewski, der Titan der Produktivität, da waren nach ihm mehrere erfolgreiche Romanschriftsteller, unter ihnen der sogar dem Auslande, wie kein anderer polnischer Schriftsteller vor ihm, bekannte Henryk Sienkiewicz. Damit war man zufrieden, klagte zwar über den Mangel an „Nachtigallen“, sehnte sich aber im Grunde des Herzens nach keiner neuen. Ähnlich verhielt es sich in der bildenden Kunst, vor allem in der Malerei, denn nur sie bestand überhaupt. Da ragte





in einsamer Größe Jan Matejko, der grandiose Historienmaler, von den Landsleuten als Verherrlicher der erhabensten Momente der polnischen Geschichte vergöttert, von den Fremden bald bewundert, bald wenigstens geachtet. Das genügte.

Da änderte sich auf einmal die Lage. Man weiß nicht wo zuerst, bald aber in allen Ecken begann es sich zu regen, lärmend und immer lärmender, ganz respektlos die Selbstgenügsamkeit der Alten verspottend. Man wollte nicht nur an den ererbten Schätzen zehren, man wollte selbst schaffen, schaffen auf seine eigne Art. Allerdings nicht ohne sich doch einen Meister zu wählen. Aber dieser Meister war nicht Mickiewicz, dessen harmonische, gemäßigt realistische Poesie der ältern Generation als ein Muster galt, sondern der Meister war der viel verlästerte Zeitgenosse des Mickiewicz, Juliusz Slowacki; voll der buntesten Mannigfaltigkeit der Farben und Gefühle, von dem grellsten Rot bis zu den zartesten Schattierungen der Farbe der „blauen Blume", von dem extrem brutalen Realismus bis zu der weltentrückten Mystik, ein Dichter, bei dem Pathos und Ironie, kindliche Unschuld und grenzenloser Größenwahn wunderbar ineinander verschlungen waren, ein unerreichter Meister des Stils, der bald wie die Kleinode Golkondas glänzt, bald den zartesten Blumenduft verbreitet, bald wieder wie mächtiger Posaunenton niederschmettert. Was Novalis der deutschen Neuromantik, das ist Slowacki der polnischen Moderne geworden: ein vergötterter, freilich oft mißbrauchter Meister. Die Ähnlichkeit liegt auch darin, daß man die tiefste Verehrung hatte, den größten Kultus mit derjenigen Epoche in Slowackis Dichten trieb, welche von den konservativen Kritikern entweder erbarmungslos verdammt oder achselzuckend ignoriert wurde: mit der Epoche des Mystizismus, wo der Dichter unter dem Einflusse von Andreas Towianski, einem wahrscheinlich ehrlichen aber überspannten und konfusen national-religiösen Reformator, stand.

Derjenige, der die polnische Moderne eigentlich schuf, auf mehrere Jahre zu ihrem Heil und Unheil — zu seinem eigenen Unheil — ihr Führer wurde, war „Meister Stanislaus", Stanislaw Przybyszewski, aus Berlin kommend, wo er sich durch seine deutschen Werke einen Namen unter den markantesten Vertretern der Moderne gewann. Was nun in Krakau, dem Sitz dieser Leute, geschah, gehört zu den interessantesten Kapiteln einer Geschichte der menschlichen Verirrungen. Blutjunge Burschen ohne Talent bemächtigten sich des berühmten Dichters, um, scheinbar ihm huldigend, auf seinen Schultern aus der Tiefe ihrer eigenen Nichtigkeit emporgetragen zu werden. Man schlug das Lager in einem Kaffeehause auf, vergeudete dort die meisten Stunden des Tages und der Nacht — um dann dem entrüsteten Bourgeois Schauermärchen von den Orgien vorzufabeln. In echt kindischer Lust paradierte man mit wirklicher oder erlogener Zügellosigkeit, Alkoholismus, Cynismus, Unmoral, und je mehr sich die frommen und biedern Leute des stillen Krakau vor diesem Gottseibeiuns bekreuzten, desto stolzer gingen diese Burschen einher. Geschah es dann noch, daß der Staatsanwalt ein Heft des Organs dieser Leute „Das Leben" beschlagnahmte wegen Unsittlichkeit oder Blasphemie, dann war der Triumph erst groß. So vergingen zwei oder drei Jahre und die Kluft zwischen den Alten und Jungen ward immer tiefer: jene hatten der modernen Literatur nur ein Gefühl gegenüber, den Abscheu, und verdammten sie hartnäckig vom bloßen Hörensagen — die Jungen dagegen verbohrten sich in immer unsinnigern Größenwahn, überboten einander in Absonderlichkeit, Cynismus und Chaos. Ernstes künstlerisches Schaffen war natürlich kaum zu finden; wer es gepflegt hatte, schämte sich dessen vor seinen verbummelten Kaffeehaus-Kameraden. Abgesehen von lyrischen Kleinigkeiten sind in dieser ersten Periode fast nur einige Dramen von Przybyszewski („Um das Glück"), Kisielewski u. a. zu verzeichnen, denen der damalige Direktor des neuen Stadttheaters in Krakau, Tadeusz Pawlikowski, mehr



aus Caprice denn aus Überzeugung den Weg in die Öffentlichkeit bahnte. Sonst ist von dieser Literatur wenig zu melden und noch weniger zu beloben, da sie sich im Kampfe, in der heftigsten Polemik, in dutzendweise aufgestellten Programmen, nicht aber in Original-Produktion betätigte. Das Programm war das alte *„l'art pour l'art,"* der Widerstand gegen irgend welche Tendenzen, seien es patriotische, soziale oder auch moralische. In der durch und durch tendenziösen polnischen Literatur der frühern Epochen und des konservativen Stils (Sienkiewicz ist selbst in seinen historischen Romanen von nationalen Tendenzen geleitet worden) war für solche Artistik kein Platz. Umsoweniger, als man als den zweiten obersten Satz seines Programms die sogenannte „nackte Seele", die Wiedergabe der geheimsten von jeder Realität losgelösten Regungen der menschlichen Seele, betonte. Folgte man hier den Mustern der skandinavischen und deutschen Dichter, sowie Maeterlincks, griff man in der Darstellung des Sexuellen auf Friedrich Schlegels „Lucinde", in der Phantastik auf Edgar Poe zurück, so ahmte man in der Sprache und Form die modernen Franzosen nach und Przybyszewski war bemüht, dem Worte seine ursprüngliche Macht und Stimmung, die im Laufe der Zeiten wie der Glanz der Scheidemünzen verloren gegangen ist, wieder zu erobern.

Inzwischen verändert sich das Bild der „Jungpolen", wie die Krakauer Moderne genannt wurde. Nach und nach mußten doch die Besonnenern zur richtigen Erkenntnis des Lächerlichen kommen, in den echten Talenten mußte der Wunsch aufkeimen, zu zeigen, was sie vermögen. Verschiedene persönliche Ereignisse in dem Leben dieser Leute trugen das ihrige zur Reinigung der Luft bei — die Flegeljahre der Moderne waren vorüber. Meister Stanislaus entwand sich den Armen der gewissenlosen Pseudo-Verehrer, die eher Ausbeuter waren, und ging nach Warschau und Lemberg. In dem Doppeldrama „Der Tanz der Liebe und des Todes" bewies er aufs neue seine geniale drama-



tische Kraft, in dem vorläufig unvollendeten Romane „Söhne der Erde“, einem verhüllt autobiographischen, mit lebendigem Herzensblute geschriebenen Werke, kann man zwischen den Zeilen die erfreuliche Botschaft lesen, Przybyszewski habe endlich das Elend seiner Krakauer Gemeinde erkannt und wolle nun fern von diesem betäubenden Weihrauch schaffen. „Das Leben“ ist eingegangen, in Warschau erscheint als Organ der Moderne „Chimera“, von Przesmycki sehr vornehm, allerdings auch sehr unregelmäßig herausgegeben. Wir stehen gegenwärtig schon in der zweiten Entwicklungsphase der polnischen Moderne.

Will man sie charakterisieren, so muß neben dem freilich zu konventionellen Merkmale der größern Gesundheit und Solididät ein anderes bedeutenderes Element besprochen werden. In jener ersten Epoche war „Jungpolen“ international; die Werke Przybyszewskis, das Beste aus dieser Zeit, könnten meinetwegen einem Flamänder oder Schweden zugeschrieben werden. Die zweite Periode der Moderne ist rein national, und zwar sowohl in der Literatur wie in der Kunst. Ohne Zweifel haben politische Ereignisse neuesten Datums diese Vertiefung der nationalen Eigenart veranlaßt, außerdem wirkte hier ebenso stark eine alte romantische Idee. Als nämlich die Polen vor 80 Jahren die Bahn der romantischen Dichtung betraten, da war kein Gedanke ihrer deutschen Vorbilder ihnen so teuer, wie Herders Idee von dem Nationalen und Volkstümlichen. Jetzt erwacht sie aufs neue und zwar am stärksten auf dem Gebiete der Kunst. In der mit allen Schönheiten von der Natur verschwenderisch beschenkten Ortschaft Zakopane im Tatragebirge verzieren die „Góralen“ (Bergbewohner) ganz originell und hübsch all ihre Geräte, ihre Wohnungen, ihre Kleider, kurz alles von der Türe der Wohnhütte bis zu dem Korsett einer Góralendirne. Diese Zakopane-Art war lange Zeit unbeachtet geblieben, dann geringgeschätzt, bis St. Witkiewicz und Felix Jasienski fast fanatisch ihren Ruhm, ihre alleinseligmachende Bedeutung zu verkünden

begannen. Hand in Hand ging damit eine Vertiefung und Popularisierung der ethnographischen Kenntnisse, ja es fehlte sogar nicht an Ereignissen des privaten Lebens, die diese Liebe zum Volke vortrefflich illustrieren. Schon vor Jahren heiratete ein begabter Maler, Wlodzimierz Tetmajer, ein einfaches Bauernmädchen aus der Umgegend von Krakau, das auch als Ehefrau bäurisch im Äussern, wohl auch im Innersten blieb. Aber damals machte der ungewöhnliche Fall kein Aufsehen. Da nahm sich aus derselben Bauernfamilie Lucyan Rydel, ein sehr talentvoller Lyriker und Dramatiker, unlängst das Weib, und die ganze polnische Welt konnte sich vor Erregung nicht fassen, man wollte von nun an eine neue Datierung der Weltgeschichte einführen, ja, die Hochzeit, auf welcher Töchter von Universitätsprofessoren mit groben Knechten voll Entzückung tanzten, sie wurde der Ausgangspunkt eines Dramas von Stanislaw Wyspianski, das zur Stunde den Höhepunkt der zweiten Epoche der polnischen Moderne bildet.

Stanislaw Wyspianski ist der genialste Vertreter der nationalen Moderne in Polen. Wohlgemerkt, nicht ihr Haupt. Mit der Schule ist es jetzt glücklicherweise vorbei, um so mehr mit der Clique. Interessant ist bei ihm die Verbindung von zwei Künsten, der Dichtung und der Malerei (vor kurzem wurde er zum Professor an der k. k. Akademie der schönen Künste in Krakau ernannt). Kein Revolutionär wie Przybyszewski, kein fanatischer Bekämpfer der Tradition, im Gegenteil ein warmer Verehrer Matejkos, besitzt Wyspianski eine wunderbare Verschmelzung des Antiken mit dem Modernen. Seine Bilder zu Homers „Ilias“ scheinen die Essenz seines Schaffens zu sein und in seinen antiken Tragödien wie „Protesilas und Laodamia“ offenbart er seine antik-moderne Größe. Niemals beschäftigen ihn kleine Vorwürfe, immer schafft er im großen, und die Renaissance des historischen Trauerspiels, nach der man sich in ganz Europa vergeblich sehnt, hier ist sie vollbracht. Dieser polnische Dichter versteht es, seine Gestalten modern-psychologisch zu fassen,

ohne doch ihre historische Größe zu vernichten, und prächtig wird er dabei von seiner wuchtigen Sprache unterstützt, die bald die antike Prägnanz hat, bald kräftige Worte der Volkssprache ungezwungen anwendet. Allerdings ist Wyspianski zu polnisch-national in den Stoffen dieser Dramen („Lelewel,“ „Warszawianka,“ „Wesele“ u. a.), als daß er von den Fremden gehörig empfunden werden könnte.

Wir beabsichtigen nicht, in dieser Darstellung der Moderne in Polen die Klarheit und Übersichtlichkeit der Vollständigkeit und Genauigkeit zu opfern, daher erwähnen wir nur einige wenige Dichter und Künstler. Die beiden heutzutage bedeutendsten Lyriker, Jan Kasprowicz und Kazimierz Tetmajer, der letztere durch zahlreiche Übersetzungen in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ auch in Deutschland bekannt, dürfen hier nicht behandelt werden, denn so jung sie noch sind, fällt der Beginn ihres poetischen Schaffens auf die Zeit vor der Geburt der Moderne im engern Sinne des Wortes. Dagegen kann man nicht umhin, den hier schon nebenbei erwähnten Lucyan Rydel tiefer zu charakterisieren. Auf seiner lyrischen Leier klingt herzlich und naiv die volkstümliche Saite, in den Dramen entfaltet er eine buntfarbige Poesie („Der Zauberkreis“) oder neuerdings ein starkes vaterländisches Gefühl. Jerzy Zulawski ist wieder eine ganz andere Individualität. Was man bei ihm an Wärme vermißt, das ersetzt er reichlich durch die philosophische Tiefe seiner episch-lyrischen Gedichte. Mit Vorliebe weilt er in seiner Phantasie in der alttestamentarischen Welt und gehört zu den in Polen seltenen Dichtern, die zu ihrem Vorteile von der gedrungenen Bibelsprache beeinflußt werden.

Kaum so glänzend stellt sich die moderne Produktion auf dem Gebiete der Kunst vor. Die Polen sind ein armes Volk, sie können sich nur vereinzelt ein Originalwerk der Malerei oder Bildhauerei anschaffen, haben auch keinen eignen Staat, der die nationale Kunst kräftig fördern würde. Doch spürt

man auch hier ein neues Leben. Von dem Kunsthandwerk war schon die Rede; zu ergänzen ist noch, daß man sich bemüht, die Motive des Zakopane-Stils auch in größerm Maßstabe, bei den Stein- oder Ziegelbauten, zu verwenden. In der Malerei ragt über alle der geniale Jacek Malczewski. Er ist ein Meister der Stimmung, die er mit den einfachsten Mitteln hervorbringt, seinen Bildern liegt immer eine schmerzvolle, den Künstler wie den Zuschauer peinigende Idee zu Grunde, und in den phantastischen Gebilden seines Pinsels erinnert er häufig an Böcklin, freilich ohne dessen brillantes Kolorit zu haben. Nennen wir noch als hervorragende Modernisten Wyczolkowski und Mehoffer, beide Professoren an der nach dem Tode Matejkos modernisierten Kunstakademie in Krakau. Die moderne Plastik hofft das meiste von dem aufsteigenden Sterne Boleslaw Biegas, der mit seinen Werken 1901 in München und jetzt in Paris vertreten war. Er ist eine dem Przybyszewski verwandte Natur, der in seinen Schriften der Kunst Munchs und Vigellands schwärmerisch huldigte. Biegas will auch die geheimsten Regungen der „nackten Seele“ plastisch darstellen, seine Vision ist zwar ergreifend, doch dabei auch chaotisch, es lastet auf seinen Werken der Kampf des Künstlers mit dem spröden Material. Wird Biegas dies überwinden, dann werden nicht nur von Polen geschriebene Aufsätze der Welt seinen Ruhm verkünden.

Lemberg. *Dr. Josef Flach.*

---

# Die Düsseldorfer Ausstellung.

I.

Als man in Frankreich die letzte große Weltausstellung vorbereitete, da fehlte es nicht an Stimmen, die die Berechtigung dieser Veranstaltung bestritten. Von mancher beachtenswerten Seite wurde geltend gemacht, daß Ausstellungen im allgemeinen jetzt gar keine praktisch-ökonomische Bedeutung mehr hätten, daß die Fachleute etwaige Neuerungen auf ihren Gebieten leichter und bequemer auf andere Weise in Erfahrung bringen könnten, daß das große Publikum weniger zum Zweck der Belehrung als zu dem der Zerstreuung und Belustigung hinkomme. Diese Argumente sind wohl begründet, und doch glauben wir, daß trotz alledem die nächsten Jahrzehnte noch manche große und mit bedeutenden Mitteln ins Werk gesetzte Ausstellung sehen werden. Eine Ausstellung hat in unserer Zeit nicht allein eine praktische, sondern auch eine ideale Seite. Jeder Kulturkreis hat das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit sich in einem knappen Bilde die Gesamtheit seiner Leistungen zu vergegenwärtigen, die zerstreuten Strahlen in einem Punkte zu sammeln. Diesen Sinn hatten in der antiken Kultur die hellenischen Nationalspiele. Das Griechentum ging darauf aus, den schön-guten Menschen zu züchten: die musischen und gymnastischen Wettkämpfe sollten das Resultat dieser Erziehung im Spiel vorführen, in einem Spiel, aus dem man aber Schlüsse für den Ernstfall ziehen konnte. Das Ideal unserer Zeit ist weniger ein individuelles als ein allgemeines, fast abstraktes: die Beherrschung der Natur durch den Menschen. Was man auch sonst auf sozialem, politischem, ethischem Gebiete erwarten und erstreben mag: immer bildet dabei die Idee der möglichst vollkommenen Herrschaft über die Natur die selbstverständliche Voraussetzung. Die einzelnen Etappen des Weges, den wir zu diesem Ziele zurücklegen, zu markieren, das ist der eigentliche Zweck von Ausstellungen in unserer Zeit. Und die



Fortschritte, die wir in dieser Beziehung machen, sind so gewaltige, so rapide, daß das Bedürfnis nach Ausstellungen wohl noch lange andauern wird.

II.

Jede Ausstellung zeigt ein anderes Gesicht. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die Zeit, sondern auch auf den Ort der Ausstellung. Wenn z. B. Hamburg eine große Industrie-Schau veranstalten würde, so würde ganz naturgemäß das Meer den Hintergrund hergeben. Wenn aber Rheinland-Westfalen ein Spiegelbild seiner industriellen Leistungen liefern will, so wird es vor allem zu zeigen haben, was Menschenkraft dem Schoße der Erde entreißt, und wie das Entrissene gemeistert und bewältigt wird. Schade, daß Menzels „Eisenwalzwerk" sich nicht als Plakat verwerten läßt, es wäre eigentlich das richtige Sinnbild für die Düsseldorfer Ausstellung gewesen. Denn sie ist in erster Linie eine große Parade der Montanindustrie. In Paris hatte man ihr nicht genügenden Raum zur Entfaltung gegeben, hier kann sie nun nach Herzenslust zeigen, was Kohle und Eisen für die Kultur bedeuten. Alles, was auf diesem Gebiete vorgeführt wird, ist schlechthin bewunderungswürdig. Der Fachmann wird da mannigfache Anregungen empfangen, aber auch der Laie erhält einen ganz überwältigenden Begriff von dieser Seite menschlicher Tätigkeit. Im Größten wie im Kleinsten erscheint hier nichts mehr unmöglich. Die schwersten Lasten werden mit der Sicherheit und Genauigkeit eines Präzisionsapparates gehandhabt; der Triumph des Geistes über die Natur ist ein nahezu vollkommener.

III.

Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden; bei jedem Ding ist seine Stärke seine Schwäche. So auch in Düsseldorf. Die Montanindustrie absorbiert alles Interesse, sie hat auch die anderen Industriezweige völlig in den Hintergrund gedrängt, die zum Teil nur als Anhängsel erscheinen. Sehr auffällig ist dies namentlich bei der Textilindustrie. Man





könnte ganz vergessen, daß man sich doch in dem Lande befindet, in dem Aachen, Krefeld und Bielefeld liegen, so wenig bedeutet diese Abteilung. Es ist bedauerlich, daß die großen Firmen dieser Branchen so bescheiden aufgetreten sind.

Und über „der Erde Tiefen“ hat man „der Erde Rücken“ vernachlässigt. Man verzeihe diese Wagnersche Metapher. Aber es ist doch wunderlich, daß der Weinbau so schwach vertreten ist. Und Düsseldorf liegt doch am Rhein, wenn der Strom da auch nicht von Rebenhügeln umkränzt wird. Nach der Ausstellung könnte man fast schließen, daß das Rheinland kein Wein-, sondern vorwiegend ein Bier- und Likörland ist. Wir haben hier Textilindustrie und Weinbau besonders hervorgehoben, weil die Montanindustrie erst in Verbindung mit diesen beiden dem rheinisch-westfälischen Lande das charakteristische Gepräge verleiht. Geht man nun gar zu den übrigen Industrie- und Gewerbezweigen über, so stellt sich das Resultat noch ungünstiger, und die Mängel werden immer fühlbarer, je mehr zu dem technisch-praktischen Element das ästhetische hinzukommen soll; die kunstgewerblichen Abteilungen sind die schwächsten der Ausstellung, und was das schlimmste ist, sie geben ein ganz unzutreffendes Bild von dem, was Rheinland-Westfalen auf diesem Feld zu leisten vermag. Denn wenn das Ausstellungsgebiet kunstgewerblich auch nicht an erster Stelle steht, so hat es doch fraglos viel Besseres aufzuweisen, als was die Ausstellung bietet. Man mache nur einen Gang durch die Hauptstraßen Kölns, man besichtige die Auslagen der großen Etablissements, und man wird diese Ansicht bestätigt finden. Aber auf das Ästhetische hat die Ausstellungsleitung offenbar überhaupt nicht viel gegeben. Sie hat die gegebene Fläche sehr geschickt und praktisch ausgenutzt, die Orientierung auf dem Terrain ist sehr leicht, aber die Gebäude, die sich auf ihm erheben, entsprechen keineswegs dem Bedürfnis nach Schönheit: ein unruhiges Versuchen in allen möglichen Stilgattungen, nur in seltenen Fällen das Bestreben, Form und Inhalt des

Bauwerks in eine gewisse Übereinstimmung zu bringen. Und wenn nun gar eine Maschinenfabrik sich einen gotischen Kirchturm mit Uhr und Glockenspiel aufbaut, so denkt man entsetzt an die nun überwundenen Zeiten zurück, wo Trinkbecher die Form von Stiefeln hatten und Tintenfässer als Kanonen gebildet wurden.

IV.

Auf das Ästhetische hat die Ausstellungsleitung nicht viel gegeben, denn dafür hat sie eben den Kunstpalast, der zwar auch architektonisch nicht bedeutend, aber sehr praktisch ist und vor allem einem wirklichen Bedürfnis der Düsseldorfer Künstlerschaft für alle Zeiten und gründlich Abhülfe schafft. In diesem Gebäude hat nun die Düsseldorfer Künstlerschaft eine „Deutsch-nationale Kunstausstellung“ veranstaltet. Warum just die Bezeichnung „deutsch-nationale“ gewählt wurde, ist nicht recht erfindlich. „Deutsche Kunstausstellung“ hätte es auch getan. Aber unsere nervös überreizte Zeit läßt sich's an einem einfachen Adjektivum nicht mehr genügen, sie versieht jedes Eigenschaftswort mit Druckern, mit Ausrufungszeichen, ohne sich dabei sonderlich viel zu denken. Doch der Name tut nichts zur Sache. Der Zweck der Ausstellung ist jedenfalls der, den Zustand der deutschen Kunst am Anfang des 20. Jahrhunderts zu zeigen. Den Löwenanteil hat natürlich die Malerei mit ca. 1200 Werken; der Plastik gehören ca. 200 Nummern, die weiteren 1000 Nummern verteilen sich auf architektonische Entwürfe und angewandte Kunst. Man wird es begreiflich finden, daß die Veranstalter in ihrem Bestreben, das Bild der gegenwärtigen deutschen Kunst möglichst vollständig vorzuführen, sich nicht an absolut neue Werke hielten, sondern so etwa aus dem letzten Jahrzehnt das Bedeutendste auswählten. Das ist für eine solche Ausstellung, der doch bereits gewissermaßen ein historisches Element anhaftet, durchaus richtig, und man wird es deshalb nicht tadeln, wenn man vieles sieht, was schon von anderen Gelegenheiten her nur allzu bekannt ist. Daneben

aber haben die Veranstalter, um nach allen Seiten hin möglichst gerecht zu sein, sich an das rein äußerliche Prinzip gehalten, fast ausschließlich Werke lebender Künstler auszustellen. Das hat nun sein Mißliches, denn es gibt auch aus dem letzten Jahrzehnt Tote, die weit lebendiger sind als die Lebenden. In der Kunst gilt das Wort vom „Lebenden, der Recht hat", ganz und gar nicht. Hält man sich aber einmal an dies Prinzip, so muß man es auch konsequent durchführen. Es mag noch hingehen, wenn der greise Menzel nur mit einer Zeichnung vertreten ist, aber was soll man dazu sagen, wenn Uhde nur als Porträtist seiner Töchter, nicht aber als Ausleger der Evangelien vorgeführt wird, wenn von Klinger keine einzige Radierung zu sehen ist, wenn innerhalb der Plastik Hildebrand und Tuaillon vergeblich gesucht werden? Da ist denn der Überblick über die deutsche Kunst unserer Zeit doch ein lückenhafter, und nur Vollständigkeit könnte als zureichender Grund für diese Ausstellung gelten, die schon häufig Gesehenes noch einmal im Zusammenhang zeigt.

Daß eine solche umfassende Demonstration mit den Übeln aller Massenausstellungen behaftet ist, liegt auf der Hand: Ermüdung und Verwirrung werden bei der Mehrzahl der Besucher die Folge sein. Indessen kann der denkende Betrachter doch mancherlei dabei lernen: vor allem beginnt die Malerei der Gegenwart sich in zwei Generationen zu gliedern, die man deutlich unterscheiden kann. Die ältere, der man Liebermann, Uhde, Gebhardt — um nur aufs Geratewohl einige Namen herauszugreifen — zurechnen muß, war die Generation der kühnen Eroberer, die der Kunst neue Gebiete errangen, der schöpferischen Individualitäten, die eine Welt in sich erschufen und trugen und hegten. Die jüngere ist die Generation der glücklichen Erben, denen die schweren Kämpfe erspart sind. Das sind außerordentlich geschickte Leute, oft unheimlich geschickt; es gibt kein Problem der Beleuchtung, des Kolorits, der Perspektive, das sie nicht zu lösen vermögen. Und doch, mit der älteren Generation verglichen, fehlt ihnen etwas:

das Persönliche; man denkt bei ihnen fast an die kleinen Holländer, wie sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Hals und Rembrandt kamen. Das sind nicht leere Virtuosen oder gar Manieristen, es ist in ihren Werken Wahrheit und Empfindung, vieles, was die Jahrhunderte überleben wird, aber das eminent Persönliche, das die Älteren auszeichnet, fehlt ihnen, trotz alles eifrigen Bemühens. Und wenn einer von ihnen als markantes Individuum hervortritt, dann fällt er gar zu leicht ins Bizarre und Groteske. Beweis: Sascha Schneider mit seinem Riesenbild „Um die Wahrheit". Zunächst hat man da „die Wiederkehr des Gleichen": das ist ja die philosophische Ideenmalerei Corneliusscher Schule, selbst das fatale Kolorit ist das gleiche. Daß Schneider den Akt beherrscht wie wenige, soll nicht bestritten werden. Aber diese Vorzüge wären in Schwarz-Weiß besser zur Geltung gelangt als in diesen Gemälden, auf die man nur das Goethesche Wort „wunderlichst" anwenden kann.

V.

Die Kunst-Ausstellung verfolgte noch einen Zweck: sie sollte in gewissem Sinne eine Ehrenrettung der Düsseldorfer Kunst liefern. In den letzten Jahrzehnten ist viel gegen Düsseldorf polemisiert worden: die Malerschule, die früher die Führung hatte, wurde als zurückgeblieben betrachtet. Nun wollten die Düsseldorfer den Gegenbeweis antreten und sie haben zu dem Zweck die Hälfte der Räume ungefähr in Anspruch genommen. Das war das Verkehrteste, was sie tun konnten. Denn es liegt auf der Hand, daß die anderen Gruppen, die mit wenigen ausgewählten Werken auf den Schauplatz traten, vorteilhafter abschneiden mußten als Düsseldorf, das neben dem Bedeutenden auch dem Mittelmäßigen die Tore öffnen mußte, um die weiten Säle zu füllen. Daß Gebhardt, allerdings mit fast durchweg bekannten Werken, in erster Reihe steht, braucht nicht erst gesagt zu werden; seine letzte, 1902 datierte Arbeit „Christus auf dem Meere" ist allerdings

nicht sonderlich bedeutend. Sehr stark tritt Gregor von Bochmann hervor, ein Landschafter von echter Empfindung, ein Klein- und Feinmaler, der von den Holländern, von Menzel, auch von manchem Modernen Beeinflussung erfahren hat. Ein feiner Künstler, aber keine große, starke Individualität, die glücklicherweise genau die Grenzen ihrer Kraft kennt. Sein Antipode ist Peter Janßen, dem keine Wandfläche zu groß ist. In seinen Skizzen erscheint er als starker Könner; seine ausgeführten Wandgemälde wirken wie gemalter Wildenbruch. Damit soll keine Wertung, nur eben eine Charakteristik gegeben werden.

Die Talentvollen unter den Jüngeren unterscheiden sich wenig von der jungen Generation anderer Schulen. Was in München, Karlsruhe, Dresden erkämpft wurde, ist auch ihnen errungen, und ein Porträtist wie Schneider-Didam würde an der Isar genau so gemalt haben wie an der Düssel.

VI.

An die Kunst-Ausstellung angegliedert ist eine kunsthistorische Abteilung, die hauptsächlich Werke mittelalterlicher Kunstübung enthält. Neben den Abformungen zahlreicher Architekturstücke haben 87 Kirchen des Ausstellungsgebiets ihre Schätze hergeliehen. Das gibt eine Sammlung, wie sie zum zweitenmal nicht in der Welt zu finden sein dürfte. Der Fachmann kann hier mit größter Bequemlichkeit und in kurzer Zeit Studien anstellen, für die er sonst vielleicht Jahre brauchen würde. Das große Publikum allerdings dürfte wohl kaum den gleichen Nutzen davon haben: ihm fehlt es ganz und gar an der nötigen Vorbildung. Zweifellos ist in den letzten Jahren das Interesse für Kunstwissenschaft in Deutschland lebendig geworden. Aber dies Interesse geht meist auf das Historisch-Kulturelle hin. Bei Gelegenheit eines Bildes oder einer Statue läßt man sich gern über Staat und Volk, über Philosophie und Religion, über Poesie und Wissenschaft unterrichten. Nur die Hauptsache bleibt unberücksichtigt: das eigentlich Künstlerische, der Stil. Und doch ist das





Verständnis des Stilbegriffs die einzige Pforte, die zum Verständnis jeder Kunst führt. Diese mittelalterlichen Werke nun geben absolut keine Gelegenheit zu geistreichem Schwatz *de omnibus rebus et quibusdam aliis*. Hier heißt es eben nur anschauen und das rein Künstlerische begreifen. Das können die meisten aber nicht. Denn es gibt in der deutschen Kunstliteratur kaum ein halbes Dutzend Bücher, die diese Art von Kunstbetrachtung lehren. Es wäre vielleicht richtiger, die Kunsterziehung nicht mit Gemälden und Statuen zu beginnen, sondern mit diesen Werken mittelalterlicher Kunst, die in ihrer Stilstrenge das Auge wunderbar schulen.

VII.

In den Tagen der Sonnenwende traf Klingers „Beethoven" in Düsseldorf ein. Selten wohl ist ein Kunstwerk mit so großer Spannung erwartet, mit so feurigem Enthusiasmus begrüßt worden. Man hatte behauptet, daß seit der Renaissance nichts Ähnliches geschaffen worden ist, daß es das Kunstwerk unserer ganzen Epoche sei, und Klingers Anhänger sprechen davon mit der Inbrunst und den Schauern religiöser Mystik. Dieser Beethoven sollte für uns moderne Menschen so etwas sein, wie der olympische Zeus für die Alten: selige Vernichtung und Erhebung sollte von ihm ausströmen. Ich ging also hin, in Erwartung des „Wunderbaren". Aber dies Wunderbare blieb aus; ich gestehe es, selbst auf die Gefahr hin, als Kunstbarbar verschrieen zu werden. Ich sah ein Werk vor mir, das gewiß bedeutend — das Bedeutende versteht sich bei Klinger von selbst — und eigenartig ist. Aber zu behaupten, daß seit der Renaissance nichts Gleiches geschaffen worden ist, heißt ein Unrecht gegen das 17. und 18. Jahrhundert begehen, und das Kunstwerk der Epoche können es nur die nennen, die von der französischen und belgischen Plastik unserer Zeit keine Ahnung haben. Es ist der bedeutendste Beethoven, der bis jetzt geschaffen wurde, aber noch immer nicht der Beethoven. *S. S.*



# Die Londoner Schauspielsaison.

In England spielt das Theater eine weit geringere Rolle im Volksleben als in Deutschland. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des englischen Publikums interessiert sich überhaupt für das ernste realistische, das poetische und das klassische Drama. Viele Engländer und Engländerinnen setzen zeitlebens nicht den Fuß über die Schwelle eines Schauspielhauses, während breite Volksschichten nur an einer einzigen Form dramatischer Unterhaltung Gefallen finden, die man in Deutschland etwa als Posse mit Gesang und Tanz bezeichnen würde.

Bei dem Londoner Theaterpublikum kann man im großen und ganzen vier Klassen unterscheiden. Die erste liebt Shakespeare und Sheridan; sie läßt klassische Schauspiele wieder aufleben von der Art, die man in England interessante Stücke nennt, und die entweder auf einer großen Idee beruhen oder ein wichtiges Problem des täglichen Lebens behandeln Die zweite besucht „angenehme nette Lustspiele", die sich in banaler Weise an das Gemüt wenden, mit künstlerischen Absichten nichts zu schaffen haben und dem Leben so unähnlich wie möglich sind, was ihre Bewunderer aber niemals herausfinden. Außerdem haben die vorerwähnten Gesangspossen und die eigentlichen Melodramen mit prunkvoller Ausstattung ihr Publikum für sich.

Mit den beiden letzteren Gattungen brauchen wir uns nicht lange zu beschäftigen. Es genügt zu sagen, daß Gesangspossen in London stets in reichhaltiger Auswahl dargeboten werden und in ihrer Art ganz leidlich sind, wenn sie sich vielleicht auch an Munterkeit und Witz mit den entsprechenden Vorführungen der Pariser Bühne nicht messen können. Das Melodrama hat seine Stätte immer noch im Drury Lane Theater. In diesem Jahre hat die Direktion „*Ben Hur*" herausgebracht, eine Dramatisierung des gleichnamigen Romans von Lew Wallace. Was den Roman interessant macht, das ist einerseits die Darstellung des wilden jüdischen Fanatismus, der den Römern bei der Beherrschung ihrer Provinz Judäa so viel Mühsal schuf, anderseits das religiöse Element. Dies letztere ist nun mit Rücksicht auf den englischen Geschmack der Bühne so sehr angepaßt worden, daß es beinahe verschwunden ist. Immerhin ist das Bühnenwerk „*Ben Hur*" spannend genug, wenn wir es nehmen, wie es ist, als eine Reihenfolge von teilweise verbundenen Episoden, nicht als ein Drama, das künstlerischen Aufbau und lebenswahre Charaktere verlangt. Es seien hier noch einige andere Stücke von melodramatischem Charakter genannt, welche sich in dieser Spielzeit auf der Bühne gehalten haben und gleichfalls Romanen entlehnt sind. „*After All*" (Trotz allem) ist eine sehr geringwertige Dramatisierung von Bulwers „Eugene Aram". „Becky Sharp" worin Robert Hichens





einige Episoden aus Thackerays *„Vanity Fair“* zusammengetragen hat, verdankt seinen Erfolg einzig und allein der bewunderungswürdigen Darstellerin seiner Titelrolle, Marie Tempest, und ebenso konnte sich „Sherlock Holmes“, eine Bearbeitung von Sir Conan Doyles wohlbekanntem Kriminalroman, nur dank William Gillettes trefflichem Spiel so lange auf den Brettern behaupten.

Nachdem wir so von den weniger bedeutenden Vorgängen in der Jahreschronik der englischen Bühne berichtet haben, können wir zu den wirklichen Ereignissen der Saison übergehen. Dies waren die Aufführungen des ernsten Dramas *„Iris“* von Pinero und der beiden poetischen Schauspiele von Stephen Phillips *„Ulysses“* und *„Paolo und Francesca“*.

*„Iris“* ist das vierte Drama von Pinero, welches von den Schicksalen strauchelnder Frauen handelt; die andern sind „Die zweite Mrs. Tanqueray“, „Die berüchtigte Mrs. Ebbsmith“ und „Die Wohlthat des Zweifels“. *„Iris“* unterscheidet sich jedoch dadurch von den andern, daß es in seinem peinvollen, aber unumgänglich notwendigen Schlusse dem herrschenden Geschmack keinerlei Konzessionen macht. Es muß vielleicht erwähnt werden, daß das ernste realistische Drama dem englischen Publikum nicht sehr zusagt. Der Regel nach muß der dramatische Dichter, welcher Mut genug besitzt, ein solches zu verfassen, sich entweder mit einer kurzen Lebensdauer seines Werkes begnügen oder dem allgemeinen Geschmack Rechnung tragen. Auch Iris Bellamy selbst gleicht nicht den Heldinnen der andern Stücke. In diesen sind die Frauen charaktervoll; ein starker Wille ist ihnen eigen, mit dem sie sich ihr Heil oder ihr Verderben schaffen. Iris Bellamy ist charakterlos, die Tragik ihres Geschickes beruht auf ihrer Willensschwäche und Genußsucht. Sie ist eine schöne, junge Witwe mit großem Vermögen, das sie verlieren soll, wenn sie sich wieder verheiratet. Zwei Männer bewerben sich um ihre Hand, Lawrence Trenwith, den sie liebt, aber den zu erhören sie sich seiner Armut wegen scheut, und Frederick Maldonado, ein Jude von streitsüchtiger, tyrannischer, abscheulicher Gemütsart, aber — ein Millionär. Darum nimmt Iris seinen Antrag an, aber die allzeit Schwankende bereut ihre Entscheidung sogleich wieder, löst ihr Verlöbnis durch einen Brief und wird die Braut des Trenwith. Sie geht nach Cadenabbia, wo dieser mit ihr zusammentrifft, sie räumt ihm Gattenrechte ein, sträubt sich aber gegen die gesetzmäßige Eheschließung, welche die Armut in Gefolge haben würde. Ihre Freunde ahnen nichts von diesen ernsten Dingen. Aber Trenwith kann nicht länger vom Gelde der Iris leben; er beschließt, nach Britisch-Kolumbien auszuwandern, wohin sie ihm folgen soll, sobald er imstande ist, ihr ein Heim zu bieten. Er dringt in sie, daß sie ihn auf der Stelle heiraten und mit ihm gehen möge, aber sie fürchtet zu verarmen. Das Schicksal läßt sie jedoch auf andere Weise verarmen; sie erfährt, daß ihr Vermögensverwalter ihr Geld zu eigenen Spekulationen gebraucht hat, und daß



bis auf ein karges Einkommen von 150 Pfund jährlich alles verloren ist. Trenwith bittet sie nun noch dringlicher als vorher, ihn zu begleiten; aber sie kann sich nicht entschließen, ihm zur Last zu fallen, und will lieber, so gut es eben geht, von ihrem kleinen Einkommen leben, bis er für sie bereit ist. Es folgt eine schmerzliche Abschiedsszene, die mit ihrer müden Verstörtheit, ihrem stummen Jammer herzerschütternd wirkt, wie vielleicht noch nie etwas Ähnliches auf der englischen Bühne. Unter der Maske der Freundschaft für Trenwith hat Maldonado ruhig auf seine Gelegenheit gewartet. Kaum hat er Trenwith auf den Weg gebracht, so sucht er Iris auf und sagt ihr, daß er ihr ein kleines Bankkonto eröffnet habe, dessen sie sich in dringenden Fällen bedienen könne. Empört weist sie einen derartigen Beistand zurück, aber Maldonado, der mit Frauen ihrer Art umzugehen weiß, läßt das Checkbuch zurück, und fast unmittelbar darauf nimmt Iris einen der Scheine, um einer jungen Freundin zu helfen. Das ist der Anfang vom Ende. Sie kämpft noch eine Zeitlang, aber Maldonado macht sich ihre Willenschwäche und Genußsucht in jeder Weise zu nutze; zwei Jahre vergehen, und wir finden sie in einer Mietswohnung in Mayfair, von allem erdenklichen Luxus umgeben, als die Maitresse Maldonados wieder. Aus diesem ist ein brutaler Tyrann geworden, aus Iris eine finster verdrossene Sklavin. Doch bei alledem übt sie auf ihn noch immer den alten Zauber aus; er bietet ihr die Heirat an, und sie verspricht, darüber nachzudenken. Mittlerweile kehrt Trenwith heim, um seine Braut zu holen; er weiß nichts weiter, als daß ihr Briefwechsel mit ihm ein jähes unerklärliches Ende gefunden hat. Iris muß ihm die Wahrheit bekennen. Trenwith kann in seiner Pein nichts weiter sagen als „Es tut mir leid" und geht. Nun bricht das Verhängnis über die Unselige herein. Maldonado hat alles gehört; er weiß nun, daß er nicht der Erste in ihrer Gunst gewesen ist, und in seiner Wut stößt er Iris unverzüglich auf die Straße, in die Nacht hinaus. Dies ist in groben Umrissen die Fabel eines Stückes, welches zugleich ein Literaturwerk und ein echtes Drama mit dem Herzschlag des wirklichen Lebens ist. Das allmähliche Herabsinken der Frau, nachdem sie einmal in Maldonados Gewalt ist, die Erniedrigung, in welche ihr schwacher Wille sie verstrickt, sind bewunderungswürdig gezeichnet. Die schon erwähnte Abschiedsszene, der Auftritt, als die kleine Tafelrunde in Cadenabbia die Nachricht von der Flucht des Vermögensverwalters erhält, sind ebenso natürlich, wie sie im Einklang mit den besten künstlerischen Traditionen der Bühne stehen. „*Iris*" ist in Bezug auf Verwicklung, Charakterzeichnung und Diktion ein Drama großer Art.

Wir wollen hier noch beifügen, was wir von anderen ernsten Dramen zu sagen haben, die sich zwar mit „Iris" nicht vergleichen lassen, aber doch auch nicht ohne Verdienst und Interesse sind. Henry Arthur Jones hat in diesem Jahre nur „The Princess's Nose" auf die Bühne gebracht, ein so ärmliches Stück, das selbst das vor-



zügliche Spiel es nicht retten konnte. H. V. Esmond beschenkte uns mit zwei Schauspielen von bloßem Durchschnittswert „*The Sentimentalist*“ und „*When we were twenty-one*“. Diese Stücke haben eine gewisse Enttäuschung gebracht, nachdem Esmond in „*The Wilderness*“ (die Wildnis) ein wirklich gutes Werk, eine vortreffliche Satire auf die heutige Gesellschaft geliefert hatte. Er gibt darin einem alten Thema eine eigenartige Wendung: ein Mädchen, das einen Mann ausschließlich seines Reichtums wegen geheiratet hat, lernt ihn in der Ehe leidenschaftlich lieben und trägt bittere Reue um ihre Niedrigkeit. Der Gegenstand erinnert an den „Hüttenbesitzer“ von Ohnet, nur daß Claire de Beaulieu einen Mann, der zwar reich, aber unter ihrem Stande ist, einzig und allein aus gekränktem Stolz heiratet. Wir dürfen wohl annehmen, daß Esmond bei gereifterer Kraft etwas schaffen wird, das nicht alltäglich ist und von sich reden macht. Mrs. Cliffords „*Likeness of the Night*“ und Miss Syretts „*Finding of Nancy*“ dürfen passend als Roman-Schauspiele bezeichnet werden, weil, um die Worte eines hervorragenden französischen Kritikers zu gebrauchen, die Charaktere die Handlung mehr erdulden, als daß sie selber handeln. Der Gegenstand der „*Likeness of the Night*“ — zwei Frauen und ein Mann — ist klar veranschaulicht und gibt Gelegenheit zu schöner ergreifender Darstellung. Es sind zwei Haushaltungen vorhanden, die der Maitresse, welche der Mann liebt, und die der ungeliebten Frau, welche ihren Gatten liebt und nicht begreifen kann, warum er sie so kalt behandelt. Als sie den Grund erfährt, sucht sie eine Zusammenkunft mit der anderen. Die Ironie der schönen Szene besteht in dem Zufall, daß die Maitresse bis zum Schluß nicht weiß, mit wem sie spricht. Die Frau begeht Selbstmord, die andere nimmt ihre Stelle ein. Als sie erfährt, das jener Tod kein Unglücksfall war, wie sie angenommen hatte, schaudert sie vor ihrem Liebhaber, ihrem jetzigen Gatten zurück, weil eine Leiche zwischen ihnen steht. Wahrscheinlich will der Verfasser beweisen, daß illegitime Verbindungen zwischen Männern und Frauen unter keinerlei Umständen Segen bringen können.

Aus einer anderen Tonart redet Miss Syrett in ihrem Drama „*The finding of Nancy*“. Einige französische und deutsche Romanschriftsteller und Schauspieldichter haben ihre Heldinnen unter den Frauen der Mittelklassen gewählt, welche aus Not oder freier Wahl ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen. Dieser Typus hatte bis jetzt bei den englischen Schriftstellern keine Gnade gefunden; Miss Syrett hat sich seiner bemächtigt. Nancy, die sich kümmerlich durch Maschinenschreiben ernährt, ist ihres eintönigen Lebens im ärmlichen Stübchen müde und sehnt sich, wie es bei den meisten Frauen in ihrer Lage der Fall ist, nach ein wenig Freude und Glück. Sie findet diese in der Kameradschaft mit einem Manne, der von seiner Frau getrennt lebt. Der Tod der Frau setzt ihn in Stand, Nancy die Ehe anzubieten; doch sie weigert sich, weil

sie jetzt einen anderen liebe. Bald aber entdeckt sie, daß der erste ihre wahre Liebe besitzt, und alles endet glücklich bei dem Klange der Hochzeitsglocken. Mit dem sehr gelegen eintretenden Tode der Frau lenkt das Werk, das eigenartig entworfen war, wieder in das Fahrwasser der Alltäglichkeit ein. Immerhin wird damit ein neues Gebiet erschlossen, und von den Charakteren sind wenigstens die weiblichen lebensvoll und wahr. Aus den hier gegebenen Beispielen ersieht man, daß die gegenwärtige englische Dramatik wenig Abwechslung in ihren Stoffen bietet; sie begnügt sich mit einer Gesellschaftsklasse, mit einer Art der Gemütsbewegungen. Vielleicht sind die Theaterleitungen hierfür mehr verantwortlich zu machen als die Schriftsteller und die Schauspieler.

Es ist eine gewisse Genugtuung zu berichten, daß zwei poetische Dramen, „*Ulysses*" und „*Paolo und Francesca*", beide von Stephen Phillips, sich zu gleicher Zeit auf der Londoner Bühne behauptet und beide einen echten Erfolg errungen haben. „*Ulysses*" ist eine Folge zusammenhangsloser Szenen, von denen allein die letzte dramatisch genannt werden darf. Der Prolog der Götter spiegelt eine ähnliche Szene in Marlowe's „Tragödie von Dido" wieder; gut ist weder das Original noch die Kopie, aber Marlowe ist Phillips überlegen. Die Szene im Hades ist ein Schaustück mit Pantomime, die gesprochenen Worte sind ein schwaches Echo Virgils. Das Drama hat einige schöne Stellen, aber ohne den Glanz der Ausstattung würde ihm wohl kaum ein so langes Leben beschieden gewesen sein. „*Paolo und Francesca*" ist bedeutend besser. Wenn die herrliche Erzählung in Dantes „Hölle" mit ihrer ergreifenden Kürze überhaupt eine andere Fassung bekommen soll, so ziehen wir Phillips' Gestaltung den Versuchen vor, die Marion Crawford und Gabriele d'Annunzio gemacht haben. Phillips hat vielleicht eine etwas zu lange Exposition, aber von der Szene an, wo sich die Liebenden über ihre Gefühle klar werden, entrollt sich die Handlung rasch, hinreißend und durchaus dramatisch. Der Dialog erhebt sich oft zu wahrhaft poetischem Schwunge, und die Gedanken sind eigenartiger und persönlicher, als es bei diesem Dichter sonst der Fall zu sein pflegt. Die Bühnendekoration ist schön, ohne überladen zu sein, das Spiel ist im allgemeinen durchaus gut und in einigen Fällen vortrefflich. „*Paolo und Francesca*" gehört zu den besten poetischen Dramen moderner englischer Schriftsteller; lange hat man nichts Ahnliches auf der Londoner Bühne gesehen.

Es sei noch von zwei ausgezeichneten satirischen Komödien die Rede, die im verflossenen Jahre zur Erheiterung der Londoner beigetragen haben und sowohl literarischen als dramatischen Wert besitzen: „*Pilkertons Peerage*" von Anthony Hope, und „*The man from Blankley's*" von J. Anstey. Hope (bisher besser als Novellist denn als Dramatiker bekannt) versteht sich meisterhaft auf die Handhabung des Dialogs, der voller Witz und Pointen und dabei doch immer voll-

kommen natürlich ist. In seiner Komödie führt er uns hinter die Kulissen und offenbart uns, wie Titel und Würden begehrt und erlangt werden. Wie wir hören, hat die Wahl des Gegenstandes an hoher Stelle nicht gerade viel Vergnügen bereitet; aber das Werk, welches durch Witz, gute Laune und echten Lustspielgeist gefiel, ist sechs Monate hintereinander gespielt worden. *„The man from Blankley's"* verspottet das niedere Londoner Bürgertum, welches auf gleichem Fuße leben will wie die Höhergestellten. Eigenartig wirkt die Szene eines Diners, worin alle Eigenheiten der modernen Mittagsgesellschaften mit ihrer Kompliziertheit und ihren Etikettenfragen enthalten sind. Da sich der Gastgeber im letzten Augenblick von dreizehn Personen bedroht sieht, so mietet er einen vierzehnten Gast aus einem wohlbekannten Londoner Institut, welches sich anheischig macht, alles zu beschaffen. Statt des Gemieteten erscheint ein Lord, der das Haus mit dem nächstgelegenen verwechselt hat, wohin er geladen ist; das Komische beruht nun darauf, daß weder Wirt noch Gäste den Irrtum vor dem Schluß des Festes entdecken. Mit seinem Einblick in die Schwächen der Klasse, die er zur Zielscheibe seines Spottes macht, zeigt sich Anstey als guter Menschenkenner.

Von Bearbeitungen und Übersetzungen war die bemerkenswerteste der erste Teil von Björnsons „Über unsere Kraft" worin die Clara durch Mrs. Patrick Campbell wunderbar verkörpert wurde. Eine Übersetzung von Scribes hübschem Lustspiel „Feenhände" unter dem Titel *„Frocks and Frills"* war wenig mehr als eine Bekanntmachung für die Modeschneiderinnen. Eine Übersetzung der Fuldaschen „Zwillingsschwester" in Versen hatte trotz ausgezeichneten Spiels nur bedingten Erfolg, was um so überraschender ist, als es sich um ein vorzüglich aufgebautes, fortgesetzt spannendes Stück handelt. Vielleicht liegt der Fehler an dem Übersetzer, welcher den Geist des deutschen Originals nicht recht wiederzugeben verstanden hat.

Überschauen wir die Spielzeit im ganzen, so sehen wir keinen Grund, zu verzagen, und dürfen für die Zukunft vieles hoffen. In dem gebildeteren und nachdenklicheren Publikum beginnt ein wirkliches Interesse für das Theater zu erwachen. In den ernsteren Zeitschriften wimmelt es von Artikeln über das Drama, deren Verfasser auf seine gegenwärtigen Mängel hindeuten und den Weg zu künftiger Heilung weisen. Die Forderung eines Staats- oder Stadttheaters gewinnt täglich größeren Anhang unter Schriftstellern, Schauspielern und Kritikern, die sich bereit erklären, eine derartige Gründung auf jede mögliche Weise zu stützen und zu fördern. Es hat sich sogar schon ein kleines, aber einflußreiches Komitee gebildet, welches die Bewegung in weitere Kreise tragen will. Vielleicht wird die Eintönigkeit des Repertoirs, zur Zeit der Krebsschaden der Londoner Bühne, dann verschwinden; vielleicht geht es mit der Gepflogenheit der Kapitalisten, als vorteilhafte Geldanlage ein Theater aufzukaufen, dann zu Ende, und in nicht zu langer Zeit darf ein



Fremder, der sich eine Woche in London aufhält, auf eine mannigfache Auswahl von Stücken aller großen englischen Dramatiker, von Shakespeare bis auf Pinero, eben so gut rechnen, wie Ähnliches in Berlin und auch in fast allen anderen bedeutenderen Städten Deutschlands der Fall ist.

London. *Elizabeth Lee.*

---

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

II.

„Es ist im Grunde genommen reiner Egoismus meinerseits, daß ich Sie veranlaßt habe, sich mir anzuschließen," begann Herr Pietsch die Unterhaltung, „wenngleich ich den Eindruck hatte, als ob Sie nicht grade ungern weitern Fragen Ihrer Freunde und Kollegen aus dem Wege gehen würden. Doch lassen wir dies; Sie sollen zunächst erfahren, weshalb ich Ihre Gesellschaft wünschte und in welcher Angelegenheit ich mir Ihren Rat erbitten möchte."

„Bitte sehr," erwiderte Dr. Wegerich, „ich stehe Ihnen gern und ganz zur Verfügung." „Also hören Sie," fuhr Pietsch fort. „Unter den Bewohnern des Pensionates des Fräuleins Wendeline Unbestand befindet sich seit kurzer Zeit auch meine Tochter Maja. In Feuchtenhagen war sie bei alt und jung wohl die beliebteste unter den jungen Damen, und daß diese Behauptung nicht nur von väterlicher Eitelkeit diktiert ist, werden Sie selbst zugeben, wenn Sie das Mädchen mal kennen lernen. Na, — wie das einmal so geht auf der Welt, wo alles der Herrschaft der Mode unterworfen ist, — allmählich kam das arme Ding, ich weiß nicht, wie ich mich anders ausdrücken soll, eben aus der Mode. Über die Gründe dafür mir den Kopf zu zerbrechen und ihr vielleicht dadurch das Herz auch noch schwerer zu machen, fiel mir nicht ein. Gott sei Dank,

blieb sie selbst dieser Tatsache gegenüber sehr gleichgültig, und obschon sie immer weniger beachtet wurde und sowohl Verehrer wie Freundinnen nach einander sich zurückzogen, büßte sie von ihrer stets frohen und muntern Stimmung nicht das Mindeste ein. Ich mochte es aber nicht darauf ankommen lassen, daß sie sich eines Tages ganz vereinsamt gefunden hätte, und da habe ich sie, kurz entschlossen, hierher gebracht. Übrigens war sie sehr damit einverstanden und aus ihren Briefen geht unzweifelhaft hervor, daß sie sich äußerst wohl und ganz zufrieden fühlt. Mir war es dagegen in der ersten Zeit durchaus nicht sehr behaglich zu Mute; wenn man daran gewöhnt ist, zu Hause so ein jugendfrisches und stets vergnügtes Wesen um sich zu haben und dann auf einmal wieder als einsamer Junggeselle leben muß —"

„Als Junggeselle?" unterbrach Dr. Wegerich die Erzählung. „Sie sagten doch, Fräulein Maja sei Ihre Tochter?"

„Adoptivtochter, Herr Doktor," entgegnete Herr Pietsch und blickte den Privatdozenten mit dem melancholischen Auge durchdringend an.

„O, ich bitte um Verzeihung, wenn ich in ungeschickter Weise schmerzliche Gefühle in Ihnen wachgerufen habe," rief dieser, und einem unabweisbaren Drange folgend, reichte er seinem Begleiter beide Hände. Diese momentane Wallung war sicher ein gutes Zeichen für das feine Empfinden des Dozenten, aber auch hier bewährte sich die alte Erfahrung, daß das Erhabene vom Lächerlichen nur durch einen Schritt getrennt ist. Dr. Wegerich vergaß in seiner Erregung vollständig das Vorhandensein seines Spazierstockes, und so entglitt dieser den ausgestreckten Händen und geriet dabei tückischerweise zwischen die Beine seines Besitzers. In naturgemäßer Folge stolperte Dr. Wegerich und machte einen zwar nicht übel angebrachten, jedenfalls aber ganz ungewollten Kniefall vor Herrn Pietsch. Unter schallendem Gelächter griff letzterer mit rascher Geistesgegenwart dem Schwankenden unter die Arme und zog ihn mit einem kräftigen Ruck in die Höhe und an seine Brust.

„So, nun haben wir auch äußerlich Freundschaft geschlossen," bemerkte er dabei, und Dr. Wegerich bestätigte diese Tatsache durch eine abermalige Umarmung.

„Bravo, Bravo," tönte es in diesem Moment ganz in der Nähe. „Hei, wie mich das freut! Hurra, der Sieg wird mein!"

Lebhaft erstaunt drehte sich der Privatdozent um und suchte forschenden Blickes den Beifallspender zu erkunden; doch seine Mühe war vergebens, auf der Straße war keine menschliche Seele zu erblicken, er und sein Begleiter repräsentierten die einzig lebenden Wesen dort.

„Es scheint mir, als ob irgend welche Spukgeister sich mit uns einen Scherz erlaubt haben," sagte er kopfschüttelnd.

„Nicht unmöglich," meinte Herr Pietsch lakonisch und versank, als wenn er die Absicht, seinen Bericht zu Ende zu bringen, vollständig aufgegeben hätte, in ein tiefes Schweigen. Wegerich verspürte







auch keine Lust, ihn zu weitern Mitteilungen anzuregen, und so setzten beide ihren Spaziergang, stumm nebeneinander herschreitend, fort. Endlich, nach längerer Zeit, bemerkte Herr Pietsch in nachdenklichem Tone: „Mir sind überhaupt jüngst allerhand Dinge passiert, die ich mir auf natürliche Weise nicht recht erklären kann. Und grade diese Vorkommnisse veranlassen mich, Ihre Meinung einzuholen."

„Würden Sie nicht die Güte haben, das Paket aus Ihrer Rocktasche herauszunehmen?" fragte jetzt Wegerich seinen Nachbar.

„Ein Paket?" antwortete dieser höchst erstaunt, „ich wüßte nicht, daß ich dergleichen bei mir trage."

In demselben Augenblick erschallte ein lautes, vergnügtes Lachen, und der Privatdozent sprang mit leichtem Aufschrei rasch zur Seite.

„Ei, zum Kuckuck," rief er dabei aus, „da sind ja Nadeln drin!"

„Unsinn," erwiderte Herr Pietsch, sichtlich geärgert, griff aber doch in die Tasche und zog — eine rübenartige, etwa handbreite Wurzel hervor.

„Na, da haben wir sie ja wieder! Sehen Sie, Verehrtester, dieses Ding verfolgt mich nun schon seit mehrern Wochen. Ich kann es nicht los werden, wo ich auch gehe und stehe, überall kommt es mir in die Hände, es ist schier zum Verzweifeln!"

Die leichte Färbung von Ungeduld, mit der Herr Pietsch seine Exklamationen begonnen hatte, wurde im weitern Verlauf derselben immer schwächer, und endlich klang sogar heller Jubel durch, als er, die Wurzel wieder in die Tasche zurückschiebend, in die Worte ausbrach:

„Doch nun ist ja alles gut; nun habe ich dich gefunden, mein Johannes! Komm nochmals an meine Brust, du Treuer, Guter und Lieber!"

Ohne weiteres Besinnen und als wenn er nur auf die Aufforderung gewartet hätte, eilte Dr. Wegerich in die ausgebreiteten Arme seines Begleiters und gab ihm einen schallenden Kuß. Dann schwangen beide ihre Hüte in die Luft und stimmten aus voller Kehle das schöne Lied an: „So leben wir, so leben wir alle Tage."

„Gratuliere, gratuliere! scheinen ja recht vergnügt zu sein. Übrigens vorzügliches lebendes Bild soeben, deutsche Einigkeit, tadellos, en effet! Gestatten, daß ich mich vorstelle: de Poudresec, Marquis de Poudresec. Darf ich mich anschliessen, eh?"

Ein dürres, schon in vorgerückten Jahren stehendes Männchen, mit einem Raubvogelgesicht und in einen sehr eleganten grauen Anzug gekleidet, sprach diesen Glückwunsch aus. Er verbreitete einen durchdringenden moschusartigen Moderduft um sich, und als jetzt ein Sonnenstrahl auf seine immerhin zierliche Gestalt fiel, konnte man bemerken, wie Millionen von Staubkörnchen einen wilden Tanz um dieselbe aufführten und dabei in allen nur denkbaren Farben schillerten.

„Lump, Lump, du wagst es, mir in den Weg zu treten? Sachte, du Jammerheld, ich verderbe dir dein Spiel. Lauf nach Haus zu deiner Tochter, das Wasser kommt!" Zugleich mit dieser wahrlich nicht



allzu zärtlichen Begrüßung öffnete sich die Seitentasche im Rock des Herrn Pietsch, die geheimnisvolle Wurzel kam ein wenig zum Vorschein und sprühte eine Menge feiner Wasserstrahlen über den unglückseligen Marquis. Zwar fing er anfangs äußerst geschickt und sogar höhnisch lachend einen jeden derselben mit dem Munde auf und brachte es auf diese Weise fertig, daß seine Kleidung trocken blieb; bald aber erlahmten seine Kräfte; man sah deutlich, wie er immer mehr, je nasser sein Anzug wurde, in sich zusammensank, und nach wenigen Minuten erinnerte nur noch ein kleines Häufchen Schlamm an seine Erscheinung.

„Triumph und Sieg! Heil auf den Weg!" klang es von der Wurzel her, und dann war sie nicht mehr sichtbar.

Forschenden Blickes schaute Dr. Wegerich den neu gewonnenen Freund an, als wenn er von ihm eine Erklärung der sonderbaren Erlebnisse während der letzten Minuten erwartete; doch schien dieser in seinem Gleichmut und vor allem in seiner vergnügten Stimmung nach keiner Richtung hin gestört zu sein.

„Du weißt gar nicht, lieber Johannes," sagte er, als wenn nichts Besonderes vorgefallen wäre, „wie glücklich ich bin, dich Freund nennen zu dürfen, am liebsten —"

Johannes aber stand doch noch zu lebhaft unter dem Bann der eben bekommenen Eindrücke und konnte sich nicht enthalten, jenem ins Wort zu fallen mit der Bemerkung: „Es müssen doch wohl unsichtbare Gestalten sich mit uns beiden beschäftigen."

„Ach was," wehrte dagegen Pietsch ab, „laß uns jetzt nicht über Rätsel grübeln, die wir doch nicht lösen können; höre lieber zu, wie ich an die Wurzel gekommen bin, und dann gieb mir deinen Rat, was ich thun soll, um endlich Ruhe vor ihr zu haben. Wo war ich nur vorher unterbrochen worden? Ah richtig, — wie gesagt, die Sehnsucht, meine Maja einmal wiederzusehen, faßte mich immer mächtiger, und deshalb beschloß ich, ohne Verzug meine Abreise vorzubereiten. Solche Vorbereitungen sind aber für jemand, der des Reisens ungewohnt ist, eine schwierige Sache, und bei mir vereinigten sich außerdem noch so viele widrige Umstände, daß ich beinahe meinen Plan, dessen Ausführung mir doch eine ungetrübte Freude bringen mußte, aufgegeben hätte. Ich will nichts sagen über die zahllosen Beulen und Quetschungen und die blutig gerissenen Finger, die durch die Herbeischaffung des Koffers verursacht wurden. Überall fand er eben Gelegenheit, sich anzustemmen, unvermutet auf meine Zehen niederzufallen oder mit seinen eisernen Kanten Hände und Finger zu verletzen, und ich atmete, wie von schwerer Last befreit, tief auf, als er glücklich an der richtigen Stelle stand. Nun aber ging erst der Tanz los. Ich bin, weiß Gott, kein sehr ordnungsliebender Mann, aber im allgemeinen pflege ich trotzdem meine Kleider und die Wäsche in dem dazu bestimmten Schrank oder der Kommode unterzubringen, um mit einem Griff stets das Gewollte zu fassen. Als ich aber jetzt





mit dem Einpacken begann, stellte sich heraus, daß ich in der letzten Zeit einer ganz ungeheuerlichen Unordnung gehuldigt haben mußte. Die Wäsche, die ich natürlich in der Kommode suchen zu müssen glaubte, fand sich dort nicht, wohl aber statt ihrer ein Anzug — ich hätte tausend Eide mit dem ruhigsten Gewissen geschworen, daß dieser im Schrank hing —, und obschon ich nun in gewiß geistreicher Weise annahm, in dem Schrank die vermißte Wäsche anzutreffen, trog mich auch diese Hoffnung, und nur der mir diesmal gnädig gesinnte Gott Zufall führte mich dazu, meinen Bücherschrank zu öffnen, wo sich denn, säuberlich zusammengelegt, das corpus delicti den entzückten Augen zeigte. Nach solchen Erfahrungen ließ es mich schon ziemlich kalt, wenn sich mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit stets zwei rechte oder zwei linke Stiefel zusammengesellten oder wenn die zu einem Rocke passende Weste sich so zu verstecken wußte, daß nichts anderes übrig blieb, als auch den Rock zurückzulassen; nachdem aber dann ein bedeutend unbequemerer Anzug eingepackt war, erschien jene Weste in unschuldsvoller Einigkeit mit dem Rock vereint auf einem Stuhle liegend! Wie gesagt, über solche Überraschungen lernte ich bereits lachen, gänzlichen Schiffbruch jedoch erlitt meine Fassungskraft an dieser unglückseligen Wurzel hier.“ Wie zur Bestätigung seines letzten Ausspruches bemühte sich Herr Pietsch vergebens, das erwähnte Objekt nunmehr aus der Tasche hervorzuholen. „Ich hätte sie dir gern gezeigt,“ fuhr er, ergeben in das Unvermeidliche, fort, „vielleicht kommt sie aber auch wieder zum Vorschein, ehe wir es ahnen.“

„Ist sie dies am Ende?“ fragte Wegerich und hielt die Wurzel dem Freunde vor die Augen.

„Stimmt,“ entgegnete dieser. „Ähnliche Scherze machte sie auch bei dem Einpacken. Wenn ich nach einem Gegenstand griff, um ihn im Koffer unterzubringen, geriet mir regelmäßig die Wurzel in die Finger und warf ich sie dann ärgerlich in eine Ecke, dann führte sie dort einen kurzen Tanz auf, und gleichzeitig vernahm ich helles Lachen. Endlich, endlich war der große Augenblick da, wo der Koffer zugeschlossen werden sollte; innerlich war ich gerüstet, die tollsten Hindernisse dabei überwinden zu müssen, aber was geschah? Eins, zwei, drei, hing das Schloß im Bügel und ließ sich glatt verschließen. Niemand war froher als ich, und um mich für die Reise und alles das, was mir auf derselben durch die freundliche Vermittelung meines rübenartigen Hausfreundes noch bevorstand, durch einen tüchtigen Schlaf zu stärken, suchte ich bald nach dem Abendessen mein Lager auf. Wo jener Kobold inzwischen geblieben war, wußte ich nicht, kümmerte mich übrigens auch blutwenig. In kurzer Zeit schlummerte ich ein und hatte einen sonderbaren Traum. Mitten in einem großen Garten, in welchem die seltensten und schönsten Blumen wuchsen, stand ein hohes Katheder, geschmückt mit üppigem Laubgewinde, und auf diesem Katheder hattest du Platz genommen. Zu deinen Häupten

hing ein Herz, das, wie ich deutlich bemerken konnte, lebhaft pulsierte und von Zeit zu Zeit einen dünnen Strahl purpurnen Blutes über dich ergoß; du selbst sprachst kein Wort, sondern blicktest nur sinnend auf die Pflanzen, von denen eine nach der andern auf dich zutrat, einen tiefen Knix vor dir machte und dann wieder in den Reihen der übrigen verschwand. Auf einmal war auch die Wurzel da, und eine gewaltige Stimme ertönte: »Dies ist Johannes, dein Schwiegersohn! Er wird dir Kunde geben; aber rette ihn, rette ihn, sonst wehe dir und deinem Geschlecht!« Im gleichen Augenblick flatterte mit widerlichem Gekreisch eine große Eule herbei, ein undurchdringlicher Staubwirbel erhob sich, der Garten verschwand im Nu unter einem hohen Sandhügel, — und da erwachte ich. Ich hätte an diesen Traum weiter nicht mehr gedacht, wenn nicht meine Blicke zuerst am Morgen wiederum auf die Wurzel gefallen wären. Da saß sie nämlich auf dem Bettrand und schien mich anzuschauen, und deutlich vermeinte ich zu hören: »Denk an Johannes! Rette deinen Schwiegersohn!«

Es war ja gewiß eine angenehme Aussicht, daß meine Pflegetochter anscheinend bald einen Lebensgefährten haben sollte; allein, wer war dieser Johannes? und dann: warum mußte er gerettet werden? Ich nahm mir also vor, hier Erkundigungen einzuziehen, ob es einen Professor der Botanik — einen solchen hatte der Traum ja deutlich bezeichnet — mit Vornamen Johannes gäbe und dessen Bekanntschaft zu machen. Wenn er wirklich existierte, war es nebenbei auch möglich, von ihm nähere Auskunft über die geheimnißvolle Wurzel zu erhalten. Leider hatte sie sich bei meiner Abreise wieder irgendwo versteckt, sodaß ich ohne sie aufbrechen mußte; du kannst dir aber mein Erstaunen und meine Freude vorstellen, als ich dich schon gleich nach meiner Ankunft fand und es mir gelang, deine Freundschaft zu erwerben. Nun erübrigt nur noch eine Frage: „Willst du mich morgen zu meiner Tochter begleiten? Bist du damit einverstanden, so hole mich ab, hast du keine Lust dazu, — nun, so soll das unsern weitern intimen Verkehr nicht stören. Sieh, da sind wir ja an meinem Hotel wieder angelangt; also überlege dir die Sache und einstweilen: felicissima notte!“

Beide Männer schüttelten sich herzlich die Hände, und Herr Pietsch schritt die Treppe seines Gasthofes herauf. Auf deren Mitte wandte er sich um und rief Johannes nach: „A propos, hast du die Wurzel noch? Oder ist sie wieder auf Reisen? Bei mir hält sie sich nicht auf.“ Der Privatdozent war jedoch schon mit großen Schritten weitergegangen und hörte daher auch Herrn Pietschs ärgerlichen Ausruf nicht mehr: „Donnerwetter, da ist sie ja doch wieder in meiner Tasche!“

Ziemlich müde und abgespannt und doch zugleich in einer sonderbaren innern Erregung infolge des vielen Seltsamen, was ihm heute begegnet war, dachte Johannes, nachdem er sein einfach, aber behag-



lich eingerichtetes Heim erreicht hatte, durch einen ausgiebigen Schlaf neue Kräfte zu sammeln. Allein ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager hin und her, alle Versuche, die rebellischen Nerven zu besänftigen, versagten und bewirkten nur, daß seine Unruhe immer mehr zunahm. Da beschloß er ein letztes, heroisches Experiment zu machen, das sich bei ähnlichen Gelegenheiten als erfolgreich bewährt hatte: er stand auf, zog sich an und griff nach einem zu diesem Zweck aus der Leihbibliothek entnommenen modernen Roman, in welchem er nur die ersten fünf Seiten kannte, da nach deren Lektüre ihm stets die Augen zugefallen waren. Als er aber diesmal bereits auf der zwanzigsten angelangt war, ohne eine Spur von Schlafbedürfnis zu merken, warf er das Buch beiseite.

Bei dem prachtvollen Mondschein erschien es allerdings als unbilliges Verlangen, im Bett liegen und sich die Decke über die Ohren ziehen zu sollen. Und huschten da in dem silbernen Glanz nicht allerhand luftige weibliche Figuren und Schemen durch das Zimmer? Vielverschlungene, graziöse Tänze schienen sie aufzuführen, oder waren es Huldigungen, die sie einer besonders auffallenden Gestalt mit lang herabwallendem, rötlich schimmerndem Haar darbrachten? Ja, nickte nicht diese Gestalt ihm freundlich zu und winkte sogar mit der Hand? Ei, das mußte er sich doch einmal näher ansehen, das war entschieden kein Luftgebilde, sondern ein wirkliches, körperliches Wesen. Da, — jetzt lehnte sie an seinem Schreibtisch, deutlich konnte er das Gesicht erkennen; wo hatte er denn dies liebreizende Antlitz schon gesehen? Vorsichtig trat er näher, und eben im Begriff die Erscheinung anzureden, hörte er eine sonore Männerstimme sagen: „So, nun laß dir erzählen, Johannes!“

Überrascht sank er in den vor dem Tisch stehenden Lehnsessel und erblickte vor sich — die Wurzel, das heißt, eine Wurzel war es nicht, die zu ihm gesprochen hatte, sondern, wie er nun bestimmt wahrnahm, ein Männlein von anderthalb Schuh Größe mit einem Vertrauen erweckenden Gesicht und auf dem Haupte eine mit den kostbarsten Edelsteinen geradezu besäte Krone. In den Händen schwang es wie ein Scepter eine schlanke Feuerlilie, und nachdem es mit der Blüte derselben Johannes an der Nasenspitze gelb gefärbt hatte, ergriff es abermals das Wort:

„Nun ist deine Naseweisheit verwandelt in das Gold der wahren Erkenntnis, und nun wirst du verstehen, was ich dir mitteilen muß. Also paß auf und merke genau die dir gegebene Kunde!

Ich bin König Mandragorus, der jetzige unumschränkte Beherrscher des ganzen Blumenreichs. Vielleicht ist dir aus deinen Studien bekannt, daß in frühern Zeiten das Geschlecht der Rosen diesen Rang innehatte. Als aber die letzte Königin aus Liebe zu einem stattlichen Gärtnerburschen eingewilligt hatte, daß die Menschen nicht nur aus reiner Freude an der prachtvollen Gestalt und dem köstlichen Duft die Rosen hegen und pflegen, sondern auch irdische Schätze, ja, sogar



gemeines Geld damit erwerben durften, brach eine allgemeine Empörung aus und mein Stamm, die weitberühmten Alräunchen, wurde auf den Thron berufen. Mit Stolz kann ich behaupten, daß unter meiner Regierung wieder ungetrübtes Glück und stets wachsende Zufriedenheit bei meinen Untertanen eingezogen ist; leider hat sich auch eine Anzahl von Mißgestimmten zusammengefunden, die immer wieder von Zeit zu Zeit sich bemühen, mir die Liebe des Volkes zu entziehen und meine Herrschaft zu stürzen. So ist auch augenblicklich eine Verschwörung angezettelt, deren Fäden zu entwirren mir noch nicht gelungen ist, die ich aber doch so weit durchschaue, daß ich sie mit deiner Hülfe siegreich zu nichte machen kann. Mein schlimmster Gegner ist der König des Staubreichs, genannt Sicco Pulverino, den ich heute auf eurem Spaziergang schon ein wenig zurechtgewiesen habe. Er vor allen —"

Hier wurde die spannende Erzählung des Blumenfürsten in stürmischer Weise unterbrochen; mit lautem Knall sprang das Fenster auf, und herein rauschte eine mächtige Eule, stürzte sich sofort auf Mandragorus los und versuchte ihn durch heftige Schnabelhiebe zu verletzen. Dieser aber verkroch sich gewandt hinter einen dicken Folianten, wäre jedoch schließlich dem unerwarteten Angriff trotz des Schutzes zum Opfer gefallen, wenn nicht Johannes, der zunächst dem Vorgang ratlos gegenüberstand, rasch die Gaslampe angezündet hätte. Das helle Licht blendete den bösartigen Nachtvogel vollständig und machte ihn unfähig, den Kampf fortzusetzen. Mit einem krächzenden Wutschrei entschwand er auf lautlosen Fittigen ins Freie.

Als wenn nichts Besonderes sich ereignet hätte, nahm das Alräunchen, nachdem das Gas auf seinen Wunsch wieder erloschen war, seinen alten Platz ein und fuhr mit ruhiger Stimme fort: „Von jeher war Pulverino der erbitterste Feind aller Blumen, da ja überall, wo man diese liebt und schätzt, alles was Staub heißt oder mit ihm verwandt ist, unerbittlich verfolgt wird. Tatkräftige Unterstützung findet er bei Brassico, dem Fürsten der Nutz- und Gemüsepflanzen, und zwar aus folgendem Grunde: Pulverino hat die Absicht, das Gehirn der Menschen allmählich immer mehr mit Staub anzufüllen, damit sie dadurch für Schönheit und Wohlgerüche sowie für ideales Sinnen und Trachten gar keine Empfindung mehr haben und nur auf das Nützliche ihr Bestreben richten. Gelingt ihm dies, dann werden die Blumen überhaupt nicht mehr geachtet und statt ihrer nur Gemüse und hauptsächlich Kohl gepflanzt und — geredet, und Brassico kommt mit seinem Geschlecht zu hohen Ehren. Nach langem Hin- und Herüberlegen sind die beiden Übeltäter auf den Plan verfallen, die Tochter des Staubkönigs solle einen Menschen heiraten und dann ihren Gatten veranlassen, durch Beeinflussung mit Gold und Schätzen seine Mitmenschen zu verleiten, sich dem Staub und seinen Folgen in die Arme zu werfen. Der Gedanke ist nicht schlecht, die Ausführung aber sehr schwierig. Zunächst wird es nicht leicht sein für die Prinzessin,



Aspirabella heißt sie, einen Mann zu finden, da sie nur bei Nacht und künstlicher Beleuchtung schön ist, bei Tage aber wie eine alte Hexe aussieht."

Bums-bums-bums! dröhnte es jetzt in dem Zimmer, und ein lautes Gepolter hervorrufend, stürzte ein Stück der Decke nach dem andern herunter, wodurch sich das ganze Gemach mit solch undurchdringbarem Staub anfüllte, daß seine Insassen nahe am Ersticken waren. Mandragorus sprang schleunigst in die auf dem Tische stehende Wasserflasche und tauchte vergnügt darin unter, während Johannes Thür und Fenster aufriß. Nach und nach wurde die Luft wieder reiner; sonderbarerweise ließ sich aber darauf an der Decke auch nicht die geringste Spur eines Defektes entdecken.

„Das sind so die ohnmächtigen Wutausbrüche meines Feindes," sprach der Blumenfürst mit verächtlichem Achselzucken, „er meint mich damit einschüchtern zu können. Aber ich werde triumphieren über den Bösewicht," fuhr er in plötzlicher Erregung fort, „demütigen soll er sich vor mir, er und seine Tochter, das Scheusal! Doch verzeih' meine Heftigkeit, ich will in aller Ruhe dir meine Bitte vortragen. Dich habe ich nämlich ausersehen, mir helfend zur Seite zu stehen, dich und Maja. Ihren Vater kennst du ja bereits, ihn, den Fürsten im Reiche der Geister, den Humor. Du staunst? Freilich reist er unter angenommenem Namen; Petrus Petiscus oder seit Einigung der deutschen Stämme Peter Pietsch nennt er sich, und niemand ahnt, wer sich unter diesem schlichten Namen verbirgt. Aber jeder spürt es, wenn er, der Humor, in die Gesellschaft sich mischt — das hast du heute im „Halben Mond" beobachten können. Mit dir, der stets für das Ideale gekämpft hat, und Maja, der herrlichsten aller Jungfrauen zusammen" — hier kräuselte ein verschmitztes Lächeln seine Lippen — „werde ich mein Ziel erreichen. Doch fest mußt du sein, fest und unerschütterlich und dich nicht schrecken lassen durch Gefahren, die auch dir drohen. Drum versprich mir, Johannes —"

Der erste Strahl der aufgehenden Sonne war in das Zimmer gedrungen und vergoldete mit seinem Schein die spitze Nase des Königs Mandragorus; statt seiner lag plötzlich wieder die Wurzel vor Johannes, und auch diese verschwand, als er danach greifen wollte, vor seinen Augen. Eine schwere Müdigkeit überkam ihn mit einem Male; vergeblich bemühte er sich, in die Erlebnisse der Nacht und die merkwürdigen Mitteilungen, die er erhalten hatte, einige Klarheit zu bringen und nur mit Aufbietung aller Willenskraft war er imstande, die Kleider abzuwerfen und das Bett aufzusuchen. Kaum hatte er sich darauf in demselben behaglich ausgestreckt, da versank er in tiefen, festen Schlaf. (Fortsetzung folgt.)



# CHRONIK.

## *Herbert Spencers philosophisches Testament.*

Herbert Spencer, der letzte Überlebende der glorreichen positivistischen Trias Darwin-Mill-Spencer, hat ein neues Buch erscheinen lassen unter dem Titel „Facts and Comments" (Tatsachen und Erklärungen). Die Vorrede, die aus Brighton vom März 1902 datiert ist, schließt mit dem Satz: „Der vorliegende Band wird, wie ich mit Sicherheit voraussagen kann, mein letzter sein." Spencer ist jetzt 82 Jahre alt. Er hat noch den Niedergang des englischen Positivismus erlebt; andere Sterne leuchten jetzt dem englischen Geistesleben: John Ruskin und Thomas Carlyle. Da ist es denn begreiflich, daß Spencer mit einer gewissen Bitterkeit bemerkt: „Wir haben vergeblich gearbeitet und unsere Kraft um nichts vergeudet." Die „Review of reviews" gibt aus den Essays, die das Buch bilden, einige Fragmente wieder. Zunächst eine Betrachtung über den Tod:

„In früheren Jahren, wenn ich im Frühling die aufbrechenden Knospen betrachtete, da stieg mir der Gedanke auf: Werde ich jemals wieder das Aufgehen der Knospen sehen? Werde ich jemals wieder in der Morgendämmerung durch den Gesang der Drossel aufwachen? Es scheint ein sonderbarer und peinlicher Schluß zu sein, daß mit dem Aufhören des Bewußtseins im Tode auch jede Kenntnis davon aufhört, daß man gelebt hat. Mit dem letzten Atemzug wird jeder in die Lage versetzt, als hätte er nie gelebt. . . . . Was wird aus dem Bewußtsein, wenn es endet? Wir können nur annehmen, daß es eine besondere und individualisierte Form jener unendlichen und ewigen Kraft ist, die unser Erkenntnisvermögen wie unsere Einbildungskraft übersteigt, und daß im Tode seine Elemente zu jener unendlichen und ewigen Kraft zurückfließen, der sie entsprungen waren."

Über den Pseudopatriotismus stellt er folgende zeitgemäße — oder vielmehr, im Nietzscheschen Sinne unzeitgemäße — Betrachtung an: „Mir scheint die Devise »Our country, right or wrong« verabscheuungswürdig. England hatte in der Vergangenheit oft edle Züge aufzuweisen, die Zuneigung hervorriefen; aber es gibt an ihm auch andere Züge, die unglücklicherweise gerade in jüngster Zeit häufiger hervortreten und die das Gegenteil erreichen. Wenn ich nun, weil meine Vaterlandsliebe diese und manche andere widerwärtige Erfahrung nicht überlebt, unpatriotisch genannt werde, so will ich damit vollkommen zufrieden sein. In dem Ruf »Our country, right or wrong« liegt *implicite*, daß



das Recht auf seiten unserer Gegner ist, und das Unrecht auf der unseren. Ehrlicherweise müsste das Wort lauten: »Nieder mit dem Recht, hoch das Unrecht!« In allen anderen Verhältnissen gilt ein solches Ziel als der Gipfel aller Verruchtheit. In der Phantasie vergangener Zeiten, und auch noch gegenwärtig, existierte der Glaube an das personifizierte Prinzip des Bösen, an ein Wesen, das in der Welt umherstreift, um überall gegen das Gute zu kämpfen und dem Bösen zum Siege zu verhelfen. Kann das Ziel dieses Wesens kürzer ausgedrückt werden, als in den Worten: »Hoch das Unrecht, nieder mit dem Recht!« ... Wenn jeder Soldat seine Urteilskraft an dem Zwecke üben würde, um dessentwillen eine Schlacht gewagt wird, so würde der einzige Krieg, für den ein Heer zu gewinnen wäre, der der nationalen Verteidigung sein. Ein bloßer Angriffskrieg würde abgelehnt werden. Aber denjenigen, deren Devise „Our country, right or wrong" ist, scheint keine Torheit größer zu sein als die: am Montag nach den Grundsätzen zu handeln, zu denen sie sich am Sonntag bekennen. .... Nach zweitausend Jahren christlicher Ermahnungen, die in ganz Europa von 100 000 Priestern gepredigt werden, sind allgemein heidnische Ideen und Empfindungen herrschend, vom Kaiser herab bis zum Strolch. Bei internationalen Angelegenheiten ist die heilige Pflicht der Rache, die bei den Wilden die höchste ist, auch bei den sogenannten zivilisierten Völkern die höchste." —

*Wagner in Frankreich.*

Die Popularität, die Wagner gegenwärtig in Frankreich genießt, ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil hier ein eklatanter Fall von Überwindung nationaler Vorurteile vorliegt. Sie zeigt auch, was man allerdings schon zur Genüge weiß, daß die Macht der Musik auch über schlechte Texte zu siegen imstande ist. Denn es ist durchaus kein Genuß, die Wagnerschen Verse in französischer Sprache zu hören. Die *Revue d'art dramatique* gibt bei Gelegenheit der Wagnerfestspiele, die im Mai und Juni in Paris im *Théatre du Château d'Eau* stattgefunden haben, einen Überblick über die Wagner-Übersetzungen der letzten 20 Jahre. Der Erste, der die Wagnerschen Dramen zum Zwecke der Aufführung zu übersetzen unternahm, war Viktor Wilder; er begann mit „Tristan und Isolde." Zwei Akte dieser Übersetzung wurden 1884 und 1885 in den Lamoureux-Konzerten gesungen. Diese Übersetzung war einfach eine Ungeheuerlichkeit. Als Wilder kurz darauf zusammen mit Lamoureux Frau Cosima in Bayreuth aufsuchte, hat ihm die Nachfolgerin Wagners in sehr eingehender und schonungsloser Weise seine Fehler klargemacht. Trotzdem erteilte sie ihm die Autorisation zur Übersetzung der Tetralogie, der Meistersinger und des Parsifal, die in derselben Weise zugerichtet wurden, wie der Tristan.



Der nächste Wagner-Übersetzer war Alfred Ernst, ein glühender Anhänger des Meisters, der durch Wort und Schrift viel dazu beigetragen hat, Wagner in Frankreich heimisch zu machen. Der erste Band seines Buches über „Die Kunst Richard Wagners," die von der Wagnerschen Dichtung handelt, ist eine glänzende Arbeit, und es ist schade, daß Ernst gestorben ist, bevor er den zweiten Band, der von dem musikalischen System Wagners handeln sollte, vollenden konnte. Ernst übersetzte die Tetralogie, die Meistersinger und den Parsifal. Als verhältnismäßig gelungen ist die Übersetzung der Meistersinger zu betrachten, die ja allerdings am leichtesten zu übertragen waren, weil ihre Versifikation sich einigermaßen der französischen nähert. Ein unerquickliches Resultat ergab dagegen der Siegfried. Den Tristan hatte sich Ernst als letzte Arbeit aufgehoben. Aber bei seinem 1897 erfolgten Tode hinterließ er nur einige Entwürfe, die von zwei Freunden des Verstorbenen, Paul Bruck und de Fourcaud, zum Ausgangspunkt einer Übersetzung gemacht wurden, die von Cosima Wagner gebilligt wurde und seit 1899 bei allen Aufführungen des Tristan in französischer Sprache benutzt wird. Diese Übertragung darf nun für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, noch schlechter als die Wildersche zu sein. Einige Proben dieser Übersetzungskunst mögen hier folgen. Tristans Antwort: „Getreulich dien' ich ihr, Der Frauen höchster Ehr'", wobei unter „Der Frauen höchster Ehr'" Isolde zu verstehen ist, wird von den Übersetzern in eine allgemeine Sentenz verwandelt und lautet: „Fidèle je défends, O femmes, votre honneur!" Die allerdings vertrackte Stelle am Schluß des großen Duetts: „Nie wieder — Erwachens Wahnlos Holdbewußter Wunsch" übersetzen die Franzosen summarisch: „Rien qui nous réveille, Plus rien, Oh! profond désir!" „Ewig währe uns die Nacht" heißt bei ihnen: „Sûrs en la profonde nuit". Freilich, in Deutschland hat man am wenigsten Grund, sich über schlechte Textübersetzungen zu entrüsten, denn auf diesem Gebiete wurde bei uns zu allen Zeiten das Unmöglichste geleistet. Nicht nur die allbekannte Verhunzung des Don Juan und Figaro, die sich trotz aller Reformversuche auf den deutschen Bühnen behauptet, beweist es, auch alle Scribeschen Texte sind in geradezu schmählicher Weise verballhornt. Und mancher Vorwurf, den man der „Großen Oper" in Deutschland zu machen geneigt ist, würde verstummen, wenn man die französischen Originaltexte kennen würde.

## *Alexander Dumas' hundertster Geburtstag.*

In Frankreich gedenkt man in diesem Monat des hundertsten Geburtstages des älteren Dumas, des Autors der „Drei Musketiere", der am 24. Juli 1803 das Licht der Welt erblickt hat. Dabei hat es natürlich nicht an mannigfachen Dumas-Reminiszenzen gefehlt.

Die interessantesten dürften wohl diejenigen gewesen sein, die Hippolyte Parigot, der beste Kenner der beiden Dumas, erzählt hat. Parigot hat lange Zeit den intimen Verkehr des jüngeren Dumas genossen und auf diese Weise über den älteren manches bis dahin Unbekannte erfahren. Namentlich wird das Verhältnis zwischen Vater und Sohn durch seine Berichte in helles Licht gerückt.

Der Sohn sprach mit wahrer Ehrfurcht von der physischen Kraft seines Vaters. Seine unvergleichlichen körperlichen Kräfte erklärten, nach seiner Ansicht, die verblüffende Unerschöpflichkeit seines Geistes. Dumas fils erzählte, daß sein Vater wie eine Maschine arbeitete, fast ohne anzuhalten. Man stellte hinter seinen Sessel ein Tischchen, auf dem sich seine Mahlzeit befand. Fisch, Fleisch, Dessert, alles stand da beisammen. Da er auf einem Drehstuhl saß, so hatte er nur eine Bewegung zu machen, um sein Gedeck vor sich zu finden. Er aß, er schlang alles geschwind herunter, und wenn sein Mahl zu Ende war, dann drehte er sich herum und ergriff die noch nasse Feder.

Eines Tages, oder vielmehr eines Nachts, begaben sich Vater und Sohn zusammen auf einen Maskenball. Dumas Vater als Débardeur erregte allgemeines Aufsehen; alle Welt blieb stehen, um sich diesen Gesellen anzusehen, dessen Tollheiten kein Ende nahmen und dem gegenüber die wirklichen Débardeurs vollkommen abfielen. Vater und Sohn amüsierten sich vortrefflich und endlich bei Tagesanbruch begaben sie sich zu Fuß nach Hause. Der Jüngere konnte sich kaum schleppen. Auf dem Vendôme-Platz sah Dumas zu den Fenstern von Victor Hugos Wohnung herauf. „Wie würde uns Hugo verachten,“ meinte der Débardeur, „wenn er uns zu dieser Stunde und in diesem Kostüm sehen würde.“ Zu Hause angelangt, zog sich der Alte in aller Ruhe um, setzte sich an seinen Schreibtisch und in wenigen Minuten war er in seine Arbeit vertieft. Abends um 10 Uhr fand man ihn noch schreibend, während der Junge, wie gerädert, den ganzen Tag geschlafen hatte.

Übrigens hat Dumas in Frankreich noch einen sehr großen Leserkreis, wie der Verkauf seiner Werke beweist. Wenigstens hat der Sohn vor etwa einem Jahrzehnt noch 35 000 Francs Tantièmen von den Werken seines Vaters bezogen, und der Satz betrug nur 1 Centime pro Exemplar. —

*Das dunkle Marokko.*

Marokko ist im großen ganzen für den Europäer vorläufig nur ein geographischer Begriff. Und doch kann dies dunkle Land jeden Tag aktuell werden: Die Aufrollung der marokkanischen Frage ist nicht so in weitem Felde, wie man wohl denkt. Willkommen muß daher alles sein, was geeignet ist, uns darüber zu unterrichten. Dies geschieht nun in ausgiebiger Weise durch ein soeben erschienenes, sehr



merkwürdiges Buch: „Le Maroc inconnu.“ Die Verfasser des Werkes sind ein Franzose, Mouliéras, und ein Eingeborener des Landes selbst, Mohamed ben Taieb, ein Kabyle, der das Arabische und die Berbersprache beherrscht, bei den Arabern und Berberstämmen Marokkos leicht Zutritt fand und das Land mehr als zwei Jahrzehnte hindurch als Thaleb (d. h. als islamitischer Bettelstudent) nach allen Richtungen bereiste. Durch einen glücklichen Zufall kam dieser Mohamed nach Oran, wo er mit Mouliéras, der dort das offizielle Lehramt des Arabischen bekleidet, zusammentraf. Mouliéras, der in Algier, nahe der marokkanischen Grenze geboren war, hatte von jeher ein glühendes Interesse für das Nachbarland empfunden, und ben Taieb kam ihm sehr gelegen. Aus den Berichten dieses unruhigen Wanderers heraus hat er sein Buch geschöpft, das uns viel Neues bringt. Wenn auch begreiflicherweise dieses Neue mit großer Vorsicht aufzunehmen ist, so wird doch dadurch manches alte Vorurteil in Bezug auf Marokko erschüttert. Mouliéras weist zunächst auf die außerordentliche Fruchtbarkeit von Marokko hin; er zitiert das unter den Orientalen populäre Sprichwort: „Wenn die Erde ein Pfau ist, so ist Marokko der Schweif.“ Aus dieser Fruchtbarkeit folgert er dann die große Bevölkerungsdichtigkeit. Bis jetzt hat man die Einwohnerzahl auf 5—6 Millionen veranschlagt. Mouliéras meint dagegen, daß dies ein Irrtum ist. Man übersehe dabei ganz, daß die Berbern, die außerordentlich fruchtbar sind, einen großen Teil der Bevölkerung ausmachen, und so schätzt er denn die Einwohnerzahl Marokkos auf 25 Millionen. Ist nun auch diese Zahl sicher übertrieben, so ist doch sicherlich die früher angenommene zu gering.

Von hohem Interesse ist das, was Mouliéras über das materielle und intellektuelle Leben des Landes berichtet. Sein Gewährsmann hat auch Gelegenheit gehabt, im Jahre 1889 die versammelte marokkanische Armee zu sehen. Wir lassen hier die darauf bezügliche Stelle aus dem Buche folgen: „Niemals hatte das Auge unseres Wanderers eine ähnliche Menge erblickt. Es mochten wohl an 30000 Mann versammelt sein, die einen zu Pferde, die andern, die Bergbewohner, einfach zu Fuß. Jeder war nach seinem Belieben und nach seinem Stande gekleidet. Die Waffen entsprachen der Bekleidung. Repetiergewehre neuesten Modells waren einträchtig zusammen mit uralten Musketen. Einige moderne Kanonen mit umgestürzten Lafetten lagen im Gebüsch neben harmlosen Mörsern.

Die größte Verwirrung und die fürchterlichste Unordnung herrschten in dieser Menschenherde. Vorgesetzte und Soldaten plünderten sich gegenseitig und kamen jeden Augenblick in ein Handgemenge wegen gestohlener Hühner oder Hammel, immer bereit, sich von Partei zu Partei, von Stamm zu Stamm regelrechte Schlachten zu liefern, und das alles unter den Augen des ohnmächtigen Generalissimus, der zu ihnen nur mit Zittern und Zagen sprach. Man lebte einfach auf Kosten des Landes, verwüstete es zehn Meilen in der Runde, ohne

daß der Unterhalt dieser Bande dem Staatsschatz einen Pfennig kostete. In heller Angst flohen die Einwohner nach allen Richtungen, ihre Herden vor sich hertreibend und eine Einöde um die Marodeure herum zurücklassend."

Die „Grande Revue," die das Mouliéras'sche Buch anzeigt, schließt mit den Worten: „Wenn die Türkei der kranke Mann ist, so ist Marokko der verweste Mann."

---

## BÜCHER-LISTE

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 15. Juni bis 7. Juli eingelaufen:

*Aldenhoven, Carl,* Geschichte der Kölner Malerschule. Lübeck 1902. Joh. Nöhring.

*Arndt, Richard,* Brüderchen und Schwesterchen, Drama. Dresden und Leipzig 1901. E. Pierson.

*Bernardin, N. M.,* La comédie italienne en France et les théâtres de la foire et du boulevard. Paris 1902. Éditions de la Revue Bleue.

*Bock, Alfred,* Kinder des Volkes. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Bonus, Arthur,* Religion als Schöpfung. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.

*Bürck, Paul,* Ornament 1902. Hauskunstverlag, Otto Schulze-Köln, Darmstadt.

*Couperus, Louis,* Stille Kraft. Übersetzt von Gräfin Wengstein. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

*Ernst, A. W.,* Lenaus Frauengestalten. Stuttgart 1902. Carl Krabbe.

*Ernst, Otto,* Kartäuser-Geschichten. Leipzig 1902. L. Staackmann.

*Ernst, Paul,* Altitaliänische Novellen. 2 Bde. Leipzig 1902. Insel-Verlag.

*Falke, Gustav,* Putzi, Märchenkomödie. Hamburg 1902. Alfred Janssen.

*Foerster, Prof. Wilhelm,* Lebensfragen und Lebensbilder. Berlin 1902. Dr. John Edelheim.

*Franke-Schievelbein, Gertrud,* Der Gottüberwinder. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Goethe-Briefe,* herausgegeben von Philipp Stein. Bd. I u. II. Berlin 1902. Otto Elsner.

*Gorki, Maxim,* Die Geschichte eines Verbrechens. 4. A. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

*Greinz, Rudolf,* Der Märtyrer. Bühnenspiel. Berlin-Leipzig 1902. Schuster & Loeffler.

*Hirschfeld, Dr. med. Magnus,* Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. IV. Jahrgang. Leipzig 1902. Max Spohr.

*Holzamer, Wilhelm.* Die Siegesallee. Kunstbriefe an den deutschen Michel. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.

*Huldschiner, Richard.* Fegefeuer. Hamburg 1902. Alfred Janssen.

*Hygienische Flugschriften.* Heft 1—20. München 1902. Seitz & Schauer.

*Jaurès, Jean,* Aus Theorie und Praxis. Sozialistische Studien. Übersetzt von Dr. Alb. Südekum. Berlin 1902. Verlag der Sozialistische Monatshefte.

*Keben, Georg,* Fackelzug durch Kunst und Kultur. Berlin 1901. Ernst Hofmann & Co.

*Key, Ellen,* Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Berlin 1902. S. Fischer.

*König, Karl.* Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Freiburg i. B. und Leipzig 1902. Paul Waetzel.

*Krause, Albrecht,* Die letzten Gedanken Immanuel Kants. Hamburg 1902. C. Boysen.

*Kulturprobleme der Gegenwart.* Herausgegeben von Leo Berg. Berlin 1902. Johannes Räde:

Bd. I. *Th. Achelis,* Die Ekstase.

Bd. II. *Ad. Damaschke,* Die Bodenreform.

Bd. III. *Alfr. Klaar,* Wir und die Humanität.

*Liliput-Ausgabe.* Berlin 1900—1901. Otto Liebmann:

Bd. I. Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Bd. II. Handelsgesetzbuch, Zivilprozeßordnung, Konkursordnung.

*Lothar, Dr. Rudolph,* Henrik Ibsen, 2. A. Leipzig, Berlin und Wien 1902. E. A. Seemann und Gesellschaft für graphische Industrie.

*Maeterlinck, Maurice,* Der begrabene Tempel. Übersetzt von Fr. v. Oppeln-Bronskowski. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.

*Mahn, Paul,* Kreuzfahrt. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Marcus, Ernst,* Kants Revolutionsprinzip. Herford 1902. W. Menckhoff.

*Megede, Marie z.,* Das Licht. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Multatuli,* Liebesbriefe. Übersetzt von Wilhelm Spohr, 2. A. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.

*Münz, Bernhard,* Marie Eugenie delle Grazie als Dichterin und Denkerin. Wien und Leipzig 1902. Wilhelm Braumüller.

*Naumann, Fr.,* Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Berlin-Schöneberg 1902. Buch-Verlag der „Hilfe“.

*Nordmann, Richard,* Ein Komtessenroman. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Ompteda, Georg v.,* Das schönere Geschlecht. Novellen. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Paalzow, Dr. jur. Hans,* Zur Polenfrage. Zwei Rechtsgutachten. Berlin 1902. Otto Liebmann.

*Paquet, Alfons,* Lieder und Gesänge. Berlin 1902. G. Grote.

*Perfall, Karl v.,* Loras Sommerfrische. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

*Perkins-Stetson, Charlotte,* Mann und Frau (Women and Economics). Übersetzt von Marie Stritt. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

*Poe, E. A.,* Werke, herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Bd. IV—VI, VIII—X. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

*Polenz, Wilhelm v.,* Wurzellocker. 2 Bde. Berlin 1902. F. Fontane & Co.

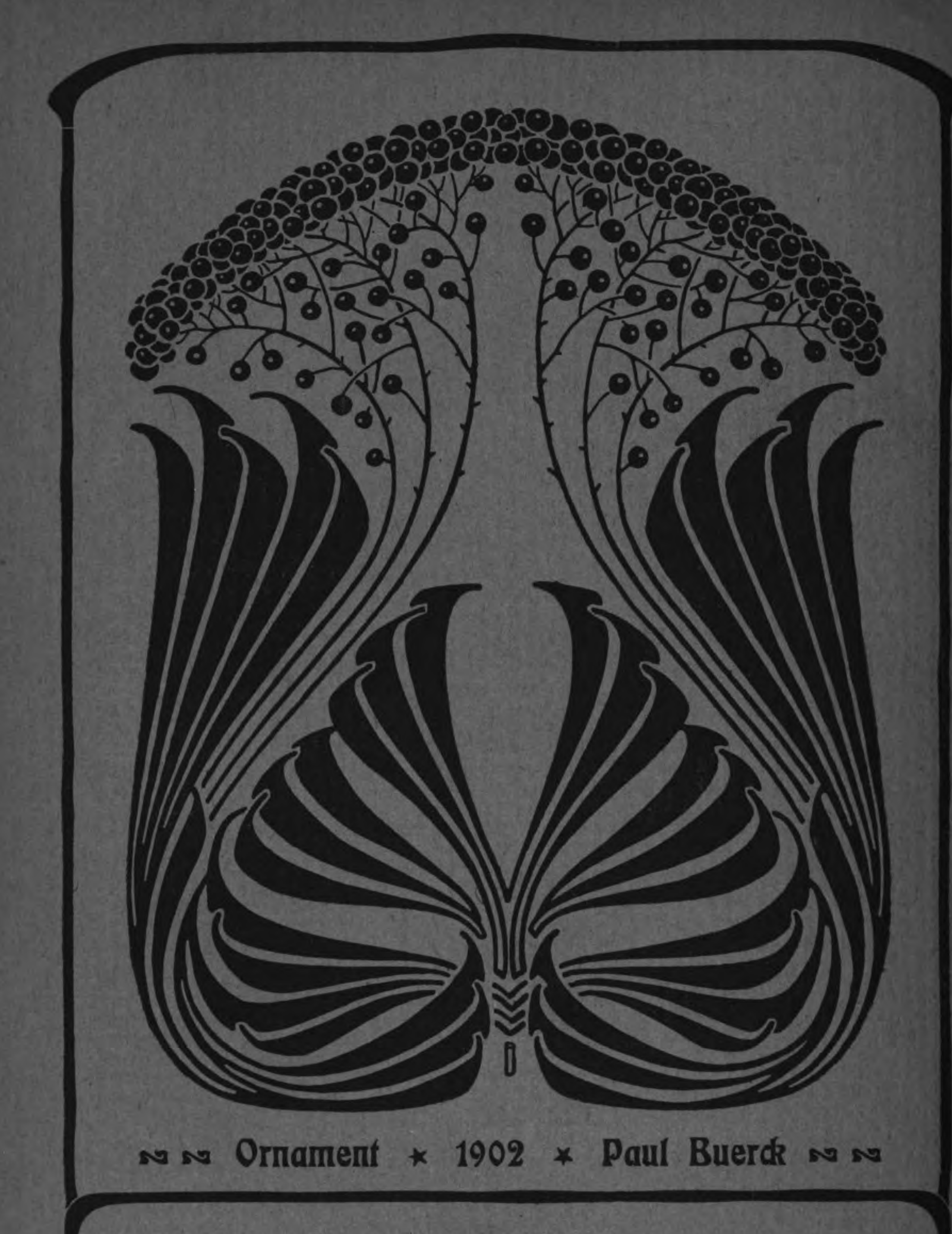


*Popp, Herm.*, Maler-Ästhetik. Straßburg 1902. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
*Pressel, Wilhelm v.*, Les chemins de fer en Turquie d'Asie. Zürich 1902. Orell Füssli.
*Roux, A.*, La vie artistique de l'humanité. Paris 1901. Schleicher frères.
*Schafter, B. O. T.*, Hohe Politik. 2. A. Berlin 1902. Hermann Walther.
*Schaible, C.*, Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B. und Leipzig. Paul Waetzel.
*Schmitt, Eugen Heinrich*, Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Leipzig 1901. Eugen Diederichs.
*Siegfried, Walther*, Adolf Stäbli als Persönlichkeit. Zürich 1902. Orell Füssli.
*Spohr, Wilhelm*, Multatuli. 2. A. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.
*Stenglin, Felix Frhr. von*, 's Re'ment. 2. A. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.
*Taine, Hippolyte*, Philosophie der Kunst. Übersetzt von Ernst Hardt. Bd. I. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.
*Tolstoi, Leo N.*, Was sollen wir denn tun? Übersetzt von Raphael Löwenfeld. Bd. I. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.
*Trommer, Ludwig Ed.*, Eisenbahn-Zeitfragen. Zürich 1902. Orell Füssli.
*Vandervelde, Emile*, Die Entwicklung zum Sozialismus. Übersetzt von Dr. Alb. Südekum. Berlin 1902. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
*Wanderer, Richard*, Ikara. Berlin und Leipzig 1902. Schuster & Loeffler.
*Welzhofer, Heinr.*, Kaiser Otto III. Drama. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.
*Wickström, Victor H.*, Was Jesus in Östersund erlebte. Übersetzt von Friedr. v. Känel. Berlin 1902. Ernst Hofmann & Co.
*Wurmb, Alfr. v.*, Im Wachen und Träumen. Gedichte. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.
*Zapp, Arthur*, Die Grafen von Buchenau. Dresden und Leipzig 1901. E. Pierson.

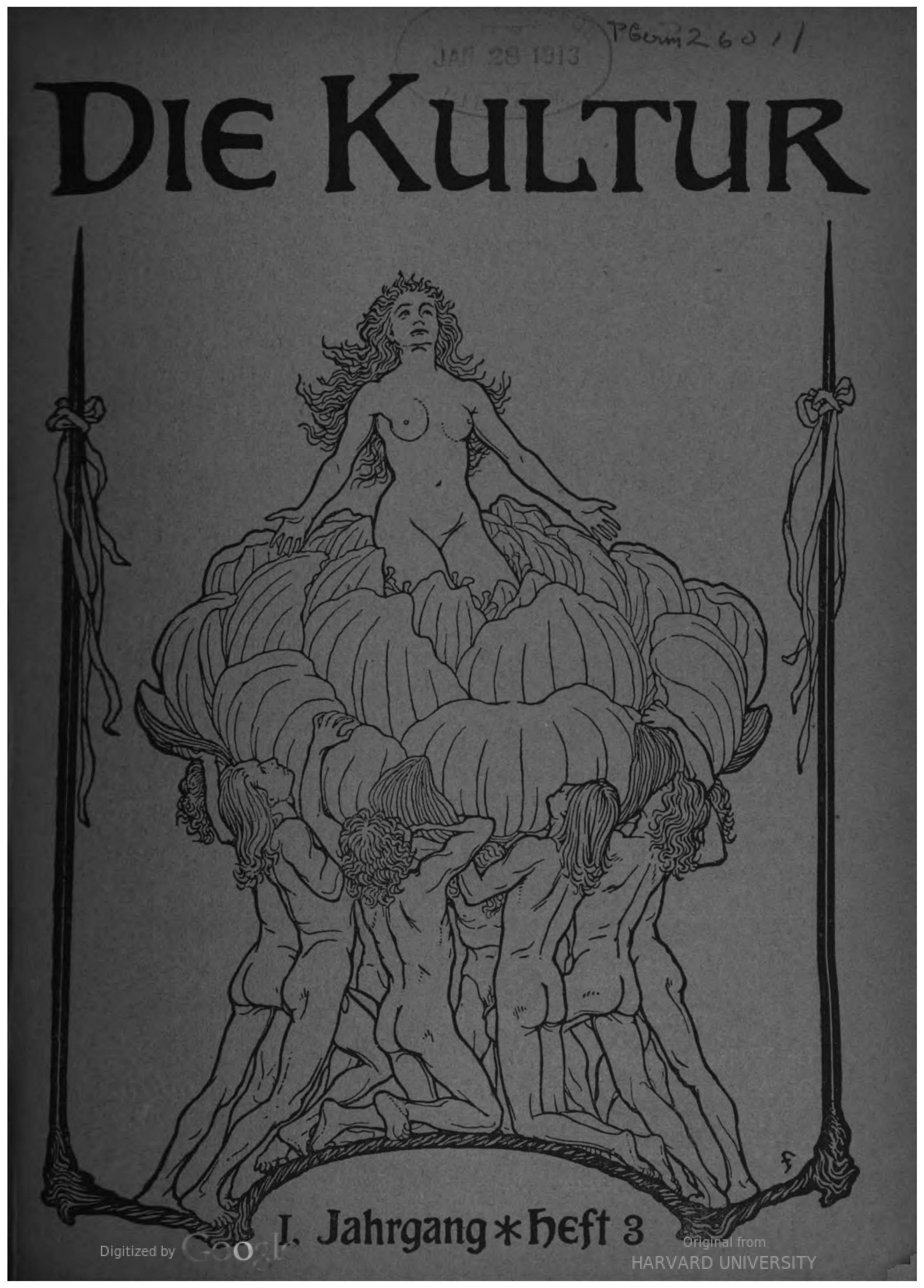
---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Nic. Weller, Köln.
Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.






Hauskunst-Verlag
Otto Schulze-Köln in Darmstadt.



Die Kultur
I. Jahrgang * Heft 3

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

---

## Das IV. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte August und wird u. a. enthalten:

Dr. W. Hellpach (Heidelberg): *Wilhelm Wundt.*

Dr. A. Pflüger (Bonn): *Die historische Entwickelung der drahtlosen Telegraphie.*

Dr. Fritz Koegel (Düsseldorf): *Zur Psychologie Wagners.*

*Die Kölner Malerschule.*





Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1902. ⋆ Erstes Augustheft.

INHALT.



HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



## Kultur und Kinderarbeit.

Die Hoffnungen Einzelner und ganzer Generationen weisen in die Zukunft. Dereinst soll es freier, schöner, vornehmer werden, lichter auf den Höhen wie im Tale. Dahin strebt alle Kultur.

Die Träger dieser Zukunft sind die Kinder: „eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen.“ Allein die wenigen, die in umfriedetem Elternhaus, in behüteter Jugend Körper und Seele dem Daseinskampfe entgegenstählen, sind nur ein Tropfen im Meere. Die Massen erst bilden den Ozean, aus dessen Tiefen das geträumte Land der Freiheit und Schönheit emporsteigen sollte. — Sollte! —

Was steigt empor? Bleiche junge Gespenster, deren Flügel wund und lahm am Boden schleppen; Knaben und Mädchen, vergiftet an Leib und Seele; dem Moloch des Erwerbs hingeopfert, anstatt im Lernen, Schauen, Spielen zu ihrer menschlichen Bestimmung heranzureifen; kleine Sklaven der Industrie und der Landwirtschaft, Brot- und Zeitungsträger, Kegelaufsetzer, Schanklehrlinge und Straßenverkäufer starren uns hohläugig an: Nachtschatten der großartigen Gestaltung von Handel und Verkehr.

Die Verwendung von Kindern zur Erwerbsarbeit ist keine Erscheinung der Neuzeit. Wohl aber ihre systematische Ausbeutung. Sie beginnt mit der Entwicklung des Großbetriebs, der Erfindung der Spinn- und Webemaschinen. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts fanden sie in dem wasserreichen Norden Englands erstmalig in großen Fabriken Aufstellung. Kinderhände waren für die neue Technik geeignet, flink und billig. Die Nachfrage stieg schnell. Die umliegenden Ortschaften konnten ihr nicht entsprechen. Alsbald bezog man Lehrlinge aus den Armenhäusern Londons und sonstiger Gegenden. Sie wurden Gegenstand des Massenhandels, ausgeboten, gekauft, versandt wie leblose Waren: So ist es „notorisch, daß mit den Effekten eines Bankroutiers eine Anzahl von Fabrikkindern öffentlich als ein Teil des Eigentums annonciert und losgeschlagen wurde". Von vier Jahren an lieferten die Pfarreien wehrlose Geschöpfe allen Tücken des Zufalls, grausamen Mißhandlungen roher und gewinnsüchtiger Aufseher oder Fabrikanten, endloser Arbeit aus. In Lancashire ist es Volksüberlieferung, daß die Betten nie abkühlten, in denen die gequälten Kinder einander zu kurzer Rast ablösten. Seuchen entstanden. Schutzgesetze wurden erlassen. Doch sie blieben Jahrzehnte undurchgeführt. Auch andere Gewerbe — selbst der Bergbau — nahmen allmählich Kinder auf. In den 30er Jahren rüttelte ein Gedicht von Elisabeth Browning mächtig an dem öffentlichen Gewissen: „Die Klage der Kinder."

*„Und immer drehn die Eisenräder höhnend*
*Sich, summend, knirschend schrill,*
*Daß sich ein Flehen uns entringet, stöhnend:*
*O haltet einmal still!"*

Ähnliche Zustände hatten sich inzwischen in Deutschland entwickelt. Seit 1820 arbeiteten im Kreise Geldern Kinder von vier, in Köln von fünf, in Koblenz und Aachen von sechs und sieben Jahren an, zwischen 4 Uhr morgens und 6 Uhr abends, oft bis tief in die Nacht hinein in der Textilindustrie,



der Porzellan- und Tabak-, Nadel-, Bronze-, Panzer- und Glasfabrikation. „Ihre Erholung war Spiel und Tabak, Branntwein, Unzucht und Rauferei.“ Unterrichtet wurden die abgemüdeten und verwilderten kleinen Wesen in Abendschulen. Man denke mit welchem Erfolg. „Die Kinder,“ heißt es in einem der amtlichen Berichte, „wachsen auf in sittlichem Verderben. So wird der Staat und seine Mitglieder solcher Bürger und Bürgerinnen, deren junge Seelen in den Fabriken verdorben wurden, deren Geist in der Kindheit schon erdrückt, deren besserer Sinn erstickt, deren sittliches und religiöses Gefühl schon im Keime vergiftet wurde, sich schwerlich zu erfreuen haben.“

Seit 1833 ward die Kinderarbeit in Fabriken und Werkstätten Englands mit wachsendem Erfolg bekämpft. In Preußen gestaltete sich der staatliche Eingriff einigermaßen wirksam erst in den 50er Jahren. In der Folge überholte der deutsche den englischen Kinderschutz, soweit er Fabriken gilt. In ihnen ward 1891 die Beschäftigung schulpflichtiger Kinder überhaupt untersagt.

In Fabriken.

Diese Einschränkung bedeutet, daß Leid und Schmach der Vergangenheit außerhalb derselben in fast jeder Berufsart weiter wuchern. Wie ein Hohn auf unsere gerühmte Kultur, unsere glanzvolle technische und kaufmännische Entfaltung erscheint es, wenn neben dem großstiligen Bazar ein heiseres Stimmchen in Wind und Wetter seine 10 Pfg.-Ware anbietet. Wie ein Hohn auf die Paläste der Industrie mit ihren königlichen Maschinenhallen, wenn veraltete Betriebsweisen in licht- und luftlosen Räumen von der Arbeit kleiner Hände ein Schmarotzerdasein führen. „Tausende, zehntausende von Kindern arbeiten im Schweiße ihres Angesichts von morgens 4½ Uhr bis zu Anfang des Unterrichts stundenlang oder schaffen des Nachts hindurch bis 2, 3 Uhr. — Und fast will es uns scheinen, als ob den jüngsten am meisten zugemutet würde.“ Noch immer ist „die Klage der Kinder“ nicht verstummt.

Und lauter und lauter dringt sie selbst aus den entlegensten Winkeln an die Öffentlichkeit. Sozialdemokraten, Sozialreformer und die Männer der Wissenschaft, besonders aber die deutschen Volksschullehrer — an ihrer Spitze Konrad Agahd — machten sich zu Wortführern der Kinder, liehen ihrer hülflosen und versteckten Pein in Parlament und Presse beredte Sprache.

Vor allem veranlaßte Agahds seit 9 Jahren rastlos geführte, von heiligem Glauben an seine Mission getragene, mitleidbeseelte Fehde Erhebungen der Regierung und der Lehrer. Sie ergaben ein erschreckendes Material über Umfang und Art der Kinderarbeit. Allein in der Hausindustrie mehr als eine halbe Million Kinder, oft schon im zartesten Alter. In der Blei-, Gummi-, Tabakfabrikation, der Feilenhauerei, beim Lumpensortieren und andern gesundheitschädlichen Gewerben finden wir sie. Knaben und Mädchen als Steinmetzen, Maurer, Stubenmaler, in Mühlen, Brauereien und Branntweinbrennereien. „Auch Schlachten," heißt es bei Agahd, „ist keine Beschäftigung für Kinder, Sonderkabinetts zu bewachen noch viel weniger!"

Über die Folgen dieser und anderer Berufe unterrichten Ärzte und Gewerbebeamte, Schul- und Gefängnislehrer, Unfall- und Kriminalstatistik. Die Kinder sind vielfach schwächlich, kränklich, nervös, augen-, magen-, lungenleidend, sind engbrüstig, bekommen krumme Rücken, verlieren Spannkraft und Frische, werden stumpf und interesselos. Fehlt doch, eingepfercht in dumpfen Räumen, oder jeder Unbill des Wetters preisgegeben, treppauf, treppab gehetzt, oft mit hungrigem Magen spät ins Bett und erbarmungslos früh hinaus, Arbeit vor und nach der Schule, an Sonn- und Wochentagen, jede Vorbedingung gesunder Entfaltung.

Die Leistungen in der Schule sind entsprechend. Eine Reihe von Zöglingen erreicht das Ziel der Volksschule überhaupt nicht und „es kann kein Zufall sein, daß die bemoosten Häupter der Fibelisten, soweit nicht Idioten in Betracht kommen, fast „immer noch erwerbsfähig sind oder doch

waren". — „Und was das Betrübendste ist: Lehrer, die in den Großstädten nicht immer die Erwerbskinder kennen mögen, sie strafen auch körperlich, wo das Kind schon sonst mit einer Arbeit gestraft wurde, die ihm keine Zeit mehr ließ, für die Schule zu arbeiten. Man fordert von den Lehrern 80% versetzte Kinder, und die wiederholte Revision der Klasse ist in Aussicht." (Agahd.)

Wie körperlich und geistig, sind die Kinder auch moralisch gefährdet. Hunger, Gelegenheit und Beispiel verleiten zu Diebstahl, Betrug, Trunksucht, Unsittlichkeit. Einen erschreckend hohen Prozentsatz jugendlicher Sträflinge stellen Frühstücksträger, Stall-, Laufjungen etc., gewerblich und landwirtschaftlich tätig gewesene Kinder. Laster und vorzeitige Erwerbsunfähigkeit begleiten die Ausnutzung der Jugendkraft. So füllt sie Kranken-, Armenhäuser und Gefängnisse.

Man sieht, das Kinderelend schwand nicht, obwohl die Elementarschulpflicht der Ausbeutung gewisse Schranken setzte. Im wesentlichen ward nur sein Schauplatz verlegt. Aus der Fabrik zog es in die Heime, auf die Straße, in die Schenke. In jeder Berufsart jenseits des Staatsschutzes nahm es seit der Gesetzgebung von 1891 zu. Nur der Schutz aller gewerblichen Kinderarbeit wird hier Einhalt tun.

Dieser Erkenntnis konnte sich auch die Regierung nicht länger verschließen. Jüngst hat sie dem Reichstag einen Gesetzentwurf zur Regelung der Kinderarbeit außerhalb der Fabriken vorgelegt. Mag er in manchem Sinne versagen, extensiv und intensiv hinter berechtigten Wünschen zurückbleiben; jedenfalls stehen wir vor dem ernsten Versuch, Wandel zu schaffen. Sein größter Mangel ist, daß Landwirtschaft und Gesinde für ihn tabu sind. Sein bedeutsamster Vorzug das Überschreiten der häuslichen Schwelle. Auch der Ausbeutung durch die Eltern sollen die Kinder nicht mehr schutzlos preisgegeben sein.



Ein Eingehen auf die Bestimmungen des Gesetzentwurfs ist an dieser Stelle untunlich. Nur das Interesse gilt es zu wecken. Wer sich über den Stand der Angelegenheit schnell, mühelos und doch gründlich unterrichten will, der lese Agahds Buch über „Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in Deutschland" *). Es ist „allen Kinderfreunden gewidmet".

Niemand der ein Sandkorn von „der großen Schuld der Zeiten" abtragen möchte, darf sich der wichtigsten aller kulturellen Fragen verschließen. Sei die Leidensgeschichte der Kinder mit glühender Schrift dem öffentlichen Bewußtsein eingeprägt. Sei es unvergessen, daß die Jugend der Vorbereitung für den Erwerb, nicht ihm selbst dienen darf, daß Elementar-, Fach- und Fortbildungsschulen an Stelle entnervender und verblödender Verrichtungen treten müssen. Denn: „die Menschenkultur ist auf jeden Fall noch wichtiger und notwendiger, ja, auch dem Staate noch ersprießlicher als selbst die Erhöhung der Industrie und des äußern Wohlstandes, welche noch dazu nur durch jene wahrhaft und dauernd gesichert werden kann". (Ausspruch der Kgl. Regierung zu Potsdam vom 31. Januar 1828.)

Und alle Menschenkultur beginnt bei dem Kinde.

Berlin. *Helene Simon.*

*) Fischer, Jena 1902.

# Nicolaus Lenaus Geisteskrankheit und seine Kunst.

Es scheint pietätlos gegen Nicolaus Lenau zu sein, wenn man an dem Tage, welcher dem Gedächtnisse seines hundertjährigen Geburtsfestes geweiht sein soll (13. August), von seinem Unglück redet, von seiner Geisteskrankheit, die in einem Lebensalter, das bei andern Künstlern vielleicht grade die größte Kraft und Vollendung ihrer Kunst reifen läßt, bei ihm in wenigen Monaten die künstlerische und menschliche Persönlichkeit völlig vernichtete. Uns leitet aber folgende Erwägung: Die Biographen des Dichters, allen voran sein im Betonen des eigenen Verdienstes oft wenig rücksichtsvoller Schwager A. X. Schurz, legen besonderen Wert auf den Nachweis, daß Lenau sein ganzes Leben hindurch an Zuständen von Geistesstörung gelitten habe, als deren Fortsetzung und Steigerung sein Wahnsinn anzusehen sei. Endlich nimmt auch Lombroso in seinem Buche „Der geniale Mensch“ diese Ansicht auf, führt sie aus und hält Lenaus ganzes Leben für psychotisch, findet in einem Gedichte, welches sieben Jahre vor dem offenkundigen Ausbruch entstand, seine Geisteskrankheit deutlich ausgesprochen. Damit schiebt sich ein Wolkenschatten auf ein Gut unserer Nationalliteratur; ein paar Jahre vorher dichtete Lenau zum Beispiel die „Schilflieder“, nachher noch viele seiner schönsten Gedichte. Daneben zeitigte die Unkenntnis über das Wesen und den Beginn der Geisteskrankheit Lenaus noch einen andern Übelstand; wie ich weiterhin am Beispiele der Ausführungen von Oskar Klein-Hattingen des näheren nachweisen will, kamen dadurch allerlei fremde und harte Züge in das Lebensbild des Dichters selbst. Und schon deshalb glaube ich, daß diese Verhältnisse einer möglichst bestimmten Klarstellung bedürfen. Wenn es nun gelänge, den Zeitpunkt des Ausbruches der Störung und ihre Wesensart festzulegen und

des weiteren wahrscheinlich zu machen, daß die Ansicht, Lenau habe seit seiner Jugend geisteskranke Momente dargeboten, auf einem Irrtume beruht, so würde damit der Verdacht versteckten Wahnsinns von den Werken Lenaus abgewendet und zu den Handlungen und Äußerungen des Herbstes 1844 der richtige Gesichtswinkel gewonnen sein. Und auch dadurch kann man wohl dem Dichter und seinem Werke eine Huldigung darbringen.

Nicolaus Lenaus Geisteskrankheit wurde am 29. September 1844 offenbar. Als er bei seinem Gastfreunde v. Reinbeck in Stuttgart das Frühstück einnahm, fuhr er plötzlich und unvermittelt laut schreiend in einem Zustande höchster psychischer Erregung in die Höhe, zugleich trat eine Lähmung des rechten Gesichtsmuskelnerven ein. Der Dichter beobachtete selbst diese Veränderung und war höchst verzweifelt darüber; am nächsten Abend jedoch saß er wieder heiter in Gesellschaft und spann behagliche Zukunftspläne; er wollte ein Landhaus bei Wien kaufen, Reisen machen, sich als Privatdozent für Philosophie in Heidelberg niederlassen. Die folgenden Tage verliefen so im beständigen Wechsel zwischen Trostlosigkeit, blinder Hoffnungsfreude und verzehrender innerer Unruhe. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober kam dann ein zweiter Anfall, er schlug auf sich selbst und auf seine Umgebung ein und wollte sich umbringen. Auch verbrannte er eine Anzahl Briefe und Manuskripte, ohne nachher zu wissen, ob der „Don Juan" dabei gewesen oder nicht. Am Morgen des folgenden Tages schrieb er an seine Freundin Sophie Löwenthal einen Brief, welcher zeigt, daß er seine Lage nicht mehr verstand und von gewissen Größenideen erfüllt war. Am 14. Oktober begann er plötzlich im Glauben seiner Jugend zu schwärmen und zu beten; wie man auch beobachtete, daß er kurz darauf, statt des reinen Deutsch, den deutsch-ungarischen Dialekt seiner Kindheit sprach. Zwei Nächte später traten Wahnvorstellungen auf, denn er stürzte nach Mitternacht in das Zimmer seines Gastfreundes

und herrschte ihn an, weshalb er ihn bei der Polizei verdächtigt habe. Morgens schrieb er an Sophie: „Es ist ein Wunder geschehen heute früh um acht Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wütend in den Boden, daß das Zimmer bebte . . . .“ „Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft, und er wird diese Tatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der „Allgemeinen Zeitung“ sehen werden . . .“ Der Dichter verfaßte wirklich auch in rasender Eile einen Aufsatz. Um ihn für die „Allgemeine Zeitung“ zur Post zu bringen, ging er auf die Straße; dort versuchte er sich zu entkleiden, wollte sich auf das Pflaster legen und wurde nur mit Mühe nach Hause gebracht. In der nächsten Nacht machte er einen schwachsinnigen Selbstmordversuch. Die Freunde benachrichtigten Dr. Zeller, den Direktor der Irrenanstalt Winnenthal. Am 18. Oktober wollte Lenau sterben, legte sich ausgestreckt hin und erwartete den Tod, verlangte Gift und versuchte sich selbst zu erdrosseln. Als man ihm danach zur Ader ließ, war er höchst vergnügt über das springende Blut; „wie ein Alpenquell,“ sagte er. Am Morgen des 20. Oktober geriet Lenau in Tobsucht, sprang im Hemde drei Meter tief aus dem Fenster auf die Straße, dazu schrie er unablässig und schien von Wahnideen meist megalomanischen Inhaltes beherrscht; er wollte ganz Schwaben vernichten, das Wohnhaus seiner Gastgeber zerstören, die Ungarn ziehen heran, es sei Aufruhr, er sei König von Ungarn. Zu ähnlichen Szenen kam es in der nächsten Nacht. Am 22. Oktober siedelte Nicolaus Lenau nach Winnenthal über. Dort hielt der Zustand der letzten Woche im wesentlichen an, eine anfallsweise auftretende zornmütige Erregung stand im Vordergrunde. Auch Störungen in Sprache und Schrift wurden später beobachtet. Nach Jahresfrist machte die Erregung einer zunehmenden

Verblödung Platz. Man erwartete noch eine glückliche Wendung von einer Überführung in die Heimat; am 7. Mai 1847 brachte der Schwager des Dichters den Kranken nach der Anstalt in Oberdöbling. Die Verblödung nahm zu, monotones stundenlanges Heulen, Zähneknirschen und ähnliche Erscheinungen schwersten Verfalles erschreckten die Besucher und wechselten mit stumpfem Hinbrüten ab. Am 22. August 1850 starb er an einer fieberhaften Lungenkrankheit.

Man kann Lenaus Irrsinn wohl unbedenklich als eine progessive Paralyse der Irren (*Dementia paralytica*, im Deutschen fälschlich „Gehirnerweichung“ genannt) ansehen. Ins Gewicht fällt das Alter des Kranken, der fortschreitend zur Verblödung führende Charakter der Psychose, die Demenz und die unmotiviert gehobene Stimmung (Euphorie) im Oktober 1844, der Beginn mit einem Anfalle, welcher mit Lähmung einer Gesichtshälfte einhergeht, der auffallende Wechsel von Verzweiflung und hoffnungsvoller Zufriedenheit (Labilität der Stimmung), die Störungen in Sprache und Schrift, die dementen und vergänglichen Größenwahnvorstellungen. Die Zeitdauer, in der sich eine Paralyse vollendet, ist allerdings meist kürzer, 2—3 Jahre, doch ist auch sonst ein langsamerer Verlauf nicht eben selten zu beobachten. Einiges scheint gegen unsere Diagnose zu sprechen; das ist für den Nichtfachmann wohl in erster Linie der Umstand, daß Dr. Schelling und Dr. Zeller, beide erfahrene Ärzte, ein ähnliches Urteil nicht fällen. Diese Frage löst sich leicht, wenn man erfährt, daß unsere Kenntnis von dem Kranheitsbild der Paralyse aus dem Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts stammt. Statt der Sicherheit in Hinsicht auf Diagnose und Prognose, die seit 1880 bei derartigen Krankheiten gewonnen ist, tappte man, gerade was die Heilmöglichkeit betraf, ganz im Dunkeln. Heute würden wir wohl gleich nach dem Anfall vom 29. September 1844 aus bestimmten körperlichen Anzeichen die Tötlichkeit der Krankheit

Lenaus feststellen können. Anderseits spricht anscheinend gegen Paralyse die Mitteilung Anastasius Grüns, daß die von einigen Wiener Ärzten allerdings aufgestellte Diagnose „Gehirnerweichung“ von der Sektion nicht bestätigt sei. Der uns erhaltene Sektionsbericht ist nun geradezu typisch für fortschreitende Paralyse, und man versteht nicht, wie Grün zu seiner Behauptung kommen konnte, wenn es nicht nahe läge, daran zu denken, daß der falsche deutsche Ausdruck „Gehirnerweichung“ daran schuld ist. Eine Erweichung wurde allerdings, wie meistens bei Paralyse, nicht beobachtet, sondern ein Gehirnschwund, der eher eine Gehirnverhärtung zustande bringt. Endlich könnte ein besonders Zweifelsüchtiger anführen, daß es sich bei der Gesichtslähmung überhaupt nicht um einen paralytischen Anfall gehandelt habe; wie auch damals Dr. Schelling die Lähmung für eine rheumatische erklärt habe. Abgesehen aber von dem psychischen Verhalten, dem zornigen Schreien, das gar nicht zu einer rheumatischen Lähmung paßt, besitzen wir in den freisinnigen Aufzeichnungen Emilie v. Reinbecks aus diesen Tagen einen schlagenden Beweis für den paralytischen Charakter des Anfalles, indem sie nämlich mitteilt, daß dem Kranken die Aussprache „gewisser schwerer Worte“ Mühe gemacht habe. Diese Sprachstörung, welche zugleich mit der Nervenlähmung auftritt, ist pathognomisch für Paralyse. Von einer weiteren eingehenden Differenzialdiagnose, welche auch noch die Möglichkeit einer Hirnblutung abzuweisen hätte, muß hier abgesehen werden.

Hat Lenau Paralyse gehabt, so entsteht für uns die weitere Frage, ob die letzten Monate vor dem verhängnisvollen Anfall am 29. September auch schon Zeichen von Geisteskrankheit dargeboten haben. Hier ist nun das jüngst erschienene Werk von Adolf Wilhelm Ernst „Lenaus Frauengestalten“*) besonders willkommen, weil es sich eingehender

*) Lenaus Frauengestalten von Adolf Wilhelm Ernst, Stuttgart 1902. Durch dies Buch, welches zur Säkularfeier des Dichters erscheint, ist ein sehr wert-

und gerechter als alle früheren Darstellungen mit Marie Behrends, der verlobten Braut des Dichters, beschäftigt, deren anmutvolle und rührende Gestalt unlöslich mit diesem letzten Sommer verknüpft ist, den Lenau unter den Menschen lebte. Es ist eine nicht seltene Erscheinung, daß die progressive Paralyse sich dadurch zuerst ankündigt und äussert, daß die Betreffenden plötzlich eine Heirat planen und ins Werk setzen, die aus irgend welchen äußeren Gründen dritten völlig verfehlt erscheint. „Zu übereilten Verlobungen mit sozial viel tiefer stehenden Personen (die der Kranke in schwachsinniger Weise idealisiert) kommt es nicht selten.“ (Ziehen.) Etwas derartiges liegt nun in unserem Falle zwar nicht vor, wenn man den großen Bildungsunterschied nicht gelten lassen will. Auffallend ist allerdings die seltsam hastige Art, wie Lenau auf den ersten Blick den Gedanken einer ehelichen Verbindung faßt, nicht losläßt, während er in früheren ähnlichen Fällen eine vielleicht allzu zögernde kritische Bedachtsamkeit gezeigt hatte; dann Mutter und Tochter mit seiner Werbung fast überfällt und kaum, als er das Jawort gehört, nach Wien reist, um die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Und dort sagte er seiner Freundin Sophie auf ihre Frage, ob es wahr sei, was die Zeitungen von ihm meldeten: „Ja, doch wenn Sie es nicht wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.“ Und als er am 15. September Frau v. Löwenthal verließ, tat er's mit den Worten: „Dein fest und ewig!“ Wenige Tage nachher, am 22. September, schreibt er über seine Donaureise jenen schönen Brief voll tiefer Naturempfindung und Liebe an seine Braut. Daß der Dichter sich ohne rechte Ursache über die Mitgift seiner Braut hochgespannten Vor-

volles Gegenstück zu der Biographie von Schurz geschaffen. Wer einmal den aufdringlichen Brief gelesen, den Schurz fast neben der Leiche Lenaus an dessen treue und so schwer heimgesuchte Braut Marie Behrends schrieb (Ernst S. 386), wird seine begründeten Zweifel an der Unparteilichkeit dieses Mannes haben und seine Lenau-Biographie nur vorsichtig benutzen. So ist uns die eingehende Darstellung von Ernst, welche die Summe aller Neuerscheinungen seit 1856 über Lenau gibt, äußerst willkommen.



stellungen hingab, kann vielleicht auch nicht allein aus seiner regen Phantasie erklärt werden. Ebensowenig, daß er bei einem Vertrage mit dem Verleger Cotta, der für 20000 Gulden das Verlagsrecht seiner bisher erschienenen Werke erwarb, einen wichtigen Umstand, die für ihn nachteilige Art der Auszahlung, vollständig übersah. Der Plan, in Heidelberg als Privatdozent für Philosophie aufzutreten, erscheint im ganzen Zusammenhange bemerkenswert. Dazu kommt seine Reisegier, in 2 Monaten brachte er es auf 644 Stunden Eilpost. Er litt an Schlaflosigkeit, Kopfdruck, Anfällen von zwangsmäßigem Weinen, erschreckenden Träumen; auffallende und unbegründete Labilität und Oberflächlichkeit der Stimmung beobachteten die Freunde bei ihm. All diese Umstände, wenn man sie auch nicht geradezu als Geisteskrankheit ansprechen kann, geben ein deutliches Bild der Weise, wie sich die Paralyse unter dem Bilde einer schweren Neurasthenie in den Organismus einschleicht. Dies Stadium praemonitorium (Sander) kann man bei Lenau füglich bis in die letzten Monate des Jahres 1843 ausdehnen. Eines seiner ersten Anzeichen ist die beleidigend schroffe Abfertigung der Abordnung, welche Lenau zu einem Grillparzer-Feste einladen sollte, in der Mitte des Januar 1844. Der Eintritt der Gesichtsnervenlähmung und das Erlöschen des Krankheitsgefühls (Meynert) offenbart plötzlich die Geisteskrankheit und das Zerfallensein der ganzen Individualität.

Die meisten Biographen Lenaus, zuletzt auch Adolf Wilhelm Ernst, fahnden nach den Ursachen des Wahnsinns; wie bei einem Rechenexempel werden da die vermeintlichen Ursachen zusammengestellt, addiert, psychologisch geordnet und so lange gedreht und gewendet, bis schließlich der denkende Mensch sagen muß, ja, das konnte nur im Wahnsinn enden. Und trotzdem halten diese schönen psychologischen Schlußreihen, wenn man das Maß wissenschaftlicher Tatsachen an sie legt, nicht stand. Alles was die Biographen anführen, bildet, wenn man von den Er-

eignissen des Sommers 1844 absieht, zusammen einen Komplex, der vielleicht mithelfende, entferntere Ursachen enthält, aber durchaus nicht die ihm zukommende entscheidende Bedeutung hat. Wir wissen, daß als Hauptursache der Paralyse eine zufällig früher erworbene körperliche Krankheit anzusehen ist, welche jedoch so sehr ins Gebiet der Klinik gehört, daß hier von größerer Ausführlichkeit abgesehen werden kann. Übrigens wird der Sachkundige die Biographieen und die Briefe Lenaus nicht ganz vergeblich durchsuchen. Ebenso geben die Biographen, durch eine mißverständliche Auffassung der Geistesstörung veranlaßt, mehr oder weniger deutlich ihrer Meinung Ausdruck, daß Lenau seit seiner Jugend Geisteskrankes gezeigt habe. Dabei kommt dann, wie es nicht anders zu erwarten, eine Menge Laienhaftes zu Tage. Schurz ist besonders kritiklos, wie er auch für den Geisteszustand des völlig Verblödeten so wenig Verständnis zeigte, daß er vom Augenblicke des Todes schrieb: „Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtsein des ernsten heiligen Momentes, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an.“ ... Schurz findet es unter anderem verdächtig, daß Lenau früher mehrmals so vortrefflich verstanden, sich geisteskrank zu stellen, wenn er mißliebige Personen aus seiner Nähe vertreiben wollte. Als ob die Fähigkeit, einen Deliranten zu schauspielern, Anlage zum Delirium voraussetze. Mit begreiflicher Bestimmtheit wurde nicht nur von Schurz, sondern auch von L. A. Frankl, der Arzt war, der Sommer 1844, die Verlobung und die finanziellen Sorgen, von anderen wieder die Auseinandersetzung mit Sophie verantwortlich gemacht. Wir zeigten oben, daß das umgekehrte Verhältnis obwaltet; nicht Ursachen, sondern erste Symptome der Krankheit zeitigte der Sommer 1844. Weder Marie Behrends rührende Einfachheit noch Sophie Löwenthals grelle ungesunde Leidenschaft sind Schuld an der Krankheit des Dichters. Es ist durchaus nicht müßig und überflüssig, den Augenblick, von

dem ab Lenau als geisteskrank aufzufassen ist, genau festzulegen. Dies läßt sich überzeugend an einem Beispiele zeigen, welches der im übrigen recht verdienstvollen Arbeit von Oskar Klein-Hattingen über Lenaus Liebesleben (Berlin 1901) entnommen ist. Er handelt von einem Briefe, den Lenau Anfang Oktober schrieb. „Offenbar ist der Briefschreiber zur Zeit noch vollkommen klar denkend, ja scharfsinnig und schriftgewandt", heißt es da. „Das Verhältnis des Dichters zu Marie war eine Liebe zur Not, ... wesentlich eine Sache des Verstandes, des überlegten Wollens und der Phantasie. In dem Briefe führt nur allzudeutlich der kahle referierende Verstand die Feder ...." Später findet sich noch der Satz: „Diese Liebe (zu Marie B.), falls sie echt war, konnte bei einem Lähmungsanfall nicht erlahmen." Und dann wird in den folgenden Zeilen zu allerhand Schlüssen geschritten, Lenau sei „als Bräutigam vor sich selbst völlig entgleist", habe Marie Behrends nicht geliebt u. s. w. Lenaus Charakter wird durch diese Darstellung kurz vor dem Ende noch einmal in ein seltsames peinliches Zwielicht gerückt. Nun ist aber der Brief wenige Tage nach dem paralytischen Anfall geschrieben, zu einer Zeit, wo leichte Sprachstörung und andere Symptome der Krankheit noch bestanden. Ich bin überzeugt, daß der fragliche Brief in der Schrift, vielleicht sogar psychisch, die Paralyse offenbart. Ein dementer Geisteskranker schrieb ihn; Schlüsse, die man daraus zieht, leiten irre; die These, daß Lenau Anfang Oktober 1844 „vollkommen klar denkend" gewesen, entspricht nicht der Wirklichkeit. Lenaus Charakter wird von Schlüssen aus diesem Briefe nicht betroffen. Erscheinungen einer Geisteskrankheit werden nicht verstanden und nicht richtig gedeutet. Sicher ist Frankl im Recht, wenn er nachdrücklich auf die hereditäre Belastung hinweist: der Vater ein Trinker, die Mutter mit allerhand Zeichen der Hysterie behaftet; Lenau selbst dem Genuß des Tabaks, des Kaffees und schwerer Weine sehr ergeben, oft die Nächte durcharbeitend, um den Tag über zu schlafen.

Lenau besaß sicher jene reizbare Schwäche des Nervensystems, die wir Neurasthenie nennen. Er war hypochondrisch und wieder von wilder Lustigkeit, hielt bei keiner Wissenschaft stand, die er hastig, bald nachlassend aufgriff. Wenn aber Lombroso in seinem Kapitel über Lenau sagt, daß er von früher Kindheit an ein auffallendes Gemisch von Genie und Wahnsinn darbot, so ist der grosse Turiner Gelehrte dabei doch wohl zu sehr vertrauend den Angaben von Laien gefolgt, die über Wesen und Verlauf der Geistesstörung des Dichters keine rechte Vorstellung hatten. Es ist bis zum Jahre 1844 nichts im Leben Lenaus aufzufinden, das mit Gewißheit als Wahnsinn angesprochen werden muß; und wenn der Dichter einmal erzählt, daß er des Nachts das Gefühl gehabt, als ob stundenlang eine Frauenleiche vor ihm gelegen, so macht die Art, wie er es mitteilt, vielmehr den Eindruck, daß es sich um eine jener schreckhaften Visionen gehandelt hat, von denen Neurastheniker besonders unter dem Einflusse von Wein oder narkotischen Mitteln heimgesucht werden; und seine beständige Furcht, geisteskrank zu werden, seine häufige Beschäftigung mit solchen Bildern in seiner Kunst, eignet auch viel mehr dem Neurastheniker als dem wirklich Geisteskranken.

Mit besonderer Vorliebe wird auf die Amerikareise hingewiesen; J. Kerner, Schwab, Schurz und Frankl sehen sie als einen Ausfluß des Wahnsinns an, und Lombroso folgt ihnen vielleicht doch etwas zu kritiklos. Lenau hatte sich mit Landwirtschaft beschäftigt; sein Vermögen war zu klein, um hier in Deutschland ein Gut dafür zu kaufen. Dazu kam des Dichters phantastische Sehnsucht nach dem Urwald, nach freiem Jagdleben und den erträumten besseren Menschen. Tausende gingen vor ihm hinüber, Tausende nach ihm, genau wie er, und erreichten ihr Ziel. Was den Plan scheitern läßt, ist seine Neurasthenie, die der begeistert aufgegriffenen Idee im Augenblicke satt wird, als sich Sorgen und Arbeit einstellen wollen. Etwas Geisteskrankes liegt nicht in der Amerikareise. Aber Lenau sagte es doch selbst, werfen

die Biographen hier und an vielen andern Stellen ein. Das ist gerade wieder laienhaft geschlossen: „Ich werde noch mal wahnsinnig"; ich bin verrückt, sagen Geisteskranke viel seltener, als gewöhnlich von den Laien angenommen wird; täglich aber sagen es die Hysterischen und besonders die Neurastheniker. Im Gegenteil, es spricht direkt gegen Geisteskrankheit, denn in den meisten Fällen wirklicher Psychosen findet man mangelnde Krankheitseinsicht.

Lenaus Krankheit, die ihn im Spätherbst 1844 befiel, war zweifellos eine Paralyse. Diese ist aber eine erworbene Defektpsychose, d. h. ihr erstes Auftreten reißt die psychische Persönlichkeit oder wenigstens Teile davon zusammen und läßt leeren Raum zurück; das kann plötzlich in wenigen Stunden, kann auch in vielen Monaten schleichend geschehen. Hätten also schon 1840 oder noch früher erste Vorläufer der Geisteskrankheit auf Lenau eingewirkt, müßten wir auch Defekte der Psyche finden, und diese müßten sich höchstwahrscheinlich auch in der Kunst der letzten Jahre äußern. Kraepelin erzählt zwar von zwei Kranken, die nach dem ersten Anfalle von Paralyse jahrelang ihrer gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen konnten, um dann wieder aufs neue zu erkranken; aber das sind seltenste Ausnahmen. In weitaus den meisten Fällen sind diese Remissionen (Nachlässe der Krankheit) dadurch gekennzeichnet, daß bei besserer Wahrung der äußeren Formen größere oder geringere Defekte in der Psyche bestehen. Solche müßten in der Lebenstätigkeit Lenaus, in seinem Dichten, nachzuweisen sein.

So führte ein langer Umweg zu der für uns entscheidenden zweiten Frage, ob sich in Lenaus Kunst so deutliche Spuren seiner späteren Geisteskrankheit finden lassen, wie es die Hinweise seiner Biographen, besonders aber die Autorität Lombrosos zu glauben auferlegt. Zu den wenigen lyrischen Gedichten, die Lombroso in seinem Buche „Der geniale Mensch" zum Beweise seiner Theorie von der Psychose des Genies wörtlich anführt, gehört auch ein Lied Lenaus.







Lombroso sagt über ihn: „Nach dem Anfalle (vom 13. Oktober 1844) gewinnt er wieder so viel Einsicht, um seinen Anfall zu beurteilen und zu beschreiben. Daraus entsteht das furchtbar chaotische Gedicht ‚Die Traumgewalten'." Dieser Satz enthält doppelten Irrtum. Einmal war die Beschreibung des Anfalles keine einsichtige Beurteilung, sondern sie offenbart durch den Glauben an eine wunderbare Heilung in wenigen Stunden durch das Geigenspiel eine krankhafte, geradezu pathognomische Euphorie; zweitens stammt das fragliche Gedicht gar nicht aus dem Jahre 1844, sondern es ist von 1838.

*Traumgewalten.*

*Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,*
*So tief erschütternd, unendlich traurig,*
*Ich möchte gerne mir sagen:*
*Daß ich ja fest geschlafen hab',*
*Daß ich ja nicht geträumet hab',*
*Doch rinnen mir noch die Tränen herab,*
*Ich höre mein Herz noch schlagen.*

*Ich bin erwacht in banger Ermattung,*
*Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,*
*Wie man's heimbringt von einer Bestattung;*
*Hab' ich's im Traume hervorgerissen*
*Und mir getrocknet das Gesicht?*
*Ich weiß es nicht.*
*Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,*
*Sie waren da zum nächtlichen Feste.*
*Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,*
*Sie führten darin ein wüstes Leben.*
*Nun sind sie fort, die wilden Naturen;*
*In diesen Tränen find' ich die Spuren,*
*Wie sie mir alles zusammengerüttet,*
*Und über den Tisch den Wein geschüttet.*

Lombroso bemerkt dazu: „Beim aufmerksamen Lesen dieses Gedichtes trifft man schon auf die bei Paralytischen gewöhnliche Gedankenverbindung." Wenn das wahr wäre, könnten wir getrost nicht nur unsere besten deutschen Volkslieder, sondern auch eine große Reihe von Kunstdichtungen für Ausgeburten beginnender Paralyse erklären. Wir trösten



uns damit, daß es eine allgemeine Erscheinung bei Lombroso ist, daß er versagt, wenn es sich um spezifisch nordische Kunst handelt. Er ist so sehr in seinen romanischen, fast möchte ich sagen, lateinischen Idealen befangen, so sehr auf die Formschönheit und Formstarrheit eingeschworen, auf das Oratorische, die pathetischen Gesten, die enge Klarheit, die jedem brausenden Überströmen, jedem hülflosen traumtiefen Stammeln abhold ist, daß ihm die dunkele Tiefe, Wortkargheit und Einfachheit vieler nordischer Künstler ganz unverständlich bleibt: Wie er auch den Amerikaner Walt Whitman, den Dichter der „Grashalme", kurzer Hand für zweifellos geisteskrank erklärt. Lombroso meint, in den „Traumgewalten" sei ein Bild von nächtlichen Sinnestäuschungen gegeben. Ich sehe nicht ein weshalb. Lenau war so sehr Sprachmeister, daß er Hallucinationen nicht als Träume bezeichnet hätte; er würde andere Ausdrücke gewählt haben. Nein, er schildert einen jener lebendigen Traumzustände, welche die Neurastheniker ängstigen, schildert mit solcher Glut, mit solcher gegenständlicher Greifbarkeit, daß man wohl trotz Lombroso dies starke Gedicht unter die besten Lenaus einreihen möchte. So ist es auch mit der übrigen Lyrik und Epik Lenaus bis zum Ende des Jahres 1843.

Glaubwürdiger erscheint uns Frankl, Lenaus langjähriger Freund, wenn er sich äußert: „Eine gedämpfte geistige Kraft dürfte dem Kenner Lenauscher Werke in den letzten Szenen des »Don Juan« entgegen dämmern." Die Erfindung und Niederschrift dieses Gedichtes fällt wirklich in die Zeit, die wir für die neurotische Vorstufe seiner Geistesstörung in Anspruch nehmen. Man wird deshalb, diesem Zwischenzustande entsprechend, in den Versen des „Don Juan" keineswegs derbe offenkundige Verkehrtheiten erwarten dürfen, z. B. unverständliche Sätze und Satzverbindungen, Monotonie, falsch angewandte oder verdrehte Worte, schwachsinnige Hineinziehung der eigenen Persönlichkeit und eigener Interessen, Verflechtung von Wahnideen in das Werk. Die „gedämpfte Geisteskraft" objektiv nachzuweisen, ist viel





schwerer. Geringere Eigenkraft der ganzen Darstellung; Gedanken und Reime, die damals schon zu Gemeinplätzen geworden waren; eine gewisse Zerfahrenheit der Komposition; platt Theatralisches, wie es Lenau sonst wohl vermied; Ausbeutung der eigenen früheren Dichtungen: von solcher Art können die Momente sein, die sich als erste Anzeichen beginnender Paralyse finden lassen. Wie man sieht, Dinge, bei denen der subjektive Eindruck weitesten Spielraum hat. Wie stärker bei Nietzsches Dionysos-Dithyramben, hat man auch im „Don Juan" den Eindruck des Taub- und Leergewordenen, einer tiefen, hülflosen Verarmung der Psyche, die hastig in ihren ausgeräumten Stuben verstaubtes und zusammengeborgtes Gerümpel aufstellt. Wie uns überhaupt bei der Betrachtung der Krankheit Lenaus der Vergleich mit Friedrich Nietzsche immer im Stillen begleitet. Der erste Anfall von Geisteskrankheit, der Wahnhaftes und Verkehrtheiten in Lenaus Dichtung hätte hineintragen können, riß die Psyche derartig ein, daß jede Neigung und Fähigkeit, sich künstlerisch zu äußern, mit einem Male erlischt. Nach dem Anfang Oktober 1844 schweigt der Dichter. Dies Verhalten zeigen die an Paralyse erkrankten Künstler häufig, aber doch nicht immer. Es gibt auch Kranke, die noch auf der Höhe ihrer Psychose zeichnen, dichten und komponieren; dann ist ihre Kunst mit allen Zeichen ihrer Störung behaftet, deren Beschreibung hier zu weit führen würde. Uns genügt es zu wissen, daß Lenaus Schöpfungen bis zum September 1844, bis zum letzten Liede, jenem Sonette „Eitel nichts", frei blieben von diesen schweren Veränderungen.

Dalldorf b. Berlin. *Dr. C. F. v. Vleuten.*

---





# Die Musik der Gegenwart und der Zukunft.

**Eine Betrachtung.**

Epochemachende Persönlichkeiten und ihre Kunstwerke gehen scheinbar in den wenigsten Fällen restlos in die ästhetischen Prinzipien der hinter ihnen liegenden Zeit auf. Wohl ist der Ausgangspunkt ihrer Bestrebungen zu entdecken: er liegt meist harmlos in Vorbildern der Jugend, denen sie mit Begeisterung folgen. Dann tritt gewöhnlich die Achtelschwenkung nach einer selbstgewählten, aus Selbstbedürfnis beschrittenen Richtung ein, an deren Endziel unvergleichbare, oft nur noch mit einem Schimmer der Anfangsperiode behaftete Kunstwerke erwachsen.

An ihnen wiederholt sich dann mit absoluter Sicherheit die Verwirrung der plötzlich vor etwas Neues gestellten, den Ursprung nicht kennenden Menschheit: der Streit über Wert und Unwert bricht mit all den Waffen einer sich unantastbar gebärdenden Ästhetik einerseits, und einer nach Fortschritt, Umwälzung und Neuerung ringenden Leidenschaftlichkeit anderseits, los. Nur wenige haben in diesem Kampf überhaupt das Bedürfnis, sich in die Vogelperspektive über Empfindungen und Geschmacksrichtung ihrer selbst wie der Gegner zu erheben, um von dort aus den Weg des Genies bis zu seinem Ursprung zurück zu überschauen. Wäre es anders, dann würde jegliche Gegnerschaft, selbst den Posaunenstößen der vermeintlich Erkennenden gegenüber, mit etwas mehr Bescheidenheit geführt werden. Die Kunstkritik sollte sich in jedem Augenblick die geschichtliche Tatsache vorhalten, daß der Reiz zum Widerspruch schon ein bedenkliches Moment ist, das an Bedeutung zunimmt, je heftiger er auftritt. Freilich gibt es in jeder Kunst auch Axiome, zu deren Schutz Ästhetik und Kritik da sind. Musik ist nicht Malerei und diese nicht Bildhauerkunst: vermengen unklare Köpfe mit dem



Schein der Berechtigung, der aus dem Vorhandensein gleicher Eigenschaften — die bei einem Kunstzweig als Hauptsache, bei dem andern dagegen völlig nebensächlich aufzufassen sind — leicht zu konstruieren ist, die Grundbedingungen, so muß dies warnend festgestellt werden. Völliges Verwerfen ist aber auch dann in den meisten Fällen verkehrt: die Ästhetik muß den Platz suchen, an den neuartige Werke gehören.

Wir müssen, seit sich mit Wagner und Brahms eine Scheidung zwischen Theater und Konzertsaal durch die absolute Beschränkung beider Meister auf je ein Gebiet vollzogen hat, beide Institute mit der darin gepflegten Musik getrennt betrachten. Diese Trennung muß immer wieder als einschneidender Gegensatz zu unsern alten Meistern, die wie Mozart Oper und Sinfonie mit gleichem Inhalt auszufüllen vermochten, betont werden. Wagner ist ohne den szenischen Vorgang nicht denkbar, und Brahms, der sich die Oper gar nicht anders als nur „an den Höhepunkten komponiert", d. h. mit Anwendung der Musik nur da, wo das gesprochene Wort nicht mehr ausreichte, denken konnte: Brahms verzichtete, als er empfand, daß die Zeitströmung auf das Allkunstwerk Wagners zufloß, freiwillig auf die Komposition einer Oper. Seitdem hat Wagner unumschränkt das Feld beherrscht. Was er geschaffen, ist zu bekannt, als daß ich darüber ausführlich zu werden brauchte. Er hat den Stoff, der bis dahin oft nebensächlich behandelt wurde, seelisch vertieft und die Musik als von der Handlung unlösliche Substanz, als erkennbares Symbol der Bewegung neben und nicht über das Wort gestellt. Außerdem sind die harmonischen, absolut neuen Errungenschaften seiner Musik so groß, daß sie für alle Zeiten beachtet werden müssen. Und selbst für den Fall, daß die Oper Wagners den ästhetischen Höchstforderungen nicht entspräche, ist der positive Gehalt ihrer Musik — und der allein ist entscheidend! — bedeutend genug, daß es sich heute wirklich nicht mehr verlohnt, darüber zu streiten.

Was anderseits die Handlung anlangt, so hat Wagner trotz der Angriffspunkte, die er mit dem Schwanken zwischen göttlichem Tun und menschlichen Folgen — oder umgekehrt! — bietet, auch hier den Weg nach oben gezeigt, hat ein gar nicht zu verkennendes Verdienst an dem Kunstwerk unseres Zeitalters, das nicht mehr äußeres Schönheits-Griechentum, sondern psychologische Innenkunst bedeutet.

Um nun in die Zukunft der Oper zu schauen, sind die erkennbaren Mängel von größerer Bedeutung als die aus Wagners Eigenart geborenen und durch ihn selbst erschöpften Vorzüge. Daß das Hinaufheben der Musik zur Handlung eigentlich ein Niedersteigen von ihrem Thron ist, wird jetzt auf allen Linien erkannt. Das Eingehen der Musik auf die Pose kann eher von solchen geübt werden, die sich hierzu die technischen Kenntnisse erworben haben und denen die Grundeigenschaft aller Kunst, die unwillkürliche Erfindung, versagt ist. In der Tat ist auch bei den Opern, die ihre Existenz aus Wagner herleiten, ein Niedergang zu konstatieren: sie sind wie Schatten jenes Riesen an uns vorübergezogen. Daraus läßt sich schon der Schluß ziehen, daß andere Bahnen ins Auge gefaßt werden müssen. Die nächstliegende ist die, die Oper wieder als Gebiet rein musikalischen Genusses zu betrachten, ohne dabei die Forderungen an Wahrheit, an möglichstes Eingehen auf die szenischen Vorgänge, die wir seit Wagner als unerläßlich betrachten, außer acht zu lassen. Daß hierbei die Handlung, ihr künstlerischer und dramatischer Wert gering sein müßten, ist damit absolut nicht gesagt. Das höchste Kunstwerk würde doch das sein, an dessen Handlung der Maßstab Shakespearescher Größe und an dessen Musik sich die Tiefen Beethovenscher Schönheit erfüllten. Den Weg dahin hat Wagner gewünscht und gezeigt — aber unser Herrgott hat die Begabungen verteilt, sodaß an einer Person nicht zwei zu vollkommener künstlerischer Auslösung kommen können. Der Mann der Zukunft wird wieder absoluter Musiker sein müssen, dem ein zweites Genie mit eben-

bürtigem Stoff die Hand reicht. So haben sich die Verhältnisse zugespitzt und es will fast scheinen, als ob solche Gleichzeitigkeit zu den Unmöglichkeiten gehöre. Aber hoffen wir darauf: zuerst werden in der Geschichte der Welt wie der Kunst die Bedingungen geschaffen und dann zeugen die Verhältnisse die Genies! Und wäre es umgekehrt, so käme es schließlich auf dasselbe hinaus! Was am tiefsten darniederliegt seit dem Entstehen des schwerblütigen Musikdramas und wo am ehesten Lorbeeren zu pflücken sein dürften, das ist das Gebiet der feinkomischen Oper. Da ist trotz Wagner absolut freie Bahn, und unsere von den heißen Strahlen des Operndramas ausgetrockneten Sinne lechzen ordentlich nach dem betauenden Naß einer komischen Oper. Freude ist das Wesen, ist der Inhalt aller Musik!

Beethoven im Konzertsaal! Sein Genie waltet noch heute darin. Es will scheinen, als hätte mit ihm die Geschichte ihren höchsten Trumpf ausgespielt. Über ihn hinaus haben wir wohl noch kaum ein Bedürfnis empfunden! Nur *Brahms* hat sich neben ihm aufgetan. Es läßt sich — und geschieht auch — über die Freude und den Genuß an Brahmsscher Musik disputieren: als Kunstwerk steht sie unantastbar da. Wenn es wahr ist, daß der Wert der Musik von dem seiner Motive, deren Gehalt an Größe und Leidenschaft, demnächst von ihrer Verarbeitung in einer logisch aufgebauten Form abhängt, so gehört, wenn man hierzu die eigentümliche Physiognomie seiner Musik nimmt, Brahms in die erste Reihe der Ersten: seine Musik gehört dann der Zukunft an, wie sie der Gegenwart trotz des noch teilweise mangelnden Verständnisses gehört. Solche Kunst hat eben Ewigkeitswert!

Es darf an dieser Stelle nicht unterlassen werden, zwei Meister wie *Tschaikowski* und *Bruckner* zu nennen. Des ersteren großzügige, schönheitsdurstige Leidenschaft, des letzteren Fülle an Erfindung werden sicher auch in der Zukunft ihre Verehrer mit Recht haben. Was beiden vom Standpunkt höchster Kritik vorgeworfen werden kann, ist



der Mangel an Selbstkritik und das hierdurch zeitweise entstehende Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form.

Neben der absoluten Musik hat sich seit *Liszt* eine zweite Art herausgebildet, die unter der Bezeichnung „Programm-Musik“ die Gemüter noch jetzt bei jeder neuen Gelegenheit in Aufregung versetzt. Mich dünkt, daß sie richtiger Ideen-Musik genannt würde, da das Wort „Programm“ als Ausdruck für den einer Komposition unterliegenden Grundgedanken, zum Teil auch für absolute Musik Giltigkeit hat. Diese neuere Musik baut sich an Ideen auf und hat somit an diesen einen Stützpunkt für die Erfindung. Es liegt auf der Hand, daß sie eine Musik zweiten Grades darstellen muß, da durch diese Hülfe ihr elementares Wesen zerstört wird. Geht sie nun noch dazu über, rein materielle Vorgänge in Musik umzusetzen, so tritt auch der Moment ein, wo ihr Wert nur noch artistischer Natur ist. Der Vertreter dieser modernsten Richtung, *Richard Strauß,* bietet aber neben dieser Schilderungs- und Ideen-Musik viele rein musikalische Schönheiten, so daß auch Bekenner einer die Musik als wesenloses und die Vereinigung mit materiellen Gedanken zurückweisendes Element begreifenden Ästhetik Anerkennung zollen müssen. Im Prinzip aber ist sie zweiten und dritten Grades!

Es war vorauszusehen, daß nach Beethovens erschöpfendem Genius ein Niedergang kommen würde. *Wagner* und *Strauß* sind sicherlich die größten Vertreter dieser Décadence, so sehr man im einzelnen an ihren Werken Freude haben kann. Jene Erkenntnis hat mit dem jeweiligen Genuß nichts zu tun. Wenn wir aber erkannt haben, daß beide den Weg zur Seite und nicht nach oben angetreten haben, dann muß gesetzmäßig die Reaktion — wohlverstanden Reaktion als Fortschritt! — eintreten. Die Zeichen dafür sind für den Vorfühlenden wohl zu merken: es fehlt nur noch die Potenz. Wie der Mann der Zukunft aussieht, weiß natürlich niemand, weil kein Mensch jene Achtelschwenkung kennt, an der er einsetzt. Auf dem Gebiet der absoluten Musik aber muß

er erstehen und nebenbei muß er sich die durch unsere Programm-Musik gewonnenen technischen Errungenschaften zunutze machen: ein absoluter Musiker mit Programm! Darin liegt kein Widerspruch — hoffentlich erleben wir's noch!

Köln. *Willy Seibert.*

---

# Die Presse des Rheinbundes.

## Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*).

I.

Die Zeit des Rheinbundes bildet wohl die traurigste Periode, die Deutschland jemals durchgemacht hat. Sie umfaßt nur die Jahre von 1806 bis 1813; aber welche Knechtung hat das deutsche Volk in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit erfahren, mit welch barbarischer Grausamkeit ist es niedergeschlagen worden! Auch die deutsche Presse hat in diesen Jahren ihre tiefste Erniedrigung zu erdulden gehabt.

Napoleon rief den Rheinbund ins Leben, um den größten Teil Deutschlands möglichst fest in seiner Hand zu haben. Bei der Gründung des Bundes im Sommer 1806 gehörten zu ihm das eben erst gebildete Fürstentum Frankfurt, Bayern, Württemberg, Baden, das Herzogtum Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg und verschiedene kleinere Fürstentümer; bald nachher

*) Die vorliegende Abhandlung fußt auf dem dritten Kapitel des zweiten Abschnittes in dem zweiten Bande meiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens, wo die Presse des Rheinbundes ausführlich behandelt wird. Das Buch wird schon in der nächsten Zeit im Verlage der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg erscheinen. Der Verfasser.



kamen hinzu das Königreich Westfalen, Sachsen, die beiden Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg etc. Es war also der ganze Westen und Süden Deutschlands, der mit diesem Bunde unter die Oberhoheit Napoleons gestellt wurde; denn die Rheinbundfürsten hatten keinen eigenen Willen; sie mußten sich unweigerlich in das fügen, was der „Protektor des Bundes“ bestimmte, mochten sie dabei auch bis an den Rand des Verderbens geraten. Und sie waren auch immer dienstwillig, sogar nicht selten mit einer geflissentlich zur Schau getragenen Eile, „die echter Treue ihr äußeres Kleid gestohlen hatte“, besonders wenn es galt, die Presse mundtot zu machen.

Der Eifrigste und Ergebenste von allen war der frühere Reichs-Erzkanzler Karl von Dalberg, dem Napoleon das Fürstentum Frankfurt zurechtgeschnitten und den er zum Vorsitzenden des Rheinbundes, zum „Fürsten Primas“, ernannt hatte. Dalberg wurde von dem Genie Napoleons vollständig geblendet. Obgleich durch die Dichtungen Schillers, dem er als Gönner nahe gestanden, zu einer edleren Weltanschauung emporgehoben, warf er doch alle seine Grundsätze über Bord, als der gewaltige Korse in Deutschland erschien und die alte Ordnung der Dinge über den Haufen warf, und als er zum Fürsten Primas ernannt worden war, trug er nicht die geringsten Bedenken, alles Althergebrachte umzustürzen und nur den Winken Napoleons zu folgen. „Der Wille des Kaisers,“ bemerkte daher auch einmal ein Minister Dalbergs einem Petenten gegenüber, „ist bei uns oberstes Gesetz.“

Als Karl von Dalberg seine Herrschaft in Frankfurt antrat, fand er eine sehr üppig entwickelte Zeitungsliteratur vor. Es erschienen dort die „Oberpostamtszeitung“, die schon 1617 von einem Postmeister des Grafen von Taxis gegründet worden war, das etwa 1665 von dem Buchhändler Serlin ins Leben gerufene „Frankfurter Journal“, das „Ristretto“, gegründet 1771, die in volkstümlichem Tone gehaltene Zeitung „Der Neuwieder“ und das „Journal de Francfort“.

Allerdings hatten diese Zeitungen bereits durch die unruhigen Zeiten, die den Wohlstand zerrütteten, und durch den schweren Druck, der sowohl von Frankreich wie auch von Deutschland aus auf die Frankfurter Presse seit Jahren ausgeübt worden war, sehr gelitten. Wiederholt hatten die Franzosen Frankfurt besetzt und dann auch immer die Presse geknebelt. Als sie 1796 unter Kleber von der Stadt Besitz genommen hatten, wurde — um nur ein Beispiel von dem Terrorismus zu geben, den sie beständig ausübten — der Redakteur des „Ristretto“, Rat G. L. Schiller, der die Nachricht gebracht hatte, der österreichische General Wurmser habe die Franzosen geschlagen, bei Nacht durch Chasseurs aus dem Bette geholt, auf die Wache geführt und sollte, obgleich er sich darauf berief, der französische Sekretär habe sein *vu* oder *bon* unter das zur Druckgenehmigung eingereichte Exemplar der Zeitung geschrieben, nach Mantua gebracht werden, um sich von der Unrichtigkeit seiner

Nachricht selbst zu überzeugen. Zum Glück für ihn bestätigte sich die Meldung alsbald. Eben so empfindlich zeigten sich die deutschen Regierungen. So beschwerte sich Sachsen eines Tages beim Rate der Stadt über eine Notiz im „Frankfurter Journal" des Inhalts, im Torgauer Militärgefängnis sei ein Soldat von Ratten aufgefressen worden, und Österreich war sehr empört, daß das „Journal" am 16. Juni 1804 ein freudiges Ereignis im Kaiserhause nur mit den Worten gemeldet hatte: „Ihre Majestät die Kaiserin ist mit einem Mädchen niedergekommen." Der Reichskanzler ließ wegen dieses „in den gemeinsten Ausdrücken und mit Hintansetzung aller schuldigen Ehrfurcht für Ihre Kaiserliche Majestät" abgefaßten Artikels den Redakteur M. Kirchner durch die Zensurbehörde zur Verantwortung ziehen. Kirchner verschmähte es aber, sich gegenüber einer solchen lächerlichen Anschuldigung zu rechtfertigen, und gab sofort das undankbare Geschäft eines Redakteurs auf.

Durch diese vielen Bedrängnisse wurde der Rat der Stadt Frankfurt nach und nach so eingeschüchtert, daß er sich schließlich gar nicht mehr zu helfen wußte und in einer Verordnung vom 9. Oktober 1804 verbot, daß die Frankfurter Zeitungen künftighin — man denke in dieser politisch so bewegten Zeit! — auch nur irgend etwas gegen auswärtige Regierungen brächten, und 1806 warf er sogar alle seine Würde von sich und übertrug die Zensur dem französischen Minister-Residenten Bacher.

Da war es denn nur natürlich, daß auch die primatische Regierung nur bedacht war, die Presse in ihrer ganzen Unbedeutenheit zu belassen und womöglich noch weiter einzuschränken. Gleich unmittelbar nach seiner Einsetzung, am 22. November 1806, verbot der Fürst-Primas den Zeitungen des Fürstentums, irgend etwas über seine Person, seinen Staat oder die Angelegenheiten der Stadt Frankfurt zu bringen, was ihm nicht vorher vorgelegt worden sei. Die spärlichen politischen Nachrichten, die gebracht werden durften, liefen fast immer darauf hinaus, Napoleon den Einzigen zu vergöttern. Am ersten hierzu bereit scheint immer die „Oberpostamtszeitung" gewesen zu sein. So begeisterte sie sich z. B. im Juli 1807, als Napoleon im Frieden von Tilsit Preußen in die schwersten Fesseln gelegt hatte und nun auf der Rückreise nach Paris durch Frankfurt kam, zu einem Begrüßungsgedichte, das in folgender Weise begann:

*Er kehrt zurück — Napoleon*
*Der Große, ohnegleichen,*
*Fortunas erster Lieblingssohn,*
*Von keinem zu erreichen!*
*Er kehrt zurück, der große Held,*
*Als Überwinder aus dem Feld.*

*Als Friedensgeber kehret Er*
*Zurück in seine Staaten,*

*Gleich einem Schutzgeist, groß und hehr,*
*Im Hochgefühl der Taten,*
*Wie sie vor ihm kein andrer tat,*
*Der je das Erdenrund betrat.*

Im Leitartikel hieß es:

„Seit vier Tagen war alles in hiesiger Stadt in froher Bewegung, Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, Europas Friedensstifter, die höchste Ehrfurcht, Bewunderung und den frohesten Dank für das allbeglückende Geschenk — den Frieden — bei der glücklichsten Rückkehr nach Frankfurt auf eine würdige Art zu bezeugen" etc.

Dieser servile Ton bewirkte aber nicht die geringste Besserung in der Lage der Zeitungen. Die Beeinflussungen und Bedrückungen steigerten sich nur, was zur ganz natürlichen Folge hatte, daß die Frankfurter Zeitungen mehr und mehr zurückgingen. Zufällig sind wir durch die Berichte der Stempelverwaltung jener Zeit, die noch im Frankfurter Stadtarchive aufbewahrt werden, genau über die Zahl der Abonnenten der fünf Frankfurter Zeitungen in den Jahren 1807 und 1808 unterrichtet. Es hatte 1807 die „Oberpostamtszeitung" 5543, das „Journal de Francfort" 2154, „Der Neuwieder" 1732, das „Ristretto" 1690 und das „Frankfurter Journal" 426 Abonnenten, alle fünf Zeitungen zusammen zählten 11 545. Im Jahre 1808 hatte die „Oberpostamtszeitung" 5019, das „Journal de Francfort" 2315, „Der Neuwieder" 1466, das „Ristretto" 1402 und das „Frankfurter Journal" 440 Abnehmer, so daß sich also die Gesamtzahl der Abonnenten auf nur 10 642 belief.

Am schlimmsten war offenbar die Lage des „Frankfurter Journals". Die Zahl der Abonnenten hatte zwar von 1807 zu 1808 um 14 zugenommen, aber die Auflage von 440 Exemplaren war doch so kläglich, daß die Ausgaben die Einnahmen schon längst nicht mehr deckten. Der Eigentümer des Blattes, Dr. Dietz, hatte denn auch schon vor Jahren einmal in einer Eingabe seinem Herzen in folgender Weise Luft gemacht: „Wenn nun die Zensur weder Nachrichten, die aus offiziellen deutschen Reichszeitungen, noch Nachrichten, die aus französischen Blättern entnommen sind, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung mehr passieren lassen will, so ist es nicht möglich, eine Zeitung mehr zu verfassen. Das „Frankfurter Journal" und das „Ristretto" müssen also schlechterdings zum größten Schaden der Eigentümer und unter Aufopferung mehrerer tausend Gulden, so sie für das kaiserliche Privilegium haben zahlen müssen, eingehen."

Diese Todesahnung sollte sich auch erfüllen; aber es vollzog sich nicht ein klägliches Dahinschwinden, sondern es kam ganz unerwartet zu einem jähen Ende. Der Fürst-Primas vollführte plötzlich das Heldenstück, allen fünf politischen Zeitungen seiner Haupt- und Residenzstadt mit einem Federstrich den Garaus zu machen.

Am 3. August 1810 hatte Napoleon angeordnet, daß im französischen Kaiserreiche künftig in jedem Departement nur noch eine Zeitung



geduldet werden solle, und dabei zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß auch seine Verbündeten ähnliche Maßnahmen treffen würden. Darauf beeilte sich Dalberg, der kurz vorher durch die Gnade des Kaisers zum Großherzog von Frankfurt erhoben und durch einige Länderstrecken bereichert worden war, diesem kaiserlichen Wunsche zu entsprechen, und ging dabei noch radikaler vor als der Kaiser von Frankreich. Unter dem 10. Oktober 1810 befahl er, daß „auf das uns von Seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich eröffnete Verlangen" am letzten Dezember des Jahres alle politischen Zeitungen des Großherzogtums Frankfurt aufhören sollen. In Zukunft werde nur noch eine offizielle Zeitung in Frankfurt geduldet werden, deren Redakteur vom Polizeiminister ernannt und deren Zensur vom Polizeidirektor besorgt werden solle.

Diese unerhörte Gewalttat war es wohl hauptsächlich, die Treitschke veranlaßte, das vernichtende Urteil zu fällen, daß in der tiefen Schmach napoleonischer Erniedrigung Karl von Dalberg als einer der Schuldigsten untergegangen sei.

Die betroffenen Blätter, neben den Frankfurter Zeitungen auch die Hanauer „Europäische Zeitung", die „Aschaffenburger Zeitung" und die Zeitung in Wetzlar, wagten kein Wort der Entgegnung, nicht einmal die „Oberpostamtszeitung"; lautlos verschwanden sie im Orkus, und statt ihrer erschien vom 1. Januar 1811 an die amtliche „Zeitung des Großherzogtums Frankfurt — Gazette du Grand-Duché de Francfort" in deutscher und französischer Sprache. Sie war in der Hauptsache ein Auszug aus dem „Moniteur" und dem „Journal de l'Empire", teilte die Botschaft des amerikanischen Präsidenten mit, berichtete über die Revolution in Curaçao, plauderte über den Grenzverkehr der Russen und Chinesen in Kjachta, aber über die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs gegen Rußland, die alle Welt aufs lebhafteste beschäftigten, wußte sie kein Wort zu sagen, und über die zunehmende Verarmung, die immer mehr sich geltend machende Zerrüttung aller Verhältnisse erklang in ihr nicht die geringste Klage. Auch von dem wachsenden Ingrimm über die sich immer wiederholenden Aushebungen (mußte doch das Ländchen bei einer Einwohnerzahl von 250 000 Menschen von 1808 bis 1813 an Napoleon gegen 7000 Mann Soldaten liefern) und von den schier erdrückenden Kriegssteuern (in den ersten 10 Monaten des Jahres 1813 über 8 Millionen Gulden) drang kein Laut in die Öffentlichkeit.

Aber trotz alledem gab es noch ein Blatt in Frankfurt, in dem ein scharfes Auge die traurigen Zeitverhältnisse wohl gewahren konnte, dies war das „Frankfurter Intelligenz-Blatt", das als nichtpolitische Zeitung dem Verbote entgangen war. Hier auf den Inseratenseiten kam der allgemeine Rückgang oft in erschreckender Weise zum Ausdruck; die Vergnügungsanzeigen wurden immer seltener, und vom 17. September bis zum 26. Dezember 1813, an welchem Tage die „Sonntags-Gesellschaft" wieder ihren ersten Ball veranstaltete, erschien keine einzige.

Doch mittlerweile war ja bereits der große Wendepunkt eingetreten und die großherzogliche Regierung gestürzt worden. Die alten Verhältnisse wurden wieder hergestellt, und da richteten sich denn auch mitten im Tumult der flüchtenden Franzosen die unterdrückten Zeitungen aus ihrem Scheintode wieder auf.

Wesentlich einfacher als im Großherzogtum Frankfurt gestalteten sich die Preßverhältnisse in Bayern. Dort besaßen die Blätter in München, Regensburg, Salzburg (das 1810 an Bayern kam), Nürnberg, Bamberg etc. nur eine sehr geringe Selbständigkeit, so daß sie sich den Weisungen des allmächtigen Napoleon ohne Weigern fügten, und die Cottasche „Allgemeine Zeitung", die sich schon 1805, während sie noch in Ulm erschien, in den Bann der napoleonischen Regierung hatte ziehen lassen*), geriet, nachdem sie 1810 nach Augsburg übergesiedelt war, nunmehr ganz vollständig in die Abhängigkeit von Paris. Der Redakteur Stegmann war, wie auch Heyck, der Geschichtsschreiber der „Allgemeinen Zeitung", zugibt, kein Patriot, und das sollte ihm zum Verhängnis werden, denn nachdem er sich von Napoleon hatte umgarnen lassen, durfte er auch kein Kosmopolit mehr sein; er durfte nur noch schreiben, was dem Kaiser für seine Zwecke passend erschien. So schrumpfte denn in der „Allgemeinen Zeitung" die Rubrik „Deutschland" mehr und mehr zusammen. Über Nebensächliches, die neue Rangordnung am württembergischen Hofe, über den Platz, den jetzt der Hof-Paukentrompeter und der Haus-Kämmerling einnahmen, über die Pracht der Uniformen wußte sie nicht genug zu sagen; über das Elend im Lande schwieg sie; nur über Feuersbrünste und derartige Unglücksfälle berichtete sie. Von Preußen brachte sie fast gar nichts. In den Jahren 1809 und 1810 wagte sie zwar einige Korrespondenzen des Freiherrn von Stein abzudrucken, weiterhin gab sie aber nur dann und wann eine Notiz über Berlin wieder. Als sie 1811 die Feier des königlichen Geburtstages (3. Aug.) erwähnte und dabei berichtete, daß auch die Hökerinnen von Berlin ihre Stände mit Blumen geschmückt hätten, fügte sie bloß hinzu: „Eine unschuldige, freundliche Äußerung wahrhafter Volksliebe." Eine unerhörte Schmähung der deutschen Literatur und des deutschen Volkes, die sich das „Journal de l'Empire" erlaubte, wobei es von „burlesken Narrheiten", „ekelhafter Verderbtheit" und den „unbegreiflichen Torheiten" der literarischen Grundsätze Goethes und Schillers sprach, nahm die Zeitung ruhig hin und nannte sie nur „merkwürdig". Dagegen trat sie angelegentlich für die Kontinentalsperre ein, die Deutschland so schwer schädigte, und rief begeistert

*) Nachdem die Regierung Napoleons zweimal vergebens versucht hatte, Einfluß auf die „Allgemeine Zeitung" zu gewinnen, erreichte sie beim dritten Male, im Juli 1805, schließlich ihr Ziel. Es kam eine Abmachung zustande, der zufolge die Zeitung von der französischen Regierung (durch Vermittlung der kaiserlichen Gesandtschaft in Stuttgart) offizielle Aktenstücke zur Veröffentlichung erhielt, während der Redakteur Stegmann in ein persönliches Korrespondenten-Verhältnis zur kaiserlichen Regierung trat.



aus: „Dank sei also dem Helden und Schützer des Kontinents, dessen Maßregeln die deutsch-französischen Fabriken von neuem beleben und in Aufnahme bringen werden. Dank dem großen Napoleon!" Gleichzeitig meldet sie eifrig von zahlreichen Grausamkeiten, deren sich die Engländer allerwärts in der Welt schuldig machen sollten. Natürlich tat sie auch reichlich das Ihrige zur Verschleierung der ungeheuren Rüstungen, die 1811 für den Feldzug nach Rußland ins Werk gesetzt wurden. Unter dem 11. Juli 1811 ließ sie sich aus Leipzig schreiben: „Es verbreiteten sich auf einmal von allen Seiten unbegründete Gerüchte von großen Rüstungen an der Ostsee und im nordöstlichen Europa. Übelwollende oder feigherzige Alarmisten sahen schon an der Memel und an der Narew schlagfertige Heere stehen! So beruhigend auch die Erklärungen beider erhabenen Kaiserhöfe waren, so legte man doch gewissen Truppenbewegungen, die doch nur dem Schutze unserer (durch England) bedrohten Küsten galten, eine sinistre Bedeutung unter." Die augenfällige Mobilmachung der sächsischen Armee wurde einfach geleugnet, dabei aber sagte derselbe Artikel von den sächsischen Soldaten ungeschickterweise: „Alle brennen vor Begierde, sich des großen Bundes würdig zu zeigen, der ihr Vaterland an den mächtigen Staatenverein knüpft, über welchem der erste Held und Herrscher in der Geschichte waltet." Und als der Krieg begann, bezeichnete sie ihn als den welthistorischen Kampf unter Führung des größten der Helden für die heilige Sache der europäischen Kultur gegen die Barbarei und gegen die Vergrößerungssucht des nordischen Reiches. Auch übernahm sie die Artikel der offiziösen Zeitungen, die den germanischen Jüngling selig priesen, daß er sich zu dem neuen großen Kampfe für die Zivilisation der sieggewohnten Phalanxen Galliens hinzugesellen dürfe. Weiterhin vermochte sie dann aber über den grausigen Feldzug nicht viel mehr als die amtlichen französischen Bulletins zu bringen und wußte auch über die große Zeit, die nun folgte, die Konvention von Tauroggen, den Vertrag von Kalisch, die gewaltige Begeisterung der Märztage von 1813, den Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk und die ganze ungeheure patriotische Bewegung, die jetzt von Nord-Osten daherflutete, ihre Leser lange im unklaren zu lassen. Direkte Nachrichten gingen ihr, da sie von jeher mit Preußen keine rechte Verbindung gepflegt hatte, gar nicht zu; was sie brachte, schöpfte sie erst aus dem „Österreichischen Beobachter".

Plötzlich aber erhebt sich in der Zeitung ein seltsamer Wirbelwind; der bisherige gemessene, kühle Ton wird unruhig, leidenschaftlich, und die verschiedensten Nachrichten purzeln durcheinander. In der Nummer vom 24. Oktober 1813 erscheint die erste Nachricht, daß bei Leipzig eine Schlacht geschlagen worden sei, unmittelbar darauf treffen weitere Mitteilungen ein; ein Privatbrief aus Gera, der zum Abdruck kommt, spricht sogar von einer glorreichen Leipziger Schlacht. Die Redaktion ist jedoch ganz aus dem Gleichgewicht geraten, sie weiß



offenbar nicht aus noch ein und druckt in ihrer Ratlosigkeit auch, ohne ein Wort hinzuzufügen, das offizielle französische Bulletin ab, das — mit der Aufzählung der Pagen beginnt, die die Ehre gehabt haben, die Schleppe Ihrer Majestät der Kaiserin bei irgend einer Festlichkeit zu tragen, und dann erst mitteilt, daß bei Leipzig Kämpfe stattfanden. „Das ganze Schlachtfeld blieb in unserer Gewalt," hieß es dann weiter, „und die französische Armee war auf den Feldern von Leipzig ebenso siegreich, wie sie es auf jenen von Vachau gewesen war." Der eingetretene Munitionsmangel „machte eine schnelle Bewegung nach einem unserer Depots notwendig", wofür Napoleon Erfurt wählte. Bei dem Marsche durch die Stadt Leipzig wurden Zufall und Ungeschicklichkeit die Ursache einiger bedauerlicher Zwischenfälle; „der durch die Schlachten vom 16. und 18. in Bestürzung geratene Feind faßte durch die Unglücksfälle vom 19. wieder Mut und gab sich die Miene des Siegers." Dann kommen wieder andere Korrespondenzen, aus denen die große, ungeheure Niederlage Napoleons unzweifelhaft hervorgeht. Eine bisher in diesen Blättern nie verspürte patriotische Begeisterung spricht aus diesen Berichten. Das Wort „Vaterland", das bisher nie gebraucht worden war, taucht auf und erscheint wiederholt. Zunächst bezieht es sich nur auf Bayern, bald auf ganz Deutschland. Allein die Redaktion kann sich noch immer nicht in den Umschwung finden, nach wie vor druckt sie auch ferner noch die Korrespondenzen aus Paris ab, die die Vorgänge in französischem Lichte zeigen. Doch endlich ist es sonnenklar: die Sache Napoleons ist vollständig verloren, und die „Allgemeine Zeitung" bezeichnet jetzt selbst die amtlichen Meldungen aus Paris, von denen sie ehedem keinen Buchstaben zu ändern wagte, als eitel Lügen. Auch für sie ist nun die napoleonische Zeit vorüber.

Ganz ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse in Württemberg, nur behauptete die dortige Zeitung, der „Schwäbische Merkur" in Stuttgart, ihren deutschen Standpunkt so lange, als es nur irgend ging. Sie scheute sich nicht, als sich Napoleon zum Kaiser ausrufen ließ, die Rede Carnots, die dieser im Tribunal gegen das Kaisertum gehalten hatte, ausführlich wiederzugeben. Als dann aber der allmächtige Kaiser selbst nach Stuttgart kam, und das Land durch den Rheinbund in vollständige Abhängigkeit zu Napoleon geriet, da durfte irgend welche Gegnerschaft nicht mehr in die Erscheinung treten; alles, was nur irgendwie Mißfallen bei der französischen Regierung erregen konnte, mußte man ängstlich vermeiden. So durfte z. B. die Erschießung Palms (26. August 1806) mit keinem Worte erwähnt werden. Bei Nachrichten, die aus England stammten, mußte das Blatt stets die Zeitung nennen, aus der der Artikel genommen worden war, und es durfte auch nie der Beisatz fehlen, daß die Mitteilung über Frankreich gekommen, d. h. dort bereits zensiert worden sei. Nach und nach trat auch die Bevorzugung der französischen Sprache immer mehr hervor. Die reichlichen Anmerkungen zu den vielen Aktenstücken,





die fortwährend in deutscher und französischer Sprache zum Abdruck kamen, wurden schließlich nur in französischer Sprache gegeben, und nach der neuen Einteilung des Landes mit Vorliebe die französische Bezeichnung „Département du Haut Neckar", „Département de la forêt noire" etc. angewendet.

Eine besonders lästige Verordnung wurde 1810 erlassen. Sie lautete: „Für die Zukunft ist ein Zeitungsblatt einige Stunden vor der Ausgabe desselben jedesmal dem Herrn Staats- und Kabinettsminister von Taube Exzellenz vorzulegen." Durch diese Maßregel wurde die Ausgabe der Zeitung oft sehr unliebsam verzögert.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Korruption der Presse in den Jahren 1812 und 1813. Bei dem Feldzuge nach Rußland leistete die Verlogenheit der napoleonischen Bulletins, die ja die einzige Nachrichtenquelle für die Zeitungen über den Krieg bildeten, das Möglichste. Der Brand von Moskau ist zunächst nur ein ungeheurer Verlust der Russen. Unter dem 16. Dezember bringt der „Merkur" eine Meldung aus Wilna vom 29. November, in der es heißt: „Wir erhalten soeben die Nachricht, daß der französische Kaiser am 26. bei Wasilowo an der Bereczyna auf den Admiral Tschitschagow gestoßen ist und ihn total geschlagen hat", worauf dann noch die Angabe von den üblichen 9—10000 Gefangenen und das unvermeidliche „der Kaiser war nie wohler" folgte. Und noch am 17. Dezember, an welchem im „Moniteur" das berüchtigte 29. Bulletin erschien, das den Parisern die ganze Wahrheit von dem entsetzlichen Mißerfolge des Feldzuges enthüllte, hieß es im „Merkur": „Am 14. traf unerwartet der Kaiser in Dresden ein und reiste nach Paris; die sämtlichen alliierten Armeen haben nach dem glorreichen Siege am 28. November (Beresina!) die Winterquartiere bezogen unter dem Kommando des Königs von Neapel." Der Abdruck des 29. Bulletins wurde dem „Merkur" erst am 24. Dezember gestattet. Von der hochwichtigen Übereinkunft von Tauroggen (30. Dezember 1812) erfuhren die Leser des „Merkur" erst zufällig etwas am 20. Januar 1813, und zwar durch eine Rede Marets im französischen Senat, in der es unter anderem hieß: „General York hat seine Ehre gebrandmarkt, seinen König verraten!" Von der Begeisterung, die nach und nach im Osten aufloderte, drang natürlich nichts bis zum „Merkur", doch wurde unter dem 27. Februar 1813 aus Breslau gemeldet, „der König habe die Errichtung von Jägerdetachements aus Freiwilligen verordnet"; allein, das klang so, als ob diese Rüstungen nicht gegen, sondern für Napoleon ins Werk gesetzt würden. Bald aber weht doch schon etwas von der Morgenluft der neuen Zeit herüber, der Ton der Mitteilungen wird etwas frischer, und Ende März wagt der „Merkur" einmal wieder die langentbehrte Überschrift „Deutschland", was freilich noch voreilig war. Aber den Aufruf „An mein Volk" kann er natürlich nicht bringen; eine solche Sprache läßt die napoleonische Zensur nicht zu. Von dem Bündniß Preußens mit Rußland werden zwar die Aktenstücke veröffentlicht; aber sie werden durchweg mit französischen

Anmerkungen durchsetzt. Im Sommer 1813 schwelgt dann die französische Regierung noch einmal in Siegesnachrichten; die Treffen bei Lützen, Bautzen und Dresden werden als großartige Errungenschaften gefeiert, und zuletzt schwingt sie sich noch zur kühnsten Leistung empor, die sie jemals gewagt hat; unter dem 19. Oktober meldet sie: der Kaiser Napoleon habe den Feind bei Leipzig neuerdings komplett geschlagen. Der „Merkur" druckt diese Nachricht in seiner Nummer vom 25. Oktober ab. Damit war aber die Herrschaft der Lüge vorüber. Schon am 26. Oktober brachte der „Merkur" eine im großen und ganzen richtige Darstellung des großen Weltgerichtes, das sich auf den Feldern von Leipzig vollzogen hatte. Jetzt hieß es: „Der Sieg der Verbündeten war der vollständigste, glänzendste"; „die Resultate der Schlachten bei Leipzig sind unermeßlich und entscheidend"; „alles kündigt an, daß Deutschlands Sache entschieden worden ist." Jetzt ist Frankreich „der Feind", die ganze Stimmung eine andere, und ohne daß irgendwie der Umschlag motiviert wird, herrscht jetzt eine allgemeine Begeisterung für die deutsche Sache. Man fühlt es ordentlich, wie die Redaktion aufatmet, daß der napoleonische Druck geschwunden ist.

Weit schlimmer noch als in Bayern und Württemberg lastete die napoleonische Faust auf der Presse in Baden. Mit einer Willkür ohnegleichen wurde hier von den Franzosen gegen die Zeitungen verfahren und schließlich das ganze Zeitungswesen vernichtet. Ursprünglich besaß Baden eine ziemlich umfangreiche, aber auch recht buntscheckige Zeitungsliteratur. Als aus der alten Markgrafschaft in den Jahren von 1803 bis 1806 durch Angliederung von allerlei Territorien das Großherzogtum geschaffen wurde, kam eine Anzahl von Städten und Städtchen zu dem neuen Staatengebilde, in denen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die verschiedenartigsten politischen Tages- und Wochenblätter entstanden waren; das bedeutendste war jedoch nicht das Blatt der Landeshauptstadt, die „Karlsruher Zeitung", sondern das Mannheimer „Journal politique". Die Zensurbestimmungen waren bisher allen diesen Blättern gegenüber stets mit Milde gehandhabt worden; als dann aber Baden in den Rheinbund eintrat, änderten sich die Verhältnisse sofort, denn die napoleonische Regierung hielt es nun für notwendig, sich beständig in die innern Verhältnisse des Grenzlandes einzumischen und dort zu schalten und zu walten, als wenn es eine französische Provinz wäre. Die badischen Zeitungen wurden von Paris aus ganz so wie die französischen überwacht und schließlich vollständig in Fesseln geschlagen. Am schlimmsten erging es dabei dem „Journal politique de Manheim". Die Belästigungen begannen bereits im März 1807. Das Journal hatte in seiner Nummer 78 dieses Jahres ein Schreiben über die Schlacht bei Eylau zum Abdruck gebracht — vermutlich nach dem Pariser „Publizisten" —, jedoch nur auszugsweise und, wie behauptet wurde, unter geflissentlicher Auslassung der bezeichnendsten Stellen. Dieser





Brief erregte das Mißfallen des französischen Geschäftsträgers in Karlsruhe; er beschwerte sich beim badischen Minister, und dieser erteilte der Redaktion des Journals eine Rüge. Der Großherzog wünsche dringend, ließ der Minister der Redaktion zu wissen tun, daß kein Journalist der französischen Regierung, der er aufrichtig ergeben sei, Grund zur Klage gebe. Damit war der Konflikt beigelegt; auch ein zweiter wurde noch durch das Geschick des Ministers auf gütliche Weise erledigt; dann aber gestaltete sich die Situation für das Blatt rasch ernster. Es hatte im Mai 1808 einen Artikel über die Ausweisung der Kardinäle aus Rom gebracht, aber dabei keineswegs Partei für den Papst ergriffen. Trotzdem geriet der französische Geschäftsträger darüber in hellen Zorn. Der Kaiser wolle jede Erörterung der Händel mit der Kurie vermieden wissen, schrieb er an den badischen Minister und verlangte die Suspendierung der Zeitung. Der Minister zögerte jedoch, einer solchen geringfügigen Sache wegen eine Zeitung gleich vollständig zu unterdrücken und suspendierte das Journal auf acht Tage. Diese Bestrafung genügte aber dem französischen Geschäftsträger nicht, und zwar um so weniger, als der französische Minister des Auswärtigen, Champagny, ihm mitteilte, der Kaiser Napoleon sei damit einverstanden, daß er die Unterdrückung des Journals gefordert, und wünsche sogar, daß künftig überhaupt keine Zeitung in französischer Sprache mehr in der Nähe der Grenze erscheine. Allein der badische Minister entsprach den Forderungen nicht; er wies darauf hin, daß der Großherzog von Baden bei der Übernahme der Pfalz die Privilegien des „Journal politique“ garantiert habe; ein Verbot desselben würde ihn also verpflichten, dem Verleger den daraus erwachsenden beträchtlichen Schaden — etwa 60000 fl. — zu ersetzen. Es solle aber in Zukunft die strengste Zensur geübt werden. Im übrigen solle sich das „Journal“ auf literarische Nachrichten beschränken; auf diese Weise werde künftig jeder Anlaß zu Klagen vermieden. Bestehe indessen der Kaiser trotzdem auf der Unterdrückung des Blattes, so werde der Großherzog ihm als erneuten Beweis seiner Ergebenheit auch dieses Opfer bringen. Mit dieser Erklärung gab man sich endlich in Paris zufrieden; aber schon beim Beginn des Jahres 1809 kam es zu neuen Differenzen. Die im Januar 1808 in Mannheim gegründete „Rheinische Bundeszeitung“ brachte einen Artikel über die Haltung Rußlands dem Könige von Preußen gegenüber; Rußland wurde darin der Treulosigkeit bezichtigt. Dieser Artikel mißfiel in Paris, weil jetzt Rußland der Bundesgenosse Frankreichs war und nicht verletzt werden sollte, und da man irrtümlich das „Journal“ für dasjenige Blatt hielt, das ihn gebracht hatte, so verlangte man die sofortige Unterdrückung dieser Zeitung. Hiergegen wurde der badische Minister vorstellig und klärte den Irrtum auf; da man nun aber einmal in Paris mißgestimmt war, so erging schließlich nach mehrmaligem Hin- und Herschreiben von Napoleon der Befehl, beide Zeitungen

haben aufzuhören zu erscheinen. Dieser, alles Rechtsgefühl verhöhnenden Entscheidung wußte aber die badische Regierung dadurch zu begegnen, daß sie wenige Tage nach der Unterdrückung der „Rheinischen Bundeszeitung“ dieser gestattete, als „Rheinische Korrespondenz“ und dem „Journal“ als „Nouvelles littéraires et politiques“ wieder aufzuleben.

Der französischen Regierung entging aber dieser Schachzug nicht, und als sich bald darauf die „Mannheimer Zeitung“ eines kleinen Vergehens schuldig machte — sie hatte nach der Wiener Hofzeitung einen Bericht über die Kämpfe in Spanien gebracht, in dem der Mut der Spanier hervorgehoben wurde —, verordnete der französische Minister unter dem 25. März 1809 in scharfem Tone die Unterdrückung sämtlicher Zeitungen Mannheims und bemerkte dabei zugleich, daß keins der Blätter etwa unter anderer Marke wieder auftauchen dürfe. Allein der badische Minister versuchte es noch ein letztes Mal, die armen Zeitungen zu retten; er betonte in Paris besonders die finanziellen Verpflichtungen, die dem Großherzog durch dieses Vorgehen erwüchsen. Einer der Zeitungsverleger verlange eine Entschädigung von 12000 fl., ein anderer sicherlich ebensoviel, sodaß der Großherzog genötigt würde, 40000 Francs zu opfern, und dies in einem Augenblicke, in welchem der Krieg so beträchtliche Anforderungen an ihn stelle. Dieser Hinweis auf die pekuniäre Seite scheint in Paris einigen Eindruck gemacht zu haben; zudem brach der Krieg gegen Österreich aus und lenkte die Aufmerksamkeit auf andere, wichtigere Konflikte, — die Mannheimer Angelegenheit wurde nicht weiter verfolgt, und es trat eine gewisse Zeit der Ruhe für die badische Presse ein. Allerdings befleißigten sich auch alle badischen Zeitungen der größten Vorsicht. Über die Schlacht bei Aspern begnügten sie sich, den Lesern lediglich das bekannte, den Tatbestand verdunkelnde 10. Bulletin vorzulegen, während ein Schreiben des Kaisers Franz, worin es hieß, daß außer den Generalen Durosnel und Fouler noch andere Generale und Stabsoffiziere in Gefangenschaft geraten seien, nur mit dem Bemerken abgedruckt wurde, daß dies nach den französischen Armeebulletins, „die allein als offiziell anzusehen sind“, bekanntlich nicht der Fall sei. Dagegen versäumte man ebensowenig, Schill als „Räuber“ zu bezeichnen, der eine „klägliche Rolle“ spiele, wie man später von der „Charakterlosigkeit“ des Sandwirts sprach. Die „weltbeglückende“ Heirat Marie Luisens und ihr Einzug in Karlsruhe vollends konnte von keinem der kaiserlichen Eitelkeit schmeichelnden Pariser Hofjournalisten mit größerem Aufwande von Begeisterung gefeiert werden, als dies in der „Rheinischen Korrespondenz“ vom 24. März 1810 geschah. Den Lesern scheint aber die Haltung dieser Blätter nicht besonders behagt zu haben, wenigstens ging die Abonnentenzahl der „Nouvelles littéraires et politiques“ (des früheren „Journals“) von 600 auf 400 zurück.



Leider sollten die friedlichen Zeiten für die badische Presse nur von kurzer Dauer sein. Bereits im Herbst 1810 begannen die französischen Verfolgungen abermals und sollten sich nun schlimmer denn je gestalten. Veranlassung zu dem neuen Angriffe gab diesmal ein Blatt, das zu den unbedeutendsten Badens zählte und in weiteren Kreisen ganz unbekannt war, die von Franz Xaver Schnetzler herausgegebene „Freiburger Zeitung". Sie hatte in zwei Artikeln Nr. 178 und 180 vom 5. bezw. 8. September englische Mitteilungen vom spanischen Kriegsschauplatze gebracht und in diesen von den Erfolgen der englischen und portugiesischen Truppen, sowie von der Gefangennahme französischer Truppenteile und der Desertion französischer Stabsoffiziere berichtet. Darauf sandte schon unter dem 17. September 1810 der französische Minister des Äußern, Champagny, an den französischen Gesandten in Karlsruhe einen Erlaß, in welchem er ihn auf die letzten Nummern der „Freiburger Zeitung" aufmerksam machte und ihm dringend empfahl, die badischen Zeitungen stets genau zu kontrollieren. Ihre Zahl stehe überhaupt außer allem Verhältnis zu dem Umfange des Landes; den Nutzen hiervon sehe man nicht ein, wohl aber mache sich der Nachteil nur allzusehr fühlbar. Der Gesandte möge dies der großherzoglichen Regierung vorstellen und sich besonders über die „Freiburger Zeitung" beschweren.

Mittlerweile hatte aber auch der Kaiser von den Artikeln der „Freiburger Zeitung" erfahren und war aufs unangenehmste davon berührt worden. Die Mißerfolge in Spanien waren ihm im höchsten Grade fatal und sollten in weiteren Kreisen nicht bekannt werden, da sonst das Ansehen seiner Waffen schwer geschädigt werden konnte. Ohne weiteres schrieb er daher am 28. September 1810 von Fontainebleau aus an den Minister Champagny: „Teilen Sie meinem Geschäftsträger in Karlsruhe mit, daß die Freiburger und die übrigen im Großherzogtum Baden erscheinenden Zeitungen mit Ausnahme einer, die in Karlsruhe unter den Augen der Regierung redigiert wird, unterdrückt werden sollen. Auf diese Weise hören alle Schmähungen und böswilligen Ausstreuungen auf, denen die französische Regierung ausgesetzt ist."

Darauf ging schon am folgenden Tage die entsprechende Weisung nach Karlsruhe; aber die großherzogliche Regierung konnte sich nicht entschließen, den französischen Forderungen so ohne weiteres zu entsprechen. Sie wies allerdings die Freiburger Polizei sofort an, die strengste Aufsicht über die dortige Presse zu führen, weiter zu gehen zögerte sie aber. Der badische Minister erklärte dem französischen Gesandten, der Großherzog habe bei der Übernahme des Breisgaues die Privilegien der Zeitungen garantiert und könne nun nicht so ohne weiteres widerrufen. Jedenfalls müsse man sich über die Beschaffenheit dieser Entschädigung genauer informieren. Solche humane Rücksichten waren aber der französischen Regierung nicht geläufig; auf den Bericht des Gesandten traf umgehend unter dem

Datum vom 11. Oktober 1810 die Antwort des Ministers Champagny ein, aus der deutlich hervorging, daß man diese Einwendungen nur als Ausflüchte betrachtete. Der Kaiser habe, schrieb Champagny, nicht erwartet, daß er seine Forderung wiederholen müsse; die badische Regierung möge daher derselben auf der Stelle in vollem Umfange nachkommen; dies sei der sehr bestimmte Wille Seiner Majestät.

Jeder Widerspruch war nun vergeblich, und so wurde denn bereits am 27. Oktober im Regierungsblatte ein vom 18. Oktober datiertes Dekret veröffentlicht, mit welchem dem Publikum mitgeteilt wurde, daß der Großherzog „den Verhältnissen der Zeitumstände angemessen gefunden“ habe, „die Verbreitung politischer Neuigkeiten in dem Wege der Zeitungen durch Herabsetzung der Menge derselben auf eine einzige, unter einer besonders angeordneten Aufsicht herauszugebende zu zentralisieren“. Alle politischen Zeitungen des Landes sollten daher vom 31. Oktober ab aufhören zu erscheinen; die ihnen verliehenen Privilegien, die sie meist teuer bezahlt hatten, wurden mit keckem Federstrich als „unverträglich mit dem Staatswohl“ für erloschen erklärt. Die „Karlsruher Zeitung“ allein sollte bestehen bleiben und bis zum Jahresschluß noch in ihrer alten Form unter der bisherigen Zensur fortgeführt werden, vom 1. Januar 1811 ab jedoch unter dem Titel „Großherzoglich Badische Staatszeitung“ und „unter der ganz besonderen Aufsicht“ des Ministeriums des Auswärtigen zur Ausgabe gelangen. Den Bezirks- und Wochenblättern, die neben den privaten und amtlichen Inseraten bisher gelegentlich spärliche politische Nachrichten gebracht hatten, wurde eingeschärft, daß sie künftig „keine anderen als das Inland betreffende, und zwar nur in wörtlichen Auszügen aus der Landeszeitung geschöpft“ aufnehmen dürften. Von einer Barabfindung der geschädigten Verleger, welche die Regierung selbst früher für billig erklärt hatte, war nicht mehr die Rede; bei der herrschenden Finanznot konnte die Regierung solche außergewöhnlichen Ausgaben nicht machen, so lebhaft sie auch das Ungerechte dieses Vorgehens empfinden mochte.

Die neue „Staatszeitung“ bewegte sich natürlich durchaus in französischen Anschauungen und vermied ängstlich alles, was bei der französischen Oberaufsicht Mißfallen erregen konnte. Aber schon nach den ersten Tagen der Leipziger Völkerschlacht wagte sie es, einen freieren Ton anzuschlagen, und bald trat sie ganz und gar für die deutsche Sache ein. Das französische Heer, dem sie so manches Loblied hatte singen müssen, nannte sie jetzt rückhaltlos den „Feind“, von dem das Vaterland nun endlich gesäubert werden müsse. Leider sollte die neue Zeit, die das Blatt so jubelnd begrüßte, die Hoffnungen, die sie erweckte, noch nicht erfüllen; es dauerte noch viele Jahre, ehe die Wunden, die das Franzosenregiment dem badischen Zeitungswesen geschlagen hatte, geheilt waren.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Elberfeld. *Dr. Ludwig Salomon.*





# Wiener Theater.

Die Zeiten sind vorbei, da eine Wiener Theatersaison den Höchststand deutscher Schauspielkunst, deutscher Produktion markierte. Noch immer wird der Person des Schauspielers bei uns ein Interesse entgegengebracht wie keinem andern Künstler, noch immer sind die Premièren journalistische und für gewisse Kreise auch gesellschaftliche Ereignisse, aber der innere Zusammenhang, die intime Fühlung, die ehedem — etwa bis in die Mitte der achtziger Jahre — jeder Gebildete und Halbgebildete mit der Schaubühne aufrecht erhielt, ist sehr stark gelockert.

Es mag dahingestellt sein, ob diese Wandlung vom Standpunkt des unbefangenen Betrachters unserer Gesamtkultur zu beklagen sei. Vielleicht war die ausschließliche Konzentration des Allgemeininteresses auf die Schauspielkunst — denn dieser in erster Linie und nicht so sehr der dramatischen Produktion war von jeher die Aufmerksamkeit der Wiener zugewandt — für einen großen politischen und wirtschaftlichen Organismus eher ein Zeichen des Verfalls als der Blüte. Ging doch Hand in Hand mit den goldenen Zeiten der Wiener Theater jene Epoche der Kunst und des Kunsthandwerks, die treffend als „Krachstil“ bezeichnet wird, und die auf verständnisarmer Anknüpfung an zeitlich und örtlich gleich fernliegende Stilperioden basierte.

Freilich muß zugestanden werden, daß eben auf dem Gebiete der darstellenden Kunst in den Jahren vor 1880 (genaue Grenzpunkte festzustellen ist natürlich unmöglich) Wien tonangebend war. Es gab einen eigenen Stil des Burgtheaters, eine autochthone Operette (denn neben Meister Strauß war Offenbach durch die köstlichen Lokalisierungen Hopps fast der unsre geworden), eine eigne Wiener Posse, die in Nestroy ihren Dichter und neben Scholz und Matras auch ihren besten Darsteller fand; es gab endlich Bretteln, auf welchen die Luise Montag, die Mansfeld, Hornischer und andere durchaus bodenständige Volkssängergrößen ohne literarische Allüren einen so starken Anhang um sich scharten, daß der Altmeister unserer Dialektdichtung, Friedrich Schlögl, es für seine Pflicht hielt, in geharnischten, allerdings vergeblichen Manifesten gegen die Verderbnis des guten Geschmacks und der Sitte zu wettern, die er dem Brettl zur Last legte.

Dies alles hat sich geändert: Wiener Schauspielkunst und Wiener dramatische Produktion sind exportfähig geworden und haben zugleich viel von ihrer lokalen Färbung eingebüßt. In Wien selber stehen nur mehr für beschäftigungslose Kulissenschnüffler die Toiletten und Liebschaften unserer Theaterbeautés im Vordergrunde der Tagesereignisse und ein großer Teil der Aufmerksamkeit, welchen die Betrachtung der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen unseres Gemeinwesens übrig läßt, gehört mehr denn je zuvor den



bildenden Künsten, während das Interesse an allem, was Musik heißt, unvermindert geblieben ist.

Das Wiener Burgtheater, das durch Laube auf die Höhe der ersten deutschen Bühne gebracht worden war, hat seinen schwersten Schlag nicht durch die Minderwertigkeit seiner späteren Leiter erlitten. Von jeher lag die Stärke unseres Burgtheaters in der Darstellung des Gesellschaftsstückes, des Lustspiels, wie es in Bauernfeld seinen charakteristischsten Vertreter hatte. Selbst ganz konventionelle Schwänke wie etwa „Krieg im Frieden“ oder „Der Bibliothekar“ kamen in dem kleinen Raum des alten Hauses am Michaelerplatze so zur Geltung, daß man lächelnd die Hohlheit dieser Machwerke für liebenswürdige Harmlosigkeit nahm. In den großen, prunkenden Räumen des neuen Marmorpalastes verhallten die feinsten Nuancen wirkungslos. Nun erst kamen die Unwahrscheinlichkeiten und Schwächen des sogenannten „deutschen Lustspiels“, die Lebensfremdheit der technisch weit überlegenen Konstruktionen der Franzosen so recht ans Tageslicht; man rieb sich die Augen wie nach langem Schlummer und erkannte, daß es eine solche Gesellschaft nicht mehr gebe, vielleicht niemals gegeben habe, daß die Menschen auf der Bühne andere Freuden, andere Schmerzen, und daß sie nichtiger und oberflächlicher empfanden, als die Menschen im Zuschauerraum. Ein Komtessentheater nannte man die Burg, und auch die Komtessen in den Parterrelogen fingen beinahe zu denken an oder doch mindestens Zeitung zu lesen. So starb uns das alte Salonstück über Nacht, weil es Salons im alten Stile nicht mehr gab und für das neue Konversationsstück war die Formel nicht gefunden. Aus Berlin, von der freien Bühne her, drang ein frischer Luftstrom in die stauberfüllte Atmosphäre der Direktionskanzleien. Und in den kleinen Verschlag, in welchem über die Annahme der Stücke für unsere Hofbühne entschieden wird, war kurz zuvor ein Mann gesetzt worden, der mit begehrlichen Nüstern den neuen scharfen Wind einsog. Ein junger Sekretär hatte sich im Unterrichtsministerium durch eigne Initiative und selbständiges Denken unangenehm bemerkbar gemacht. Noch war kein Unglück geschehen, aber es konnte jeden Tag eins passieren. Rechtzeitig erinnerte man sich, daß Max Eugen Burckhard ein romantisches Gedicht „Tannhäuser“ geschrieben — und auf ihn fiel nach August Försters plötzlichem Tode die Wahl, die lange zwischen dem Freiherrn von Berger, dem Münchener Savits, Heinrich Bulthaupt, Paul Lindau und anderen erprobten Fachmännern geschwankt hatte. Mit Fußtritten und Rippenstößen bahnte sich Burckhard seinen Weg, beging Taktlosigkeiten nach oben und unten, nach rechts und links, stieß die Wolter vor den Kopf, ward von Publikum und Kritik in gleichem Maße befehdet — und blieb, ein treffliches Beispiel altösterreichischer „Justament“-Politik, zehn Jahre im Direktionssessel. Unterstützt durch einen starken Instinkt fürs Theater und eine rücksichtslose Energie, arbeitete sich Burckhard in den ersten Jahren ein und verstand alsdann sein

Handwerk so gut wie einer der Zünftigen. Daß er es war, der Ibsen und Hauptmann, später Schnitzler ins Burgtheater gebracht hat, soll ihm unvergessen bleiben. Gerade als er ein brauchbarer Direktor geworden war, wurde er durch eine Schauspielerintrigue gestürzt, die Hoffnungen aber, die man in seinen Nachfolger Paul Schlenther gesetzt hatte, verwirklichten sich nicht; in dem Bestreben, sich mit Intendanz, Schauspielern und Zeitungsleuten gleichmäßig zu verhalten, hat sich der ehemalige Führer der Berliner „Freien Bühne" jeder selbständigen Willensäußerung begeben; er hatte ein paar ausgezeichnete Darsteller, darunter Kainz, die Sandrock, Medelsky, Witt (die freilich alle noch von Burckhard gewonnen worden waren), verstand es aber nie, die neuen Kräfte dem Ensemble einzugliedern; die meisten Urpremièren hervorragender Stücke, selbst österreichischer Autoren, sind schon seit geraumer Zeit ans Berliner „Deutsche Theater" verlegt. Im folgenden sei gezeigt, was das Burgtheater in der abgelaufenen Saison für die dramatische Produktion bedeutet hat.*)

Mit Marie Eugenie delle Grazies Drama „Der Schatten" eröffnete das Burgtheater die Reihe seiner Neuaufführungen. Die Dichterin will zeigen, zu welchem Unheil es führen müßte, wenn die guten und die verderblichen Kräfte, die stärker als im Durchschnittsmenschen in der Brust des Genies wohnen, in Taten sich auslösten statt in Worten. Das Genie, an dessen Leben der Satz bewiesen werden soll, ist der Poet Ernst Werner, ein Grübler, der seine beste Kraft an die Poesie (?) verloren hat; was stark und groß in ihm war, das lebt sich nun in Dichterträumen aus, sein Leben aber läuft arm und kahl dahin und verwundert fragt sich der Zuhörer, welche Dichtungen dieser verdrossene Neurastheniker der Welt noch werde schenken können. Ein gütiger Traum gewährt ihm die Möglichkeit, endlich in Handlungen seine Individualität betätigen zu können, und ist Werner das Genie, für das ihn Frau delle Grazie ausgibt, so müssen wohl auch seine Taten einen Stich ins Genialische, Übermenschliche haben. Wahrhaftig, ein außerordentlich geistreich ersonnener Kunstgriff; wenn er gelingt, hat die Verfasserin das schwierige Problem gelöst, dem Zuschauer die Genialität des Helden glaubhaft erscheinen zu lassen, ein Problem, an dessen Schwierigkeit die meisten sog. Künstlerdramen scheitern. Ist Werner eine gewaltige Persönlichkeit, so wird er unerhörte Taten verrichten, sobald sein Ich von der Fessel der Poesie erlöst, ins wirkliche Leben hinaustritt. Wie aber sieht sein Dichtertraum im Rampenlichte aus? Er wird Hofpoet eines kleinen Fürsten, verrät seinen Jugendfreund, ermordet dessen Geliebte und duldet es, daß der Verratene unter dem Verdachte dieses Mordes hingerichtet wird. Der „Schatten", der sein zweites Ich, seinen bösen Dämon oder seine eigene unterdrückte Natur symbolisiert, geleitet

*) Ich halte es nicht für angebracht, andere Stücke in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen, als solche, welche in Wien ihre Ur-Aufführung erlebt haben.



ihn von Verbrechen zu Verbrechen; und dieser graue, nebulose Schatten, der, allen anderen unsichtbar, seinen Herrn zu unterschiedlichen Gemeinheiten verleitet, wirkt immerfort wie eine kluge, allzukluge Mahnung, daß ja all diese Schlechtigkeiten, gottlob! nur gespielt werden. Endlich hebt sich der Vorhang ein letztes Mal, der unglückselige Träumer erwacht und versucht dem befremdeten Publikum eine Erklärung des wirren Stückes zu geben.

*Schatten war jede Tat, eh' sie geschah,*
*Vorausgeworfen von der Macht des Willens,*
*Der dann als Blitz aus seiner Wolke fuhr.*
*Wohl mir, daß meine Wolke — Wolke bleibt*
*Und ihre Blitze nur in Schönheit enden!*

*Denn was heißt dichten? Gutes oder Böses*
*Erschaffen durch zuviel Gefühl und Geist.*

Empört über die verständnislose Aufnahme, die der „Schatten" gefunden, erklärte Frau delle Grazie nachträglich in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" den Sinn ihres Dramas. Von keiner Seite hat sie eine vernichtendere Kritik erfahren.

Hatte man mit kühlem Respekt den „Schatten" vorbeihuschen lassen, so bot die nächste Première, Hermann Bahrs „Apostel", dem Publikum die erwünschte Gelegenheit, für und wider diesen umstrittensten Wiener Schriftsteller zu demonstrieren. Der „Apostel" ist die Tragödie des ehrlichen Politikers, der als Minister gegen seine Parteifreunde die gleiche unerbittliche Strenge beobachtet wie gegen sich selber, und der schließlich durch seine Frau gestürzt wird, die kompromittierende Darlehen aufgenommen hat. Der zweite Akt, der im Parlament spielt, bringt den Skandal zutage und bietet einer tüchtigen Regie Gelegenheit zu den denkbar größten Leistungen. Die Parlamentsszene mußte man gesehen haben, sie entschied den Kassenerfolg des „Apostel", wie der salbungsvolle Schluß seine künstlerische Niederlage entschied.

Literarhistorisches Interesse erregten zwei Aufführungen Shakespeare'scher Stücke in neuen Bearbeitungen österreichischer Autoren. „Troilus und Cressida" wurde in der Bearbeitung des Wiener Shakespeareforschers Adolf Gelber zum erstenmal gegeben. Ob dieses Werk als Tragödie, Komödie oder historisches Schauspiel (history) zu bezeichnen sei, darüber sind die Shakespearekommentatoren bis auf den heutigen Tag nicht einig geworden. Gelber ist der Anschauung, daß „Troilus und Cressida" eine Tragödie sei; er konstruiert gewaltsam eine tragische Schuld des Troilus, darin bestehend, daß er, um Cressida nicht zu verlieren, die Auslieferung der Helena und somit den Friedensschluß vereitelt. Cressidas Vater ist bei den Griechen, und die Tochter wird zu ihm zurückkehren, wenn der Friede zustande kommt und Helena zurückgegeben wird. So ist die Friedensfrage mit der Herzenssache des

Prinzen verknüpft; Krieg muß es sein, damit er die Geliebte behalte; wird der Friede rasch geschlossen, ist's um sein ersehntes Glück geschehen. So schafft Shakespeare einfache und unwiderstehliche Motive. Shakespeare schafft allerdings „einfache und unwiderstehliche Motive": In jugendlich feurigem Ungestüm begehrt Troilus der besonnenen Friedfertigkeit Hektors gegenüber die Fortsetzung des Krieges, weil der Trojaner Ehre auf dem Spiele steht. Ist aber Troilus schuldig geworden, so muß er nach den Gesetzen der Tragödie, wie sie für Herrn Gelber bindend sind, seine Schuld im letzten Akte sühnen. Bei Shakespeare fällt Hektor; Troilus geht aber auch nicht innerlich zu Grunde an seiner „Schuld", denn er will dem Bruder ein Rächer sein.

Aber Troilus steht — weil er ja für Herrn Gelber durchaus der Held einer Tragödie sein muß — unter dem Drucke der tragischen Schuld, und Shakespeare läßt ihn leben, ja, aus Unglück und Enttäuschung neuen Lebensmut und plötzliche Mannesreife gewinnen. Diesen „Widersinn" zu beseitigen, hat Gelber — man höre und staune! — dem Original zwanzig bis dreißig Verse angefügt, in denen Troilus mit einem Schuldbekenntnis auf den Lippen stirbt:

> *„Hektor, ich komme! Freunde, sagt zu Hause,*
> *Wenn man nach mir euch fragt: — ich war zu blind —*
> *Hektor, ich folge dir — sagt, Troilus war schuld!"*

Diese Korrektur, von der übrigens die Burgtheateraufführung keinen Gebrauch machte, versucht Gelber in seinem Kommentar zu rechtfertigen: „Ich tat fast dasselbe, was Schröder einst tat, indem er dem Othello einen guten Schluß anfügte. Das Publikum von damals wollte einen sogenannten versöhnenden, das heutige will einen blutigen Abschluß; es will die Tragik des Troilus nicht begreifen, wenn es nicht an demselben Abend die Strafe dem Verschulden folgen sieht. Nun denn, hier hat es, wonach es verlangt, in Versen, so gut ich sie aufbringen konnte, — denn das holde Geschenk der Musen ist mir versagt . . . ." Es liegt mir ferne, Gelbers Verdienst um die Aufführung des seltsamen Stückes schmälern zu wollen. Man muß aber dagegen protestieren, daß ein Kommentator von der Bühne herab dem Publikum seine persönliche Auffassung von den Absichten des Dichters durch Anflicken neuer Teile suggeriert. Im übrigen freilich hätte Herr Direktor Schlenther gut daran getan, es bei der Gelberschen Bearbeitung bewenden zu lassen und nicht den Text, den Gelber sehr geschickt eingerichtet hatte, zusammenzustreichen, bis nur mehr eine flüchtige Skizze übrig blieb. So unangenehm diese Streichungen den Shakespeareverehrer berühren mochten, den Burgtheaterkenner überraschten sie nicht. Denn an dieser Bühne ist es förmlich zur Tradition geworden, Shakespeare zu verstümmeln. Oder gibt es sonst noch ein deutsches Theater, das aus dem „Hamlet" alle Fortinbrasszenen streicht und das

dem sterbenden Prinzen — „der Rest ist Schweigen" — das Schlußwort erteilt?

Eine Aufführung der Komödie „Maß für Maß" in der Bearbeitung des Schauspielers Altmann erwies neuerdings die Unmöglichkeit, dieses Jugendwerk Shakespeares der deutschen Bühne anzupassen.

Als aber der Winter zu Ende ging, da war es einem Dichter von Gottes Gnaden beschieden, von der Bühne des Burgtheaters herab seine gewaltige, sehr eigene und durchaus heimatechte Sprache zu sprechen. Karl Schönherr, ein junger Arzt aus Tirol, dessen Drama „Die Bildschnitzer" lange in der Burgtheaterkanzlei liegen geblieben war, um dann im „deutschen Volkstheater" vor zwei Jahren einen großen Erfolg zu erringen, hat mit seinem „Sonnwendtag" die Zuschauer zu Beifallsstürmen hingerissen, wie sie keiner von uns jüngeren im Burgtheater miterlebt hat. Mit gewaltigen Händen greift der Dichter seine Motive aus dem widerspruchsvollen und sturmbewegten Milieu, wie es der Kulturkampf der letzten Jahre im Lande Tirol geschaffen hat. Von Liebe ist in den fünf Akten kaum die Rede; aber die Menschen, die vor uns leiden, kämpfen und zugrunde gehen, sie tragen unser Leid, unsre Kämpfe, unsre Schmerzen in sich. Wie Hans Rofner, der zum Geistlichen bestimmte junge Bauernstudent, von den alldeutschen Fanatikern mitgerissen, auf ererbtem Grunde das streng verpönte heidnische Sonnwendfeuer entflammen hilft, wie sein Bruder deswegen von den bigotten Machthabern im Dorf um seine Habe gebracht werden soll und in rasch emporloderndem Jähzorn den Jungen erschlägt; wie dann die alte Rofnerin der Muttergottes stumm den Gehorsam kündigt und den Altar, den sie der Gebenedeiten in der Kammer errichtet, stumm abräumt und in die Truhe verschließt: das alles sind Vorgänge, die selbst den aufs tiefste erschüttern müssen, der den religiösen und nationalen Kämpfen Deutsch-Österreichs ferne steht. Die stärkste Probe für die dramatische Gewalt, welche dem „Sonnwendtag" innewohnt, lag aber darin, daß man sich der betrüblichen Unzulänglichkeit der Darstellung kaum bewußt wurde.

Das „Deutsche Burgtheater", welches vor Jahren im Zeichen Anzengrubers eröffnet wurde, ist unter der unsichern und unkünstlerischen Leitung seines Direktors Bukovics von seinem ursprünglichen Programm bald genug abgekommen. In wilder Hast wird fast jede Woche ein neues Stück durchgepeitscht, die Proben sind auf ein Minimum beschränkt und so manches Stück fällt aus keinem andern Grunde, als weil es zu flüchtig studiert und zu unordentlich inszeniert worden ist. Schlägt ein Werk ein, wie etwa „Alt-Heidelberg" oder „Über unsre Kraft", so ist das natürlich ein Treffer, dessen finanzielle Segnungen nur stellenweise durch kontraktliche Verpflichtungen der Direktion eine kurze Unterbrechung erleiden. Solche Verpflichtungen sind begreiflicherweise einem Bühnenleiter, der nichts als Unternehmer ist, sehr lästig; wenn der Direktor nicht das Glück hat, ein

vorschnell oder unter dem Drucke der Kritik angenommenes Stück mit geringen Kassenchancen von der gefälligen Zensur verboten zu bekommen, so schafft eine eigne Garnitur sonst wenig beschäftigter Schauspieler einen Mißerfolg, der sich nach Bedarf bis zum Theaterskandal steigert. Rüderers köstliche „Fahnenweihe", Halbes „Haus Rosenhagen" sind auf diese Art rasch vom Repertoire weggewischt worden. Ein versierter Theaterbesucher kann aus dem Zettel ersehen, was Herr Bukovics sich von einer Novität verspricht. Dieses Geschick bleibt natürlich den dramatischen Hervorbringungen der Wiener Tageskritiker erspart: Bernhard Buchbinders kläglicher Schwank „Der Spatz" durfte in der besten Theaterzeit von der „ersten" Garnitur an zahlreichen Abenden vor halbverschenkten und ganz geödeten Häusern gespielt werden. Ein paar Einakter der hochbegabten Wiener Dichterin Antonie Baumberg aber, „Max Wiebrecht", „Nur aus Trotz" und „Der Nachtwächter von Schlurn" waren trotz der schönsten Rezensionen durch die Kassenberichte viel leichter als der zudringliche „Spatz" vom Repertoire zu verdrängen. Die dürftige Einnahme der zweiten Aufführung, die freilich an dem ersten schönen Frühlingssonntage stattfand, bot dem Direktor den erwünschten Vorwand, die Mittwochsaufführung zu streichen. Am Dienstag aber erschoß sich die arme Frau Baumberg, und in ihrem Nachlaß fanden sich — drei Kronen österreichischer Währung vor.

Um manchen selbst pekuniär bedeutenden Erfolg wird auch das Volkstheater durch die eigentümliche Art gebracht, in welcher es mitunter längst anerkannten dichterischen Größen gegenüber den marktbeherrschenden Unternehmer zu markieren liebt. Wer in Wien Arthur Schnitzlers „Lebendige Stunden" sehen wollte, mußte sich schon bis zum Gastpiele des Berliner „Deutschen Theaters" gedulden, weil sich die Leitung solange den berechtigten Forderungen des Dichters widersetzte, bis er sein Buch zurückforderte.

Von Urpremièren des Volkstheaters wäre des frühverstorbenen Karlweis letzte Komödie „Der neue Simson" zu erwähnen, die Komödie des korruptionsfreien Politikers, der an sich selber lernen muß, wie so manches zu verzeihen ist, wenn man es nur erst verstehen gelernt hat, daß Menschen auch im Purpur idealer Gesinnung ihre menschlichen Schwächen nicht verleugnen, wenn die Versuchung an sie herantritt. Eine ausnahmsweise liebevolle Inszenierung, eine glänzende Darstellung und nicht zum mindesten die herzliche Anteilnahme der Wiener an dem traurigen Schicksale ihres Lieblings Karlweis ermöglichten dem an sich schwachen Stücke einen Erfolg, der die letzten Stunden des warmherzigen Poeten verschönte.

Das Raimundtheater, dessen Direktor Gettke ein tüchtiger und von den besten Absichten erfüllter Theatermann ist, wußte sich aus seinen finanziellen Nöten keinen anderen Ausweg, als daß es den ganzen Winter über Schwänke, Possen und Operetten gab, die dem großen Komiker Girardi für sein Gastspiel auf den Leib geschrieben worden



waren. Und da ein Privattheater ja keine andere Unterstützung genießt als die des zahlenden Publikums, so kann man aus dem Mangel literarischer Darbietungen Herrn Gettke keinen Vorwurf machen; umsoweniger, als er sich mit den wenigen ernsten Stücken, die er herausbrachte, wirklich alle erdenkliche Mühe gab. Die Vorsaison eröffnete er mit Langmanns Schauspiel „Korporal Stöhr", mit welchem der Dichter, eines der echtesten und ehrlichsten Talente Österreichs, seit seinem „Bartel Turaser" wieder den ersten starken, freilich nicht nachhaltigen Erfolg errang. In der knappen Erzählung „Der Hafen", die in dem köstlichen Novellenbande „Verflogene Rufe" (Cotta 1899) zu finden ist, bringt Langmann zuerst den Entwurf des Stückes. „Korporal Stöhr" ist nicht eine dramatisierte Novelle: liest man die wenigen Seiten des „Hafen", so merkt man gleich, daß darin ein Schauspiel von großer Kraft steckt. Im Drama sind nur die Kräfte lebendig geworden, die in der Erzählung gebunden schlummerten. Und trotz einiger bedenklicher Längen im zweiten Akte wußte der Dichter das Publikum zu fesseln und immer wieder durch sein wuchtiges Temperament und die schlichte Güte seiner Gesinnung mit fortzureißen. Am Ende der Saison aber zeigte Karl Bleibtreu in seinen Revolutionsdramen „Die Freimaurer" und „Das Weltgericht" wunderschöne Guckkastenbilder aus der Zeit, welche zwischen der Halsbandgeschichte und dem ersten Aufflammen des Sternes Napoleons liegt. Was es an Requisiten im wörtlichen und übertragenen Sinne gibt, das hat Bleibtreu in seine Dramen hineingepackt. Immerfort erklingt die Marseillaise, knattern Gewehrsalven und grollen Kanonenschüsse. Und erst die Requisiten im übertragenen Sinne: die unzähligen geschichtlichen Persönlichkeiten, die da über die Bretter wandeln, die Danton und Robespierre, die Egalité und Cagliostro, die Damen Roland und Tallien! Der Dichter rief und alle, alle kamen . . . Freilich, wer nicht die erforderlichen geschichtlichen Vorkenntnisse vom Gymnasium mitgebracht hat, dem werden all die kaum charakterisierten Figuren wenig sagen. Einzelne Szenen, so das Auftreten Napoleons vor dem Konvent, sind trefflich gelungen. Aber es fehlt das einigende Band, das all die interessanten Vorgänge miteinander verknüpfen müßte, um aus den vielen schönen Stücken ein Stück zu machen.

Das Kaiser-Jubiläums-Stadttheater ist eine Gründung der antisemitischen Gemeinderatsmajorität, und ihm obliegt die Pflege „christlich-deutscher" Kunst. Da aber kein Mensch, Bürgermeister Lueger nicht ausgeschlossen, eine Ahnung davon hat, was unter deutscher und christlicher Kunst zu verstehen sei, so beschränkt sich das christlich-deutsche Moment in der Leitung dieser Bühne darauf, Schauspielern und Theaterstücken nichtarischer Abkunft den Einlaß zu verwehren. Von der liberalen Presse anfänglich totgeschwiegen, war das junge Unternehmen von vornherein auf die Förderung seitens der antisemitischen Journalistik angewiesen, was wieder zur Folge hatte, daß zahlreiche Stücke aus der Feder antisemitischer Tagesschriftsteller



und ihrer Freunde mit Erfolg Anspruch auf eine Jubiläumstheater-première erheben durften. Und wer früher vielleicht in der Gründung eines der liberalen „Concordia“ *) fernstehenden Theaters eine Befreiung der österreichischen Kunst aus den Händen der journalistischen Macher zu erblicken wähnte, sah bald ein, daß eben nur an Stelle der „Concordia“ die „judenreine“ deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft die Herrschaft in dem kommunalen Musentempel an sich gerissen hatte. Kein ergötzlicheres Schauspiel hat die „christlich-deutsche“ Kunst geliefert, als diese Verwandlungskomödie der cliquenfeindlichen Gesinnungstüchtigkeit, die sich im Handumdrehen als gesinnungstüchtige Clique präsentierte. Wo immer sich Menschen mit gemeinsamen Interessen zu gesellschaftlichen oder beruflichen Gruppen zusammentun, da wird, ohne Unterschied der Rasse, Konfession und Parteischattierung jener Geist unvermeidlich sein, den die in der Gruppe befindlichen als Korpsgeist rühmen, die Außenstehenden als Cliquengeist verdammen. Das große Publikum, welcher politischen Gesinnung es auch immer sein mag, macht im Theater keinen Unterschied zwischen „liberaler“ und „deutsch-christlicher“ Kunst. Das hat der kluge Direktor des Jubiläumstheaters, Müller-Guttenbrunn, bald heraus gehabt; er fragt, soweit es eben auf ihn allein ankommt, nicht viel nach der Gesinnung eines Autors und wäre gewiß herzlich froh, wenn er manchen lustigen, wenngleich nicht rassenreinen Schwank seinem harmlosen Publikum bieten dürfte. Außer den nächstbeteiligten dramatischen Schutzzöllnern von der „Genossenschaft“ und den paar Herren in der Gemeinderatsloge würde gewiß niemand im ganzen Theater Anstoß an Blumenthal, Kadelburg, Viktor Léon und anderen „semitischen“ Autoren gleichen Kalibers nehmen. Die Politik läßt sich der Wiener im Wirtshaus oder in einer Wählerversammlung gefallen, im Theater will er ganz einfach zuschauen, aufgeregt, erheitert werden. Nur in seiner Eigenschaft als sensationelles Gruseldrama, nicht als christliches Propagandaschauspiel hat in der vergangenen Saison Wilson Baretts „Im Zeichen des Kreuzes“ seine zweihundert Aufführungen erlebt. Die Handlung ergibt sich wie von selber aus dem Milieu, und die frappante Ähnlichkeit des Dramas mit Sienkiewicz’ geschätztem und überschätztem Roman „Quo vadis“ ist in der Wahl des Stoffes begründet. Hier wie dort machen wir alle Schrecken einer Christenverfolgung unter Nero — Katakomben, Gemetzel, Folter, lebende Fackeln — mit, hier wie dort liebt ein vornehmer Römer eine junge, schöne Christin, die ihn natürlich am Schluß zu ihrem Glauben bekehrt. Daß dieses Stück in England viele hundertmal gegeben wurde und daß der greise Gladstone einen begeisterten Brief an den Autor schrieb, charakterisiert wohl treffender den insularen Geschmack als die poetischen Qualitäten des Werkes.

Das Theater in der Josefstadt, dessen Leiter Josef Jarno wohl der

*) Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein.



beste Regisseur Wiens genannt zu werden verdient, ließ fast ausnahmslos Franzosen zu Wort kommen, was freilich bei dem Tiefstande deutscher Lustspielproduktion kaum bedauert werden kann. Gern nimmt man die Skepsis und etwas wurmstichige Moral der Capus und Pierre Veber mit in Kauf, wenn man durch den Geist und die Feinheiten des „Bankdirektor" (La bourse ou la vie) und der „Geliebten" (A main gauche) entschädigt wird. Leider lassen die meisten der neuen französischen Stücke, die wir zu sehen bekommen — das gilt nicht nur für Wien — fast ausnahmslos die Hand eines geschickten Übersetzers vermissen. Alle Feinheiten gehen verloren, und nur die derbste Situationskomik vermag über die plumpe Arbeit des Interpreten zu triumphieren. So wünschenswert aber die Heranziehung tüchtiger Schriftsteller, die neben der französischen auch die deutsche Sprache beherrschen, für derlei Übertragungsarbeiten wäre, so vergeblich erscheint der Wunsch nach Besserung dieser ästhetisch bedauerlichen Verhältnisse.

Mein Bericht wäre nicht vollständig, wollte ich nicht des Wirkens eines jungen Vereines gedenken, der sich im Laufe des vergangenen Winters eine hervorragende Stellung im Wiener Theaterleben geschaffen, des „Akademischen Vereins für Kunst und Literatur", der sich mit einer Matinée, welche Goethes Satyros, Kleists Guiscard-Fragment und Werners 24. Februar brachte, vorteilhaft eingeführt und mit einer Aufführung von Euripides' Herakles in der schwungvollen Übersetzung von Wilamowitz raschen und verdienten Ruhm erworben hat. Die Regie lag wie bei fast allen Vereinsvorstellungen in den gewandten Händen des Burgschauspielers Heine, die Darstellung war zumeist Künstlern derselben Bühne anvertraut. Von unerhörter Wucht und erschütternder Wirkung erwies sich der Chor, welcher, der antiken Auffassung nahekommend, in feierlicher, an das Rezitativ streifender Rede, jedes Wort verständlich, die mächtigen Rhythmen erdröhnen ließ. Ein interessantes Bühnenexperiment war es auch, den „Peer Gynt" auf der Bühne des „deutschen Volkstheaters" darstellen zu lassen. Es gelang der Kunst eines auserlesenen Ensembles, das sich aus Mitgliedern aller Wiener Bühnen zusammensetzte — die Titelrolle wurde gar vom Dresdener Wiecke verkörpert — das Elitepublikum, dessen sich der junge Verein nun schon regelmäßig erfreut, bis zum letzten Worte — mehr als vier Stunden lang festzuhalten. Auch bei dieser letzten Aufführung ist den paar jungen Leuten — kein Direktionswaschzettel nannte je ihre Namen — die in diesem Winter durch ihr Wirken den Beweis erbracht haben, daß selbst in unserer Epoche der Bühnenversumpfung ernster künstlerischer Geist und reklamefremder Enthusiasmus sich durchzusetzen wissen, die jubelnde Zustimmung aller jener treu geblieben, die unser Theater so gerne aus den Klauen geldgierigen Unternehmertums befreit sehen möchten.

Wien. *Dr. Richard Wengraf.*

---







# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

III.

Während der Privatdozent der Botanik, Herr Dr. Johannes Wegerich, in stummer Verwunderung den Worten des mächtigen Königs Mandragorus lauschte, spielte sich an dem andern Ende der Stadt ein Ereignis ab, das an Seltsamkeit wohl kaum jener Erzählung nachstand. Der Ort selbst, wo dies Schauspiel stattfand, war seiner ganzen Beschaffenheit nach schon dazu geeignet, Unheimliches noch unheimlicher erscheinen zu lassen und auch ohne Mitwirkung einer lebhaften Phantasie natürlichen Vorgängen den Charakter des Gespensterhaften zu verleihen. Die hier nur spärlich und unregelmäßig bebauten Straßen mündeten auf einen großen freien Platz, der, mit wenigen Bäumen bepflanzt, sich direkt an den ungefähr eine halbe Stunde lang ins Land reichenden Wald anschloß, von demselben getrennt durch einen breiten, aber sehr seichten Bach, der Brutstätte häufiger Übel. An der dem Bach gegenüberliegenden Seite des Platzes erhob sich ein einstöckiger, massiver Bau von stattlicher Breite und Tiefe. Es war ein Gasthof zweiten Ranges, der „Sandhügel" genannt, welcher hauptsächlich der Landbevölkerung zur Unterkunft diente, wenn sie, um ihre Erzeugnisse abzusetzen, nach der Stadt kam, und der seit altersher seiner guten Verpflegung und der geräumigen Stallung wegen bekannt und beliebt war. Fremde aus andern Ständen verirrten sich höchst selten hierhin, und von Eingebornen verkehrte dort nur die Arbeiterbevölkerung der nächstliegenden Straßen.

Heute Abend war das große Gastzimmer stark gefüllt mit biertrinkenden, die Markterträgnisse laut und geräuschvoll besprechenden Bauern, die aus ihren kurzen Pfeifen einen mächtigen, atembeklemmenden Qualm erzeugten, gegen welchen die von der niedrigen Decke herabhängenden Petroleumlampen nur mühselig ankämpften. Trotzdem alle Fenster weit geöffnet waren, herrschte eine erstickende Hitze in dem Raum, und dies im Verein mit der Wirkung des Bieres und den Mühseligkeiten des Tages mochte wohl die Ursache sein, daß die Unterhaltung im Laufe der Zeit immer einsilbiger wurde und schließlich ganz verstummte. Die Schenkmädchen — Kellner gab es nicht — hockten gähnend oder mit halb geschlossenen Augen in der Nähe des Buffets, hinter welchem der Wirt ebenfalls sanft eingeduselt war. Auf einmal kam wieder frisches Leben in die träge Gesellschaft, wie elektrisiert sprangen alle Insassen des Zimmers auf und stürzten Hals über Kopf an die Fenster oder zur Türe.

Schimpfende und fluchende Menschenstimmen, Peitschenknallen, das dumpfe Rollen in raschem Tempo herannahender Wagen, unter-



mischt mit dem Stampfen und Schnauben angeschirrter Pferde, dann der heisere Ton einer einzelnen, kurze Befehle erteilenden Stimme und darauf zum Schluß eine auf dem Posthorn geblasene heitere Melodie, — dies alles verursachte einen Höllenlärm, der um so aufregender wirkte, als er ganz unerwartet die Stille des Abends unterbrach. Dienstfertig war der Wirt und sein Personal herbeigeeilt, um ihre Hülfe zur Verfügung zu stellen, doch bedurfte es immerhin einiger Zeit, ehe sich das Auge an das vor dem Gasthof herrschende Durcheinander einigermaßen gewöhnt hatte. Die wenigen Laternen erhellten den Platz nur sehr mangelhaft, und dazu kam noch, daß augenblicklich ein dicker Nebel aufgestiegen war, der die Lichtstrahlen größtenteils verschlang.

Vier Kutschen, von denen jede ungefähr zehn Personen fassen konnte und mit je vier Rappen bespannt, waren vor dem Hotel vorgefahren. Der letzten von ihnen entstieg jetzt zunächst eine Anzahl kaum mittelgroßer, sehr schlanker männlicher Gestalten, anscheinend sämtlich schon ziemlich bejahrt, aber trotzdem behend in ihren Bewegungen. Gekleidet in bauschige und flatternde Gewänder aus hellgrauem Stoff, wimmelten sie so hastig durcheinander, daß man den Eindruck erhielt, als wenn sich aus dem Innern des Wagens eine Staubwolke zur Erde niedergelassen hätte. Ohne der gaffenden Menge eine auch nur oberflächliche Beachtung zu schenken, eilte jedes der Männlein nach dem hintern Verdeck des Wagens und zog dort eine Pechfackel hervor, die schleunigst in Brand gesetzt wurde. Dann ordneten sie sich zu zweien zu einem Zug und nahmen an der vorletzten Karosse Aufstellung; der dem Gefährt am nächsten Stehende klopfte darauf fünfmal mit einer kurzen Pause nach jedem Schlag gegen das Türfenster, und nun wiederholte sich derselbe Vorgang wie eben, nur mit dem Unterschied, daß diesmal graugekleidete alte Weibchen zum Vorschein kamen. Nachdem sie sich gleichfalls mit brennenden Fackeln versehen hatten, schritten sie auf den ersten Wagen zu. Bevor sie jedoch ihn erreicht hatten, öffnete sich mit einem heftigen Ruck die Tür, und aus dem Innern kam eine Gestalt ans Licht, bei deren Anblick alle Umstehenden, mit Ausnahme natürlich der grauen Männlein und Weiblein, in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Und in der Tat, diese plötzliche Heiterkeit war wohlbegründet. Mit finstern Blicken erschien eine männliche Figur, an welcher die einzelnen Körperteile in gar keinem Verhältnis zu einander standen; der Kopf war an Umfang dem eines etwa zweijährigen Kindes gleich, Brust und Leib den Größenverhältnissen eines erwachsenen Mannes entsprechend und die Beine von einer Länge, wie man sie bei Riesen vorauszusetzen gewöhnt ist. Zwischen die Augen, von denen zu gleicher Zeit eins nach links, das andere nach rechts blickte, schob sich eine hakenförmige Gurkennase, und den Abschluß machte ein tief herabhängendes Kinn, welches regelmäßig wie ein Uhrwerk in die Höhe klappte und wieder herabfiel. Spitz wie ein Kegel und





umfangreich, gleich einer Tonne, ragte das Bäuchlein vor, für die spindeldürren Beine eine schier erdrückende Last. Farbe und Stoff der Kleidung anzugeben, gehörte zur Unmöglichkeit; sie schmiegte sich außerdem bald ganz straff den Gliedern an, bald umflatterte sie dieselben wie ein weiter Mantel. Mittlerweile hatten die Fackelträger die zusammengeströmte Menge zur Seite gedrängt und bis zum Eingang des Gasthauses Spalier gebildet, so daß der neue Gast unbehindert auf den in der Tür stehenden Wirt zuschreiten konnte. Während dieses kurzen Weges stützte er sich ausgiebig auf einen massiven Spazierstab, dessen Führung ihm unzweifelhaft große Mühe machte. Nun erhob er seine auffallend heisere und knarrende Stimme und sagte zu dem Besitzer des Hotels: „Ich wünsche in Ihrem Hause mit meiner Tochter und Dienerschaft zu übernachten und vielleicht für einige Zeit Aufenthalt zu nehmen. Ist das erste Stockwerk frei?"

Wer mit vier Wagen und so zahlreicher Dienerschaft reiste, mußte doch wohl ein sehr reicher Mann sein, der demgemäß für die Unterkunft auch gehörig zahlen konnte; diese blitzschnelle Überlegung gesellte der diensteifrigen Verbeugung des Gastwirtes noch ein ganz erhebliches Teil Ehrerbietung und Unterwürfigkeit hinzu, und so verbindlich, wie es ihm möglich war, erwiderte er:

„Ganz wie Eure Gnaden befehlen; wenn Eure Hochgeboren nur einige Augenblicke mit meinem Privatzimmer vorlieb nehmen wollen, bis die oberen Räume in Stand gesetzt sind."

„Dazu bedarf ich Ihrer Hülfe nicht; das besorgen meine Leute selbst, ich führe meine Einrichtung stets mit mir. Doch damit Sie wissen, wen Sie vor sich haben: ich bin der Marchese Sicco Pulverino, Grandpoudrier impérial de Sa Majesté l'Empereur de Tschimpafiffi, begleitet von meiner Tochter Signorina Aspirabella Philaema."

Wo das Kaiserreich Tschimpafiffi gelegen war, wußte sich der Wirt nicht zu erinnern und machte ihm auch kein Kopfzerbrechen; es fiel ihm aber auf, daß der Marchese bei dem Aussprechen des fremdländischen Namens in ein heftiges Schwanken geriet und vor einem Sturz nur durch festes Anklammern an seinen schweren Stock bewahrt blieb. Wie der Gebieter kam gleichzeitig das gesamte Gefolge in Bewegung und wogte wie die Halme eines Kornfeldes hin und her; hier sorgte aber eine Bleikugel, die jedes Mitglied am linken Fuß trug und gewöhnlich von dem weiten Beinkleid verdeckt war, dafür, daß alles seine Stellung beibehielt. Für einen kurzen Moment wurde wiederum die ganze Schar einschließlich ihres Herrn in eine dünne Staubwolke gehüllt, die einen scharfen Moschusgeruch ausströmte. Da vollständige Windstille herrschte, ließ sich das eigentümliche Phänomen nur dadurch erklären, daß der Marchese den Buchstaben *f* in dem Namen seiner Heimat leichtsinnigerweise etwas zu scharf betont hatte.

Ohne übrigens dem Zwischenfall weitere Bedeutung beizulegen, winkte jetzt Monsieur le Grandpoudrier seinen Leuten mit der Hand,



und im Nu war ein neues Spalier in der Richtung auf den zweiten Wagen hin gebildet, mit dem Unterschied, daß da nunmehr die Weiblein unmittelbar an der Tür Stellung nahmen. Dann schritt er selbst, würdevoll wie ein Hohepriester, auf das Gefährt zu und pochte behutsam an die Scheibe. Aber erst, als er dies mehrere Male wiederholt hatte, senkte sich das Glas ein wenig, und durch den schmalen Spalt klang eine unfreundliche weibliche Stimme aus dem Innern: „Bist du endlich fertig, und kann ich aussteigen? Das dauert ja eine Ewigkeit!“

„Sei nicht böse, mein Goldpüppchen,“ entgegnete Signore Pulverino, „in einigen Minuten sind wir so weit, daß deine Wohnung standesgemäß hergerichtet ist. Nur noch einen Augenblick Geduld, *mia carissima*.“

Abermals hörte man ein ärgerliches Murren, und ohne weiteres ging die Scheibe wieder in die Höhe.

„An die Arbeit!“ gab der Marchese nun das Kommando, und Weiblein wie Männlein stürzte sich in wildem Eifer auf die letzten Wagen und begann dieselben ihres Inhalts zu entledigen. Eine unglaubliche Menge von Gegenständen kam da zum Vorschein. Alles was zu der Einrichtung einer nicht allein bequemen, sondern besonders üppigen und vornehmen Wohnung gehört, war bis zu den zierlichsten Nippessachen und den Accumulatoren zur Erzeugung elektrischen Lichtes herab vorhanden. Mit raschen, geschickten Griffen wurden die Sachen angefaßt und ohne Zögern die Treppen hinaufgeschleppt. Je größer die Last war, die irgend einer der Dienstleute sich aufgebürdet hatte, desto leichter schien er sie zu tragen, und desto schneller war er damit oben. Sämtliche Zimmer des ersten Stockwerkes nahm man zu gleicher Zeit in Angriff; während die Männlein die Möbel herbeibrachten, sorgten die Weiblein dafür, daß jedes seinen passenden Ort fand.

Hierbei wäre es leicht zu einem heftigen Streit mit einigen Bauern gekommen, die ebenfalls ihre Wohnung auf der ersten Etage genommen hatten und nun zusehen mußten, wie ihre Zimmer ausgeräumt und mit der Einrichtung des neuen Gastes ausgeschmückt wurden. Unter lautem Widerspruch suchten sie hindernd dazwischen zu treten, und schon drohten Tätlichkeiten auszubrechen, als der Marchese mit entschuldigenden Worten reichliche, glitzernde Goldstücke als Ersatz für die in Anspruch genommenen Räume anbot. Damit war der Zwischenfall erledigt. In unglaublich kurzer Zeit waren sämtliche Zimmer wohnlich eingerichtet und gleichzeitig mit dem Einschlagen des letzten Nagels schritt aus dem bisher verschlossenen zweiten Wagen eine schlanke Gestalt rasch auf den Gasthof zu und verschwand in seinem Innern. Ebenso flink hatten die übrigen Karossen und die Bespannung in der Remise Unterkunft gefunden, und nun lag der „Sandhügel“ wieder grade so still da wie vorher. Selbst der Mond, der, nachdem der Nebel sich verzogen hatte, sein

mildes Licht auf den Platz ausgoß, blickte gleichgültig hernieder und zog ruhig seines Weges weiter. Im Schatten des Haupttores aber saßen rechts und links eine große Eule, die ab und zu mit den Flügeln schlugen und anscheinend scharfe Wacht hielten.

Der Besitzer des „Sandhügels“ hätte, wenn er jetzt einen Rundgang durch das erste Stockwerk seines Hauses unternahm, dasselbe kaum mehr wiedererkannt; eine solche Veränderung war hier eingetreten. Die Fenster, nach außen durch die heruntergelassenen Rollläden dicht verschlossen, verhüllten inwendig schwere Vorhänge und Gobelins. Die Möbel zeigten alle einen auserlesenen Geschmack, weiche, dicke Teppiche bedeckten den Fußboden; an den Wänden hingen seltene Gemälde, und tausenderlei Kleinigkeiten, hier und da an geeigneten Stellen verteilt, bewirkten einen hohen Grad von Wohnlichkeit. Dennoch aber ließ sich beim Eintreten das Gefühl einer gewissen Nüchternheit nicht unterdrücken; auch eine unbestimmte Beklemmung, als wenn das freie Atmen behindert sei, überkam den Besucher und wurde dadurch noch verstärkt, daß ein deutlich wahrnehmbarer Geruch, wie er beim Öffnen alter Bücherkisten aufsteigt, überall verbreitet war und der einen lästigen Kitzel in der Kehle mit nachfolgendem Hüsteln bewirkte.

In seinem Gemach schritt der Marchese hastig und in sichtlicher Ungeduld, diesmal ohne den schweren Spazierstab, auf und ab.

„Ein wahrer Unglückstag heute,“ murmelte er vor sich hin, „zuerst die Blamage vor dem dummen Privatdozenten, die mir der elende Mandragorus eingebrockt hat, dann die verspätete Ankunft hier, so daß ich heute nichts mehr unternehmen kann, und schließlich die schlechte Laune meiner Tochter, wodurch mein Plan auch nicht grade gefördert wird. Aber warte nur, mein liebes Alräunchen,“ und bei diesen Worten klappte sein Unterkiefer doppelt so rasch auf und nieder als vorher, „du sollst mir meinen Ärger teuer bezahlen!“

Ein leises Klingeln der elektrischen Schelle unterbrach das Selbstgespräch. Auf das unfreundlich hervorgestoßene: Entrate! drang durch das Schlüsselloch ein Staubstrahl, der sich sofort zu einem der grauen Weiblein verdichtete. Es warf sich vor dem Marchese platt zur Erde und meldete: „Ihre Durchlaucht Signorina Aspirabella ist bereit zum Empfang.“

„Endlich,“ rief Pulverino und griff nach seinem Stab, „ich komme direkt.“

„Dann bitte ich, mich entlassen zu wollen,“ flüsterte das Weiblein. Mit einem energischen „Pfui“ wandte sich der Marquis zu der Dienerin, und die unmittelbare Wirkung des Ausrufes bestand darin, daß sie wiederum wie anfangs als Staubwolke durch das Schlüsselloch verschwand.

Ohne sein Erscheinen vorher anzukündigen, öffnete Signor Pulverino die Tür des Gemaches seiner Tochter und trat nach kurzem Neigen des würdigen Hauptes und deutlich hörbaren Klappern des Unterkiefers

ein. Aspirabella hatte sich auf einem niedrigen Ruhelager, noch in den Reisekleidern, faul und lässig ausgestreckt. Fahle, eingefallene Wangen, eine schlaffe runzlige Haut, welche die an und für sich schon scharfen Gesichtszüge noch unangenehmer machte, das spärliche, in einzelnen Strähnen in die Stirn herabfallende Haar, eine bedenklich gerötete Nase und matte, verschwommene Augen stempelten sie zu einem wahrhaft abschreckenden Bild von Häßlichkeit. Ihr Vater schien davon nicht besonders berührt zu werden, er ergriff den nächststehenden Stuhl, schob ihn dicht an das Lager heran und nahm tief aufseufzend Platz.

„Endlich sind wir so weit," begann er, „daß ich dir die nötigen Mitteilungen, die ich mit aller Aufmerksamkeit anzuhören bitte, auseinandersetzen kann." — „Ich bin so entsetzlich müde," klagte Aspirabella, „hat es nicht bis morgen Zeit?"

„Unter keiner Bedingung," erwiderte der Marchese, „den Umständen nach muß ich sogar noch diese Nacht handeln. Sei mein artiges Kind," fuhr er in zärtlichem Tone fort, „ich will ja nur dein Bestes, und wenn alles gelingt, was ich vorhabe, wirst du Herrscherin in einem Menschenreich. Bedenke doch, dein heißester Wunsch ist dann erfüllt!"

Hastig hatte sich Aspirabella bei den letzten Worten erhoben und frug blitzenden Auges: „Ist das wahr, Vater?"

„Du darfst dich fest darauf verlassen," klang die Antwort. „Alles ist vorbereitet, nur deine Mitwirkung muß noch überlegt werden."

„Dann bitte, erzähle, ich höre zu."

„Wir sind nach dieser Stadt gekommen," fuhr der Marquis fort, „damit du einen Privatdozenten der hiesigen Universität, einen gewissen Dr. Wegerich, umgarnst und dir dienstbar machst."

„Aber was soll ich mit einem solch' langweiligen Gelehrten?" unterbrach ihn abermals das Töchterlein.

„Fall' mir nicht immer ins Wort," verwies Pulverino die Fragerin, „wir verlieren nur kostbare Zeit, und die Feinde triumphieren. Du weißt, es ist unserm Geschlecht von Beginn an versagt worden, mit Menschen in inniger Gemeinschaft zu leben, und wo wir zusammentreffen, da verfolgen wir uns gegenseitig mit allen Kräften auf das unerbittlichste. Unter einer Bedingung aber können wir jenes Verbot zu nichte machen, und wenn sie erfüllt wird, dann dürfen sogar unsere Töchter einen Menschen heiraten. Aber es ist schwer, sehr schwer, dies Ziel zu erreichen, denn willst du eines Sterblichen rechtmäßige Gattin sein, so mußt du vorher Blut getrunken haben, echtes warmes Menschenblut mußt du aus eines Menschen Herz saugen; danach hast du das Recht, auch den Mächtigsten und Höchsten auf der Erde zu deinem Gefährten während seines irdischen Lebens zu machen. Jenen Privatdozenten habe ich als Opfer für dich auserkoren; noch nie bis jetzt ist er in die Schlingen eines Weibes gefallen, noch gänzlich unbekannt sind ihm der Liebe Süßigkeiten

und Schmerzen, und deshalb wird es dir desto leichter sein, ihn zu betören und ihn seiner Sinne so weit zu berauben, daß er dich sein Herzblut trinken läßt."

Der Marchese machte eine Pause; regungslos verharrte Aspirabella in ihrer Lage, und nichts verriet ihr Interesse als die unheimlich glühenden Augen und die leise zitternden Nasenflügel.

„Kann ich ihn nicht einmal sehen?" fragte sie anscheinend gleichgültig.

„Ich will es versuchen," antwortete Pulverino, zog einen kleinen Handspiegel hervor und strich mit der Hand nach verschiedenen Richtungen darüber hin, zwischendurch lebhaft dagegen anblasend. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte er dann hinein, und ein befriedigtes Lächeln erschien auf seinen Zügen, das aber bald dem Ausdruck heftigen Zornes Platz machte.

„Auch jetzt kommt mir der alte Schleicher wieder in die Quere," brummte er vor sich hin, „ein wenig Geduld noch, Carissima, gleich wird dein Wunsch erfüllt sein." Ein Pfiff und zwei Staubwolken fuhren durch das Schlüsselloch, nahmen als Dienerinnen den Befehl ihres Herrn in Empfang und verschwanden auf dessen „Pfui" hin wieder in derselben Weise. Dann legte der Marquis den Spiegel in Aspirabellas Hände mit der Aufforderung, scharf hineinzusehen.

„Ich kann nichts bemerken," sagte diese unmutig, „was soll denn das alles bedeuten?"

„Bin ich denn nicht mehr Herr meiner Diener?" polterte jetzt Signore Pulverino los, „sollte man es wagen, meine Befehle nicht mehr auszuführen?"

Sein häßliches Gesicht verzerrte sich in diesem Moment zu einer ganz abscheulichen Grimasse, der Unterkiefer begann ein wahrhaft tolles Spiel mit Auf- und Zuklappen, und die ganze Gestalt zitterte vor Wut. Endlich — Aspirabella begleitete das widerliche Schauspiel mit lautem Gähnen — kehrte ihm die Besonnenheit soweit zurück, daß er imstande war, dreimal laut hintereinander in die Hände zu klatschen. Daraufhin entstand ein Rascheln hinter der Tapete; es klang, als wenn der Kalkbewurf der Wand an einer Stelle herunterrieselte; dann zeigte sich dicht über dem Fußboden eine kleine Öffnung, ein Häufchen Staub fiel heraus, und sogleich stand eines der grauen Männlein in der Mitte des Zimmers. „Ich melde ganz gehorsamst," begann er ohne eine Aufforderung zu sprechen abzuwarten, „daß bei Herrn Dr. Johannes Wegerich König Mandragorus selbst weilt. Der Generalfeldoberst, unsre Eule, hat in eigener Person leider vergeblich versucht, den Verräter zu fassen und unschädlich zu machen; auch konnte eine ganze Kompagnie unserer erprobtesten und trockensten Soldaten, die sich mit Todesmut von oben herab auf beide Übeltäter stürzten, nichts erreichen und mußten sich wieder zurückziehen. Darf ich fragen, ob noch weitere Angriffe unternommen werden sollen?"

„Nein,“ donnerte der Marchese und schwenkte das Taschentuch in der Luft, worauf der Unglücksbote sofort wieder hinter die Tapete verschwand. Aspirabella erhob sich, verächtlich lachend, von ihrem Divan, dem zerknirschten Vater mit Nachdruck die Worte zuwerfend: „Ich verbitte mir dringend für alle Zukunft solche Kindereien; meine Zeit ist mir zu lieb, um sie für unüberlegte Narrenstreiche zu vergeuden!“

Damit verließ sie das Zimmer und begab sich in ihr daran anstoßendes Schlafgemach, dessen Tür mit lautem Geräusch ins Schloß fiel. Signore Sicco Pulverino, Grandpoudrier impérial de Sa Majesté l'Empereur de Tschimpafiffi, König des Staubreiches, sah ihr in ohnmächtigem Zorn nach, klappte nochmals heftig mit dem Unterkiefer und suchte dann gleichfalls seine Privatgemächer auf.

(Fortsetzung folgt.)

---

# CHRONIK.

*Mark Matweijewitsch Antokolski.*

Der russische Bildhauer Antokolski ist am 9. Juli in Bad Homburg gestorben. Dem deutschen Publikum war sein Name ziemlich fremd. Antokolski war eben ein unzeitgemäßer Mensch: sein Lebelang hat er sich wenig um Presse und Publikum gekümmert; seinen Namen las man selten in den Zeitungen, und an Ausstellungen beteiligte er sich nur in Ausnahmefällen. In Deutschland hat er unseres Wissens nur zweimal ausgestellt: 1893 in München, wo er eine ganze Kollektion vorführte und einen tiefen Eindruck machte, und 1896 in Berlin zwei Hauptwerke. So kam es denn, daß speziell die deutsche Kritik sich wenig mit ihm beschäftigte. Velhagen & Klasing haben ihn nicht zu ihrem Hausgebrauch zugerichtet, und selbst der allwissende Scherl brachte nicht das Bildnis Antokolskis, welcher u. s. w. Überaus charakteristisch war es, daß die deutsche Tagespresse, die sonst über jede Bagatelle Nachricht mit Angabe von Tag und Stunde bringt, den Tod Antokolskis, der doch in Deutschlands Mitte gestorben ist, erst auf dem Umwege über Paris und Petersburg erfuhr!

Man würde aber irren, wenn man etwa danach annehmen wollte, daß es sich hier um einen scheuen Sonderling oder gar um einen



Verkannten handelte. Antokolski hat eine glänzende Existenz geführt und alle Auszeichnungen, die einem Künstler zu teil werden können, errungen. Aber es war ihm erspart, nach Aufträgen zu suchen; er hatte eine sehr kleine, aber sehr zahlungsfähige Kundschaft: die russische Zarenfamilie. Bei den letzten drei Kaisern ist er persona gratissima gewesen, besonders aber hat der schweigsame Alexander III. seiner Kunst eine schwärmerische Verehrung gewidmet. Und sonderbar: dieser absoluteste aller Monarchen hat nie versucht, seinen Künstler zu beeinflussen. Kaum daß er ihm das Sujet bezeichnete, bei der Ausführung ließ er ihm vollkommen freie Hand. So kommt es denn, daß Antokolskis Kunst schlechterdings nichts Höfisches an sich hat. Er schuf, ohne seinem künstlerischen oder historischen Gewissen irgend einen Zwang anzutun.

Leicht ist aber Antokolski seine Laufbahn nicht geworden. In der Hauptstadt Litauens, in Wilna, ist er 1842 als Sohn blutarmer jüdischer Eltern zur Welt gekommen. Er wuchs im polnischen Ghetto vor fünfzig Jahren, also in einem Milieu, das für künstlerische Entwickelung das denkbar ungünstigste war, heran. Aber die natürliche Anlage ließ sich nicht unterdrücken, der Knabe schnitzte und bosselte mit Leidenschaft. Ein reicher Glaubensgenosse, der, ohne im mindesten Kunstkenner zu sein, doch begriff, daß in diesem Knaben etwas Besonderes steckte, nahm sich seiner an; er ist übrigens später der Schwiegersohn seines Beschützers geworden. Als Kunsthandwerker fing Antokolski an: einige Genre-Figuren aus Holz und Elfenbein erregten allgemeines Erstaunen; ein stupender Naturalismus gab sich da kund. Der junge Künstler kam nach Peterburg, dann nach Berlin, wo ihm Rauch sehr wenig imponierte, und endlich nach Italien, wo er bestimmende Einflüsse erfuhr. Nicht die Antike, die Quattrocentisten wurden seine Lehrmeister: von Donatello lernte er den realistischen Stil. Sein erstes großes Werk (1871) war Iwan der Furchtbare. Der Zar ist sitzend, zusammengesunken, dargestellt. Die rechte Hand greift an die Lehne des Sessels. Furchtbare Visionen ängstigen ihn. Die Statue hat wirklich nichts Byzantinisches an sich, trotzdem sie einem Herrscher gewidmet ist, der für Rußlands staatliche Entwicklung nicht ohne Bedeutung gewesen ist. Man denke nur daran, wie in anderen Ländern ähnliche Probleme behandelt werden! Und nun folgte Meisterwerk auf Meisterwerk: Peter der Große und Jermak, der Eroberer Sibiriens, die Menschen des Willens, und dann wieder Jesus vor dem Volk und der sterbende Sokrates, die Menschen der Vorstellung. Seit 1880 lebte Antokolski dauernd in Paris, wo er der modernen französischen Plastik näher trat. Er strebte in den Werken seiner letzten Epoche sichtlich nach malerischen Wirkungen; aber sein Stilgefühl hat ihn glücklich davor bewahrt, die Ausschreitungen dieser Richtung mitzumachen.

Vielleicht sein tiefstes Werk hat er geschaffen, bevor er nach Paris gekommen ist, seine Spinoza-Statue. Der Weise vom Haag

sitzt in seinem Sessel, um die Beine ist eine Decke geschlagen; eine Papierrolle ist ihm entglitten, eine andere liegt auf seinem Schoß. Nachdenklich blickt der Philosoph in die Ferne, und auf seinem Gesichte ruht ein Friede und eine Hoheit, daß man bei seinem Anblick ganz fromm und still wird. Antokolski hatte hier offenbar einen ganz adäquaten Gegenstand gefunden, denn die Darstellung des geistigen Gehalts eines Menschen ist seine Stärke, eine nackte Figur hat er nie gebildet.

Wer sein Lebenswerk kennt, wird sich nicht scheuen, ihn für einen der größten Künstler des abgelaufenen Jahrhunderts zu erklären. Er gehört keiner Schule an, eine einsame Gestalt, original durch und durch, und dabei von einem Stilgefühl, daß die Schlagworte Realismus und Idealismus vor seinen Werken verstummen. In Rußland allerdings wird er nach Gebühr gewürdigt. Die ganze jungrussische Plastik ist von ihm abhängig, Trubetzkoi, Günzburg und Bernstamm sind seine Jünger.

Anton Springer meinte einmal, daß Kunstwerke, die sich in Rußland befinden, außerhalb des europäischen Kulturkreises sind. Leider hat er noch jetzt damit recht, und so dürfte Antokolski, dessen ganzes Lebenswerk in Petersburg und Moskau aufgehoben ist, noch lange Zeit für den Westen der große Unbekannte bleiben. Aber wenn man ihn dann eines Tages gewissermaßen entdecken und sich zu eigen machen wird, dann wird er für die europäische Plastik eine ähnliche Eroberung bedeuten, wie es Tolstoi vor zwanzig Jahren für die Poesie war. —

## *Vom Campanile von San Marco.*

In den Augen der Venezianer war der San Marco-Turm etwas Unerschütterliches, Ewiges. Zahlreiche Sprachwendungen beweisen es. Wollte der Venezianer versichern, daß irgend etwas nie eintreten würde, so sagte er: „Wir werden das sehen, wenn der Glockenturm einstürzt“, oder auch „wenn der Glockenturm den Ort wechseln wird“.

Vasari, der dem Architekten des Campanile, Buono, einige Zeilen widmet, rühmt die Fundamentierung des Turmes. Er hält sie für besser als die aller anderen venezianischen Gebäude und meint, daß sie den Venezianern als Vorbild gedient haben dürfte. Das klingt ja recht beruhigend.

Man hat, bei Gelegenheit der Katastrophe, die Stellen aus Goethe citiert, die sich auf den Campanile beziehen. Aber die wirklichen Verherrlicher des Turmes waren zwei andere: Canaletto und John Ruskin. Neben dem Canal grande und der Chiesa della Salute war die Piazza sein Lieblingsgegenstand. Wer kennt diese Bilder nicht, die man in allen größeren Museen findet, und denen der Marcusturm das charakteristische Gepräge verleiht? Was Ruskin

betrifft, so nimmt er in seinen „Steinen von Venedig" immer wieder auf ihn Bezug.

Noch eine amüsante Episode aus der Geschichte des Turmes. Der Campanile hat auch eine Zeitlang als Pranger gedient. Im 15. Jahrhundert pflegte man in mittlerer Höhe, an einem vorspringenden horizontalen Balken, eine Art Käfig (cheba) anzubringen. Dieser Käfig beherbergte Geistliche, die sich schwerer Vergehen schuldig gemacht hatten. Man setzte sie so der allgemeinen Schaulust aus, ohne Schutz gegen Regen und Sonne. Man gab ihnen nur Wasser und Brot mit. Im 16. Jahrhundert kam dieser Brauch ab.

Übrigens hat Galilei zum erstenmal sein Teleskop auf dem Campanile aufgestellt.

Bekannt ist die Erzählung, daß Napoleon die Treppe zur Turmspitze hinaufgeritten sei. Es handelt sich hier um einen historischen Irrtum. Nicht Bonaparte hat dies Reiterstücklein versucht, sondern ein österreichischer Offizier Graf Wimpffen, der übrigens unverrichteter Dinge umkehren mußte; sein Pferd sträubte sich auf halbem Wege, und Wimpffen konnte so nicht bis zur Spitze gelangen. —

## *Corradinis „Julius Cäsar".*

Der junge italienische Dramatiker Enrico Corradini hat soeben ein fünfaktiges Drama „Giulio Cesare" erscheinen lassen. Da seine Landsleute von dem jungen Dichter noch Großes erwarten, so ist sein Werk wohl der Beachtung wert. Das Stück bietet außer dem Titel weiter keine Vergleichspunkte mit dem Shakespeareschen, dessen eigentlicher Held ja nicht Cäsar, sondern Brutus ist. Bei Corradini steht Cäsar im Mittelpunkte des Ganzen. In fünf *al fresco* entworfenen Bildern hat er es versucht, die Hauptmomente aus der Laufbahn Cäsars vorzuführen, von der Überschreitung des Rubicon bis zum Tod durch Brutus' Hand. Die fünf Bilder sind mit großem Geschick durchgeführt: sie sind farbenreich und voller Bewegung. Corradini ist ein begeisterter Verehrer des Helden, den er sich erwählt: er stellt seine großen Eigenschaften mit voller Absicht in helles Licht. Der Einfluß Carlyles und Nietzsches auf den Autor ist offenkundig. Cäsar ist der Carlylesche Heros, der Nietzschesche Übermensch. Ob Corradini von Nietzsche selbst beeinflußt ist oder ob er die Lehre vom Übermenschen durch Vermittelung von Gabriele d'Annunzio, mit dem er innig befreundet ist, erhalten hat, ist hier gleichgültig.

Der Kultus der zielbewußten Kraft, des großmütigen Helden namentlich, ist dem italienischen Geiste stets eigen gewesen. Die Energie war immer eine florentinische und römische Tugend. Guicciardini und Macchiavelli haben sie gepredigt. Es ist daher begreiflich, daß der Florentiner Corradini den Römer Cäsar verherrlicht. Sein Cäsar ist kein Ehrgeiziger, der nach Herrschaft und Reichtum strebt. Er liebt

Rom wie sich selber, und wenn er groß sein will, so ist es nur, weil in seinen Augen sein Geschick mit dem seines Vaterlandes verschmolzen ist. „Ich verkündige euch,“ so sagt er „in drei Worten einen neuen Gedanken: Rom, Italien, die Welt. Die ganze Welt muß römisch werden, nicht durch Eroberung, sondern als natürliche Vergrößerung Roms. Die stolze Stadt muß der Welt das Bürgerrecht verleihen. Rom ist das Herz, die Welt ist der gewaltige Leib, die Seele werde ich ihm geben. Ist er nicht durch und durch römisch, dieser Weltgedanke von Rom?“

Um diesen ungeheuren Plan zu verwirklichen, will sich Cäsar auf das Volk stützen. Er will eine reiche, mächtige und gebildete Demokratie gründen. Zur Macht gelangt, verzichtet er freiwillig auf den Mißbrauch der Gewalt. Er vergibt seinen Feinden, aus Klugheit, ein wenig wohl auch aus Geringschätzung. Nachdem er der unerbittliche Despot gewesen ist, wird er der gute Tyrann.

Aber seine Gegner vergeben ihm seine neue Größe nicht. Sie konnten es wohl mit ansehen, daß Cäsar durch Gewalt herrschte, aber nicht, daß er es durch Überredung tut. Conradini zeigt sich in den Charakterbildern, die er von Brutus und Cassius entwirft, als feinen Psychologen. Die Verschwörer lieben die Freiheit noch mehr, als sie Cäsar verabscheuen. Sie ermorden den Diktator, weil er „größer als Rom“ geworden ist, und weil er die abstrakten Begriffe von Recht und Volkssouveränität beeinträchtigt, die sie höher stellen als eine gute Regierung.

## *Die Tragödie von „Jedermann“.*

In England existiert bekanntlich seit etwa sechs Jahren unter dem Titel „Elizabethan Stage Society“ eine dramatische Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das altenglische Drama zu neuem Leben zu erwecken. Die Liste der alten Stücke, die sie bis jetzt aufgeführt hat, ist sehr stattlich und interessant. Aber ihr Publikum bestand bis jetzt fast ausschließlich aus Fachleuten, und die Darsteller waren Dilettanten. Die Vorstellungen wurden an verschiedenen Orten gegeben, mit Vorliebe in den Universitätsstädten. In diesem Frühjahr hat nun die Gesellschaft einen Erfolg errungen, der sie außerordentlich populär gemacht und sie veranlaßt hat, eine Truppe von Berufsschauspielern zu engagieren. Es handelt sich da nicht um ein Drama Shakespeareschen Stils, sondern um eine Moralität vom Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. „Everyman“, „Jedermann“ — so heißt das Stück, das das große Publikum in so hohem Maße interessiert; in London sowohl wie in der Provinz hat es zahlreiche Wiederholungen erlebt, und noch jetzt wird es in Nachmittagsvorstellungen einem sehr zahlreichen Publikum vorgeführt.



Nach einem Prolog von wenigen Versen tritt eine dramatische Person auf, die wir aus dem Vorspiel zum „Faust" kennen: im Programm heißt sie Adonai — es ist Gott Vater. Bei den ersten Vorstellungen war der Darsteller unsichtbar, aber nach dem tiefen Eindruck, den das Drama machte, hat man dem Prolog im Himmel seine ursprüngliche Gestalt gelassen. Gott beklagt sich über „Jedermann", seinen Diener und sein Geschöpf, der in Lust und Sünde seine Aufgabe auf der Erde vergißt. „Deshalb werde ich Tod, meinen mächtigen Boten, rufen und ihm befehlen, Jedermann hier vorzuführen, damit er mir Rechenschaft ablege." Tod erhält seine Weisungen. Jedermann, in seiner Sorglosigkeit und Zügellosigkeit, weigert sich zunächst, die Aufforderung ernst zu nehmen. Dann versucht er es, den unheimlichen Boten des himmlischen Gerichts durch Bitten zu rühren, durch Versprechungen zu bestechen. Tod hört ungerührt seine Reden an. Die Sorglosigkeit von „Jedermann" weicht nun einer lebhaften Unruhe; soll er wirklich sofort seine Beschäftigung, sein Vergnügen aufgeben, um nach dem unbekannten Lande allein aufzubrechen? Wenn er wenigstens Begleiter hätte! Da kommt gerade „Fellowship" (Kameradschaft) vorüber. Jedermann sagt nun: „Ach, mein Freund, ich brauche dich!" „Worum handelt es sich? Um einen Kampf oder um ein Gelage?" „Es handelt sich um eine weite Reise; Gott ruft mich, um ihm Rechenschaft abzulegen." „Tut mir leid. Ich muß anderwärts." Und Fellowship entfernt sich singend. „Kindred" (Verwandtschaft) entschuldigt sich desgleichen. Da besinnt sich Jedermann auf ein Wesen, für das er so vieles geopfert: „Goods" (Besitz) heißt es. Aber „Goods" kann alles, nur nicht das, was Jedermann von ihm verlangt. In seiner Not denkt er nun an „Good-Deeds" (gute Werke); aber „Good-Deeds" liegt so schwach da, daß er sich nicht rühren kann. Aber bei dem Anruf von Jedermann erhebt er sich und ist bereit, ihm zu folgen und ihn zu schützen, und zu ihm gesellt sich noch „Science", das Wissen von den göttlichen Dingen. Good-Deeds und Science allein von allen seinen Gefährten begleiten Jedermann auf seinem Wege. Nun erscheint „Confession" (Beichte), die dem Wanderer im Austausch für seine Reue den unschätzbaren Juwel der Buße übergiebt, einen Talisman, der ihm die Pforten des Himmels öffnen wird. Der Held verläßt nun die Bühne, um das hl. Sakrament zu nehmen. Während dessen spricht Science über die Macht der Kirche, die Absolution zu erteilen. Jedermann erscheint nun wieder und steigt in sein Grab, wo nur sein Körper bleibt. Engelstimmen aus Himmelshöhen belehren uns, daß seine Seele bald bei Gott ruhen wird. Ein kurzer Epilog zieht dann die Moral aus den Vorgängen.

Die Ähnlichkeit mit „Faust" braucht wohl nicht weiter hervorgehoben zu werden, aber auch der Unterschied springt ins Auge: der mittelalterliche Mensch wird nur durch Reue und durch Vermittelung der Kirche erlöst, der moderne Mensch durch die Macht der eigenen Tat.

Übrigens werden dem Stück wahrhaft künstlerische Qualitäten nachgerühmt. Es soll sich von allen Geschmacklosigkeiten freihalten, die sonst derartigen Produkten der Volksphantasie anhaften.

*Chinesischer und europäischer Geist.*

Daß die chinesische Kultur seit Jahrtausenden stillsteht, ist ein Gemeinplatz, der sogar unseren Schulknaben geläufig ist. Allerdings ist diese Ansicht durch gewichtige Autoritäten lange Zeit vertreten worden. Herder nannte China einen balsamierten Leichnam, der mit Inschriften versehen und in Seide eingewickelt sei. Für Hegel war das Reich der Mitte der Typus der Unveränderlichkeit. Der kürzlich verstorbene Orientalist Vasilieff meint: „Man kann sich nur wundern, daß die Völker des fernen Ostens, die seit Jahrtausenden auf demselben Boden wirken, nicht an Erschöpfung zu Grunde gegangen sind.“ Im Gegensatz dazu ist den Chinesen in dem Italiener Ferari ein Vorkämpfer erstanden. In seinem Werke „China und Europa“ versucht Ferari den Nachweis zu führen, daß ihre Entwickelung der unsrigen parallel gewesen ist und gleiche Umwandlungen auf geistigem Gebiete durchgemacht hat. „Ihre Philosophen lehrten fast zu derselben Zeit wie Pythagoras; ihre Eroberer erfochten ihre Siege in den Tagen Alexanders und der Römer; die Barbaren bedrängten sie zu derselben Zeit, als die Kultur der Cäsaren bedroht war; die kaiserliche Gewalt nahm den Titel des Oberpriesters an zur Zeit Gregors des Großen; die chinesische Wissenschaft blühte zur Zeit Abälards und Thomas von Aquinos; die dramatische Kunst in China erreichte eine gewisse Höhe, als die „Divina Comedia“ in Italien geschrieben wurde; sein Zeitalter der Renaissance und der Rückkehr zu seiner ältesten Kultur fällt ungefähr mit den Zeiten Petrarcas und Boccaccios zusammen und entspricht dem Wiedererwachen der klassischen Studien. Der westfälische Friede und die französische Revolution haben ihre Analogieen in der chinesischen Geschichte. In den ersten zwei Dritteln seiner nationalen Entwickelung ist China um ein volles Menschenalter Europa voraus. Während des Mittelalters fallen die bemerkenswerten Jahre in China und Europa mit solcher Genauigkeit zusammen, daß es ans Wunderbare grenzt.“ Soweit Ferari.

Was die sogenannte „Erstarrung“ der chinesischen Kultur betrifft, so drehe man einmal die Sachlage um. Man denke sich, daß ein Chinese nach Europa kommt, um unser geistiges Leben zu studieren. Er wird nun finden, daß unsere Religionen auf Büchern beruhen, die zwei bis drei Jahrtausende alt sind; daß unsere Rechtsbeflissenen, die einst berufen sind, unsere Staaten zu regieren, ihre Studien mit einem Werk beginnen, das 1300 Jahre alt ist; daß auf unseren höheren Schulen Dichter gelesen werden, die ebenfalls vor zwei bis drei Jahrtausenden gelebt haben; ja, daß auf unserem Theater Dramen



populär sind, die vor drei Jahrhunderten geschrieben sind. Wird da der Chinese nicht mit scheinbarem Rechte von einer Erstarrung des geistigen Lebens in Europa sprechen?! Es ist eben die alte Geschichte: abfällige Urteile über andere Völker beruhen fast immer auf Unkenntnis.

---

## BÜCHER-LISTE.

**Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 7. Juli bis 22. Juli eingelaufen:**

*Armand, Josef,* Sechs Sträuße aus dem Garten meiner Jugend. Gedichte. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson.

*Berge, Elisabeth von,* Heinrich von Kleist. Trauerspiel. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

*Bernstein, Ed.,* Die Leiden des armenischen Volkes und die Pflichten Europas. Berlin 1902. Dr. John Edelheim.

*Dörr, Erich,* Im Anfang war der Durst. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson.

*Elsner, Paul,* Bilder aus Neu-Hellas. Aarau 1902. H. R. Sauerländer & Co.

*Engel, Alexander,* Hochzeitsreisen. Stille Geschichten. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

*Martin, Marie,* Die Frau als Gehülfin bei sozialen Zeitaufgaben. Vortrag, auf dem 13. Evangelisch-sozialen Kongreß in Dortmund gehalten. Göttingen 1902. Vandenhoeck & Ruprecht.

*Réville, Jean,* Religiöse Reden. Autor. Übersetzung. Berlin 1902. C. A. Schwetschke & Sohn.

*Schultze, Dr. Ernst,* Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Leipzig 1902. L. Staackmann.

*Spencer, Herbert,* Les premiers principes. Traduit sur la sixième édition anglaise, complètement revue et modifiée par l'auteur par M. Guymiot. Paris 1902. Schleicher frères.

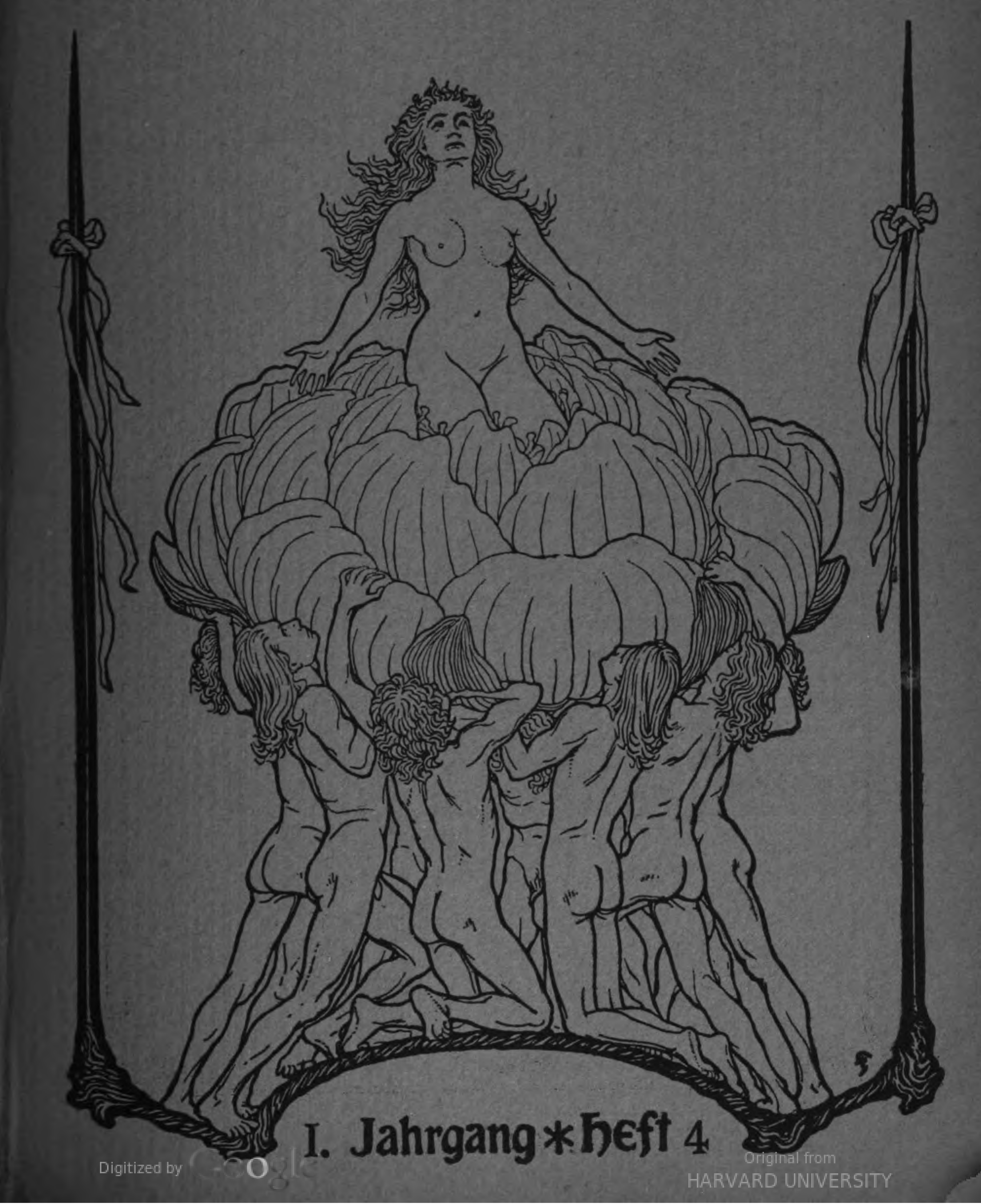
---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Der Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





# Die Kultur



I. Jahrgang * Heft 4

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

## Das V. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang September und wird u. a. enthalten:

Béla Vikár (Budapest): *Ludwig Kossuth.*

Prof. Pol de Mont (Antwerpen): *Die Ausstellung altvlämischer Meister in Brügge.*

Dr. Ad. Kohut (Berlin): *Karl Simrock und Heinrich Heine.*

*Taines Kunstphilosophie.*



Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Zweites Augustheft.

INHALT.



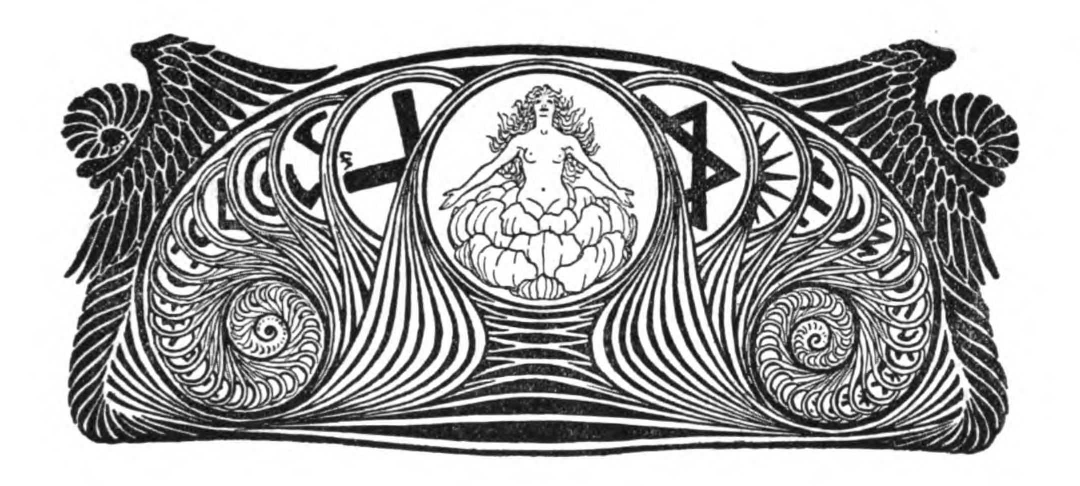
HERAUSGEBER D^R S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C^O

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Zur Psychologie Wagners.

## I.

Für uns, die wir dem Banne der wagnerischen Verzauberung verfallen sind und, trotz aller Widersprüche im einzelnen, im ganzen verfallen bleiben, ist es schwer, den Grad von Loslösung und Selbstbesinnung zu gewinnen, der unerläßlich ist, wenn wir uns das Wesen der wagnerischen Kunst entgegenschauend, erkennend, abschätzend vergegenständlichen wollen. In dieser Kunst redet unsre eigne Seele zu uns, in ihr lieben und hassen wir uns selbst. Wir wissen nicht, wo unsre Schwächen, wo unsre Stärken Gestalt gewonnen haben. Vielleicht halten wir die Schwächen für Stärken. Ein Künstler, der mit solchem Überschwang von Inbrunst geliebt wird, wie Wagner von der heutigen europäischen Welt, muß mit ungeheurer Kraft das innerste Seelenleben der Epoche ausdrücken, die er sich *so* unterjocht.

Was verrät sich da? Was sagt die Kunst, vor allem die Musik Wagners aus über die Seele und das Triebleben ihres Schöpfers? Was wird sie folgenden Zeiten über das Seelenleben der Gegenwart verraten? Hier stoßen wir auf ein tiefes Problem, auf das Nietzsche zuerst hingewiesen hat. Er sieht die Musik als eine Zeichensprache der Affekte an. Er sagt einmal: „Jetzt erst dämmert es den Menschen auf, daß die Musik eine Zeichensprache der Affekte ist,





und später wird man lernen, das Triebsystem eines Musikers aus seiner Musik deutlich zu erkennen. Er meinte wahrlich nicht, daß er sich damit verraten habe. Das ist die Unschuld dieser Selbstbekenntnisse im Gegensatz zu allen geschriebenen Werken."

Was sagt nun die Kunst Wagners über sein Wesen aus? Welche Rückschlüsse dürfen wir aus ihrem Charakter auf die Grundtriebe ihres Schöpfers machen? Können wir aus ihr eine Grundformel für die Konstitution seiner Seele ableiten, aus der sich seine Entwicklung erklären ließe?

Es scheint schwer zu sein, eine einheitliche Formel zu finden für eine Entwicklung, die in ihrer Mitte so auseinanderbricht, daß ihre Hälften sich anscheinend unvereinbar widersprechen. Ich meine das Rätsel, das schon manchen beunruhigt und an dessen Lösung die Psychologie vieler Freunde und Gegner Schiffbruch gelitten hat. Wie kam es, daß Richard Wagner, der Künstler und Heide, der Anhänger Feuerbachs, hinter der Mitte seines Lebens sich von Schopenhauer bekehren ließ und zuerst Schopenhauerianer, dann Christ wurde? Sollen wir an der Lösung der Antithese — Wagner, der Heide, und Wagner, der Christ — verzweifeln und annehmen, daß er sich selbst mißverstanden habe und von seinem eigentlichen Wesen abgefallen sei, als er sich zum schopenhauerischen Buddhismus und zu christlichen Gefühlsanschauungen bekehrte? Sollen wir annehmen, daß damals zwischen seinem Grundwesen und seiner Weltanschauung ein unerklärbarer, ungeheurer Bruch geschehen sei? Daß er fortan in einem unüberbrückbaren Widerspruch zwischen Sein und Denken gelebt habe? Die Widersprüche seiner Äußerungen in den zwei Perioden sind allerdings unleugbar.

Wagner war bis in sein 42. Lebensjahr als Schüler Feuerbachs unbedingter Anhänger einer diesseitig gesinnten, weltbejahenden Philosophie. Allein in der sinnlichen Welt und ihren Trieben sah er die Wurzeln aller Lebenskraft und Kunst. Als Künstler ging er aus auf die denkbar

höchste Verklärung und Vergeistigung der voll ausgelebten Sinnlichkeit. In den revolutionären Kunstschriften seiner Jugend jauchzte er dem Licht der antik-heidnischen Weltfreude zu und bekannte sich zu einem ästhetisch gefärbten lustsüchtigen Optimismus. Seine Feindseligkeit gegen das weltflüchtige, weltverneinende, weltverleumdende asketische Christentum faßte er in haßerfüllte Worte. — Dieser selbe Wagner nahm von Schopenhauer, als er dessen Hauptwerk kennen gelernt hatte, ohne Gegenwehr sofort alles das an, was seinen bis dahin bekannten Zielen tödlich feind war: den weltmüden, buddhistisch-quietistisch gefärbten Pessimismus, die Sehnsucht nach der Erlösung von der Qual des ewig gegen sich selbst wütenden, sich selbst zerfleischenden Lebenswillens; die Sehnsucht ins Nichts, als deren Symbol der Heilige dasteht, der Sieger, der seine wilden Triebe und in ihnen die Welt überwunden hat; die Lehre vom wissenden Mitleid als der welterlösenden Kraft. Ihm lag der Kern und die Weltbedeutung der schopenhauerischen Philosophie in ihrer moralischen Wertung der Welt, in dem, was christlich-buddhistisch in ihr ist. Mit Schopenhauer sah er fortan auch die höchste Wirkung der Tragödie in der Verneinung, die von der Qual des Lebenswillens erlöst, er entsagte seiner früheren Erkenntnis, die Nietzsche so formuliert, daß in der tragischen Verzückung über Tod und Untergang des Helden hinaus das ewige, unzerstörbare Leben selbst sich seiner ewigen Urlust bewußt wird und sich bejaht. Wagner zog ohne Säumen die Konsequenzen dieser Bekehrung. Er interpretierte unbedenklich in einem denkwürdigen Briefe an seinen Freund Röckel seinen heidnisch konzipierten Nibelungenring schopenhauerisch-buddhistisch um, obgleich er in dem unmittelbar voraufgehenden Brief an denselben Freund einen philosophischen Kommentar derselben Dichtung gegeben hatte, nach dem sie die poetische Einkleidung feuerbachisch-heidnischer Grundgefühle gewesen wäre. Er ging dann Schritt für Schritt weiter, bis er die letzten Konsequenzen dieser Umkehr zog, als er im







Parsifal die ethische Willensverneinung der Schopenhauerschen Erlösungslehre mit urchristlichen Symbolen und christlich-mittelalterlichen Mythen verschmolz; als er in der asketischen Gestalt des Parsifal seinen freien germanisch-harten Heldenjüngling Siegfried auslöschte und zurücknahm; als er sich der ungeheuren Gefühlserbschaft, die zwei christliche Jahrtausende angehäuft hatten, für die Zwecke seiner Kunst bemächtigte und im Grals-Tempel die Bühne und seine Musik mit dem Weihrauch und den Entzückungen des katholischen Meßopfers füllte. In den Aufsätzen der Bayreuther Blätter gab er auch die philosophisch-religiöse Interpretation der Parsifal-Periode. Mit der ersten Aufführung des Parsifal im Sommer 1882 wurde Neu-Bayreuth gegründet, in dessen weihrauchschwerer Luft das künstlerisch unvergleichliche Wunderwerk des europäischen Neukatholizismus die späten, artistischen, raffinierten und dekadenten Seelen ganz Europas anlockt. In diesem Neu-Bayreuth, an dessen Spitze eine weltkluge, geniale, zum Herrschen geborene Frau steht — eine Frau übrigens, die eine eingeborene Neigung zu mystischer Frömmigkeit sehr seltsam mit einer rücksichtslosen, unbedenklichen Weltpolitik verbindet —, gilt nur der altgewordene mystische Meister, der Schöpfer des Parsifal, der Verfasser von „Kunst und Religion". Alles, was aus den Frühjahren des einst revolutionär, anarchisch-kommunistisch, heidnisch gesinnten Meisters diesem neu errichteten Heiligenbilde nicht entspricht, wird klug beschwiegen oder umgedeutet. Frau Cosima Wagner bekennt selbst, sie wolle in Bayreuth der Welt zeigen, was deutsche Sitte, was Christentum ist, und sie nennt als die zwei extremst christlichen Werke des Meisters, neben dem Parsifal, den Tannhäuser und den Lohengrin. Von denen schrieb der junge, noch unbekehrte Meister einmal selbst: „Wie albern müssen mir nun die in der modernen Lüderlichkeit geistreich gewordenen Kritiker vorkommen, die meinem Tannhäuser eine spezifisch christliche, impotent verhimmelnde Tendenz andichten wollen." Und: „Wem am

Lohengrin nichts weiter begreiflich erscheint, als die Kategorie christlich-romantisch, der begreift eben nur eine zufällige Äußerlichkeit, nicht das Wesen seiner Erscheinung."

Man sieht: die Tatsachen in den beiden Hälften dieses Lebens widersprechen sich tödlich. Die Tatsachen? Oder nur das, was als Tatsachen gilt: die Äußerungen, die bekannten formulierten Ziele, die Interpretation? Gibt es einen Weg, diesen Widerspruch aufzulösen durch eine tiefere Interpretation? Einer von beiden, der Heide Wagner oder der Christ muß ein Selbstmißverständnis sein. Dieselbe physisch-psychische Realität hat der ganzen Entwicklung zu Grunde gelegen, die sich nacheinander in so widersprechende Formen verwandelt hat. Ich gebe die Lösung des Rätsels vorweg. Wagner war konsequent, als er sich zum Christentum bekehrte. Sein griechich-feuerbachisches Heidentum war ein Selbstmißverständnis, er erkannte sich und bekehrte sich auch theoretisch zu sich selbst, zur Wahrheit seiner tiefsten Triebe, als er Schopenhauerianer wurde.

## II.

Wir machen den Rückschluß aus der wagnerischen Kunst auf die Grundtriebe ihres Schöpfers, wir fragen, was seine Helden über ihn selbst verraten. Wagner definiert einmal den Seelenzustand seines Tristan als ein „zwischen äußerstem Wonneverlangen und allerentschiedenster Todessehnsucht wechselndes Gefühlsleben". Der Tristan, dieser konzentrierteste Extrakt aller wagnerischen Kunst, verrät auch am meisten über Wagners eignes Wesen. Das typische Erlebnis Wagners war der ewige „Wechsel zwischen der höchsten Energie des Entzückens und der Zerknirschung", den er als das psychologische Grundfaktum des Tannhäusers bezeichnet. Der schroffste Wechsel zwischen den extremsten inneren Zuständen. Die nervöseste Sensibilität und Emotivität, die auch bei geringen Reizen zu furchtbaren Wirkungen anschwillt und den Menschen Wagner an die Grenzen der Lust- und Schmerzempfindung, den Künstler

an die Grenzen des Ausdrucks dieser Empfindungen treibt. Da die Wirklichkeit das über alle Grenzen getriebene Wonneverlangen niemals ganz befriedigt, da auf die höchste Ekstase schnell die tiefste Depression, voll Öde, Ekel und Trostlosigkeit folgt und länger anhält als jene Augenblicke der beglückenden Illusion im Rausch des Entrücktseins, — so ist der eigentlich normale Zustand einer so exzessiven Seele der einer tiefen unheilbaren Unseligkeit. Wagner verrät sein eignes erlebtes Leiden, wenn er von Beethoven sagt: „Wogegen die entzückende Hellsichtigkeit des Musikers mit einem stets wiederkehrenden Zustande des individuellen Bewußtseins abzuwechseln hat, welcher um so jammervoller gedacht werden muß, als der begeisterte Zustand ihn höher über alle Schrecken der Individualität erhob." Die ungeheuren vulkanischen Ausbrüche seiner Musik zeigen, daß ein furchtbarer Krampf des Lebenswillens in ihm gewütet hat, der mit konzentriertester Leidenschaft nach der höchsten Erfüllung seines abgründlichen Trieb- und Machtverlangens begehrte. Aus der Unseligkeit, in die ihn der ungesättigt zurückflutende Sturm dieser Brandung versenkt, muß man es verstehen, wie und weshalb der Begriff, die Vision der Erlösung, der Zentralbegriff Wagners, seiner Kunst und seiner Ethik ist und sein muß. Die innere Unseligkeit strebt über sich hinaus dem Zustande einer erreichbar gedachten, andauernden, unvergänglichen vollen Seligkeit zu. Diese Seligkeit ist die vollendete Erlösung.

Es verschlägt nichts, daß Wagner selbst den Inhalt dieser Erlösung in den zwei Perioden seiner Entwicklung gerade entgegengesetzt definiert: die beiden Definitionen sind nur abweichende, widersprechende Ausdeutungen, Interpretationen desselben gleichbleibenden innern Tatbestandes. In seiner stürmischen revolutionären Jugend sah er das Ende der Unseligkeit, mit Feuerbach und dem jungen Deutschland, negativ in der endgültigen Überwindung alles Asketismus, positiv in der höchsten Auslebung und Vergeistigung der Sinnlichkeit, in dem voll verwirklichten

Liebesbunde zwischen Mann und Weib, in dem der Egoismus verklärt und aufgehoben, das „Ich" im „Du" erlöst wird. Der freie, widergesetzliche Liebesbund zwischen Siegfried und Brunhild, den „freien Menschen der Zukunft", ist ihm die dichterische Erfüllung dieses Ideals.

Weil er aber das eigne Leben mit seinen übermächtigen Trieben, die auch in der Lustekstase noch verwunden, immer wieder als Qual empfand, weil er immer wieder erlebte, daß diese Qual der unbefriedigten furchtbaren Sehnsucht sich niemals in reine Wonne auflösen wird, weil er immer wieder erfährt, daß alle vorübergehenden Erfüllungen nur Illusionen sind, deren Zerrinnen noch unseliger macht, — deshalb kommt ihm, in seinem vierzigsten Lebensjahre, die ethische Lehre Schopenhauers von der „Verneinung des Lebenswillens als die einzige Möglichkeit der Erlösung" wie ein „Himmelsgeschenk in seine Einsamkeit". Diese Lehre entsprach seinem tiefsten typischen Urerlebnis, daran ist nicht zu zweifeln. Er war dafür prädestiniert und hat recht, wenn er sein Feuerbachsches Heidentum, das auf Verklärung der Sinnlichkeit ausgeht, als ein Selbstmißverständnis bezeichnet. Wer die Triebe des eignen Lebenswillens um ihrer Anarchie, ihres Krampfes willen als Qual empfindet, wer an der Welt und an sich leidet, wie es Wagner nach vielen Selbstgeständnissen getan hat, muß mit dem Wunsche nach Verneinung, mit der Sehnsucht zum Nichts enden. Hieran kann man nicht zweifeln, wenn man den Brief liest, den Wagner an Liszt schreibt, unmittelbar nachdem er Schopenhauer kennen gelernt hat. „Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte . . . Wenn ich auf die Stürme meines Herzens, den furchtbaren Krampf, mit dem es sich — wider Willen — an die Lebenshoffnung anklammerte, zurückdenke, ja, wenn sie noch jetzt oft zum Orkan anschwillt, — so habe ich



dagegen nun doch ein Quietiv gefunden: es ist die herzliche und innige Sehnsucht nach dem Tode: volle Bewußtlosigkeit, gänzliches Nichtsein, Verschwinden aller Träume — einzigste endliche Erlösung!" — Von nun an formuliert er auch sein theoretisches Erlösungsideal in dem buddhistisch-asketischen Heiligen, dessen eigentliche einzige Handlung die Verneinung des Willens ist, der sich vollendet in der völligen Aufhebung des persönlichen Bewußtseins, im Aufgehen ins Nirwana. Suchte er früher die höchste Erlösung *in* der Liebe, so sucht er jetzt die Erlösung *von* der Liebe, die als furchtbare Qual empfunden, unerträglich ist. An Stelle der Liebe verherrlicht er das Mitleiden. Der heiligste Sieg, die völlige Erlösung: die Entsündigung Kundrys, des Dämons der Sinnlichkeit, durch den Mitleidshelden Parsifal, der den Lebenswillen in sich überwunden hat.

Im Vorübergehen muß ich einen Einwand streifen, der gegen diese Psychologie gemacht werden könnte: als wäre Wagner im innersten Grunde so gewesen, wie er im täglichen Leben, besonders im Alter, vor Freunden und Fremden oft erschien, behaglich, ausgelassen, mit behendem Wort, von Scherzen sprudelnd, im Übermut oft über die Grenzen schießend. Wer diese und andere Blasen, die sein unruhiger Geist warf, für das Wesen nimmt, wer nicht in den sprunghaften Winden einer unberechenbaren, auch lustigen Laune das Anzeichen eines in der Tiefe brütenden Sturms erkennt, wer nicht in den furchtbar plötzlichen Ausbrüchen einer maßlosen Heftigkeit, die mit übersprudelnder Lustlaune wechselten, Symptome einer noch tiefer liegenden Unseligkeit ahnt, — mit dem kann man sich freilich nicht über die Tragik und die innere Leidensgeschichte eines solchen Genies verständigen. Einem solchen Betrachter würde ich nichts Ernsthaftes zu erwidern haben, wenn er den alternden Wagner für einen glücklichen Mann hält, weil er behagliche Witzchen machte, seidene Schlafröcke trug und als Fürst von eignen Gnaden auf Wahnfried einer Welt gebot.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Düsseldorf. *Dr. Fritz Koegel.*



# Die Altkölnische Malerei und ihre Cicerones.*)

I.

Vor hundert Jahren ungefähr haben die Deutschen die poetischen und künstlerischen Zeugen ihrer Vergangenheit wieder zu entdecken begonnen. Wohl war man schon während des 18. Jahrhunderts des einen oder anderen gewahr geworden, aber es waren eigentlich nur Zufallsfunde gewesen. Erst mit dem 19. Säkulum setzt das systematische Forschen und Suchen ein, erst da gibt es auch ein Publikum, das mit Interesse folgt, mit Liebe empfängt. „Deutsche Renaissance“, so darf man wohl diesen Prozeß nennen, denn es ging etwas Ähnliches in Deutschland vor, wie, allerdings mit weiter greifenden Folgen, in Italien das Trecento und Quattrocento. Es handelte sich um eine der vielen Strömungen, die man unter dem Namen: „Romantische Schule“ zusammenfaßt. Im Osten, in Jena, Weimar, Dresden und Berlin, war die Romantik abstrakt gewesen: sie hatte aus philosophischen Prämissen heraus den neuen Lebens- und Kunststil zu konstruieren gesucht. Im Westen, am Rhein und Neckar, im Schatten des Domes und des Otto Heinrichs-Baues, wurde sie konkret, glaubte sie das Zukunftsideal in der Vergangenheit zu finden. Und während in Heidelberg des Knaben Wunderhorn zu tönen begann und die alten Volksbücher zu neuem Leben erweckt wurden, wurde in Köln die altdeutsche Kunst wieder entdeckt. Man könnte die Rolle, die das deutsche Rom nach dieser Richtung hin gespielt hat, bei Wahrung der gehörigen Distanzen, fast mit der vergleichen, die der Siebenhügelstadt bei der Auferstehung der antiken Kunst zugeteilt war. Nur brauchte man in Köln nicht in der Erde zu suchen: es war nur nötig, die Augen offen zu halten, das Vorhandene vor Zerstörung zu bewahren.

*) Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, XIII: Geschichte der Kölner Malerschule. 131 Lichtdrucktafeln mit erklärendem Text, herausgegeben von Ludwig Scheibler und Carl Aldenhoven.
Geschichte der Kölner Malerschule von Carl Aldenhoven.
Lübeck 1902, Verlag von Joh. Nöhring.



Als um die Wende des 18. Jahrhunderts in Deutschland jene ungeheure politisch-ökonomische Umwälzung stattfand, von der in erster Reihe die geistlichen Stände und die Kirche betroffen wurden, da schien mit dem Schicksal des hl. Römischen Reiches deutscher Nation auch der Untergang der Werke altdeutscher Kunst besiegelt zu sein. Herrliche Bauwerke wurden verunstaltet, verwüstet, demoliert, mit kostbaren Miniaturen wurden Öfen geheizt, Bilder mittelalterlicher Maler als Wände für Hühnerställe gebraucht. In Köln, dem Centrum der ganzen „Pfaffengasse", machten sich diese Vorgänge besonders fühlbar: den unvollendeten Dom wollte der französische Präfekt zu einer „pittoresken Ruine" verfallen lassen, und mittelalterliche Kunstwerke aller Art trieben sich fast herrenlos in Rumpelkammern und Trödelbuden umher.

Ein Irrtum aber wäre es, zu glauben, daß die Kölner Bevölkerung sich sonderlich um derlei Dinge gekümmert hätte. Vielmehr war es nur ein ganz kleiner Kreis, dessen Interesse wachgerufen wurde. Oder richtiger gesagt, zwei kleine Kreise. Im Mittelpunkt des einen stand der Kanonikus und Professor Ferdinand Franz Wallraf, der, wie Goethe ihn charakterisiert, „seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Hab und Gut verwendete, ja, die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten". Ein vielseitig gebildeter Mann, hat er keinerlei nennenswerte wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen. Das Pathos seines Lebens war das Sammeln; er war der typische Sammler des 18. Jahrhunderts. Ein Jahr älter wie Goethe, trug er dasselbe universalistische Bildungsideal im Herzen und war darum auch im Sammeln allem Spezialistentum abhold. Aber die Liebe zur Vaterstadt bildete gegenüber diesen Tendenzen ein Gegengewicht, und so kam es denn, daß er sein Augenmerk ganz besonders auf rheinische und kölnische Altertümer richtete.

Die andere Gruppe hatte in dem Häuptling der Romantiker, Friedrich Schlegel, ihren Führer. Die vier Jahre



(1804—1808), die Friedrich Schlegel als Lehrer an der Kölner Sekundärschule unterrichtete und zugleich Vorlesungen für Erwachsene hielt, sind für die gesamte deutsche Kunstwissenschaft von außerordentlicher Bedeutung geworden. In Paris hatte Schlegel drei junge Kölner Patriziersöhne, die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und ihren Freund Johann Baptist Bertram, kennen gelernt. Mit Begeisterung schlossen sich die von der romantischen Zeitströmung ergriffenen Jünglinge an den verehrten Meister an und bewogen ihn, nach ihrer Vaterstadt überzusiedeln. Schlegel hatte sich seit 1802 in der französischen Hauptstadt aufgehalten, um die im Louvre vereinigten Kunstwerke zu studieren. Dort war ihm das Ideal der älteren Malerei, die für ihn mit „Tizian, Correggio, Julio Romano, Andrea del Sarto, Palma und anderen der Art", also mit der Mitte des 16. Jahrhunderts abschließt, im Gegensatz zum späteren Stil aufgegangen. Und er ließ sich darüber in seiner Zeitschrift „Europa" folgendermaßen aus: „Keine verworrenen Haufen von Menschen, sondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiß vollendet, welcher dem Gefühl von der Würde und Heiligkeit der höchsten aller Hieroglyphen, des menschlichen Leibes, natürlich ist; ernste und strenge Formen in scharfen Umrissen, die bestimmt heraustreten; keine Malerei in Helldunkel und Schmutz, in Nacht und Schlagschatten, sondern reine Verhältnisse und Massen von Farben, wie in deutlichen Akkorden; Gewänder und Kostüme, die mit zu den Menschen zu gehören scheinen, so schlicht und naiv als diese; in den Gesichtern aber, der Stelle, wo das Licht des göttlichen Malergeistes am hellsten durchscheint, bei aller Mannigfaltigkeit des Ausdruckes oder vollendeter Persönlichkeit der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmütige Einfalt und Beschaulichkeit, die ich geneigt bin, für den ursprünglichen Charakter der Menschen zu halten; das ist der Stil der alten Malerei, der Stil, welcher mir, ich bekenne hierin meine Einseitigkeit, ausschließlich gefällt. . . ."



Diese Charakteristik ist wie divinatorisch geschrieben: sie paßt viel weniger auf die Gemälde, die Schlegel damals —1802— im Louvre sah, als auf die Werke der Altkölnischen Schule, die er erst zwei Jahre später kennen lernen sollte. Es ist begreiflich, daß Schlegel wahrhaft begeistert war, als er im Sommer 1804 in Köln das Bild aus der Ratskapelle, die Passion bei dem Kaufmann Lyversberg und die Gemäldesammlung Wallrafs sah. Aber erstaunlich bleibt es, wie er aus dem verhältnismäßig geringen Material, das ihm zur Verfügung stand, die ganze Bedeutung und die charakteristischen Merkmale dieser Schule, ja, sogar in allgemeinen Umrissen ihren Entwicklungsgang erkannt hat. Er beginnt zunächst mit dem Hinweis, daß diese Gemälde „dem hiesigen Boden und Lande einheimisch entsprungen sind". „Und diese Gemälde sind altdeutsche Gemälde, eine eigne, für sich bestehende Schule, reicher, umfassender, als es vielleicht je eine im südlichen Deutschlande gab; eine Schule, welche zugleich die innige Verbindung und Einheit der altdeutschen und altniederländischen Malerei augenscheinlich beweist. Hier findet man Bilder, welche man den besten Holbeins an die Seite setzen darf, andre in Dürers Art, und wieder andere aus der Schule des Eyck; dann viele andere, welche weit älter sind als diese Meister. . . ." Schlegel rühmt dann ganz besonders die „bewunderungswürdige Farbenpracht" der altkölnischen Bilder, gibt eine enthusiastische Schilderung der Anbetung der hl. Drei Könige und resümiert sich dann dahin: „Sollte aber jemand Zweifel hegen gegen diese Ankündigung und Behauptung einer so sehr alten Köllnischen Schule deutscher Malerei, so können wir dafür einen sehr vollgültigen und zwar gleichzeitigen Gewährsmann aus dem schwäbischen Zeitalter anführen. . . . . . Wolfram von Eschilbach (sic!) in seinem Parcival sagt, Vers 4705 der Myllerschen Ausgabe, da von der bezaubernden Schönheit eines Ritters die Rede ist:

*„Von Köllne noch von Mastricht*
*Nicht ein Schildrer entwurf ihn baß."* . . . . .

Diese Stelle beweist mithin, daß eine kölnische Schule der Malerei fast zwei Jahrhunderte vor Johann van Eyck schon ganz allgemein berühmt war."

Schlegel regte nun seine getreuen Jünger, die Brüder Boisserée, dazu an, selbst eine Sammlung altkölnischer Bilder anzulegen. Im Herbst 1804 kauften sie das erste Bild. Es war die jetzt in Nürnberg befindliche Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der heiligen Veronika. Um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, wurde „das bestaubte Altertum" durch die Hintertür ins elterliche Haus geschafft, und nur die alte Großmutter sagte zu Sulpiz: „Da hast du ein bewegliches Bild gekauft, da hast du wohl daran getan." Aber die Sammlung dieser „beweglichen Bilder", die damals für wenig Geld zu haben waren, wuchs, und innerhalb eines Jahrzehnts haben die Boisserées deren 200 zusammengebracht.

Der Schlegelsche Kreis löste sich bald auf. 1808 ging Schlegel nach Wien, und 1810 verzogen die Boisserées nebst ihrer Sammlung nach Heidelberg; hier war es dann, wo Goethe im Herbst 1814 die altkölnischen Bilder zum ersten Male sah. Seine Kenntnisse erweiterte er, als er im Juli 1815 Köln besuchte und dort das Dombild, die Wallrafsche Sammlung u. a. m. besichtigte. Das Resultat dieser Besichtigungen hat er dann in dem Aufsatz „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" niedergelegt, der 1816 in der neubegründeten Zeitschrift „Kunst und Altertum" erschien. So reich an mannigfachen Gesichtspunkten diese Ausführungen sind, so wären sie doch ohne Schlegels Vorgang nicht möglich gewesen.

Das Schicksal der beiden Sammlungen, die hauptsächlich zu diesen Auslassungen Anlaß gegeben hatten, war verschieden. Wallraf vermachte in selbstlosem Idealismus seine Schätze seiner Vaterstadt, wo sie jetzt das vornehmste Besitztum des städtischen Museums bilden. Die Boisserées aber, bei denen neben der Kunstbegeisterung auch der kölnische praktische Sinn zur Geltung kam, verkauften 1827 ihre Sammlung für den Preis von 120 000 Talern an



Ludwig I. von Bayern, der sie später zum größten Teil der Alten Pinakothek überwies.

II.

Durch Schlegel und Goethe war die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die Altkölnische Schule hingelenkt worden, und bald begann die aufblühende Kunstwissenschaft sich damit zu beschäftigen. Schnaase, Kugler und der kölnische Spezialforscher Merlo erledigten die wichtigsten Vorarbeiten, aber trotz aller aufgewandten Mühe blieb die Kölner Malerschule der dunkelste Teil der ganzen deutschen Kunstgeschichte. Aus drei Jahrhunderten kölnischer Tafelmalerei hatte man nur drei Meisternamen mit einiger Sicherheit feststellen können: Meister Wilhelm, Stephan Lochner, Bartholomäus Bruyn, und diesen drei Namen stand nun ein gewaltiger Vorrat von Bildern der verschiedensten Art gegenüber. Ordnung kam in dieses Chaos erst durch Ludwig Scheiblers epochemachende Untersuchungen über die anonymen Meister der Altkölnischen Schule (1880). Erst durch Anwendung der von ihm ausgeübten Methode ist es gelungen, die einzelnen Werke zu bestimmten Gruppen zusammenzufassen, die man nach der Stilverwandtschaft auf einzelne anonyme Meister zurückführt. Diese Namenlosen sind gewissermaßen als die konstruierten zureichenden Gründe der vorhandenen Kunstwerke zu betrachten; über ihre Persönlichkeit ist uns nichts bekannt, und man ist genötigt, sie einfach nach ihren Hauptwerken zu benennen. So hat man einen Meister des Marienlebens, einen Meister der heiligen Sippe, einen Meister von S. Severin u. s. w.

Durch Scheibler ist die Altkölnische Schule wieder auf das Programm moderner Kunstwissenschaft gesetzt worden. Man wandte sich mit großem Eifer diesen Problemen zu, und in einem Jahrzehnt etwa waren die Dinge so weit gediehen, daß man an eine systematische Geschichte der Kölner Malerschule denken konnte. Dieser Arbeit unterzogen sich Ludwig Scheibler selbst und Carl Aldenhoven, der Direktor des Kölner Museums, dem man eine sehr kritische Sichtung





und höchst geschmackvolle Aufstellung der Wallrafschen Sammlung verdankt.

Die beiden Forscher gingen von der Überzeugung aus, daß gerade in diesem Falle „der Buchstabe tötet, aber die Anschauung lebendig macht". Da es sich um eine Epoche handelt, über die wir nur wenige literarische Dokumente besitzen, wo die historischen Quellen spärlich fließen, so haben sie die Kunstwerke selbst in den Vordergrund gestellt und sich auf die Rolle des Cicerone beschränkt. In einzelnen Lieferungen haben sie 131 Lichtdrucktafeln herausgegeben (1895 ff.), die die wichtigsten Werke der Kölner Malerschule reproduzierten, und nun ist der „erklärende Text" gefolgt: „Geschichte der Kölner Malerschule von Carl Aldenhoven."

„Von dem ganzen Reichtum dieser höchst merkwürdigen Kunstaltertümer würde es nur nach einer viel weiter eindringenden und ausführlichen Untersuchung und Durchforschung auf diesem selbst geschichtlich noch ganz unbekannten Teile der deutschen Kunstentwicklung möglich sein, eine befriedigende nnd vollständige Nachricht und Beschreibung zu geben." So schrieb Schlegel 1804. Die „Untersuchung und Durchforschung" hat fast ein Jahrhundert in Anspruch genommen. Nun liegt die „befriedigende und vollständige Nachricht und Beschreibung" vor uns: Aldenhovens Buch ist ein abschließendes Werk. Was ist aber ein wissenschaftlich abschließendes Buch? Nun, ein solches, das die Debatte über den Gegenstand erst recht lebhaft anfacht, das zwar Zustimmung im ganzen, aber Widerspruch im einzelnen findet. An letzterem besonders werden es die Fachgenossen sicher nicht fehlen lassen! —

III.

Die Geschichte der Kölner Malerei umfaßt ein Jahrtausend. Dekorativ beginnt sie: mit Mosaiken und Wandgemälden, mit Glasfenstern und Miniaturen. An Italien und Byzanz knüpft sie zunächst an, dann an den welterobernden franzö-



sischen Stil. Am Ende des 13. Jahrhunderts treten die ersten Tafelbilder auf, die im folgenden Jahrhundert häufiger werden. Sie zeigen alle „gotischen Stil“: eine zum Schema erstarrte Kunst, die nur nach gleichmäßigem, gravitätischen Ernst strebt. Dann, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, erscheint der Mann, der das Gefühl befreit, der die Menschen beseelt, der ähnlich wie ein Jahrhundert zuvor Cimabue in Florenz „mehr Liebe in die Malerei hineinbrachte“: Meister Wilhelm, der Problematische, der Vielumstrittene. Auf Anmut, auf zartes Empfinden geht er aus; er malt schöne Seelen, und die Schönseligkeit beherrschte damals das geistige Leben Deutschlands, sie klingt aus den Volksliedern jener Zeit wie aus den Predigten der großen Mystiker. Mehr als zwei Generationen hindurch bleibt der Einfluß Meister Wilhelms merklich; Stephan Lochner, der Maler des unvergleichlichen ewigen Dombildes ist der letzte, größte Vertreter dieser Tradition. Dann bricht von den Niederlanden her, um 1450, die große naturalistische Sintflut herein: „Natur“ wird das Feldgeschrei, und wie früher Schönheit, so wird jetzt Häßlichkeit zum Dogma. Aber die wüsten Wasser verlaufen sich. Der sanfte Wind vom blauen Himmel Italiens weht herein. Durch die vlämischen Romanisten ist zu den Kölnern die Kunde von den neuen Wunderwerken Italiens gedrungen. Sie versuchen sich ebenfalls im idealen Stil. Aber so recht wohl wird ihnen, gerade so wie den Vlamen, dabei nicht. Die derbe niederrheinische Natur sträubt sich dagegen, und in ihrem Element sind sie doch, wenn sie mit derber Liebeslust sich an die Erde festhalten mit klammernden Organen: die bedeutendsten Werke der letzten Epoche der Kölner Malerschule sind Porträts.

IV.

Die Aldenhoven-Scheiblersche Publikation ist nicht allein für die Fachkreise berechnet, sie hat auch für den gebildeten Laien Interesse. Die Altkölnische Malerschule ist innerhalb der deutschen Kunstentwickelung nicht nur die langlebigste



gewesen; wir besitzen auch ihre Werke in verhältnismäßig lückenloser Reihenfolge, können also an ihr wie sonst vielleicht nirgends, die Entfaltung deutschen Geistes verfolgen.

Das zweite Moment, das an ihr bemerkenswert ist, ist von allgemeinem kunstphilosophischem Interesse: das Organische in ihrer Entwicklung. Schon Goethe hatte bemerkt: „Der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung tut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden", und Aldenhoven resümiert sich dahin: „So stark und mannigfaltig die Einwirkungen sind, welche der Kölner Kunst von außen kommen, aus Italien und Byzanz, aus Frankreich und Burgund, Westfalen und Schwaben, den Niederlanden und Holland, jederzeit bleibt der genius loci mächtig, und was in Köln entsteht, nimmt seine Züge an." —

Allerdings muß man das Studium des Scheibler-Aldenhovenschen Werkes in richtiger Weise anfassen. Man beginne mit der Betrachtung der Lichtdrucktafeln, die, in der Kunstanstalt von Joh. Nöhring-Lübeck hergestellt, vortrefflich gelungen sind und es an Leuchtkraft und Schärfe mit guten Photographieen aufnehmen. Im Aldenhovenschen Buche aber lese man zuerst — die letzten 30 Seiten, die ein musterhaftes Resumé des Ganzen enthalten. Dann erst mache man sich an die eigentliche Lektüre des Buches, das man vor allem, nach Absicht des Autors, als erklärenden Text zu den Bildern benutze. Wer auf diese Weise vorgeht, wird sich bald in die Materie hineinarbeiten und ein nicht bloß historisches, sondern auch ästhetisches Interesse an jener Kunst gewinnen, von der Goethe meinte, „sie müsse etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältnisse verbergen und an den Tag legen, die unwiderstehlich sind." — *S. S.*

---

# Wilhelm Wundt.

**Zu seinem 70. Geburtstage. (16. August 1902.)**

Der greise Forscher, dem heute der erlesenste Stab unserer Gelehrtenwelt und ein Kreis treuer Schüler Dank, Anerkennung und Bewunderung bezeugen, gehört seit gut einem Jahrzehnt schon zu den Klassikern der Wissenschaft. Wie jede einzelne Vorlesung von ihm, der Tag um Tag über vierhundert Hörer im größten Auditorium der prunkvollen Universitas Litterarum Lipsiensis lauschen, so trägt auch sein Lebenswerk den Stempel klassischer Abrundung. Trotz aller rastlosen, lebendigen Entwickelung, trotz aller köstlichen Freude an scharf zugespitzter Polemik, die uns kampflustigen Jungen immer noch vorbildlich ist, sieht Wilhelm Wundt seinen Platz in der Geschichte des Denkens und Forschens auch von seinen unversöhnlichsten Gegnern nicht bestritten. Und trotzdem zählt er zu den am wenigsten und am schlechtesten Gekannten. In den Diskussionen, die um und über und gegen ihn geführt werden, stößt man fast alle Zeilen auf Mißverstandenes, Unverstandenes, am schlimmsten: auf Ungelesenes, das munter als Argument für oder wider ihn ausgebeutet wird. Es mutete ganz erstaunlich an, als im verflossenen Jahre eine völlig korrekte Darstellung seines Lebenswerkes aus Edmund Königs Feder erschien; aber auffallend blieb es doch selbst in dieser ausgezeichneten Schrift, wie unzulänglich das Wesentliche von dem Nebensächlichen, das wahrhaft Eigene von dem bloß Umgeschaffenen innerhalb der Forschungsarbeit des großen Psychologen gesondert erschien.

Suche ich nach dem Grunde dieser seltsamen Erscheinung, so finde ich ihn in der Eigenart, mit der Wundt ein großes Zeitbedürfnis erfüllt hat. Als er kam, schrie sozusagen alles nach einer modernen Psychologie; er brachte sie, — aber sie sah ganz anders aus, als man sich sie vorgestellt hatte. Die Erfüllung war größer als der Traum, — und



darum enttäuschte sie die kleinen Geister, denen ihre Wünsche das Maß aller Dinge sind; verwirrte sie die größeren, die sich genötigt sahen, neue Fäden zu suchen, um sich zurechtzufinden. Wundt machte das ganze Rüstzeug medizinisch-naturwissenschaftlicher Methodik mobil für sein Forschen und — taufte die Zeitschrift, in der die Ergebnisse niedergelegt wurden, dennoch „Philosophische Studien", und zog einen demantscharfen Strich zwischen naturwissenschaftlicher und psychologischer Erfahrung, und formulierte seine Psychologie als die Grundlage der Geisteswissenschaften: kein Wunder, daß die Erbpächter von Natur und Geist beide hier und dort einen jähen Schreck bekamen; daß weder die einen noch die andern etwas von dem neuen Sproß wissen wollten; daß die junge Psychologie bei den Philosophen und Philologen als nackte Physiologie, bei den Medizinern als verhüllte Metaphysik beleumdet ward. Um es paradox zu sagen: die Lösung, deren hier das Suchen nach einer modernen Seelenkunde teilhaftig wurde, war zu treffend, zu umfassend, um Anklang zu finden; sie schmiegte sich den geltenden Irrtümern zu wenig an; sie erkannte die Aufgabe und die Methoden, den Inhalt und die Mittel auf einen Schlag, — aber den einen war der Inhalt, den andern waren die Mittel unverständlich und unbequem. Dazu kam erschwerend, daß die starren Formen der akademischen Organisation der jungen Wissenschaft keinen andern Platz boten als den konventionellen im Bereiche der Philosophie; und so geriet der merkwürdige Mann, der Extraordinarius für Physiologie gewesen und Ordinarius für Philosophie geworden war, in jene Doppelstellung, die er selber oft unmutig, oft humorvoll, stets aber deutlich empfunden und mehrfach meisterhaft geschildert hat.

Die vorwundtische Psychologie, soweit sie nicht auf Erfindung eines Seelenwesens und Ableitung sogenannter „Gesetze" aus dieser Erfindung sich beschränkte, sondern von den Tatsachen des seelischen Lebens, von unseren







psychischen Erlebnissen ausging und deren Zusammenhang zu analysieren versuchte, litt an dem Fehler aller jungen Disziplinen: an der Sucht, die Mannigfaltigkeit der Erfahrung in eine möglichst einfache Formel zu zwängen. So kam es, daß schon drei Jahrzehnte nach dem ersten groß angelegten Versuche psychologischen Forschens, nach Berkeleys „Theorie des Sehens" der geniale Hume eine sozusagen vollendete Seelenlehre aufzeigen konnte, deren einziges Element die Vorstellung, deren einziges Gesetz die Assoziation der Vorstellungen war, und die sogar der schweren Frage nach dem Ursprung der Einheit unseres inneren Erlebens, dem Ich-Bewußtsein oder wie man jene Einheit nennen mag, nicht auswich, sondern mit verblüffender Keckheit sie löste, indem sie das Vorhandensein einer solchen Einheit — leugnete. Hier war also die Psychologie zum erstenmal „fertig". Zum zweitenmal verrichtete das gleiche Kunststück Herbart. Er blieb hinter Hume zurück, sofern er dem psychischen Erleben eine ihrem Wesen nach unerkennbare Seele zu Grunde legte; er ging über ihn hinaus, indem er Mathematik reichlichsten Maßes auf die Betrachtung des Vorstellungsspieles anwandte. Im Prinzip kam bei beiden Denkern das Nämliche heraus: die Vorstellungen, die sich miteinander verbinden. Es scheidet sich also ein elementares Gebilde von einem elementaren Vorgang: die Vorstellung von der sie hierhin und dorthin dirigierenden Assoziation. Man hatte etwas Ähnliches, wie die Mechanik es im Atom und der dem Atom zukommenden Bewegung besaß. Herbart redete denn auch von einer Vorstellungsmechanik, und diese Art, sich das psychische Leben auszumalen, war in ihrer Einfachheit so bestechend, daß sie bis auf diesen Tag von vielen Pädagogen — in Anlehnung an Herbart — und Physiologen — in Anlehnung an Hume — fortgeglaubt wird, auch von solchen, die an die Realität der Atome und ihrer Bewegungen zu glauben längst aufgehört haben.

Mittlerweile kam ein neuer Versuch, dem Psychischen auf den Leib zu rücken, — wenn man das deplazierte





Gleichnis gestatten will, — in Webers Untersuchungen über die Druckempfindungen. Johannes Müller hatte die Sinnesphysiologie aus dem Boden gestampft, behaftet freilich mit einer Unschuld *in psychologicis*, die sich immer von neuem den köstlichen Satz „Der Sehnerve empfindet" leisten konnte; den vielseitigen und feinsinnigen Lotze hinderte sein metaphysischer Seelenbegriff, auf dem Wege seiner trefflichen Studien über die Lokalisation der Empfindungen zu einer fruchtbaren psychologischen Betrachtung konsequent fortzuschreiten. Fechner aber faßte die von Weber gefundenen Ergebnisse über den Druckempfindungszuwachs beim Auflegen immer schwererer Gewichte auf die Haut mit dem herbartischen Instrument der Mathematik an, und um 1860 erfuhr die Welt, daß nach eindringlichen experimentellen, mathematisch genauen Untersuchungen das Wachstum der Empfindung proportional dem Logarithmus des Reizes erfolge. Es war das grundlegende Gesetz der neuesten Wissenschaft, der Lehre von den Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung, oder erweitert — ach, wie gern erweiterte man! — zwischen Körperlichem und Geistigem, der Psychophysik. Aber bereits drei Jahre nach dem Erscheinen der „Psychophysik" Fechners lenkte ein ganz anders geartetes Buch die Aufmerksamkeit auf die psychologischen Probleme: Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele brachte es, und der Heidelberger Dozent der Physiologie, Wilhelm Wundt, war sein Verfasser.

Denken wir uns nun in jene Tage zurück, so werden wir uns vorstellen müssen, daß Wundt den meisten als ein Rückschritt hinter Fechner erschien. Wer sich überhaupt für Psychologie interessierte, der wußte ganz genau, daß unser seelisches Leben aus assoziierten, verknüpften Vorstellungen sich aufbaute. Da war also alles fertig; Interesse hatte nur noch der Zusammenhang dieser Vorstellungen mit den sie hervorrufenden Reizen der Außenwelt. Diese Außenwelt selber bot ja, im Zeitalter des Atomismus und Darwinismus, überhaupt keine Schwierigkeiten mehr; man durchschaute

sie vollkommen. Gewann man also noch die Kenntnis des psychophysischen Zusammenhangs, der noch unbekannten Beziehung zwischen der bekannten Physis und der bekannten Psyche, — nun, so wußte man eben alles, wohlverstanden, alles.

Die Überzeugung von der Rätsellosigkeit der Physis hat bis zur Entfaltung der physikalischen Chemie unerschüttert fortbestanden. Die andere Gewißheit aber, daß man von der Psyche alles Wißbare auch schon wisse, endete eben mit dem Auftreten Wundts. Sein Buch war ein sokratisches Bekennen vom Nichtswissen. Er zeigte, daß so gut wie alles noch zu tun bleibe, daß dem Elementargebilde der Vorstellung so wenig Realität zukomme wie dem Elementarprozeß der Assoziation, daß dieser wie jenes konstruiert seien, daß die Psychophysik nur eine Frage und weitaus nicht die wichtigste der Seelenforschung beantworte, und daß es gelte, von vorn anzufangen, den kaum noch gesichteten Inhalt unseres psychischen Erlebens mit kaum noch versuchten Methoden zu erforschen.

Wo in aller Welt sollte eine solch bittere Wahrheit Gegenliebe finden? Am ehesten noch in den Kreisen der mächtig aufstrebenden Sinnesphysiologie. Hier war ja die naturwissenschaftliche Methodik seit Johannes Müller Gemeingut und Hebel erstaunlichen Fortschrittes geworden. Unverstanden aber blieb hier das Objekt, dem diese selbe Methodik nunmehr dienen sollte: das psychische Erleben, die innere, unmittelbare Erfahrung. Der Physiologie bedeuteten die seelischen Vorgänge eben doch Äußerungen von Gehirnveränderungen, selbst da, wo man das anmutige Gleichnis Karl Vogts ablehnte. Wie sollte man sich so schnell in den Gedanken finden, daß das Psychische in sich und an sich selber, ohne alle Rücksicht auf seine Beziehungen zum Gehirn betrachtet werden könnte, daß die Selbstbeobachtung wie alters so heute die einzige Möglichkeit solcher Betrachtung sei, und daß die experimentelle Methode nichts anderes zu leisten vermöge, als diese Selbstbeobachtung zu einer kontrollierten, vergleichbaren, meßbaren zu machen?

Das waren Postulate, die dem echten Physiologen vorerst unbegreiflich blieben, die ihm als ein Versuch, den Dualismus in die Wissenschaft einzuschmuggeln, erscheinen mußten. Wundt nannte die naturwissenschaftliche Betrachtungsart eine Abstraktion, indem sie vom Vorgestellten alles Subjektive abziehe und den Rest als real, als Außending hinstelle, während die Psychologie das ganze Vorgestellte in seiner ursprünglichen Gegebenheit ins Auge fasse. Nimmt es uns Wunder, daß die Männer, die das naturwissenschaftliche Weltbild hatten vollenden helfen, es schwer über sich brachten, dieses Weltbild entsagungsvoll als eine Konstruktion ohne lebendige Realität anzuerkennen?

Wenn alles unmittelbar uns Gegebene der Gegenstand psychologischer Forschung sein sollte, dann ordnete sich natürlich auch das ganze Material der Geisteswissenschaften jener Forschung unter. Die geistigen Schöpfungen welcher Art immer werden Gegenstand der Psychologie. So begegnet uns schon von vornherein bei Wundt die Betonung der völkerpsychologischen Betrachtung, wie er es nannte, und als deren Objekt er die Sprache, den Mythus und die Sitte formulierte. Er selber hat es später ausgesprochen, daß gerade die Analyse der sprachlichen Erscheinungen seine psychologische Forschungsarbeit nicht wenig gefördert und befruchtet habe. Aber damals mußte auch dieses Interesse schließlich sein Schaffen nur in eine verzwickte Mittelstellung bringen. Da in der Völkerpsychologie natürlich die experimentelle Methode nicht angewendet werden kann, so bestärkt diese Betätigung den Naturwissenschaftler gar leicht in dem Urteile, daß die neue Psychologie jeder Folgerichtigkeit ermangele, daß sie doch bloß modern frisierte Spekulation sei, während z. B. der Darwinismus spielend die Probleme der Völkerentwickelung zu lösen vermöge. Auf der Gegenseite blickten ebenso scheel die Philologen den Eindringling an, der ihnen nicht bloß neue Betrachtungsweisen zu lehren sich vermaß, sondern damit sogar altersheilige Lehren, wie die Humboldts von der Ge-

sangsnatur der primitiven Sprache, und den Glauben an die reale Existenz der mühevoll gefundenen „Wurzeln“, zu erschüttern drohte.

Immerhin, bei alledem handelte es sich um einen erklärlichen Negativismus gegen kühne neue Anschauungen, die vom Hergebrachten abwichen; und die Erwartung, daß die Zeit diese Abneigung überwinden werde, hat nicht getrogen. In der Naturwissenschaft stürzte mit den Arbeiten von Mach und Kirchhoff, von Hertz und den Physikochemikern, voran Ostwald, eine alte Säule nach der andern; das „naturwissenschaftliche Weltbild“, das anzuerkennen die Theologie sich gerade anschickt, wird heute nirgends mit einem so ernsten Fragezeichen versehen als *inter augures* in den Zirkeln der besten Naturforscher. Und da die Physiologie so heftig an chronischer Erschöpfung krankt, daß sie zu einer ernsthaften Opposition nicht kommt, so sind die alten Gegner der Prinzipien Wundts so gut wie ausgestorben. Eine Zeitlang hatte noch die hirnanatomische Forschung ihre Gefahren; seitdem aber ihre Heißsporne Bankerott gemacht haben, ist die Einsicht, daß das Psychische nur psychologisch diskutiert werden könne, stetig gewachsen; und wenn der Siegeszug der Heidelberger Anschauungen in der Psychiatrie sich fortsetzt, woran wir keinen Grund haben zu zweifeln, so hat die Psychologie Wundts auf dem für sie bedeutsamsten Gebiete der pathologischen Forschung damit den unbestrittenen Sieg errungen. Aber in fast noch schnellerem Tempo hat die Sprachforschung nach langem Abwarten jetzt sich der Psychologie zugewandt. Es war wesentlich ein Erfolg des ersten Teils der „Völkerpsychologie“, den im vorigen Jahre der 69jährige Wundt erscheinen ließ; schon ist eine ganze Literatur darüber entstanden, in der zwar nicht alle Ansichten des Leipziger Forschers gebilligt, wohl aber wirklich verstanden worden sind, und den folgenden Bänden des völkerpsychologischen Werkes läßt sich heute schon eine außerordentlich starke Wirkung voraussagen.

Denn allenthalben in den sogenannten Geisteswissenschaften ist nach einer Periode naturwissenschaftlichen Dilettierens, darwinistischer Modetheorieen und biologischer Analogiespielereien („der soziale Organismus“ u. a. mehr) der Drang nach echter psychologischer Durchdringung des Stoffes unverkennbar. Die Sprachforschung, die Historie, die Nationalökonomie, die Jurisprudenz, — sie alle ringen sich zu der Einsicht durch, daß, wenn überhaupt das geistige Leben der Menschheit von Gesetzen beherrscht wird und so Objekt wissenschaftlicher Erforschung sein kann, diese Erforschung nur auf psychologischer Basis fruchtbar, ja möglich ist. Der zuerst am folgerichtigsten diese Erkenntnis betätigte, Lamprecht, hat selber bekannt, jede Seite seiner Arbeit zeuge von Wundt; und die breite Grundlage Wundtscher Psychologie wird schließlich überall der Ausgangspunkt geisteswissenschaftlicher Arbeit sein. Der Ausgangspunkt — sage ich mit Bedacht. Denn allerdings bin ich der Überzeugung, daß auf geisteswissenschaftlichem Boden jene Fassung und Gliederung der völkerpsychologischen Aufgaben, wie Wundt sie vollzog, bald gesprengt werden und eine Umgestaltung erleben wird. Es arbeitet sich heute schon eine Lehre der sozialpsychischen Gebilde und Entwickelungen heraus, die im Rahmen von Sprache, Mythe und Sitte sich längst nicht erschöpft, sondern auch Recht und Kunst und vor allem die wirtschaftlichen Gestaltungen psychologischer Analyse unterwirft. So bleibend also auch der Wert der von Wundt gefundenen völkerpsychologischen Ergebnisse ist, so erscheint mir die Umgrenzung der völkerpsychologischen Arbeit doch als eine durchaus zeitliche, von der zwar die Forschung in höchst zweckmäßiger Weise ausgehen konnte, über die sie aber sehr bald zu dem umfassenderen Gedanken einer Sozialpsychologie wird fortschreiten müssen.

In dem Maße aber, wie die Geisteswissenschaften sich auf die Psychologie gründen, ist der Sieg der Wundtschen Grundideen ein notwendig immer vollkommenerer. Denn

wenn den gern in Formeln denkenden Naturforschern die Assoziationslehre am ehesten anmuten mochte, so versagt umgekehrt die Schablone des Vorstellungsspieles hülflos vor der Bewegtheit des sozialpsychischen Lebens, vor der steten Zwecksetzung, die seine Entwickelung treibt. Indem Wundt betonte, wie keine Umdeutelung uns darüber hinwegtäuschen kann, daß das Gefühl ein mit der Vorstellung unvergleichbares psychisches Erlebnis ist, daß also zweierlei Elementarbestandteile, Sinnesempfindungen und einfache Gefühle, unsere Psyche aufbauen, setzte er an die Stelle der Konstruktion die Wirklichkeit, an Stelle der Vorstellungs- die Willenspsychologie. Ursprünglich, im Tiere wie im Kinde, findet Vorstellen und Fühlen sich zu einem Komplex, dem Triebe, verbunden, der ausnahmelos ein bestimmtes Verhalten zum Vorgestellten, eine Handlung, auslöst. So ist alles einfachste geistige Leben Wollen; und wenn auch mit der immer stärkeren Ausbildung hemmender Gefühle die äußere Handlung immer weniger häufig ans Vorstellen sich anschließt, so entwickelt sich desto ausgesprochener ein inneres Wollen, ein bewußtes Lenken unseres geistigen Erlebens, — die Apperzeption. Die Gegner haben gerade hier gegen Wundt die stärksten Angriffe gerichtet, er halte an spekulativen Konstruktionen fest. Es machte sich das um so leichter, als Wundt auch seiner Metaphysik einen Willen als das Ursprüngliche, das eigentlich Seiende zu Grunde gelegt hat. Aber wer sich die Mühe nahm, Wundt zu lesen, dem konnte es nicht einfallen, den metaphysischen mit dem psychologischen Willensbegriff zu verwechseln, und jene Vorwürfe sind eigentlich nur aus der außerordentlich verkümmerten Fähigkeit der meisten Menschen, sich über die Eigenart der in ihrem Inneren sich abspielenden Erlebnisse Rechenschaft zu geben, erklärlich.

Die Willenspsychologie aber beseitigte zugleich die schematische Zweiteilung des seelischen Lebens in Vorstellung und Verknüpfung, hinter der doch immer der



substantielle Charakter der Vorstellung spukte. Wie niemand ein Lustgefühl für ein Gebilde, sondern jeder es für einen Vorgang halten wird, so löste sich bei Wundt alles psychische Geschehen in — nun eben in Geschehen, in Aktualität auf. Jede Vorstellung von ihrem ersten Auftauchen bis zur höchsten Klarheit und zum Wiederverschwinden ist kein fest umrissenes Gebilde, sondern ein stetig sich wandelnder Prozeß im psychischen Erleben, und damit stürzte auch die schöne alte Assoziation. Es sind die am meisterhaftesten geschriebenen Seiten seines herrlichen „Grundrisses", auf denen Wundt nachweist, wie nicht die Gesamtvorstellungen sich verbinden, sondern ihre Elemente, die Empfindungen; wie unsere Erinnerungen nicht reproduzierte Vorstellungen sind, sondern Neuschöpfungen; ja, wie jede ins Bewußtsein eintretende Vorstellung sofort durch die dort anwesenden modifiziert wird, und wie diese ununterbrochene Assimilation der neuen Eindrücke durch die früheren unser ganzes Wahrnehmen zu einem Gewebe von Wahrheit und Dichtung macht. Und diese Entschleierung dessen, was in uns sich abspielt, krönt die Erkenntnis, daß unsere psychischen Elementarprozesse nirgends sich aneinanderreihen, addieren, sondern daß aus ihrer Wechselwirkung stets ein ganz Neues hervorgeht, das aus der Summe des Alten nie ganz verstanden werden kann: das Gesetz der schöpferischen Synthese oder, wie Wundt es noch kühner genannt hat, — die stete Vermehrung der psychischen Energie. . .

Für solche Erkenntnis war das naturwissenschaftliche Zeitalter nicht reif, konnte es nicht reif sein. Aber das Denken von damals ist nicht mehr das von heute; und an der Schwelle seines Lebensabends wird dem Altmeister die Freude, überall den Sieg seiner Ideen, und wo nicht den, so doch das Verständnis zu erleben. Es wird ja auch heute noch genug Leute geben, die von ihm nichts als die Vielseitigkeit seiner immensen Lebensarbeit, seinen seit Leibniz nicht mehr erhörten Universalismus kennen. Dieser Leute Staunen würde größer noch werden, kennten sie die tausend-



fältige, unendlich wertvolle Kleinarbeit in Aufsätzen und Polemiken, die jene Quadern verbindet; wüßten sie, daß derselbe Mann alle Tagesereignisse mit gespanntem Blicke verfolgt, fast alle literarischen Erzeugnisse des Marktes kennt, die ausländischen vielfach in ihrer Ursprache genießend; daß er neben den Geschäften des Examinators und Senatsmitgliedes so reichlich, wie selten ein Gelehrter, seiner Familie lebt, frohe und anregende Geselligkeit liebt und sucht, mit seinen Schülern in dauernder engster Berührung steht und jede ihrer Arbeiten mit innerster Anteilnahme verfolgt. Und dies Letzte verleiht auch dem Verhältnis Wundts zu seinem engsten Anhängerkreise eine besondere Färbung.

Es ist heute nicht ohne äußere Vorteile, ein Schüler Schmollers oder Leydens zu sein; was aber sollte das Bekenntnis zu Wundt einem jungen Menschen für Glücksgüter bringen können? Auch das *in verba magistri jurari* haben wir in Leipzig nicht gelernt. Wir wissen alle, was zeitlich und vergänglich ist an des Meisters Werke, wie am Werke auch des Größten. Aber der heutige Tag mahnt uns doch, nur des Bleibenden zu gedenken. Und da können wir wohl sagen: es ist nicht bloß der Geist seines Arbeitens, es ist auch ein gewaltig Stück Inhalt, das Ewigkeitswert besitzt. Wenn heute die Welt der Wissenschaft mit ganz anderen Gefühlen nach der schlichten Feier in Leipzig blickt, als sie es vor zehn Jahren noch getan hätte, so ist das ein gewaltiges Symptom der Dinge, wie sie liegen. Der Mann, der die naturwissenschaftliche Methode der Psychologie dienstbar machte, hat zugleich das naturwissenschaftliche Denken — soweit es dogmatische Allgültigkeit sich anmaßte — überwunden. Heute finden wir seinen Namen als symbolisch für eine neue Epoche wissenschaftlicher Arbeit, wie etwa der Name Helmholtz symbolisch war für die vergangene. Und da liegt wohl des Rätsels Lösung, warum die beiden großen Männer, die jahrelang nebeneinander arbeiteten, sich stets und wachsend frostig



gegenüberstanden. Der die Erhaltung der physischen Energie entdeckt hatte, konnte die Vermehrung der psychischen nicht verstehen. Wir aber fühlen uns mit beiden Füßen in einem neuen Jahrhundert und wollen es in seiner Eigenart verwirklichen helfen: als ein Jahrhundert der Psychologie, — der Psychologie vom Geiste Wilhelm Wundts!

Heidelberg. *Dr. Willy Hellpach.*

---

# Die historische Entwickelung der drahtlosen Telegraphie.

Wenn man im Publikum die Anfrage stellen wollte: Wer ist der Erfinder der drahtlosen Telegraphie?, so würden 999 von 1000, wette ich, antworten: Natürlich, Signor Marconi! In der Tat hat eine geschickte Reklame in Verbindung mit der Kritiklosigkeit der meisten Tagesblätter diesen Strahlenkranz um das Haupt des jungen Italieners gewoben. Verstieg sich doch kürzlich eine amerikanische Review zu der Behauptung, Marconis Werk sei nur mit dem Galileis oder Newtons zu vergleichen. Aber Marconi habe seine Erfindung sogar in jungen Jahren gemacht! Ob die Review sich vorstellt, daß die beiden großen Physiker ihre unsterblichen Werke als Mümmelgreise geschaffen haben, weiß ich nicht. Daß sie aber den Luftschiffer Santos Dumont in dieselbe Heroengalerie einreiht, ist von überwältigender Komik.



Man mißverstehe mich nicht. Marconi hat das unbestreitbare Verdienst, als einer der ersten die Hertzsche Versuchsanordnung zur Erzeugung elektrischer Wellen in großem Maßstabe praktisch verwertet zu haben. Neues hat er aber nur verschwindend wenig hinzugefügt. Das Prinzip war vor ihm, und zwar vollständig gelöst. Seine praktische Anwendung lag, wie man sagt, in der Luft.

Wir gehen in der historischen Betrachtung aus von der alten Theorie der Elektrizität, die noch heute in den Schulen gelehrt wird. Die elektrischen Erscheinungen werden nach ihr erklärt durch die Existenz eines elektrischen Fluidums, das aus zwei Modifikationen, der positiven und der negativen Elektrizität, besteht. Es werden ferner sämtliche Körper in zwei Klassen eingeteilt: in diejenigen, in denen die Elektrizität sehr gut fließen und sich durch sie verbreiten kann, die sogenannten „Leiter", z. B. die Metalle; zweitens in die „Nichtleiter" oder Isolatoren, wie Glas, Porzellan u. a. Durch sie vermag die Elektrizität nicht hindurchzufließen.

Wir setzen etwa eine Metallkugel auf eine Glasstange und laden die Kugel positiv elektrisch, d. h. wir gießen nach der Anschauung der Theorie ein bestimmtes Quantum des positiven Fluidums in die Kugel. Dann ist es in ihr wie in einem Käfig eingeschlossen. Denn es kann sich in der Metallkugel zwar verbreiten wie es will, aber abfließen kann es nicht, denn die Glasstange und die umgebende Luft sind Isolatoren. Wir wissen nun weiter, daß gleichnamige, also positive und positive Elektrizitätsmengen sich abstoßen. Die kleinsten Teilchen der gesamten in der Kugel steckenden positiven Elektrizität stoßen sich also ab, suchen sich in die möglichst größte Entfernung voneinander zu bringen und breiten sich schließlich in einer dünnen Schicht auf der Oberfläche der Kugel aus.

Verbinde ich nun die Kugel durch einen Metalldraht mit einer zweiten Kugel, so vermag ein Teil der Elektrizität durch den Draht auf diese Kugel überzufließen, genau wie Wasser durch eine Röhre von einem Behälter in den andern fließen kann. Diesen Vorgang nennt man einen elektrischen Strom. Ein solcher Strom kann auch auf andere Weise, durch ein galvanisches Element oder eine Dynamomaschine erzeugt werden. Das interessiert uns hier aber nicht. Man sieht aus allem, daß die Metalle als Behälter des Fluidums aufgefaßt werden.

Dieser Hypothese setzte nun in den dreißiger Jahren der große englische Physiker Faraday eine andere entgegen, die später von dem Schotten Maxwell in den sechziger Jahren mathematisch formuliert und weiter ausgebildet wurde. Um sie zu verstehen, betrachten wir zunächst wieder unsere Metallkugel. Sie soll elektrische Eigenschaften zeigen (ich brauche absichtlich nicht den Ausdruck „elektrisch geladen sein"). Eine solche Eigenschaft ist z. B. die, daß eine positiv elektrische Kugel eine andere negativ elektrische anzieht. Nach der alten Theorie erklären wir uns diesen Vorgang so: Auf beiden Kugeln



lagern elektrische Fluida von entgegengesetztem Zeichen. Diese haben die merkwürdige Eigenschaft, sich durch den Raum hindurch anzuziehen; sie äußern also förmlich eine Zuneigung zueinander. Da sie von den Kugeln nicht abfließen können, ziehen sie diese in ihrem Bestreben mit sich.

Eine solche, durch den Raum hindurch wirkende Anziehungskraft (oder Abstoßungskraft im Falle der Abstoßung gleichnamiger Fluida) nennt man eine Fernkraft, und mit einer solchen Fernkraft ist es eine höchst merkwürdige Sache. Wenn ich unvollkommener Mensch irgend einen Gegenstand an mich heranziehen will, dann muß ich ihn mit meiner Hand ergreifen, oder ich brauche einen Haken oder ein Seil, — kurz, ich muß zwischen mir und dem Gegenstand eine materielle Verbindung, ein Zwischenmedium herstellen, durch das ich meine Einwirkung auf ihn übertrage. Wollte ich versuchen, den Gegenstand etwa durch die Kraft meines Willens zu mir heranzuzaubern, so würde ich mich bei jedermann — ausgenommen den Herren Spiritisten — lächerlich machen.

Die elektrischen Fluida können aber scheinbar solche Zauberei treiben, sich anziehen, ohne eines Zwischenmediums, einer materiellen Verbindung zu bedürfen.

Daß eine solche Fernkraft unserm Vorstellungsvermögen schlechterdings unbegreiflich ist, erkannte schon Newton, der in der Schwerkraft, mit der die Himmelskörper sich anziehen sollten, zuerst den Begriff einer Fernkraft aufstellte. Er erkannte sie ausdrücklich als einen Notbehelf, den zu beseitigen freilich bis heute nicht gelungen ist. Seine Unbegreiflichkeit wird noch dadurch erhöht, daß wir aus zwingenden Gründen genötigt sind, anzunehmen, daß diese Fernkräfte überhaupt keine Zeit brauchen, um ihre Wirkung zu äußern. In demselben Moment, wo ich einen Körper elektrisiere, zuckt die dadurch erregte Fernkraft durch das ganze Weltall.

Und hier steckt der schwache Punkt der alten Theorie, bei dem Faraday einsetzte. Er ging aus von der Ansicht, daß bei dem Abstoßungs- oder Anziehungsvorgang zwischen elektrisierten Körpern ein Zwischenmedium beteiligt sein müsse, und es gelang ihm in der Tat zu zeigen, daß die Stärke der Anziehung oder Abstoßung abhängig ist von der Natur der Körper, die sich zwischen den Metallkugeln befinden. Sie ist verschieden groß, je nachdem wir die elektrisierten Kugeln in Luft, Öl, Paraffin etc. eintauchen. Alle diese Körper sind Isolatoren nach der Bezeichnungsweise der alten Theorie. Ein solcher Isolator würde also nicht nur die Eigenschaft haben, das Abfließen des hypothetischen Fluidums von der Metallkugel zu verhindern, sondern auch einen meßbaren Einfluß auf die Erscheinungen ausüben.

Ich kann die Kette der Schlußfolgerungen hier nicht weiter verfolgen, sondern nur berichten, zu welcher Anschauung sie Faraday und Maxwell führten. Nach ihnen existiert ein Fluidum Elektrizität



überhaupt nicht. Das Wesen der Erscheinungen beruht vielmehr darin, daß der die Metallkugeln umgebende Körper — wir nennen ihn hier nicht einen Isolator, sondern ein Dielectricum, wie z. B. die Luft, — sich in einem Zustande eigentümlicher Spannung befinde. Welcher Art diese Spannung ist, ob eine elastische oder eine andere, interessiert uns vorläufig nicht; ebensowenig zerbrechen wir uns den Kopf darüber, wie man sich eine solche Spannung in einem leichtbeweglichen Gase, wie der Luft, anschaulich machen könne. Ein „Fluidum“, das zudem noch imponderabel, d. h. unwägbar sein soll, ist ja ebenso schwer vorstellbar. Also wir nehmen die Spannung als vorhanden und sehen in ihr das ganze Wesen der Erscheinungen. Diese Spannung kann, so behaupten wir weiter, sich nur ausbilden in solchen Körpern, die die alte Theorie Isolatoren nannte; sie kann es nicht in den Metallen.

Bei unserm Beispiel ist also nur die Luft elektrisch angespannt, die Metallkugeln sind es nicht. Die Oberfläche der Kugeln bildet dann die Grenze zwischen gespanntem Medium und ungespanntem; in ihr stoßen die beiden Interessensphären aneinander. Wie im Völkerleben, so bilden sich auch hier Grenzstreitigkeiten aus, und das Resultat ist, je nach den besonderen Verhältnissen, daß die in der Luft herrschende Spannung die Kugeln gegeneinander drückt, oder auseinander zieht. Damit ist die rätselhafte Fernkraft eliminiert. Die Ausbreitung einer solchen elektrischen Einwirkung in den Raum erfolgt ferner nicht unendlich schnell, wie bei einer Fernkraft, sondern sie pflanzt sich im Dielectricum von Teilchen zu Teilchen mit einer gewissen endlichen Geschwindigkeit fort, wie z. B. der Schall, der aus periodischen Luftverdichtungen und Verdünnungen besteht, Zeit braucht, um eine bestimmte Strecke in der Luft zurückzulegen.

Der Vollständigkeit halber bemerken wir, daß diese Hypothese noch weiter modifiziert werden muß. Wir nehmen an, daß der ganze Weltenraum von einer sehr feinen Substanz, dem Äther, erfüllt sei, und zwar nicht nur der sogenannte leere Raum, sondern auch das Innere der Körper, d. h. also der Zwischenraum zwischen ihren Atomen. Von diesem Äther nehmen wir an, daß er der eigentliche Träger unserer Spannungen sei. Auch in den Metallen ist Äther vorhanden, aber hier in einer Modifikation, die keine solchen Spannungen zuläßt. Zum Verständnis des folgenden ist indessen diese weitere Annahme nicht nötig, und wir wollen daher vom Äther ganz absehen.

Der alten Theorie ist also die Faraday-Maxwellsche gerade entgegengesetzt. Da die Spannung nur in Isolatoren, nicht in den Metallen auftritt, könnte man sagen: Leiter und Isolatoren vertauschen ihre Rolle. Nun, das trifft nicht ganz zu, aber die Vorstellung mag so hingehen.

Ganz ähnlich werden die Erscheinungen des Magnetismus erklärt. Nicht nur das Eisen, sondern alle Körper sind, wie wir wissen, magnetisierbar. Nur sind sie es in so geringem Grade gegenüber





dem Eisen, daß es großer Hülfsmittel bedurfte, die Tatsache zu entdecken. Das Wesen der Sache liegt nach Faraday-Maxwell wieder in einer Spannung des betreffenden Körpers, die von der elektrischen Spannung wesensverschieden ist. Wir müssen das hier erwähnen, da bekanntlich elektrische und magnetische Erscheinungen in enger Wechselbeziehung zueinander stehen. In den meisten Fällen ist mit einer elektrischen stets eine magnetische Erscheinung verbunden und umgekehrt.

Außer dem Fehlen einer Fernkraft scheint die Faraday-Maxwellsche Theorie auf den ersten Blick keine erheblichen Vorzüge vor der alten zu besitzen, und so ist es erklärlich, daß sie nicht ohne weiteres Eingang fand. Hier muß ich zu näherem Verständnis einige Bemerkungen über naturwissenschaftliche Theorieen im allgemeinen einschalten.

Keinem Physiker fällt es auch nur im Traume ein, zu behaupten, daß eine Theorie, wie etwa die hier skizzierte, absolute Wahrheit sei, daß also wirklich eine solche Spannung, oder daß wirklich solche Fluida existierten. Vielmehr ist uns die Theorie immer nur ein Bild, das wir uns von den Erscheinungen machen, — ein Mechanismus, den wir uns ausdenken und der den wirklich beobachteten Ablauf der Erscheinungen möglichst getreu nachahmen soll. Keinem Physiker wird es einfallen, etwa an die Existenz der Atome wie an einen Glaubenssatz zu glauben. Wohl aber sagt er, daß bisher noch keine Hypothese ersonnen sei, die sich für ihren Zweck an Brauchbarkeit mit der Atomtheorie messen könne. Und darauf, auf die Brauchbarkeit des Bildes, der Theorie kommt es an. Sie soll uns in den Stand setzen, möglichst viele Naturerscheinungen zusammenzufassen, unter einen Hut zu bringen, sie einem großen Gesetze unterzuordnen, wie z. B. die komplizierten Bewegungen der Himmelskörper dem Newtonschen Gesetze von der Schwerkraft gehorchen. Aber noch heute bezeichnen wir die Annahme einer Schwerkraft als einen Notbehelf, den wir uns angestrengt bemühen zu beseitigen. Es ist möglich, daß eine solche Theorie dem wahren Sachverhalt entspricht, aber es ist nicht sicher; es ist sogar absolut zweifelhaft, wenn es, wie bei den elektrischen Erscheinungen, gelingt, zwei nahezu gleichwertige Theorieen zu ersinnen. Wir werden dann immer derjenigen den Vorzug geben, die die meisten uns bekannten Erscheinungen umfaßt, und wenn beide darin Gleiches leisten, die einfachere wählen. Und wenn eine Theorie, wie die Atomtheorie, sich noch so sehr in den Köpfen festgesetzt hat, — wir werden nicht zögern, sie über Bord zu werfen, sobald uns jemand eine bessere beschert.

Also: es existierten zwei Theorieen der elektrischen Erscheinungen. In der Darstellung der bekannten Tatsachen leisteten sie nahezu dasselbe. Es blieb darum Geschmackssache, welcher man sich anschließen wollte. Wählte man die alte, so mußte man sich wohl oder übel mit der Unbegreiflichkeit einer Fernkraft abfinden. Schloß man







sich der neuen an, so war es schwierig, sich die Spannungen im Dielectricum anschaulich vorzustellen. Die große Mehrzahl der Physiker zeigte sich konservativ.

Nun trat aber eine Sache von größter Bedeutung hinzu. Maxwell folgerte aus seinen mathematischen Betrachtungen, daß, wenn seine Anschauung richtig sei, daß dann eine bis dahin noch völlig unbekannte Klasse von elektrischen Erscheinungen existieren müsse. Es müsse möglich sein, im Dielectricum sogenannte elektromagnetische Schwingungen zu erregen, die sich mit Lichtgeschwindigkeit, d. h. 300 000 Kilometern in der Sekunde, fortpflanzen. Er zeigte, daß diese Schwingungen alle Eigenschaften der Lichtschwingungen haben müßten und sich von ihnen nur durch ihre größere Wellenlänge unterschieden. Er stellte als Krone des Ganzen schließlich die kühne Behauptung auf, daß die Lichtbewegung nicht, wie man bis dahin annahm, in elastischen Schwingungen des Äthers bestände, sondern daß Licht-, Wärme-, ultraviolette Wellen nichts weiter als solche elektromagnetische Wellen seien. Ihr einziger Unterschied sollte in der verschiedenen Wellenlänge bestehen. Nach ihm ist also die Lehre vom Licht und von der strahlenden Wärme nur eine Unterabteilung der Lehre von der Elektrizität.

Aus der alten Theorie ließ sich die Existenz der elektromagnetischen Wellen in keiner Weise folgern. Wurden sie wirklich entdeckt, dann war keine Rettung mehr für die alte Anschauung. Sie hatte ihre Schuldigkeit getan. Le roi est mort, vive le roi!

Und die Entdeckung dieser Wellen ist das unsterbliche Verdienst des leider so früh verstorbenen großen deutschen Physikers Heinrich Hertz. Seine berühmten Untersuchungen zu Ende der achtziger Jahre gaben den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Revolution ohnegleichen. Unzählige Fragen und Erscheinungen rückten in neue Beleuchtung, eine Unmenge veralteter Anschauungen auf vielen Gebieten der Physik wanderte in die Rumpelkammer. Unser Auge, so sagte Hertz, ist das elektrische Organ unseres Körpers. Die drahtlose Telegraphie war entdeckt. Aber wir wollen methodisch berichten, wie Hertz zu seiner Entdeckung gelangte.

Der elektrische Funke ist jedermann bekannt. Im Blitz erzeugt ihn die Natur im größten Maßstabe; wie er der Leydener Flasche entzogen wird, weiß jedes Schulkind. Seine Erklärung ist nach der alten Theorie die, daß in der einen Belegung der Leydener Flasche positive, in der anderen negative Elektrizität steckt, die sich durch den Funken hindurch ausgleichen, neutralisieren. Diese Vereinigung der Elektrizitäten unter Blitz und Knall ist aber, auch nach den Anschauungen der alten Theorie, ein höchst komplizierter Vorgang, wie Helmholtz und Thomson nachgewiesen haben. Die Elektrizitäten (ich brauche im folgenden der Einfachheit halber die Sprachweise der alten Theorie) fließen nicht einfach über, sondern schießen in ihrer Bewegung stürmisch über das Ziel hinaus, und im nächsten Moment sind die Belegungen gerade



umgekehrt geladen, die früher negative positiv, die früher positive negativ. So geht das Spiel mehrmals hin und her, bis schließlich die ganze elektrische Energie in Wärme, Licht, Schall sich umgesetzt hat. Der Vorgang vollzieht sich indessen so schnell, daß das Auge statt der vielen aufeinander folgenden Funken nur einen wahrnimmt. Wir haben hier also einen regelrechten Schwingungsvorgang, und die Richtigkeit dieser Anschauung wurde von Feddersen experimentell erwiesen. Bewegt man nämlich die Funkenstrecke und photographiert sie dabei, so zeigt die photographische Platte, wie in einem Kinematographen, die Aufeinanderfolge der Erscheinungen; in der Tat löst sich dann der scheinbar einfache Funke in eine Reihe von Funken auf, in denen die elektrische Strömung ihre Richtung wechselt.

Nur erfolgten diese Schwingungen sehr langsam. Höchstens eine Million Hin- und Hergänge in der Sekunde ließen sich mit der Feddersenschen Anordnung erzielen. Mit solchen Zahlen zu rechnen, müssen wir uns eben in der Physik angewöhnen.

Niemand kam aber auf die Idee, daß hier etwas anderes vor sich gehe, als Verwandlung der elektrischen Energie in Licht, Wärme und Schall.

Da zeigte Hertz zunächst, wie man die Zahl der Schwingungen erheblich steigern könne, indem man der Leydener Flasche eine andere Form gab. Statt die Stanniolblätter auf die Innen- und Außenseite der Flasche zu kleben, hing er sie in einiger Entfernung voneinander auf, wie die Figur 1 zeigt: *a* sind die Stanniolblätter, *b* zwei Drähte, die in

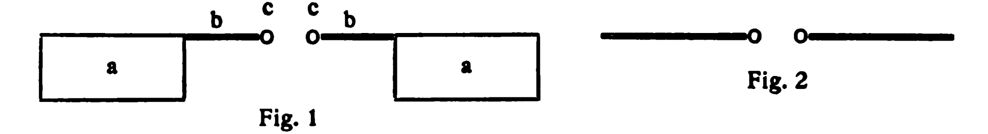


Fig. 1

Fig. 2

Messingknöpfe *c* enden. Eine Leydener „Flasche“ ist das nun freilich nicht, aber, und das ist die Hauptsache, das Prinzip ist dasselbe geblieben: wir haben zwei Metallflächen, getrennt durch ein Dielectricum. Das letztere ist hier die Luft, bei der Flasche war es das Glas. Laden wir die eine Fläche negativ, die andere positiv, so wird bei einer gewissen Stärke der Ladung zwischen den Messingknöpfen ein Funke überspringen. Dieser Funke ist wieder mit Schwingungen verknüpft, die aber erheblich schneller vor sich gehen, etwa zehn Millionen mal per Sekunde. Noch schneller erfolgen sie, wenn wir die Stanniolblätter immer kleiner werden lassen, bis die Figur schließlich auf die Form Figur 2 zusammenschrumpft. Hier haben wir überhaupt keine Stanniolblätter mehr, sondern nur noch die Drähte mit den Messingknöpfen. Bei diesem System erfolgen ca. 500 Millionen Schwingungen in der Sekunde.

Ich lege Wert darauf, zu betonen, daß Hertz zu dieser Anordnung wie zu seinen späteren Untersuchungen nicht etwa zufällig gekommen







ist, sondern daß sie von strengen theoretischen Betrachtungen ausging. Das eben ist das Große an seiner Arbeit, daß er planmäßig zu suchen und zu finden verstand, und zwar unter den denkbar kompliziertesten Verhältnissen. Nachdem sie einmal gefunden ist, erscheint uns die Sache höchst einfach. Aber welche Kombinationsgabe und welcher Scharfsinn dazu gehörte, aus einem Gewirr von durcheinanderschießenden, sich beständig verwickelnden Erscheinungen auf das Gesetz zu schließen, das vermag nur der zu ermessen, der die Originalabhandlungen von Hertz gelesen hat.

Hertz zeigte, daß von seinen „Erregern", so werden die Anordnungen Fig. 1 und Fig. 2 genannt, die gesuchten elektromagnetischen Wellen ausgestrahlt werden, gleichzeitig und in demselben Tempo wie die Schwingungen in den Funken vor sich gehen. Ihre Länge ist umgekehrt proportional der Schwingungsdauer, bei der Fig. 1 beträgt sie ca. 30 Meter, bei Fig. 2 ca. 60 Centimeter. Eine Reihe genial erdachter Experimente bewies weiter die Richtigkeit der Maxwellschen Voraussagen. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit betrug in der Tat 300 000 Kilometer in der Sekunde, und die Wellen zeigten sich völlig analog den Lichtwellen. Sie befolgen in ihrer Reflexion, Beugung, Polarisation, Brechung genau dieselben Gesetze. Sie können also als lange Lichtwellen, oder umgekehrt können diese als kurze elektromagnetische Wellen bezeichnet werden. Bringen wir z. B. das System Fig. 2 in die Brennlinie eines Hohlspiegels, so werden die nach allen Seiten ausgehenden Strahlen zu einem Bündel zusammengefaßt, genau wie ein Scheinwerfer die Lichtstrahlen zu einem Lichtbündel vereinigt in den Raum hinaussendet.

Aber wie fing Hertz die im Raume dahineilenden Wellen auf? Sein Apparat, der „Empfänger" oder Resonator, ist höchst einfach. Er besteht aus einem kreisförmig gebogenen Draht, zwischen dessen Enden kleine Fünkchen überspringen, wenn der Draht von elektrischen Wellen bestrahlt wird.

Mit den Hertzschen Entdeckungen war der Kampf zwischen den beiden Theorieen endgültig zu gunsten Maxwells entschieden. Das interessiert uns nun hier nicht, und ebensowenig befassen wir uns mit der Frage, wie der ganze Vorgang im Sinne der Faraday-Maxwellschen Theorie zu deuten sei. Uns interessiert die Anwendung der Hertzschen Entdeckungen in der Telegraphie ohne Draht.

Das Prinzip war, wie jeder einsieht, entdeckt, aber der Hertzsche Empfänger noch zu unempfindlich, um in weiten Entfernungen die auftreffenden Wellen registrieren zu können. Hertz mußte daher eine Anfrage, ob das System schon praktisch verwertet werden könne, verneinen.

Indessen schon nach kurzer Zeit war der zweite entscheidende Schritt getan. Branly entdeckte 1890 einen Empfänger von geradezu märchenhafter Empfindlichkeit (Fig. 3). Ein Glasröhrchen *a*, durch zwei Korkstopfen *b* verschlossen, in das von beiden Seiten durch Drähte *c*

die Pole eines galvanischen Elementes einmünden, enthält ein wenig Metallfeilicht *d*. Für gewöhnlich setzt dieses dem elektrischen Strome einen so großen Widerstand entgegen, daß er sich nicht zu entwickeln

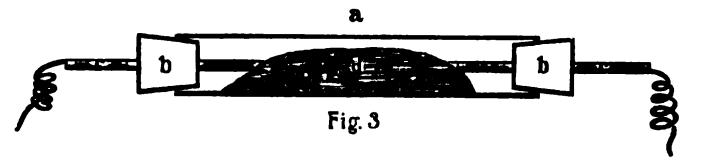


Fig. 3

vermag. Sowie aber das Feilicht von elektrischen Wellen getroffen wird, die durch die Luft herbeieilen und das Glas des Röhrchens durchdringen, wird es leitend. Möglicherweise geschieht dies dadurch, daß sich mikroskopisch kleine Fünkchen zwischen den einzelnen Stückchen des Feilichts bilden; das Metall verdampft und bildet kleine leitende Brücken zwischen den Stückchen, die sich vorher nur lose berührten und darum den Strom nicht hindurch ließen. Schalten wir eine elektrische Glocke in den Stromkreis ein, so wird diese ertönen, sobald der Strom sich entwickelt hat. Ein leichter Stoß gegen das Röhrchen genügt dann, um die leitenden Brücken zu zerstören. Der Strom hört auf zu fließen, die Glocke schweigt und das Spiel kann von neuem beginnen.

Die Empfindlichkeit dieses Empfängers oder „Kohärers" ist, wie gesagt, außerordentlich groß. Bei geeigneter Wahl des Feilichts reagiert er auf die denkbar schwächsten Einwirkungen und kann daher in sehr weiten Entfernungen vom Erreger die von diesem ausstrahlenden, mit der Entfernung natürlich schwächer werdenden Wellen anzeigen. Die Ladung des Erregers bewirkt ein schon von Hertz angewandter sogenannter Funkeninduktor; er erzeugt einen kontinuierlichen Funkenstrom zwischen den Messingknöpfen, den man beliebig aufhören und wieder einsetzen lassen kann. Sobald der Kohärer erregt ist, klingelt die Glocke, wird durch Anstoßen mit der Hand oder durch ein Klopfwerk wieder zur Ruhe gebracht, und wenn man nun noch gewisse Zeichen verabredet, kann man auf weite Entfernungen Depeschen austauschen.

So war das Prinzip der drahtlosen Telegraphie vollständig gelöst. In praxi stellten sich natürlich noch mannigfache Schwierigkeiten und Störungen ein, die durch systematische Arbeit überwunden werden mußten.

Der Weg war klar vorgezeichnet. Um weite Entfernungen überbrücken zu können, mußte die Intensität der ausgesandten Wellen möglichst gesteigert, der Kohärer möglichst empfindlich gemacht werden. Sehr gute Resultate erzielte zunächst der englische Physiker Lodge. Es gelang ihm, auf 3 Kilometer Entfernung Verständigung zu erzielen. Die bekannten Versuche von Preece aus dem Jahre 1893 fallen nicht in diesen Zusammenhang, weil sie auf einem ganz andern Prinzip beruhen. Dann erfand 1895 Popoff den heute allgemein gebräuchlichen automatischen Klopfer zur Erschütterung des





Kohärers. Der im Kohärer erregte Strom schließt ein Relais, dies seinerseits einen Strom, der eine elektrische Glocke zum Tönen bringt. Dabei schlägt ihr Hammer nach der einen Seite gegen den Kohärer, nach der andern gegen die Glockenschale. Darum wird, sowie der Kohärer von elektrischen Wellen getroffen wird, zwar der Strom geschlossen (und die Glocke zum Tönen gebracht), aber beinahe in demselben Augenblick durch Anklopfen des Hammers wieder aufgehoben. Läßt man also das Funkenspiel im Erreger mehrere Sekunden lang andauern, so dauert die Einwirkung der Wellen gerade so lange, und der Kohärer wird in schneller Reihenfolge immer wieder erregt und zur Ruhe gebracht. Für das Ohr scheint die Glocke dabei kontinuierlich zu klingeln. Verabredet man nun, daß dem Strich des Morse-Alphabets ein Klingelzeichen von mehreren Sekunden Länge, dem Punkt ein ganz kurzes Zeichen entsprechen solle, so ist die Telegraphie fertig. Popoff wandte diesen Apparat zur Registrierung ferner Gewitter an. Jeder Blitz ist ja ein Funke, sendet elektrische Wellen aus, und diese erregen den Kohärer.

Sehr erfolgreich arbeitete nach diesen beiden Gelehrten Marconi. Er benutzte die Hertz-Branly-Popoffsche Anordnung, ersetzte aber die Klingel durch einen Morse-Apparat, der die langen Zeichen als Striche, die kurzen als Punkte auf einem Papierbande aufdruckt. Sein wesentlichstes Verdienst ist die Entdeckung, daß die Intensität der ausgesandten Wellen erheblich größer wird, wenn man den einen Messingknopf des Erregers durch einen Draht mit der Erde verbindet und den Draht des andern möglichst lang macht. Zweckmäßig führt man ihn an einem 30 bis 40 Meter hohen Mast in die Höhe. Bei einer gleichen Einrichtung steigt die Empfindlichkeit des Kohärers. Ähnliche, den Marconischen nachgebildete Versuche stellte in Deutschland Slaby an. Während Marconi im Golf von Specia auf 12 Kilometer deutliche Zeichen wechselte, konnte Slaby mit Drahthöhen von 300 Metern (der Draht war an einem Luftballon aufgehängt) auf 20 Kilometer gute Verständigung erzielen.

Indessen konnte man mit diesen, sämtlich der Hertzschen Erregeranordnung nachgebildeten Versuchen keine großen Resultate erzielen, und zwar aus folgenden Gründen: der Länge der Maste ist eine praktische Grenze gesetzt, und Luftballons sind wohl für Experimente, aber nicht in praxi anwendbar. Blieb also nur der Ausweg, die Energie der ausgestrahlten Wellen auf anderm Wege zu erhöhen, und die Empfindlichkeit des Kohärers immer weiter zu steigern. Letzteres ist leicht zu machen, aber bei zu großer Empfindlichkeit leidet die Betriebssicherheit. Jeder in der Nähe von einem experimentierenden Primaner einer Elektrisiermaschine entlockte Funke würde auf den Kohärer einwirken, ganz abgesehen von atmosphärischen Störungen, durch entfernte Blitze und dergl.

Blieb also nur die Erhöhung der Strahlungsenergie durch irgendwelche Mittel. Eine naheliegende Möglichkeit war, sehr große Funken-

induktoren und lange Funken zu verwenden. Aber schon Hertz hatte gefunden, daß es hier eine Grenze gebe. Bei zu kräftiger Zufuhr von Elektrizität treten Störungen im Funkenspiel auf, die Wellen werden nicht stärker, sondern schwächer, weil der lange Funke mit seinem der Länge entsprechenden großen Widerstand die entstehenden Schwingungen zu schnell dämpft und in Wärme umsetzt. Überhaupt werden die Schwingungen durch den Funken in ihrer Entwickelung gehemmt, sie sterben schnell ab, — wie etwa eine in Watte gehüllte Glocke nicht so kräftig tönt als eine freischwingende.

Alle diese Fragen haben eine befriedigende Lösung durch einen deutschen Gelehrten, Professor Braun in Straßburg, gefunden. Er konstruierte auf Grund theoretischer Erwägungen einen gänzlich neuen Erreger und Empfänger. Die Tatsachen, die er benutzte, waren bekannt, aber ihre Verknüpfung ist originell. Kurz gesagt, enthält der Braunsche Erreger keinen Funken in seinem wirksamen Teil, die Schwingungen können sich darum ungestört entwickeln und zu großer Stärke gebracht werden; der Empfänger endlich reagiert nur auf Schwingungen des zu ihm gehörigen Erregers. Eine Störung durch experimentierende Gymnasiasten oder was noch schlimmer ist, eine gegenseitige Beeinflussung benachbarter Apparate verschiedener Stationen ist ausgeschlossen. Das einfache Mittel, diese beiden Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, bot sich Braun in der Benutzung des Prinzips der Resonanz.

Wenn wir eine Stimmgabel vor den Mund halten und sie mit einer Tonleiter ansingen, so interessiert sich die Stimmgabel nur für denjenigen Ton, den sie selber aussendet, wenn man sie anschlägt; sie tönt mit, sobald dieser Ton gesungen wird, alle anderen Töne lassen sie kalt. Das kommt daher, daß diese beiden Töne gleiche Schwingungszahl haben. Zwar wird die Stimmgabel auch durch die anderen Töne, d. h. durch die Luftstöße derselben, ein wenig erregt. Aber stark tönt sie nur dann, wenn diese Luftstöße in demselben Tempo erfolgen, mit dem sie selber schwingt, denn dann verstärkt jeder nachfolgende Stoß den vorhergehenden. Dies Tempo nennt man die Eigenschwingungsdauer der Stimmgabel, den Ton ihren Eigenton. Den ganzen Vorgang bezeichnet man als Resonanz.

Genau so hat nun jeder Metalldraht eine elektrische Eigenschwingungsdauer, die von seinen Dimensionen abhängt. Stößt man ihn elektrisch an, so finden die elektrischen Schwingungen in ihm in einem ganz bestimmten Tempo statt, genau wie die *a*-Stimmgabel, wenn ich sie anstoße, immer nur den Ton *a* von sich gibt. Will ich nun die elektrischen Schwingungen in dem Draht möglichst stark haben, so muß ich offenbar die elektrischen Stöße in genau dem Tempo der Eigenschwingungsdauer erfolgen lassen. Eine einzelne, von außen gegen den Draht treffende elektromagnetische Welle ist ein solcher elektrischer Stoß. Sorge ich nun, daß nicht nur eine, sondern eine ganze Menge Wellen nacheinander gegen den Draht anprallen, und



daß sie ferner in genau demselben Tempo anprallen, welches wir als Eigenschwingungsdauer des Drahtes vorher festgestellt haben, so wachsen die Schwingungen zu großer Stärke an.

Ich kann nun den Stimmgabelversuch noch etwa anders anstellen. Ich singe die Stimmgabel nicht selber mit dem Tone *a* an, sondern ich benutze zur Erzeugung des Tones eine zweite *a*-Gabel, die ich mit einem Violinbogen anstreiche. Würde ich diese Gabel einfach in der Hand halten, so würde ich finden, daß der Ton sehr schwach ist, d. h., daß die ausgesandten Schallwellen sehr schwach sind. Ich setze darum die Gabel auf einen zweckmäßig gebauten, sogenannten Resonanzkasten und finde, daß der Ton sehr viel kräftiger wird. Wenn ich nun auch noch die andere Stimmgabel auf einen solchen Resonanzkasten setze, kann ich die Einwirkung der einen Gabel auf die andere ganz erheblich verstärken. Die eine klingt laut mit, wenn die andere angestrichen wird.

Wie man sieht, spielen die beiden Stimmgabeln genau die Rolle des Erregers und Empfängers bei der Hertzschen Anordnung. Braun wendet nun die eben besprochenen Prinzipien zur Konstruktion seines Erregers und Empfängers an. Der Erreger ist ein vertikaler Draht. Aber die Schwingungen werden nicht durch eine Funkenstrecke erzeugt, die in dem Draht selber angebracht ist, sondern der Draht wird durch eine seitlich mit ihm verbundene Funkenstrecke elektrisch angestoßen. Dadurch werden seine Eigenschwingungen erregt; sie können sich, da er selbst keine Funkenstrecke enthält, sehr stark entwickeln, und dementsprechend stark sind die von dem Draht in die Luft ausgestrahlten Wellen. Was aber von dem Draht ausgestrahlt wird, das wird ihm beständig durch frische Energiezufuhr aus der seitlichen Funkenstrecke ersetzt, und diese Energiezufuhr läßt sich (durch Verbindung der Funkenstrecke mit Leydener Flaschen) bei dieser Anordnung erheblich größer machen als bei der Hertzschen. Der Hertzsche Erreger ist der in der Hand gehaltenen Stimmgabel zu vergleichen, der Braunsche der mit dem Resonanzkasten verbundenen.

Der mit dem Kohärer verbundene Draht ist so bemessen, daß seine Eigenschwingungsdauer genau gleich der des Erregers ist. Prallen also die vom Erreger kommenden Wellen gegen ihn an, so wird er zu heftigem Mitschwingen veranlaßt und der Kohärer entsprechend stark beeinflußt. Auf diese Weise kann man bei größeren Entfernungen und mit dementsprechend schwächeren, in der Empfangsstation ankommenden Wellen viel größere Erfolge erzielen als Marconi. Endlich bietet die Anordnung den Vorteil, daß sie nur auf den zugehörigen Erreger reagiert und gegen atmosphärische Störungen erheblich besser geschützt ist.

Die große Überlegenheit des Braunschen Systems zeigte sich bei den praktischen, zwischen Kuxhaven und Helgoland angestellten Versuchen. Sie wird bewiesen durch die Tatsache, daß sowohl Marconi als auch Slaby sie nachgeahmt haben mit geringen Modifikationen,



die ohne prinzipielle Bedeutung sind und sich ohne vieles Bemühen ersinnen lassen.*)

Das ist die Geschichte der drahtlosen Telegraphie. Ihre unerbittliche Wahrheit zerstört den Nimbus, der sich um Marconis Haupt gewoben hat, ohne seine unzweifelhaften Verdienste zu verkennen.

Wie steht es nun mit den praktischen Erfolgen? Leider sind wir hier auf ganz unzuverlässige Zeitungsnotizen angewiesen. Wir werden uns aber von der Wirklichkeit nicht zu weit entfernen, wenn wir ca. 3—400 Kilometer als die obere, bis jetzt erreichte Grenze sicherer Verständigung betrachten. Prinzipiell steht der Überbrückung größerer Entfernungen durchaus nichts im Wege. Die Krümmung der Erdoberfläche kann bei Verwendung langer Wellen und dementsprechend großer Beugung keinen allzu hindernden Einfluß ausüben. Vielleicht kommt hier auch die Leitfähigkeit des Wassers ins Spiel; der Strahl würde sich dann der Oberfläche des Wassers anschmiegen. In der Tat will Marconi, einer Zeitungsnachricht zufolge, nach Neufundland, also über 3500 Kilometer, Zeichen gesandt haben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Nachricht mit größter Vorsicht aufnehmen.

Eins aber muß betont werden. Bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse ist nicht daran zu denken, daß die drahtlose Telegraphie den Kabeln ernsthafte Konkurrenz bereiten könnte. Vielleicht auf kurzen Strecken mit geringem Depeschenverkehr, oder dort, wo ein Kabel sich nicht anbringen läßt, wie zwischen Inseln des Stillen Ozeans, die steil aus unendlichen Tiefen ansteigen. Für alle übrigen Zwecke müßte die Betriebssicherheit und Schnelligkeit noch erheblich gesteigert werden, mehr als jetzt möglich erscheint. Und damit hat es noch gute Weile. Die Besitzer von Kabelaktien können also beruhigt sein.

In den Zeitungen konnte man den Einwand lesen, daß drahtloses Telegraphieren quer über den Ozean die Möglichkeit der Verständigung zwischen einzelnen Schiffen verhindern würde, da die Schiffsapparate auf diese Telegramme gleichzeitig reagieren und so ein Durcheinander entstehen würde. Dem wäre nach dem Braunschen System leicht abzuhelfen. Ein internationales Abkommen müßte festsetzen, daß auf Schiffen nur Apparate einer bestimmten, zweckmäßig ausgewählten Eigenschwingungsdauer benutzt werden dürften — eine Vorschrift, die zugleich im Interesse der Schiffahrt liegt, da sie die Möglichkeit der Verständigung zwischen den Schiffen erhöht.

Bonn. *Dr. A. Pflüger,*
Privatdozent an der Universität.

---

*) Inzwischen hat Braun in der Tat seinen Patentprozeß gegen Marconi und Slaby gewonnen.



# Die Presse des Rheinbundes.

## Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes.

### II.

Ganz seltsam sah die Presse des Königreichs Westfalen aus. Die durchaus willkürlich von Napoleon zusammengeworfenen Länder waren von so verschiedenem Charakter, daß sich ihr Zusammenschweißen zu einem Ganzen innerhalb weniger Jahre nicht ermöglichen ließ; zudem vermochte sich die Regierung unter dem Drucke Napoleons, — er behandelte das Land immer nur als ein Departement seines Kaiserreiches, — bei der Unfähigkeit des Königs Jérôme, dem ununterbrochenen kriegerischen Tumulte und den entsetzlichen ökonomischen Kalamitäten, gar keine größeren Aufgaben zu stellen.

Es war natürlich, daß sich in diesem Trödel-Königreiche ohne politisches Rückgrat eine politische Zeitung von Bedeutung nicht entwickeln konnte. Das einzige Blatt, das sich hervortat, war der „Moniteur westphalien", die offizielle Zeitung, die mit dem 29. Dezember 1807 in der Hauptstadt Kassel zu erscheinen begann und das Möglichste in der Verherrlichung des Herrscherpaares und der Fälschung der Berichte über die Stimmung und die Zustände im Lande leistete. Den Verhältnissen entsprechend, wurde die Zeitung zweisprachig herausgegeben, links zeigte sich der französische, rechts der deutsche Text.

Gleich in seinen ersten Nummern setzte der „Moniteur" mit vollen Backen für das neue Königreich und das neue Herrscherhaus ein. Mit dem Ausrufe: „O große und neue Epoche, die sich mit einem durch die Zeiten geheiligten Herkommen verschwistert!" begrüßte er das neue Jahr. Unmittelbar darauf brachte er einen Artikel über die angebliche Stimmung in Westfalen, in welchem alle Verhältnisse im rosigsten Lichte erschienen. „Wir empfinden hier und im ganzen Königreiche," hieß es dort, „bereits die erwärmenden und erquickenden Strahlen der neuen Sonne. Alle Handlungen und Verfügungen unseres geliebten Monarchen, welche bis jetzt zur allgemeinen Kenntnis gekommen sind, tragen das Gepräge seines erhabenen, huldvollen Charakters und zeugen von seiner Herzensgüte. Manche Träne des Kummers ist schon getrocknet, und die Aussicht in eine bessere frohe Zukunft träufelt heilsamen Balsam selbst in die Gemüter derjenigen, welche, unvermögend das große Werk der Weltregeneration zu begreifen, in banger Erwartung den künftigen Tagen entgegenseufzten." Dann begleitet er die Rundreise, die der König Jérôme alsbald unternahm, um sich allerwärts huldigen zu lassen, mit bombastischen Festberichten, von denen viele der Wahrheit direkt ins Gesicht schlugen. Von Helmstedt meldete er, daß dort am 6. März



1808 dem Könige mit dem lebhaftesten Enthusiasmus gehuldigt worden sei; doch wurde bald bekannt, daß die Studenten mit ihren Tintenfässern nach den westfälischen Farben geworfen hatten. Über den Empfang in Göttingen am 15. Mai berichtete er: „Das Volk drängt sich in Massen auf den Weg des Königs. Es bleibt kein Einwohner daheim. Wir haben zehn Wegstunden weit ein Fest durchlebt. Durch die Lüfte bebten die Rufe: ‚Hoch unser guter König!'" Dabei wußte man in ganz Göttingen, daß nur mit großer Mühe eine Ehrengarde aus „der interessanten Jugend aller Nationen" hatte zusammengebracht werden können. Ahnlich lauteten die Berichte aus Braunschweig, Magdeburg und Halle. Und als dann im nächsten Jahre der König den Harz besuchte, hieß es u. a. in einer Festbeschreibung aus Klausthal: „Die Schönheit des Abends, das Flimmern der Feuerkünste, die rauschende Kriegsmusik, die brennenden Fackeln der Hüttenleute und deren strenge Tracht und die tausend- und tausendfach wiederholten Ausrufungen: ‚Es lebe der König!', endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren Herrscher zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewahrten Berufe uralter Zeiten, alles dies bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Die Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schien denn auch Seine Majestät zu rühren."

In hochtrabendstem Tone waren aber vor allem die Berichte über die Ereignisse und Feste an den Höfen zu Paris und Kassel gehalten, über die Heirat des Kaisers mit Marie Luise von Österreich, die Geburt des Königs von Rom, die Bälle und Redouten auf Napoleonshöhe, der ehemaligen Wilhelmshöhe. Immer aufs neue wurde die Leutseligkeit und Herablassung des Königs bei solchen Festen hervorgehoben; doch bestand diese wohl hauptsächlich nur in leeren Worten; denn wenn er sich auch abends gern mit dem bekannten Gruße „Gut Nackt, morgen wieder luschtik!" von seiner Festgesellschaft verabschiedete, ist es ihm doch wohl manchesmal sehr wenig lustig zu Mute gewesen. Nicht selten war er mißgestimmt, bedrückt und unwirsch, da der Kaiser ganz ungeheure Anforderungen an das Königreich Westfalen stellte, wodurch alle Verhältnisse mehr und mehr zerrüttet wurden. Aller Wortschwall des „Moniteur" konnte darüber nicht täuschen, am wenigsten wohl den König, der ganz genau wußte, wie schlimm es um ihn stand, wiederholt daran dachte, auf seine Königswürde lieber ganz zu verzichten und sich gewiß oft genug nur in die rauschenden Vergnügungen stürzte, um alle die bangen Sorgen, die ihn bestürmten, wenigstens auf Stunden zu verscheuchen.

Von alledem verspürte man im „Moniteur" keinen Hauch, vielmehr wurden seine journalistischen Kunststücke immer kühner, oder immer ungeheuerlicher, besonders als sich die Katastrophe des Königsreichs im Frühjahre 1813 vorbereitete und schließlich alles zu wanken be-

gann. Die große Bewegung zur Abschüttelung der Fremdherrschaft, die sich mehr und mehr von Ostpreußen her bemerkbar machte, wurde zunächst ignoriert, und als sie sich auch in Hessen zeigte, wurde den betreffenden Nachrichten widersprochen. Aber schon unter dem 13. April brachte der „Moniteur" die Proklamation Eugen Napoleons, damals Oberbefehlshabers der französischen großen Armee in Deutschland, in der mit aller Heftigkeit und Strenge die hehre Begeisterung, die jetzt alle Gemüter ergriffen hatte, niedergedrückt werden sollte. „Getreu euern Verbindungen und euern Gesetzen, werdet ihr auf immer den beschämenden Ruf, den die Preußen sich soeben in der Geschichte erworben, von euch entfernen," heißt es dort, und dann wird jeder mit dem Tode bedroht, der „die Feinde Frankreichs und seiner Verbündeten begünstigt oder ihnen Dienste leistet". Trotzdem muß der „Moniteur" alsbald allerlei junge Männer nennen, die „zum Feinde übergegangen" sind, darunter Herren von Kielmannsegge, von Bennigsen, von Westfalen, von Beaulieu u. v. a. Weiterhin sucht er die Mißerfolge der französischen Waffen so lange wie möglich zu verschweigen. Erst am 26. September berichtet er, der Marschall Oudinot sei am 24. August bei Großbeeren nicht glücklich gewesen; die Verbündeten Frankreichs aber beschuldigt er, sie seien unzuverlässig. So hätten die Sachsen in der Schlacht bei Dennewitz nicht ihre Schuldigkeit getan, ein ganz unberechtigter Vorwurf. Und schließlich bringt er vollständig erfundene Berichte zu Gunsten der französischen Waffen, um alle Hoffnungen der Deutschgesinnten so tief wie möglich herabzudrücken.

Als dann aber Tschernischew mit seinen Kosaken am 28. Sept. 1813 unvermutet vor Kassel erschien, der König floh und die Russen die Hauptstadt besetzten, verging dem „Moniteur" auf einmal der Atem; er schwieg vom 30. September ab über eine Woche und wagte sich erst wieder am 9. Oktober hervor, nachdem Tschernischew wieder abgezogen und die Franzosen aufs neue von der Stadt Besitz genommen hatten. Seine Tage waren jedoch nun gezählt und auch sein Mut geschwunden. Vom Kriegsschauplatze in Mitteldeutschland, wo es doch schon sehr lebendig zuging, wagte er nichts zu melden, sondern füllte seine Spalten mit Berichten aus Paris, Spanien und der Türkei. Und als dann die Schlacht bei Leipzig die Macht Napoleons für immer gebrochen hatte und Jérôme am Morgen des 26. Oktober zum zweitenmal geflohen war, schleppte sich die Zeitung nur noch wenige Tage mühsam hin. Am Abend des 26. Oktober brachte sie die Bekanntmachung, daß der König sich „durch den Drang der Zeitumstände" veranlaßt gefunden habe, sich aus seinen Staaten zu entfernen; am 30. Oktober blieb sie aus, und am 31. Oktober erschien sie zum letztenmal und zwar nur in deutscher Sprache. Ihre Hauptmeldung war die Nachricht von dem Eintreffen des Kurprinzen von Hessen in Kassel. Die Zeitung hatte damit den kurzen Epilog für das dahingeschiedene Königreich Westfalen gesprochen.

Was dann schließlich noch die Presse des Königreichs Sachsen betrifft, so lagen hier die Verhältnisse nicht anders als in den übrigen Rheinbundstaaten, doch war die Situation insofern wesentlich einfacher, als im ganzen Königreich nur eine einzige politische Zeitung erschien, die „Leipziger Zeitung", die noch dazu Eigentum der sächsischen Regierung war, so daß also in ganz Sachsen durch die Presse nur die Ansicht der Regierung zum Ausdruck kam. Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Pachtvertrag zwischen dem Pächter und der sächsischen Regierung mit der ausdrücklichen Versicherung der Regierung erneuert worden, daß außer dem Pächter der „Leipziger Zeitung" niemand in Sachsen „einige historisch-politische Zeitungen oder wöchentliche Blätter, welche Zeitungsartikel enthalten", drucken und ausgeben dürfe, „er habe sich denn mit dem Zeitungspächter darüber vernommen und einverstanden. Zuwiderhandelnde würden sich einer Strafe von zehn Talern für jedes Stück zu versehen haben."

Die Zeitung bewegte sich daher, frei von jeder Konkurrenz, bis 1806 in ganz behaglichem Fahrwasser, aber mit den Katastrophen von Jena und Auerstädt wurde sie plötzlich aus diesen idyllischen Verhältnissen herausgerissen. Als die Schreckenstage hereinbrachen, befielen die Redaktion offenbar die heftigsten Beklemmungen. Allerlei Gerüchte von einem unglücklichen Treffen bei Saalfeld und vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand durchschwirrten die Luft, — aber die Zeitung schwieg. Weiterhin hieß es, daß die ganze preußisch-sächsische Armee den Thüringer Wald geräumt habe und im Rückzuge begriffen sei, und gleich darauf kamen die ungeheuerlichsten Nachrichten aus Naumburg und Weißenfels; die Erregung der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag, — trotzdem brachte die Zeitung noch immer nichts vom Kriegsschauplatze, denn die Redaktion durfte solche Mitteilungen nur veröffentlichen, wenn sie ihr vom Geheimen Kabinett in Dresden zugegangen waren. Das Geheime Kabinett aber schwieg beharrlich. Da wandte sich die Redaktion mit der flehentlichen Bitte, ihr doch wenigstens die allerwichtigsten Nachrichten zukommen zu lassen, an den Kabinettskorrespondenten, Geheimen Registrator Wenzel, und dieser antwortete unter dem 17. Oktober (am 14. waren bereits die Schlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen worden), „daß bis jetzt zuverlässige offizielle Nachrichten über die gegenwärtigen Vorfallenheiten, die sich zur Bekanntmachung durch die ‚Leipziger Zeitung' qualifizieret hätten, in Dresden nicht vorhanden wären, daß aber, wenn in der Folge dergleichen eingingen, dieselben der Redaktion mitzuteilen Bedacht genommen werden würde."

Aber noch ehe dieser Brief in Leipzig anlangte, ergoß sich die Flut des Krieges über die Stadt; sie wurde von den Franzosen besetzt, unter einen französischen Gouverneur gestellt, und dieser bemächtigte sich denn auch sofort der Zeitung. Bereits in der Nummer vom 19. Oktober zwang er die Redaktion, einen aus französischer Feder



geflossenen „unparteiischen“ Bericht über die Schlacht bei Jena und die ihr vorangegangenen Ereignisse zu geben, und ging dabei in seiner Rücksichtslosigkeit so weit, das bisherige Verhalten der Redaktion in deren eigener Zeitung lächerlich zu machen. „Die Franzosen haben,“ so hieß es zu Beginn des Berichtes, „bei ihrer Ankunft in Leipzig über alle Märchen und Schlachten, welche die Zeitungsschreiber dieses Landes und besonders der Redakteur der ‚Leipziger Zeitung‘ sie haben verlieren lassen, sich sehr belustigt. Sie hoffen wohl niemals anders als auf dem Schlachtfelde alle ihre Feinde zu besiegen. Hier ist die wahre Lage der Sache, deren Wahrheit der Verfasser dieses Artikels auf seine Ehre verbürgt; er ist ein Franzose, und ein dergleichen Eid ist ihm unverletzlich.“ Weiterhin mußte die Zeitung auf direkten Befehl des die französische Armee begleitenden Fürsten Talleyrand in ihrer Nummer vom 1. November „die den Krieg zwischen Frankreich und Preußen betreffenden Aktenstücke“, selbstverständlich aber nur diejenigen, deren Veröffentlichung Napoleon in seinem Interesse fand, zum Abdruck bringen.

Gegen Ende des Jahres 1806 gelang es Sachsen zwar, mit Frankreich Frieden zu schließen, aber der französische Einfluß auf die „Leipziger Zeitung“ wurde kaum gemindert. In der üblichen Ansprache an den Landesherrn zu Neujahr 1807 mußte sich die Zeitung auch außerdem noch an den Kaiser Napoleon wenden; ferner sah sie sich gezwungen, alle überschwänglichen offiziellen französischen Siegesbulletins wörtlich abzudrucken, und als der Gewaltige im Juli 1807 durch Leipzig kam, war es ganz natürlich, daß sie überfloß in Ergebenheit und Bewunderung. „Schon seit dem 20. Juli,“ beginnt dieser Artikel über die Durchreise des Kaisers, „erwartete Se. Majestät den Kaiser von Frankreich, König von Italien auf Ihrer Rückreise von Dresden durch unsere Stadt mit heißem Verlangen. Der hiesige Magistrat hatte zu dem Empfange dieses erhabensten Monarchen und, um Allerhöchstdemselben die tiefste Ehrfurcht hiesiger Einwohner zu bezeigen, alle zweckmäßigen Anstalten getroffen. Eine hohe, im edelsten Stil mit Laubwerk und Lampen versehene Ehrenpforte war errichtet“ u. s. w., aber Napoleon passierte am 23. Juli früh um 5 Uhr in größter Eile die Stadt, so daß eine „Bewillkommnung des glorreichsten großmütigen Siegers und Friedensstifters“ nicht stattfinden konnte. Darum schließt die Zeitung ihren Artikel mit den Worten: „Nur unsere feurigsten Wünsche für das dauerhafteste Wohlergehen des Allergnädigsten Kaisers und Königs Napoleon des Großen begleiten Ihn, den größten Regenten und Feldherrn der Weltgeschichte, den Freund unseres angebeteten Königs, den, der unserem Vaterlande Selbständigkeit und dauerhaftes Glück zu verschaffen versprach.“

Das dauerhafte Glück stellte sich aber nicht ein, und noch weniger die Selbständigkeit. Napoleon schaltete in Sachsen nach wie vor wie im eigenen Lande und versetzte dadurch die sächsische Regierung

in die schwierigste Lage. Das trat auch bei der „Leipziger Zeitung“ in die Erscheinung. Im Laufe des Jahres 1808 erhielt die Redaktion wiederholt Instruktionen, die ihre Bewegung immer mehr einengten. Über Spanien und die fatale Lage der Franzosen dort durften keine anderen Nachrichten gebracht werden als solche, die im „Moniteur“ enthalten waren. Der „Moniteur“ mußte überhaupt als untrügliche Quelle angesehen werden, wie augenfällig auch die Tatsachen mit seinen Angaben im Widerspruche stehen mochten. Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit setzten die Redaktion den bedenklichsten Folgen aus, und es ergingen denn auch wiederholt von Dresden aus Weisungen an sie, den Inhalt des „Moniteur“ unter allen Umständen und ohne Randbemerkungen zu geben. Auch Aktenstücke durften, wenn sie in irgend einer Beziehung für Frankreich nachteilig waren, nicht veröffentlicht werden. Während des Erfurter Kongresses brachte die Zeitung eine Proklamation des spanischen Generals Castaños (vor welchem der französische General Dupont mit einem Armeekorps die Waffen hatte strecken müssen). Napoleon stellte deshalb sofort den in Erfurt anwesenden Kabinettsminister Grafen Bose zur Rede, und die Redaktion erhielt eine ernste Rüge. Man warf ihr vor, sie mißbrauche die Duldsamkeit, welche man seither gegen sie geübt.

Um nun aber der bedrängten Redaktion wenigstens einigermaßen eine Richtschnur zu geben, stellte die sächsische Regierung, wahrscheinlich im Einverständnis mit der französischen, eine Anzahl von Instruktionspunkten auf, von denen die wesentlichsten die folgenden waren:

„Nach den zwischen dem französischen Reiche und den Mitgliedern des rheinischen Bundes obwaltenden Verhältnissen muß alles, was dem französischen Kaiserlichen Hofe anstößig sein könnte, mit der äußersten Sorgfalt vermieden werden. Es sind daher namentlich alle und jede Nachrichten von den für Frankreich nachteiligen oder unangenehmen Ereignissen keineswegs zuerst zu verbreiten, sondern nicht eher und nicht anders in die Leipziger Zeitung aufzunehmen, als wenn und wie sie in dem ‚Moniteur universel‘ bekannt gemacht werden.

Die aus dem Moniteur entlehnten Artikel müssen vollständig und nicht verstümmelt, noch mit Zusätzen übertragen werden.

Bei diesen sowohl als bei den aus anderen Blättern entnommenen Artikeln sind allemal die Zeitungen namentlich anzugeben.

Bei dem Gebrauche eigener Privatkorrespondenzen ist vorzügliche Vorsicht anzuwenden, damit, wenn über solche Artikel die namentliche Angabe des Verfassers oder Einsenders erfordert würde, derselbe nicht kompromittiert werde.

Sollte Allerhöchsten Orts für gut befunden werden, in der Leipziger Zeitung eigene politische Artikel einrücken zu lassen, so werden sie dem Zeitungspächter von Zeit zu Zeit eingeschickt werden und sind alsdann unverändert beizubehalten.“



Mit dem Beginn des russischen Feldzuges ging es der „Leipziger Zeitung“ genau so wie allen andern Blättern des Rheinbundes; auch sie durfte, obgleich alle Welt von den großartigen Rüstungen sprach, nicht die geringste Mitteilung von ihnen machen. Selbst die einfachsten Truppenverschiebungen mußten verschwiegen bleiben. Da galt es denn, alle Kunst aufzubieten, um gewisse Vorfälle, die mit diesen umfassenden Vorbereitungen in Verbindung standen und doch nicht vollständig ignoriert werden konnten, in irgend einer möglichst harmlosen Weise zu bringen. Und doch gelang das nicht immer. Noch schwieriger aber wurde die Lage, als der Krieg begonnen hatte, die offiziellen Siegesnachrichten von der großen Armee anlangten, daneben aber Privatberichte einliefen, die den furchtbaren Jammer des entsetzlichen Feldzuges enthüllten. Die Zeitung konnte nicht anders, sie mußte nach wie vor Sieg und abermals Sieg melden, auch immer noch, als man längst wußte, daß Napoleon in fluchtähnlicher Eile durch Dresden gekommen und nach Paris zurückgekehrt sei. Erst in der letzten Dezembernummer von 1812 konnte sie das berühmte 29. Bulletin bringen, das die ganze Wahrheit der schrecklichen Katastrophe in Rußland bekannte. Darauf folgten drei bange Monate; in Preußen erwachte ein ungestümer Geist, der nach Befreiung rief; in Schlesien flammte eine mächtige Begeisterung auf, die alle, auch die Bedenklichsten, fortriß; allein die „Leipziger Zeitung“ mußte sich alledem ängstlich verschließen.

Plötzlich änderte sich jedoch die Situation, Preußen hatte offen mit Frankreich gebrochen, und die Verbündeten waren unerwartet schnell nach Westen vorgedrungen; bereits am Abend des 31. März 1813 rückten russische Truppen in Leipzig ein. Das bedeutete aber keineswegs zugleich auch eine Befreiung der Presse. Auch die Verbündeten kannten die Bedeutung der Zeitungen und suchten durch sie auf die allgemeine Stimmung einzuwirken. Sie übten daher dieselbe scharfe Zensur wie die Franzosen, nur traten sie eben für die nationale Sache ein. Unmittelbar nach der Besetzung der Stadt erhielt die „Leipziger Zeitung“ einen „Auszug eines Briefes aus Dresden“ zum Abdruck, der offenbar aus dem russisch-preußischen Lager stammte. Den Franzosen wurde hier gehörig die Wahrheit gesagt, Davout, der die Dresdener Brücke hatte sprengen lassen, ein „Mordbrenner aus Ruhmbegierde“ genannt, und daneben erhielten die Russen ein vollgerüttelt Maß des Lobes. Denn es galt, eine gewisse Sympathie für diese fremdartigen Erscheinungen im deutschen Volke zu erwecken. „Die Russen verdienen,“ hieß es in dem Artikel, „noch mehr Ehrenbezeugungen, als sie (bei ihrem Eintreffen in Dresden) erhalten haben. Aufgenommen mit Enthusiasmus, werden sie von den Segenswünschen dankbarer Völker begleitet werden. Eifersüchtig, alle Gattungen des Ruhmes zu verdienen, sollen ihre Lorbeeren nur von den Tränen der Dankbarkeit benetzt werden.“ Weiterhin wurde die „Leipziger Zeitung“ veranlaßt, die falschen Kriegsnachrichten des „Journal de

Paris" in das richtige Licht zu stellen und mit Bemerkungen zu versehen.

Unterdessen bereitete sich in der Umgebung von Leipzig ein großer Entscheidungskampf vor. Napoleon zog von Westen her gewaltige Heeresmassen in der Leipziger Ebene zusammen, während die verbündeten Preußen und Russen von Norden und Osten heranrückten. Eine schwere Beklemmung drückte mehr und mehr die Gemüter der Leipziger Bürgerschaft; aller Verkehr stockte, und von Sonnabend, den 1. Mai, kam auch die „Leipziger Zeitung" nicht heraus. Tags darauf entlud sich dann das schwere Gewitter, es kam zur Schlacht bei Lützen (Großgörschen), durch die das Heer der Verbündeten zum Rückzuge gezwungen wurde und Napoleon wieder in den Besitz von Sachsen gelangte. Die allgemeine Lähmung alles Verkehrs wich aber nur zögernd; auch die „Leipziger Zeitung" brauchte noch mehrere Tage, um sich zu neuem Tun zu sammeln. Erst am Freitag, den 7. Mai, erschien sie wieder, und nun war sie abermals durchaus französisch. An der Spitze dieser Nummer brachte sie das Folgende:

„Am 2. Mai rückte ein französisches Armeekorps unter Anführung des Generals Lauriston in Leipzig ein, worauf folgender Tagesbefehl bekannt gemacht wurde:

Lindenau, den 2. May.

Auf dem Schlachtfelde bey Lützen, den 2. May 1813. Abends 8 Uhr.

Herr General Lauriston, ich eile, Ihnen anzuzeigen, daß der Kaiser soeben den glänzendsten und entscheidendsten Sieg über die preußische und russische Armeen, die von dem Könige von Preußen und dem Kaiser Alexander kommandiert waren, erfochten hat. Der Kaiser verfolgt seinen Vorteil, wir haben an diesem schönen Tage keine Person von Auszeichnung verloren*).

Der Fürst von Neufchâtel,
unterz.: *Alexander.*"

Hieran schloß sich ein im französischen Sinne gehaltener Schlachtbericht und folgende „Erklärung" der Redaktion:

„Seitdem unsere Stadt von russischen und preußischen Truppen besetzt war, sind in dieser Zeitung Aufsätze und Äußerungen erschienen, welche das Gepräge ihres Ursprunges deutlich an sich tragen, und über welche teils Erläuterungen, teils Bemerkungen in der Folge mitgeteilt werden sollen, um über manche Gegenstände Licht zu verbreiten. Der Redakteur und Herausgeber dieser Blätter hatte, durch die fremde Gewalt gezwungen, durchaus keine Wahl, sondern mußte dieser Gewalt unbedingt nachgeben, welche über alles verfügte, was gedruckt wurde; daher kann man auch in keiner Hinsicht annehmen, daß er das gebilligt habe, was die fremde Autorität durch

*) In Wahrheit fünf Generale.





diese Zeitung bekannt gemacht hat; vielmehr beweist der früher und bis zur Besetzung unserer Stadt durch obengenannte Truppen in derselben herrschende Geist, daß der Herausgeber dem System, welches Se. Majestät der König von Sachsen, sein allergnädigster Herr, angenommen, überall treu geblieben ist und die Pflichten eines treuen Untertanen auch in dieser Hinsicht auf alle Weise erfüllt hat."

Mit dieser Erklärung hoffte der Redakteur die üblen Folgen, die etwa die Haltung seines Blattes während des März und April noch nach sich ziehen könnte, zu parieren, und in der Tat geschah ihm zunächst auch nichts; nur wurde die Zeitung unmittelbar unter französische Zensur gestellt und zum ausschließlichen Sprachrohr Napoleons gegen die Verbündeten gemacht. Alle Nummern des Mai und Juni waren mit Schmähungen gegen Rußland und besonders Preußen angefüllt, und der Redakteur machte wohl nicht den geringsten Versuch einer Einwendung oder Vorstellung. Trotzdem geriet er eines Tages mit der französischen Verwaltung wegen eines Inserates, in welchem diese „landesverräterische" Absichten witterte, in Konflikt und wurde sogar auf acht Tage in ein Erfurter Gefängnis gesteckt, bis es der sächsischen Regierung gelang, ihn wieder zu befreien.

Aber die Tage, denen er nun entgegenging, waren nicht minder peinvoll für ihn; sie unterschieden sich von denen einer Gefängnishaft nur um ein Geringes. Der französische Druck steigerte sich, je mißlicher es mit der französischen Sache wurde. Infolge von Unruhen, die während des Pfingstfestes in Leipzig vorkamen, wurde über die Stadt der Belagerungszustand verhängt; zugleich nahm Napoleon vollständig von der „Leipziger Zeitung" Besitz, um in ihr ganz ungehemmt seinem Unmute über den „treulosen Abfall" Deutschlands von der Sache Frankreichs die Zügel schießen lassen zu können. Das Blatt wurde unter die Spezialleitung eines Kabinetts gestellt, und außerdem kam noch ein besonderer Agent, ein Baron Bacher, nach Leipzig, der die Redaktion beaufsichtigte und die Verbindungen zwischen ihr und den französischen Behörden vermittelte. Alles, was der Zeitung von diesen Behörden zuging, mußte sie unweigerlich und schleunigst ohne die geringsten Veränderungen abdrucken und dabei für dieses Säbelregiment noch alle erdenklichen Schmeicheleien bereit halten. Als Napoleon am 13. Juli durch Leipzig kam, las man in der Zeitung: „Die erfreuliche Nachricht, daß Leipzig das Glück haben soll, Se. Kaiserl. und Königl. Majestät Napoleon den Großen in seinen Mauern zu sehen, verursachte vom frühen Morgen an die froheste Bewegung in der Stadt." Der „schöne Tag" der Anwesenheit des „größten Monarchen" werde allen Einwohnern von Leipzig unvergeßlich bleiben. Vom Kriegsschauplatz brachte die Zeitung längere Zeit gar nichts, da die Niederlagen der Franzosen an der Katzbach, bei Dennewitz, Großbeeren, Nollendorf etc. zunächst vollständig verschwiegen wurden, und als dann doch endlich wieder einmal eine Meldung gebracht werden mußte, gab man die Niederlage bei Kulm



als einen französischen Sieg aus. „Der Feind ist bei Kulm geworfen worden," hieß es in der Nummer vom 20. September in einer Korrespondenz vom 17. September aus Dresden (am 29. August war die Schlacht gewesen!), „die französische Kavallerie hat sehr schöne Angriffe gemacht." Die Gefangennahme des Generals Vandamme wurde zunächst noch nicht erwähnt; erst in der nächsten Nummer kam nebenher die Mitteilung: „Im Getümmel verschwand General Vandamme; man glaubt, er sei tödlich verwundet." Weiterhin gesteht man denn auch die Niederlage an der Katzbach ein, — ein ganzer Monat ist seit der Katastrophe verflossen. Das Anschwellen des Bobers war an dem Mißerfolge schuld. Als Napoleon am 4. September erschien, ließ er „den Feind wieder angreifen und am 5. September den ganzen Tag über mit dem Säbel in der Faust bis Görlitz verfolgen".

Unterdessen kam der Oktober heran, der so Großes bringen sollte. Aber die Bevölkerung blieb ganz darüber im Ungewissen, was sich denn eigentlich vorbereitete. Wohl liefen allerlei Gerüchte um, daß große Heeresmassen sich gegen Leipzig zusammenzögen, niemand konnte jedoch Bestimmtes sagen, und die Zeitung schwieg. Endlich am 13. Oktober brachte sie, wohl von allen Seiten bestürmt, einen kurzen Artikel, den sie mit folgendem geschraubten Satze begann: „Unterdes, bis ein offizieller Bericht über die Vorfälle der letzten acht Tage und der großen Ereignisse erscheint, welche eine notwendige Folge des Operationsplanes der französischen Armee sein werden, glaubt man durch Mitteilungen folgender Übersicht der Ungeduld des Publikums Genüge leisten zu müssen." Und nun folgte eine Darlegung der militärischen Lage, in der wohl nicht ein einziges wahres Wort gesagt wurde; die Franzosen hatten wieder überall, bei Düben, bei Mokrehna, bei Wartenburg, bei Dessau gesiegt.

Doch schon am nächsten Tage klärte der Kanonendonner alle über den furchtbaren Ernst der Situation auf; die gewaltige Völkerschlacht entwickelte sich, und während des tosenden Kampfes draußen auf den weiten Blachfeldern ruhte drinnen in der Stadt bei der angstvoll beklommenen Bevölkerung natürlich jedwede gewerbliche Tätigkeit. Auch die Zeitung erschien vom 18. bis 21. Oktober nicht. Am 22. Oktober aber brachte sie bereits einen ziemlich ausführlichen Schlachtbericht und leitete ihn mit den Worten ein:

„Ungeachtet die Zeit noch nicht vergönnt hat, offizielle Berichte über die für die ganze Welt so merkwürdigen und entscheidenden Ereignisse, welche seit fünf Tagen bei und in unserer Stadt vorfielen, zu erhalten, so eilen wir doch, unsern Lesern eine kurze Übersicht von den ewig denkwürdigen Begebenheiten zu geben, deren Augenzeugen wir waren."

Darauf folgte eine Schilderung der Kämpfe an den einzelnen Tagen, und beim 19. Oktober hieß es: „Nach 10 Uhr flüchtete der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge durch die Stadt .... Die siegreiche alliierte Armee nahm die Stadt mit Sturm. Der Rückzug der Franzosen





ward völlige Deroute, der entscheidende Sieg war für die gute Sache erkämpft. Das siegreiche Heer zog ein, die erhabenen verbündeten Monarchen waren an der Spitze desselben, und alle Herzen, die vor kurzem noch bangten, ergossen sich in einstimmigen Jubelruf der seligsten Freude für Errettung aus großer Gefahr, für Befreiung aus einem Übermaß von Schmach und Leiden, die vorzüglich auf unserer Stadt lasteten."

Die französische Zeit hatte für immer ihre Endschaft erreicht, der Rheinbund fiel auseinander, und die neue Zeit brachte auch eine neue Presse.

Elberfeld. *Dr. Ludwig Salomon.*

---

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

## IV.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Dr. Johannes Wegerich aus tiefem, erquickenden Schlaf erwachte. Helles Erstaunen erfaßte ihn bei dem gewohnheitsgemäßen ersten Blick auf die Uhr, und nur nach und nach stellte sich die Erinnerung ein, daß er ja überhaupt erst bei Tagesanbruch ins Bett gekommen war. Vergeblich aber bemühte er sich, die wirren Bilder, die ihm durch den Kopf schossen, zu ordnen oder Klarheit in sie zu bringen. Plötzlich fiel ihm die Wurzel ein, die Pietsch ihm übergeben hatte; ja, wo war diese hingeraten? Rasch erhob er sich, um das Zimmer nach allen Richtungen hin, aber vergeblich zu durchstöbern, die Wurzel war und blieb unauffindbar. Aber es war ja eigentlich auch gar keine Wurzel, sondern ein König — wie hieß er doch gleich? —, der ihm allerlei erzählt hatte von Feinden und Neidern, und er, Johannes, solle ihm beistehen im Kampfe, dann werde der Sieg unzweifelhaft errungen! Und spielte nicht ein weibliches Wesen dabei ebenfalls eine Rolle? Richtig, Maja hieß sie und war die Tochter des Staubkönigs. Nein, Unsinn, Maja war doch das Pflegekind seines neuen Freundes Pietsch, der früher

Petiscus hieß und eigentlich der Humor in höchsteigener Person war. In heller Verzweiflung griff sich Johannes an den Kopf; wenn er doch da Ordnung schaffen könnte, dies Durcheinander brachte einen ja dem Wahnsinn nahe! Und nun flammte ihm auch noch wie ein Blitz die Erinnerung auf an ein Versprechen, das er gegeben hatte oder noch geben sollte! War er wirklich Verpflichtungen eingegangen? Und wenn dies so war, worauf bezogen sie sich? Auch hier ließ ihn das Gedächnis schmählich im Stich, ja, es blieb nichts anderes übrig, als die Vorgänge der Nacht als Erzeugnisse eines schweren Fiebertraumes zu betrachten und in Geduld abzuwarten, was nun weiter kommen würde. Jedenfalls aber hinaus an die frische Luft und fort aus diesem Zimmer, das ihn fortwährend zu neuen Grübeleien reizte.

Mit raschem Entschluß ergriff er Hut und Stock und begab sich zu der Gastwirtschaft, wo er täglich zu speisen pflegte. Nach dem Essen wollte er dann zu Pietsch, dem er ja überhaupt seinen Besuch für heute zugesagt hatte.

Speise und Trank erfrischten nicht nur den Körper, sondern wirkten auch verbessernd auf die seelische Verfassung ein, und als er den „Halben Mond" erreicht hatte, war er schon imstande, das ganze Ereignis von der scherzhaften Seite zu betrachten.

Herrn Pietsch traf er in großer und lebhafter Gesellschaft; doch stand dieser sofort auf, als er ihn bemerkte, um sich von den Tischgenossen zu verabschieden.

„Willst du mir für einen Augenblick auf mein Zimmer folgen," fragte er Johannes, nachdem die Begrüßungsworte gegenseitig ausgetauscht waren, „ich muß noch verschiedene Kleinigkeiten mitnehmen, dann aber bin ich vollständig bereit."

Dr. Wegerich war damit einverstanden und begleitete den Freund nach oben. Hier steckte dieser einige reizend gebundene und süß duftende Blumensträußchen zu sich, verhielt sich aber gegen alle Versuche, die Johannes anstellte, um die Bestimmung derselben zu erfahren, durchaus ablehnend. Ebensowenig ließ er sich auf ein Gespräch über die Erlebnisse der verflossenen Nacht ein, sondern redete — quatschte, meinte Johannes innerlich — von der prachtvollen Lage der Stadt und ihrer interessanten Umgebung, faßte ihn dann unter den Arm und verließ, immer vergnügt weiter plaudernd, an seiner Seite das Hotel.

Von dem Platz, an welchem der „Halbe Mond" gelegen war, zweigte sich etwa fünfzig Schritte weit eine breite Straße ab, die in ihrer Mitte einen stumpf vorspringenden Winkel bildete, verursacht durch ein umfangreiches Gebäude. Ein unten eckig, in doppelter Mannshöhe jedoch rund gebauter Turm kennzeichnete den Scheitelpunkt dieses Winkels. Wer das mehrstöckige Haus zum erstenmal sah, blieb, wenn seine Zeit auch noch so kurz bemessen war, kopfschüttelnd davor stehen, und je mehr er sich in den Anblick vertiefte, desto lebhafter machte sich der Ausdruck höchster Überraschung in

seinen Gesichtszügen bemerkbar, bis er endlich, mit einem mitleidigen Lächeln und einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirn, seines Weges fürbaß schritt. Und wahrlich, auch der gewiegteste Kenner jeglicher Architektur mußte eingestehen, daß Ben Akibas berühmter Ausspruch dieser Verbindung von Stein und Mörtel gegenüber elend zu Schanden wurde. Anscheinend hatten hier alle Jahrhunderte und sämtliche Baumeister der Welt nach- und miteinander gebaut, jeder mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen nur dem eigenen Geschmack oder den ihm selbst richtig vorkommenden künstlerischen Vorschriften ohne Rücksicht auf Vorgänger oder Nachfolger gehorchend. Jedes Stockwerk, jedes Fenster, die Türflügel, das Dach, — sämtlich zeigten sie einen anderen Stil; selbst der Anstrich war nicht einheitlich, sondern schimmerte in allen Farben des Regenbogens, indem je nach dem Standpunkt des Beschauers bald die eine, bald die andere die Vorherrschaft zu haben schien.

Ein Teil der Vorderseite, in Fachwerk erbaut, prangte in dem Schmuck üppig wuchernden Efeus; aber gerade an denjenigen Stellen, wo die Ranken am kräftigsten entwickelt waren und die größten Blätter wuchsen, trug das Gebälk herrliche Schnitzereien oder Inschriften, die teils lautere Lebensweisheit in geistreicher Fassung enthielten oder die Erklärung für die bildnerischen Darstellungen gaben. Wer war nun imstande, sich an diesen eigenartigen Schöpfungen ungestört zu erfreuen, da der dichte grüne Vorhang größtenteils alles verhüllte? Noch ärgerlicher wirkte der Anblick der hier angebrachten Fenster; hoch und breit mit Scheiben, die den ganzen Rahmen füllten, hätten sie vorzüglich in den Teil des Hauses gepaßt, der sich an den efeubewachsenen unmittelbar anschloß. Denn hier herrschten nüchterne, streng gerade Linien; glatt behauene Sandsteinquadern bildeten das Baumaterial, lagernd auf blank polierten Säulen aus schwedischem Granit mit einfach viereckigen Kapitälen, das Ganze also langweilig, tötend langweilig. Und nun — es war zum Lachen — glänzten zwischen den mächtigen Steinblöcken Fensterchen, eben so groß, daß man knapp den Kopf durchstecken konnte, und mit Butzenscheiben ausgestattet, hinter denen grellfarbige Gardinchen hervorlugten oder auch wohl hier und da lustig im Winde flatterten.

Der Turm war ohne jede architektonische Verbindung vor die Front hingepflanzt und trug äußerlich eine sonderbare Ausschmückung. Unmittelbar unterhalb seiner Zinne erblickte man eine Sonnenuhr, die in ihrem Mittelpunkt eine gewöhnliche Turmuhr barg. Auf dem Zifferblatt der letzteren wechselten römische und arabische Ziffern mit einander ab; von der Spitze des Bauwerkes, gebildet durch ein chinesisches Dach, ertönte ein Glockenspiel, welches eine ganze Unzahl von Melodieen erklingen ließ, indem es von jeder nur einige Takte zum besten gab. Neben diesem geistreichen Musikinstrument erhob sich eine mächtige Wetterfahne, die auch dem leisesten Windzug



folgte, dabei aber in herzzerreißenden Tönen ächzte und knarrte als Begleitung zu den Leistungen des Glockenspiels.

In der Haustüre führte zunächst von beiden Seiten eine breite Treppe in mehreren Stufen in die Höhe; wer sich aber die Mühe des Steigens ersparen wollte, konnte auch zu ebener Erde eintreten, da sich hier gleichfalls unter den Treppenbogen eine Pforte öffnete. An dieser war außerdem noch eine Modifikation möglich: die rechte wie die linke Hälfte der zweiflügeligen Tür enthielt in sich wiederum ein niedriges, schmales Pförtchen, durch welches ein nicht zu korpulenter Mensch sich eben durchzuzwängen vermochte.

Den Wunsch, in das Innere zu gelangen, gab man in der mannigfaltigsten Weise kund, es standen dafür zur Verfügung ein eiserner Klopfer, eine gewöhnliche und eine elektrische Schelle.

All diesem Mischmasch gegenüber wahrte den einheitlichen Charakter ganz allein ein großes Blechschild, das in ganz einfachen, goldenen Buchstaben auf schwarzem Grund die Inschrift trug: Familienpensionat von Wendeline Unbestand.

Angesichts dieses Schildes blieb Herr Pietsch schmunzelnd stehen und betrachtete mit großem Interesse das ganze Gebäude; ab und zu nickte er bei seiner Rundschau befriedigt mit dem Kopfe und schien den Blick von einzelnen Stellen gar nicht losreißen zu können. Endlich setzte er den Türklopfer und beide Schellen in Bewegung, trat einige Schritte bis auf die Mitte der Straße zurück und zwinkerte Johannes vielverheißend zu. Sämtliche Türen öffneten sich und auf der Treppe zeigte sich ein dralles Dienstmädchen, das beim Anblick der beiden Freunde laut ausrief: „Ei, der Herr Pietsch!“ Von Johannes nahm sie keine Notiz.

„Bitte schön, Verehrter,“ sagte der erstere zu diesem, die Begrüßung durch ein Lüften des Hutes erwidernd, „tritt ein und gib Kunde von deiner Weisheit durch die Wahl der Pforte!“ Johannes, voller Neugierde auf das ihm bisher unbekannte Innere, schritt auf das kleine, unterhalb der Treppe angebrachte Pförtchen zu.

„Bravo, bravo, mein Sohn,“ rief sein Begleiter ihm nach, „ich habe mich nicht getäuscht in dir, der grade Weg der beste! Du aber,“ damit wandte er sich dem dienstbaren Geist zu, „melde uns dem Fräulein und meiner Tochter.“ Und nun folgte er hastigen Schrittes dem Privatdozenten.

Das für die äußere Erscheinung des Hauses maßgebende Prinzip — wenn man es so nennen durfte — herrschte auch innerhalb der Umfassungsmauern. Jeder der unendlich zahlreichen Wohnräume war in anderer Art eingerichtet, keine Laune des Geschmacks in Bezug auf Ausstattung eines Zimmers, mochte sie auch nur für verschwindend kurze Zeit aufgetaucht sein, war vergessen, und jede Mode, ob schön ob häßlich, hatte hier irgendwo ihren Ausdruck gefunden. Unwillkürlich mußte man sich fragen, wie hatte nur ein solches Monstrum von Bauwerk entstehen können? Fräulein Wendeline Unbestand, die

Eigentümerin und Besitzerin, wußte darauf die richtige Antwort zu geben.

„Ja, mein Bester," pflegte sie den überraschten Beschauern zu sagen, „das muß nun einmal so sein; meine Mieter würden mich sonst sofort verlassen; denn eben weil es so ist, sind sie zu mir gekommen."

Was sind denn das für eigentümliche Gäste? hieß es dann.

Auf weitere Erklärungen ließ sich aber Fräulein Wendeline nicht ein.

Herr Pietsch war mit den Räumlichkeiten des Pensionats offenbar schon völlig vertraut; nachdem sich das Hauspförtchen hinter ihm und Johannes geschlossen hatte, öffnete er die Tür des an den Flur angrenzenden ersten Zimmers rechter Hand und forderte seinen Freund auf einzutreten. Bald erschien auch die Besitzerin dort, bewillkommte Majas Pflegevater in der liebenswürdigsten Weise und reichte auch Johannes mit freundlichem Lächeln die Hand. „Herr Dr. Wegerich," stellte Pietsch vor.

„Ich kenne den Herrn schon von Ansehen," bemerkte Wendeline, „doch bin ich sehr erfreut, jetzt auch in persönliche Beziehung treten zu können."

„Sehr schmeichelhaft," brachte Johannes, einigermaßen überrascht über diesen Empfang, heraus.

„Natürlich haben Sie auch den Wunsch, meine Schutzbefohlenen in ihrer Häuslichkeit einmal zu belauschen," richtete sie das Wort an den Privatdozenten, „denn es wird Ihnen gewiß schon manches Gerücht über ihr Tun und Treiben zu Ohren gekommen sein."

Das stimmte, in der Stadt erzählte man sich Wunderdinge darüber, wie es in dem Pensionat zuginge; zwar hatte Johannes solchen Klatschereien niemals Beachtung geschenkt, wenn er sich auch von einer gewissen Neugierde nicht ganz freisprechen konnte.

„Bitte, begleiten Sie mich," lud die Pensionsmutter ein, „Ihnen zu Liebe will ich eine Ausnahme machen und die nötigen Erläuterungen geben bei unserer Visitentour. Sie sehen nämlich hier in ungestörter Harmonie vereinigt, was, kurz gesagt, draußen in der Welt keinen rechten Platz mehr gefunden hat. Frühere, jetzt veraltete Moden, Ansichten, die einmal ausschlaggebend waren, nun aber überwunden sind, Ideen, früher von großer Bedeutung, ja welterschütternd, Gefühle, über die unsere Generation längst hinausgekommen ist, Tugenden, Gewohnheiten, Sitten, Einrichtungen, Begriffe, — mit einem Wort solche Tatsachen, die die Welt beiseite geschoben hat, die sie als unzeitgemäß betrachtet und demgemäß behandelt, finden Sie in ihren Urhebern und Anhängern oder Vertretern bei mir zusammenlebend. Dies zur vorläufigen Orientierung, und nun schauen Sie selbst!"

Das Zimmer, welches die Vorsteherin jetzt öffnete, beherbergte als Herrin eine Dame mittleren Alters, gekleidet in eine Krinoline von schier gewaltigem Umfang. Der immerhin nicht kleine Raum wurde gut zur Hälfte davon ausgefüllt, und die Besitzerin des imposanten



Kleidungsstückes mußte ganz besondere Geschicklichkeit entfalten, wenn sie sich zwischen den Möbeln, ohne Schaden anzurichten, bewegen wollte. Als Nachbar und Freund stellte sich ein alter Herr vor mit einem Paar riesengroßer und hoher Vatermörder, hinter denen das Gesicht beinahe verschwand, und als dritte im Bunde gesellte sich wieder eine weibliche Gestalt hinzu, fortwährend bemüht, der Gesellschaft, soweit es die Höflichkeit zuließ, die Rückseite ihres Hauptes zuzuwenden. Diese wies nämlich als Hauptzierde einen lang herabhängenden Chignon auf, nicht aus eigenem Haar, wie mit Nachdruck und Stolz versichert wurde, sondern aus fremdem. Alle diese drei äußerten unverhohlene Freude, den neuen Genossen — Herr Pietsch wurde als längst bekannt mit vertraulichem Händedruck empfangen — begrüßen zu dürfen und erkundigten sich eifrig, aus welchem Grunde er der Welt überdrüssig geworden wäre. Die sich entspinnende interessante Unterhaltung unterbrach jedoch Fräulein Wendeline mit der Mahnung: „Wir müssen uns sputen, Herr Doktor! Die Herrschaften verzeihen gütigst, daß wir uns schon verabschieden, der Herr Doktor wird uns ja wohl noch öfter das Vergnügen machen. Jetzt geht es zu den Poeten!“ flüsterte sie dann Johannes zu. Darauf abermalige Vorstellung, aber welch ein Unterschied in der Unterhaltung! Was wußten diese Geistesarbeiter nicht alles zu erzählen! Und wie scharf, aber richtig beurteilten sie das jetzige Geschlecht in seinem Geschmack! Wie anders war es doch, als die blaue Blume der Romantik noch blühte, als die Herzen noch unschuldig und unverdorben nur Freude und Genuß an feiner und ungepfefferter geistiger Kost fanden, als man noch ordentliche Sätze schreiben durfte und nicht eine möglichst abstruse Form, sondern der Inhalt Hauptsache gewesen war! Nur ein hoch aufgeschossener blasser Jüngling erhob lebhaften Widerspruch dagegen; er hatte sich schon jung an Jahren in die Stille des Pensionats flüchten müssen, da die Welt sein unsterbliches Werk über den „mystischen Symbolismus in der astrologischen Deutung der Persönlichkeit“, welches nur in Interpunktionszeichen geschrieben war, nicht anerkennen wollte.

Herr Pietsch bekam plötzlich trübe Anwandlungen. „Ich weiß nicht, meine Beste,“ sagte er zu Wendeline, und das melancholische Auge glänzte im Schein einer Träne, „ob ich nicht auch bald zu Ihnen ziehe. Die Menschheit versteht mich nicht mehr; ich fühle, daß ich alt werde und der Ruhe bedarf.“

Da hätte man aber einmal die Vorsteherin sehen sollen! Wie ein Ruck ging es durch ihre ganze Figur, hohe Röte färbte ihre Wangen, ausgiebig holte sie Atem und schien im Begriff, eine donnernde Rede vom Stapel zu lassen; doch die Stimme versagte und sie brachte nichts heraus als die fürchterliche Drohung: „Sie — Sie wollten? Dann — gehe ich, — verstehen Sie? — ich — gehe — dann!“ Es war höchste Zeit, daß Johannes der erregten Dame einen Stuhl unterschob, denn Fräulein Wendeline war — das erstemal in ihrem Leben — dicht



daran, in Ohnmacht zu fallen. Die gewohnte Energie half ihr jedoch über die Schwäche-Anwandlung hinweg, und mit zwar etwas krampfhaftem Lächeln sagte sie:

„Wie können Sie mich derart erschrecken? Allerdings, wenn das jetzt Ihre besten Leistungen sind, dann weiß ich auch nicht, ob Sie nicht lieber“ — „Der Jüngling mit seinen Interpunktionszeichen trägt allein die Schuld,“ unterbrach Herr Pietsch die bissige Bemerkung, „es war nicht so schlimm gemeint, und vor allem steht mir ja mein Johannes jetzt zur Seite. Ei, da sind ja meine liebsten Freunde,“ fuhr er dann mit plötzlicher Freude fort und schritt auf ein altes Ehepaar zu.

Fragend blickte ihn Johannes an. „Die Beiden haben sich stets die eheliche Treue gehalten,“ berichtete Wendeline, wieder vollkommen beruhigt, „deshalb mußten sie hierhin ziehen, da draußen wollte niemand mehr etwas von Ihnen wissen.“ Jubelnd stürmte nun eine Schar von Kindern von den verschiedensten Altersstufen herbei, und hellauf klangen ihre frischen Stimmen zusammen in den Ruf: „Hurra, der Onkel ist da!“

„Sie sehen,“ sagte Wendeline zu Johannes, „auch die Jugend ist hier vertreten. Ja, Achtung vor den Eltern, Liebe und Anhänglichkeit zu ihnen, das ist etwas ganz und gar Unmodernes und findet daher nur hinter unsern Mauern Unterkunft.“

Weiter ging der Rundgang, immer neue Gestalten, neue Repräsentanten, männliche und weibliche, von Beziehungen der Seele und des Körpers zur Außenwelt zogen an dem Privatdozenten vorüber, darunter auch ein höflicher Hausknecht und ein Abgeordneter, der während der letzten Session jede Sitzung des Reichstags besucht hatte schier endlos war die Reihe, und so atmete er erleichtert auf, als Herr Pietsch zu der Vorsteherin bemerkte: „Nun wird es aber Zeit, daß wir zu Maja gehen, sie erwartet uns sicher schon mit Ungeduld.“

„Wir sind gerade an ihrem Zimmer,“ antwortete Fräulein Unbestand, „geben sie mir nun nicht recht,“ fragte sie vorher noch Johannes, „daß die äußere Erscheinung meines Hauses bei seinen so grundverschiedenen Insassen sich unmöglich nach einem einheitlichen Stil richten konnte?“

Johannes konnte nicht widersprechen; er ging umher wie traumbefangen; seit gestern hatte sich so viel Wunderbares um seine Person abgespielt, daß ihm das Gefühl für die nüchterne Alltäglichkeit ganz abhanden gekommen war und er über nichts mehr in Erstaunen geriet.

Die Vorsteherin öffnete jetzt ein Zimmerchen, dem sofort anzumerken war, daß hier nur ein junges Mädchen von ausgeprägt feinem Gefühl für Schönheit und Harmonie walten konnte. Und in der Tat, eben als die beiden Freunde es sich dort bequem gemacht hatten, erschien in der Tür Fräulein Maja, Herrn Pietschs Pflegetochter.

(Fortsetzung folgt.)

---



# CHRONIK.

*Emile Verhaeren.*

Es dauert immer geraume Zeit, bis ein ausländischer Schriftsteller in Frankreich bekannt wird. So hat man erst in den letzten Jahren angefangen, den jungbelgischen Dichtern Beachtung zu schenken. Der erste, der dort in weiteren Kreisen bekannt wurde, war Camille Lemonnier, dessen pathologische Erzählungen allerdings gerade für die Leser der Boulevardblätter von Interesse waren. Dann kam Georges Eekhoud an die Reihe, zumal als er wegen eines naturalistischen Romans mit den Gerichten in Konflikt geriet. Neuerdings liest man in Frankreich sogar die Gedichte der jungbelgischen Schule. Neben dem so früh verstorbenen Georges Rodenbach und dem auch in Deutschland bekannten Maeterlinck ist es hauptsächlich Emile Verhaeren, der sich der Gunst der französischen Leser erfreut, und seine letzte Gedichtsammlung „Les Forces tumultueuses“ wird jetzt sogar in allen französischen Zeitungen und Zeitschriften besprochen.

Verhaeren hat allerdings schon eine ganze Reihe poetischer Werke veröffentlicht, darunter auch mehrere Dramen. Er begann seine dichterische Tätigkeit 1883 mit „Les Flamandes“, als die Jeune Belgique sich zu regen begann. Der Form nach war er ursprünglich ein Parnassien, aber in den Schilderungen aus seiner vlämischen Heimat zeichnete er sich durch eine farbenreiche, derbrealistische Sprache aus. Nachdem er von 1887 bis 1890 drei Gedichtsammlungen veröffentlicht hatte, die den Charakter eines düsteren Pessimismus tragen, schlug er in seinen folgenden Werken wieder einen lebensfreudigeren Ton an und ließ dabei gleichzeitig eine gewisse sozialistische Tendenz hervortreten. Seine Dramen tragen einen vorwiegend epischen Charakter. Sie sind bisher wenig bekannt geworden, obschon z. B. Stuart Merrill im „Européen“ versichert, eines dieser Dramen „Le Cloître“ werde einst als eines der Meisterwerke der modernen dramatischen Literatur anerkannt werden. In seinem letzten Drama „Philippe II“ führt Verhaeren uns den Konflikt zweier harter Charaktere, des Königs und seines Sohnes Carlos, eines zugleich heldenhaften und krankhaften Gemüts vor.

Am meisten Beifall findet wohl seine neueste Gedichtsammlung „Les Forces tumultueuses,“ in denen er die menschlichen Leidenschaften in einer ergreifenden Sprache schildert. Hier verzweifelt er nicht mehr wie früher an dem Geschick der Menschen, sondern er liebt diese, weil sie arm, schwach und unwissend sind. Sogar der Tod hat für ihn keinen Schrecken, und diese Verse sind so charakteristisch, daß ich sie zum Schluß hier wiedergeben möchte:

*Et qu'importe ce deuil du temps:*
*La Mort!*



*Sans elle*
*Jamais l'éternité n'apparaîtrait nouvelle;*
*Homme qui tue et qui engendre,*
*Il faut apprendre*
*A jouir de la mort.* T. K.

*L' Abbé féministe.*

So nennt der Akademiker Emile Faguet den Abbé Bolo, der unter dem Titel „La Femme et le Clergé" soeben eine Schrift zu Gunsten der Frauenrechte veröffentlicht hat. Diese Schrift ist um so bezeichnender, als der französische Klerus bisher die Frauenrechtlerinnen lebhaft bekämpft hat. Abbé Bolo will zwar auch von den revolutionären Frauenrechtlerinnen nichts wissen, — er nennt sie geradezu „verrückte hysterische Weiber", — aber er vertritt doch vom christlichen Standpunkte aus selbst die radikalsten Forderungen zu Gunsten der Frauenrechte. So wie das Christentum die Frau in religiöser Hinsicht dem Manne gleichgestellt hat, so verlangt er, daß sie ihm auch vor dem bürgerlichen Gesetze gleich sei. Er weist darauf hin, daß schon 1790 ein katholischer Geistlicher, Abbé Fauchet, in demselben Sinne für die Frauenrechte eingetreten ist und demnach als der Urheber des „féminisme" betrachtet werden kann. Die Frauen sind allerdings seit 1789 in Frankreich sehr konservativ geblieben, aber das geschah aus dem Grunde, weil die Revolution ihnen keinen Vorteil gebracht hat und weil der Code civil lediglich die Rechte der Männer festgelegt hat. Schon seit dem 14. Jahrhundert hatten die Frauen in Frankreich teilweise ein gewisses Stimmrecht; aber statt dieses Recht zu erweitern und zu verallgemeinern, hat die Revolution es einfach abgeschafft.

Abbé Bolo vertritt ungefähr dieselben Forderungen wie die bekannten Frauenrechtlerinnen Mme. Schmahl, Mme. Maria Martin, Mme. Vincent, Mme. Mangeret und Mme. Duclos. Er verlangt vor allem die Abschaffung des Paragraphen im Code civil: „Die Frau ist ihrem Manne Gehorsam schuldig." Ferner fordert er, daß der Frau das vollständige Verfügungsrecht über ihr persönliches Vermögen und den Ertrag ihrer Arbeit gewährt werde. Er will die „recherche de la paternité" eingeführt und die Verführung bestraft sehen; auch der Mörder seiner ehebrecherischen Frau soll nicht mehr straffrei bleiben dürfen. Abbé Bolo verlangt sodann, daß die Frauen zu allen liberalen Berufen zugelassen werden und sowohl das aktive als auch das passive Wahlrecht erhalten. La femme électeur et éligible! Diese Forderung begründet Abbé Bolo vom theoretischen und vom praktischen Standpunkt aus. Vom rechtlichen Standpunkt aus, führt er aus, ist es doch unbegreiflich, daß das allgemeine Stimmrecht die Frauen ausschließt. Ein dem Trunke ergebener Dienstmann darf stimmen, meine Schwester aber nicht. Die Frau muß Steuern bezahlen, hat aber kein Stimmrecht. Eine Witwe, die als Schloßbesitzerin ihr Gut verwaltet, muß zusehen, wie ihre Knechte zur



Wahlurne gehen und ein Recht ausüben, das man ihr vorenthält. Was die Praxis betrifft, so verweist der Verfasser auf die vortrefflichen Resultate, die man in den australischen und einzelnen amerikanischen Staaten (Colorado, Utah, Wyoming, Washington) erzielt hat, wo die Frauen nicht bloß wählen dürfen, sondern auch wählbar sind. Man ist dort allgemein mit ihnen zufrieden, und man hat die Beobachtung gemacht, daß sie nur anständige Kandidaten wählen. Faguet meint in der „Revue bleue" mit einer gewissen Bosheit, es sei deshalb begreiflich, daß man in Frankreich zögere, eine so radikale Neuerung auf einmal einzuführen. Er schließt sich übrigens den Forderungen des Abbé Bolo vollständig an und rät den Frauen, nicht zu ruhen, bis sie das aktive und passive Wahlrecht erhalten haben. Sobald einmal Männer und Frauen gemeinschaftlich die Gesetze machen, würden diese nicht mehr einseitig die Rechte des männlichen Geschlechts bevorzugen.

Die französischen féministes freuen sich natürlich über die Unterstützung, die sie bei dem Abbé Bolo finden, zumal dieser sich durch zahlreiche Schriften über Philosophie und Moral bereits einen bekannten Namen gemacht hat. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß seine Stimme im französischen Klerus noch vereinzelt ist, aber daß er sie trotzdem so laut erhebt, ist immerhin für die Fortschritte der Frauenbewegung in Frankreich sehr bezeichnend. *T. K.*

### *Literatur und Publikum in Spanien.*

Über dieses Thema stellt der spanische Schriftsteller Fray Candil in der neuen französischen Revue „La Renaissance latine" eine Reihe pikanter Betrachtungen an. Zunächst konstatiert er, daß die spanische und speziell die Madrider Presse in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat. Sie hat gute Informationen und Telegramme, tüchtige auswärtige Korrespondenten, und ist auch durchaus anständig. Ihre Hauptthemen sind: Politik, d. h. was man so in Spanien Politik nennt, Theater und — Stierkampf. Alles übrige wird als Nebensache behandelt. Literarische Vorgänge werden kaum berücksichtigt. Wenn dagegen ein Stierkämpfer verwundet ist, dann werden täglich, bis zur Wiedergenesung, mehrere Spalten mit genauen Details gefüllt über den Zustand des Patienten. Der Spanier hegt für den Stierkämpfer die gleiche Bewunderung wie der Römer für den Gladiator. Die Nichtachtung, die also die Zeitungen gegenüber allen geistigen Bestrebungen an den Tag legen, entspricht der Stimmung des Publikums.

Es fehlt nicht an guten Schriftstellern, besonders nicht unter der Jugend; aber das Stillschweigen der Presse macht sie wild und träge. So kommt es zu einer Art von Bürgerkrieg zwischen Literaten und Publikum. Die Literaten beleidigen oder verachten das Publikum, weil es nicht liest, und das Publikum macht sich über die Literaten lustig, die nach



seiner Ansicht Müßiggänger, Phantasten und Habenichtse sind. Sie sind es, weil das Publikum keine Bücher kauft. Und warum liest das Publikum nicht? Unter anderem auch deshalb, weil man den Sinn für Lektüre in ihm nicht wachzurufen verstanden hat. Die Hauptschuld liegt an der verkehrten Erziehung, die man in Spanien genießt. Sobald ein Kind seine ersten Zähnchen hat, prägt man ihm den Gedanken ein, Beamter zu werden, oder Politiker, oder Pfarrer oder Advokat, Berufsarten, die einträglich, aber den dekadenten Völkern eigen sind. So gewöhnt sich das junge Menschenkind dann, nur die materielle, prosaische Seite des Lebens zu sehen. Sein Hirn atrophiert zuletzt infolge der Lektüre von sophistischen und willkürlichen Gesetzesvorschriften, von hochtrabenden politischen Reden und unverdaulichen theologischen Debatten. Ein solches Individuum wird nie ein stiller und aufmerksamer Leser werden. Das Feststehende für ihn ist seine Intoleranz, die der Ideenarmut entspringt. Jede intellektuelle Kundgebung, die mit der Routine bricht, erscheint ihm als Tollheit oder Idiotie. Die Behauptung, daß man in Spanien nicht liest, ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Es gibt viele Spanier, die lesen. Aber es ergeht ihnen wie, nach Herbert Spencer, auch den niederen Tieren: sie verschlingen eine Menge unnützer Dinge.

## *Der Neger als Erzieher.*

Vergangenen Winter geriet die amerikanische Presse in Aufruhr durch die Nachricht, daß Präsident Roosevelt einen Neger, einen gewissen Mr. Booker T. Washington, zu sich ins Weiße Haus zum Essen geladen hatte. Es hatte den Anschein, als ob die Gesellschaftsordnung der Vereinigten Staaten zu Grunde ginge an den Folgen der ungeheuerlichen Tatsache, daß der Präsident sich einem Bürger gegenüber gastfreundlich erwiesen hatte, der zufällig ein Farbiger war. Aber die Welt ging darum doch ruhig ihren gewohnten Gang weiter, und der ganze Lärm hatte kein anderes Resultat, als für Mr. Booker Washington und für seine Neger-Erziehungspläne eine glänzende Reklame zu machen. Wer Booker Washington ist und was es mit seinen Erziehungsplänen für eine Bewandtnis hat, das kann man ausführlich in seinem Buch „Up from slavery“ nachlesen. Das Werk hatte in Amerika, wo es vor Jahresfrist erschien, bedeutendes Aufsehen erregt und ist nun durch eine englische Ausgabe auch dem kontinentalen Leser leicht zugänglich gemacht.

Booker Washington, dessen Name übrigens wie alle Negernamen unter dem alten Regime in keiner Beziehung zu denen seiner Eltern steht, wurde als Sklave auf der Plantage Franklin County im Staate Virginia um das Jahr 1858 geboren, und er sagt selbst: „Die Anfänge meines Lebens spielten sich inmitten der elendsten, trostlosesten und entmutigendsten Umgebung ab.“ Er weiß nicht, wer sein Vater ist,

aber er glaubt, daß es ein Weisser war, — eine Tatsache, die man allerdings nicht außer acht lassen darf, wenn man sich ein Urteil darüber bilden will, inwieweit die reine Negerrasse imstande ist, Individuen hervorzubringen, die so viel Umsicht, praktische Klugheit und Beredsamkeit besitzen wie Booker Washington. Es ist überflüssig, bei den Kinderjahren des Autors zu verweilen, die mit dem Krieg und der Neger-Emanzipation zusammenfielen; es genügt zu sagen, daß nach einigen elend zugebrachten Jahren die Mutter mit den Kindern nach der Stadt Malden zog, wo der Junge in den Salzbergwerken Beschäftigung fand. Aber schon sehr früh scheint in ihm der Wunsch nach Bildung erwacht zu sein, und da er hörte, daß in Hampton vor kurzem eine Erziehungsanstalt für Farbige begründet worden sei, so brach er auf, um zu Fuß die ganze Entfernung zurückzulegen, gegen 500 englische Meilen. Er kam in Richmond an, „müde, hungrig, durstig und völlig mittellos". Sein Nachtlager schlug er auf der Erde auf, mit dem Kleiderbündel als Kissen. Endlich erreichte er Hampton und kam dort unter den Einfluß des bedeutenden Gründers der Erziehungsanstalt, des Generals C. S. Armstrong, den Washington mit begreiflicher Begeisterung als „einen großen Mann" schildert, „das edelste, seltenste Menschenwesen, dem ich je das Glück hatte zu begegnen". General Armstrong, gleich manchem anderen seiner Zeitgenossen, weihte sein Leben nach Schluß des Krieges der Hebung des Negers, was nach seiner Ansicht das dringendste aller sozialen Bedürfnisse in den Vereinigten Staaten war. Und in diesem Hampton Institute, wo bis zu Armstrongs Lebensende Hunderte von Negern einen wissenschaftlichen Elementarunterricht, eine sehr gründliche Ausbildung in einem Gewerbe und eine ordentliche Erziehung in Bezug auf Reinlichkeit und Disziplin erhielten, war ein Vorbild geschaffen, das in der Folge reichlich Nachahmung gefunden hat. Booker Washington war einer der besten Zöglinge; nach Beendigung seiner Lehrzeit wurde er selbst zum Lehrer gewählt, mit der speziellen Aufgabe, das Experiment zu beaufsichtigen, einige Indianer zusammen mit den Schwarzen zu erziehen. Dann, im Mai 1881, kam der große Glücksfall seines Lebens. Mehrere einsichtige Bewohner von Alabama, wo der sog. „schwarze Gürtel" (black belt) liegt, ein Land, in dem die Schwarzen die Weißen an Zahl bei weitem übertreffen, begriffen, wie gefährlich es ist, diese große Bevölkerung wild aufwachsen zu lassen, und so beschlossen sie, eine Schule für Farbige zu gründen. Sie wandten sich an General Armstrong, der ihnen den 23jährigen Booker Washington empfahl. Er ging hin und sah sich vor die Aufgabe gestellt, eine Schule aus dem Nichts zu schaffen, ohne Haus, nur mit einigen Hütten, ohne Bücher und zunächst auch ohne Geld. Der Ort hieß Tuskegee, und dort hat er seitdem sein dauerndes Heim aufgeschlagen; seine unermüdliche Arbeit ist von glänzendem Erfolg gekrönt worden. Die kurzen Kapitel, in denen er sein Werk schildert, haben nicht nur Interesse für diejenigen, die an dem Schicksal der

Neger Anteil nehmen, sondern auch für alle, die sich mit dem bedeutsamen allgemeinen Problem beschäftigen, wie man minder vorgeschrittene Rassen auf der ganzen Erde erziehen soll. Es mag genügen, hier zu sagen, daß Booker Washingtons Versuch beweist, wie viel durch die Vereinigung von Güte und straffer Disziplin erreicht werden kann. Mit wunderbarem Geschick hat er die schwache Stelle im Negergemüte gefunden; er hat den Negern ihre Vorliebe für hochtönende Phrasen, die sie nicht verstehen, und zahllose andere kleine Eitelkeiten weggelacht. Seine Erfolge werden selbst von Mißtrauischen anerkannt, und nicht allein von begeisterten Menschenfreunden, sogar von einer so ausgeprägten Persönlichkeit, wie es der verstorbene Eisenbahnkönig C. P. Huntington war, der wahrhaftig nicht zur Sentimentalität neigte. Booker Washington erzählt uns, daß seine Anstalt, die er mit 30 Schülern im Jahre 1881 eröffnete, nun deren 1100 zählt, daß sie Grundeigentum im Werte von 300000 Dollars besitzt und einen Unterhaltungsfonds von über 200000 Dollars. Das Beispiel und der Einfluß der Anstalt wirken aber weit auf die gesamten Südstaaten. Zu behaupten, daß Tuskegee das ganze Problem gelöst hätte, hieße zu weit gehen. Aber die Erfolge, die man dort gehabt hat, sind in hohem Grade ermutigend.

---

## BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 22. Juli bis 5. August eingelaufen:

*Heinse, Wilhelm,* sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Bd. IV. Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Leipzig 1902. Insel-Verlag.

*Hilgenfeld, Adolfus,* Ignatii Antiocheni et Polycarpi Smyrnaei epistulae et martyria. Berlin 1902. C. A. Schwetschke & Sohn.

*Die Klassiker der Pädagogik,* herausgegeben von Dr. Hans Zimmer. Langensalza 1894—1902. Schulbuchhandlung von F. G. L. Gressler.
- Bd. I. Vollständige Darstellung der Lehre Herbarts, von *Dr. Ernst Wagner.*
- Bd. XVII. Wolfgang Ratichius, der Vorgänger des Amos Comenius, von *Gideon Vogt.*
- Bd. XIX. Adolf Diesterweg, von *Konr. Fischer.*
- Bd. XXI. Gustav Dinter, von *Dr. G. Fröhlich.*

*Kuhn, F. J.,* Betrachtungen über Majestäten und Majestätsbeleidigungen der Römischen Kaiserzeit. München 1901. Schimon & Burger.

*Lacaze-Duthiers, Henri de,* Lettres adressées au Dr. Alexandre Dedekind. Paris 1902. Schleicher frères.

*Lothar, Rudolph,* König Harlekin. Ein Maskenspiel. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

*Neumann, Herm. Kunibert,* Saul. Ein Epos. Leipzig. Johannes Cotta Nachf.

*Renner jun., Josef,* Moderne Kirchenmusik und Choral. Eine Abwehr. Leipzig 1902. F. E. C. Leuckart.

*Schubring, Paul,* Unter dem Campanile von San Marco. Halle a. S. 1902. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Der Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

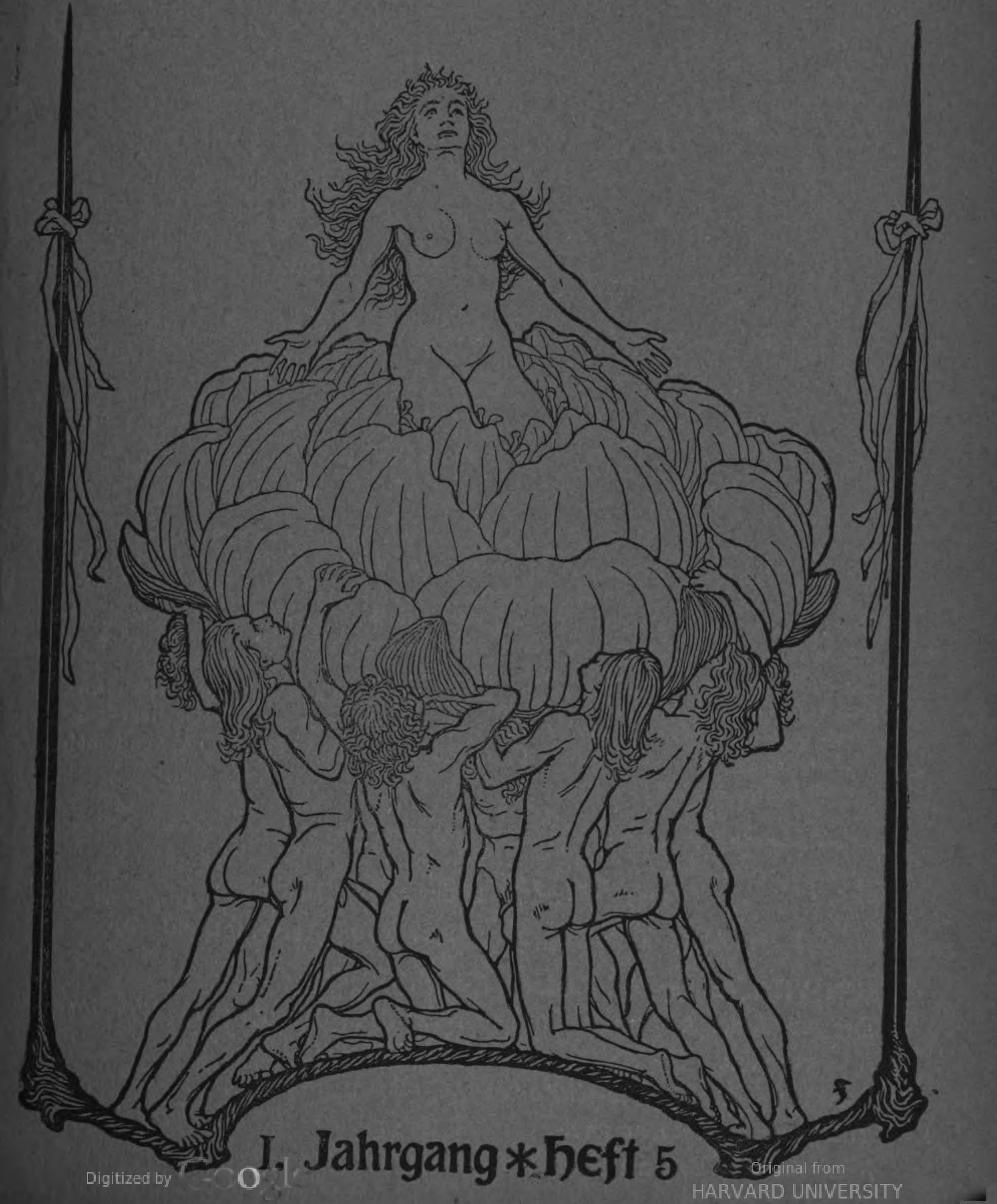








# DIE KULTUR



I. Jahrgang * Heft 5

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

## Das VI. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte September und wird u. a. enthalten:

Béla Vikár (Budapest): *Ludwig Kossuth.*

Dr. jur. Anita Augspurg: *Das Abbröckeln des Preußischen Vereinsgesetzes.*

Lynkeus: *Elektrizitäts-Kultur.*

*Einige deutsche Romane.*

Max Lorenz (Berlin): *Rudolf v. Bennigsen.*



# Die kulturellen Aufgaben der Medizin.

In der Geschichte der Menschheit sind Diätetik und Medizin zwei Begriffe, die den Urmotiven des Seins, den Erhaltungstrieben, entstammen. Die Erhaltung des gesunden, kräftigen Lebens, die Sorge, es zu verlängern, bilden Wesen und Inbegriff menschlichen Glückes und damit auch menschlicher Kultur. Und dort wo die Wiege der Zivilisation sich erhob, im Orient, reiften auch die ersten und gewaltigsten Bestrebungen, Gesundheit und Lebensdauer des Menschen in ein wohlgegliedertes System zu bringen, heran, dort wurde der Pfeiler errichtet, auf dem zum Stein der Mörtel sich fügte, in gemeinsamem Bau Kultur und Medizin gleichsam ineinander übergingen. Was wir heute mit dem Namen Religion, Ethik, Staatsorganisation, Gesetzgebung, Wissenschaft, Hygieine bezeichnen und als getrennte Gebiete des Kulturlebens betrachten, bildete bei den Völkern des Orients einen einzigen, fest zusammengefügten Kulturbau, begründet von einem jener großen Männer, welche man mit Unrecht bloß Religionsstifter nennt, da sie auch Kulturstifter waren; erhalten und fortgeführt von den Weisen, welche nicht nur Priester, sondern auch Staatsmänner und Ärzte waren. Körperliche Reinheit, Behütung des Individuums vor Krankheitskeimen jeder Art, Reinheit des Geschlechtslebens und Absonderung des Stammes von minder







gesunden Nationen, das sind die leitenden Ideen dieses Systems, welches man mit Recht das System der Prophylaxe genannt hat. Das funktionelle Gleichgewicht, in welchem die Gesundheit beruht, kann durch zwei diametral entgegengesetzte Methoden erhalten werden: die eine besteht in der Vermeidung alles dessen, was eine Störung hervorrufen kann, die andere in der allmählichen Gewöhnung an schädliche Einflüsse, um dieselben schließlich nicht mehr zu empfinden. Die erste Methode ist die von der altorientalischen Kultur gewählte der Prophylaxis, die zweite ist die der Abhärtung, die das Wesen der Hygieine der Griechen und teilweise auch der Römer bildet und einen durchaus sozialen Charakter annimmt. Hier wo das ganze Geflecht der Lebensgebräuche und Sitten der Natur angepaßt war, wo in den Störungen des körperlichen Wohlbefindens die Heilmittel der Natur als vornehmstes Behandlungsprinzip galten, war die hehrste Aufgabe der Medizin, Kulturwerk zu sein, vollauf erfüllt, waren Medizin und Kultur dieselben Begriffe!

Der Sieg des Christentums, welcher für die Entwicklung der europäischen Völker von so großer Tragweite war, bedeutete für die hygieinische Kultur eine Epoche des Verfalls. Jene Einsicht der orientalischen wie griechischen Denker, ein Volk könne nur dann wahrhaft gedeihen und bestehen, wenn es in sozialhygieinischer Beziehung nicht seiner Willkür überlassen, sondern planmäßig geleitet wird, und wenn diese planmäßige Leitung alle Seiten des Volkslebens regelt, mußte zerschellen gegenüber der Verachtung des irdischen Lebens und des Körpers, wie sie die *ecclesia triumphans* proklamierte. So lösten sich die Begriffe Kultur und Medizin; aus den klaren Geboten der Diätetik, aus den durch Erfahrung und scharfe Beobachtung herausgemeißelten Grundsätzen des Lebens wurde eine rabulistische Mönchsmedizin, ein Hexenkessel von Latwergen und Panazeen. Ihres ursprünglichen Wesens, Krankheiten zu verhüten, völlig entkleidet, wurde die Medizin zur großen Apotheke, die für



jede Krankheitsäußerung ein Allheilmittel zur Verfügung hatte, und zum Boden mystischer Wahnlehren, die in übernatürlichen Ursachen, im Teufelsspuk und Behextsein das Entstehen von Krankheiten erklärten. Diese Umgarnung von Wahnideen und spiritualistischer Suggestion hat die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft ebenso verderblich beeinflusst wie die Freiheit des Denkens überhaupt und hat sie jahrhundertelang zu einer geistlosen und öden Materie gestempelt, die ihren Zweck in der Herstellung von Mixturen und Pillen erfüllt sah. Sie sank herab von einer idealen Kunst zu einem armseligen Handwerk, das neben dem des Baders und Scharfrichters in Ehren bestand. Der „Arzt“, wie ihn Petrarca, Voltaire und andere schildern, sind Beispiele hierfür, welch Ansehen Stand und Wissenschaft genossen.

Der Medikaster des Mittelalters hat seine blöden Spuren bis zum neunzehnten Jahrhundert hinangetragen, denn selbst die große geistige Befreiungstat, welche den Anbruch der Neuzeit bezeichnet, hat die kurzsichtige Auffassung von der Medizin als ausschließlicher Behandlung von Krankheiten nicht ganz zu sprengen vermocht. Aber wir sind doch um ein gut Stück vorwärts gedrungen in der Erkenntnis des Wertes praktischer Gesundheitspflege, eine Renaissanceperiode der Hygieine als Wissenschaft und Praxis ist angebahnt worden. Das enge Band, das die Kultur mit der Medizin verbindet, ist wieder gefunden worden, nachdem es Jahrhunderte zum Nachteil der Menschheit wie nicht minder des ärztlichen Standes verloren gegangen war. Man sucht es fester und fester zu ziehen, nachdem Soziologie und Wirtschaftslehre die fundamentale Bedeutung dieser früher so belächelten Wissenschaft erkannt haben. Auch der Boden, auf dem sich die Elemente kultureller Entwicklung finden und zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, ist gefunden worden, die öffentliche Meinung, der Wille des Volkes, der ungestüm nach einer Melioration seiner Lebensbedingungen verlangt. So erblicken wir allenthalben eine

Wiedergeburt der antiken Hygieine, die nicht mehr ein Werk großer Kulturführer der Menschheit, sondern eine aus der Notwendigkeit herausgeborene Erfahrungswissenschaft darstellt, die das soziale Aneinanderschweißen breiter Volksmassen erzeugt hat. Unsere gewaltige wirtschaftliche Entwicklung hat die Medizin aus dem engen Gehäuse, in dem sie als ein mechanisches Triebwerk jahrhundertelang lief, herausgerissen, hat sie dem pulsierenden Leben näher gebracht, indem sie derselben neue Aufgaben und neue Ziele steckte, und hat sie damit in die kulturfördernden Elemente eingereiht. Als ein solches steht in vorderster Reihe unserer ganzen Kulturbewegung die soziale Hygieine, die alle Bedingungen für den Gesundheitszustand des Einzelindividuums umfaßt, die von Staat und Gesellschaft ausgehen. Sie beschäftigt sich nicht mehr wie ehedem mit den Konstitutionen, Temperamenten und Idiosynkrasieen; aber dafür ist es ihr gelungen, die Ursachen und die Natur der großen, völkervernichtenden Krankheiten, die Bedingungen der Übertragung, der Aufnahme und der Entwicklung von Giftstoffen, sowie den Zusammenhang der Volkskrankheiten mit den ökonomischen Verhältnissen von dem Gesichtspunkte der Prophylaxis aus zu beleuchten. Sie hat die Ursachen der Sterblichkeit und die Bewegung der Bevölkerung mit Hülfe der Statistik aufgehellt; sie hat die Hygieine des Bodens, des Wassers und der Luft, die der Städte, Spitäler und Schulen so gründlich bearbeitet, daß man heute in der Assanierung der Brutstätten der menschlichen Krankheiten ruhig vorgehen kann, ohne fürchten zu müssen, unproduktive Ausgaben zu machen.

So ist die Sozialhygieine eine reife Wissenschaft geworden, deren Forschungen kein Einsichtiger sich mehr verschließt, deren Arbeitsgebiet von Jahr zu Jahr größer wird, deren Bedeutung in zivilisierten Ländern mehr und mehr wächst. Wenn den theoretischen Grundlagen, der gefestigten Erkenntnis, wie sie die soziale Hygieine geschaffen hat, noch vielfach die praktischen Folgerungen fehlen, so liegt dies leider an politischen





Konstellationen innerhalb unserer Staatswesen, die zu überwinden die Aufgabe der Gegenwart und Zukunft sein muß.

Die kulturelle Errungenschaft, die die Hygieine bedeutet, liegt nächst ihrem oben skizzierten und in alle Verhältnisse des sozialen Organismus tief einschneidenden Wesen darin, daß sie den Beweis erbracht hat, daß heute schon bei dem gegenwärtigen Stand unseres medizinischen Wissens eine sanitäre Reform des ganzen gesellschaftlichen Lebens möglich ist, daß wir imstande sind, heute schon die Gesellschaft vor einer Reihe von Krankheiten zu bewahren. Sie hat mit dem alten Wahn, daß die Medizin die Macht besitze, den kranken Körper zu heilen, und daß die Genesung das Resultat ihrer Arzneien sei, gebrochen und den Schwerpunkt der Tätigkeit von der Heilung auf die Verhütung der Krankheiten, von der Therapie auf die Hygieine verlegt. Durch den Ausbau der sozialen Hygieine, durch die Eliminierung schädigender Einflüsse, durch die Hebung des *standard of life,* durch Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Organismus treiben wir zugleich Rassenhygieine, die, basierend auf den Lebensfunktionen der Menschen, lehrt, wie eine organische Gesamtheit sich möglichst lebenskräftig erhält und ihr Vergehen möglichst lange hinausschiebt. Also Erhaltung der Familie, Erhaltung der Art die Grundelemente der Hygieine und zugleich die Grundelemente der Kultur!

Die kulturellen Aufgaben der Medizin erschöpfen sich jedoch nicht damit, wenn auch eine ihrer Wesenheiten darin begründet ist. Die Medizin ist eine Wissenschaft des Lebens, ihre Probleme gehören in die Klause des Gelehrten, ihre Ergebnisse und Schlüsse auf den Markt, mit andern Worten: nirgends ist die Aufklärung über Wesen und Art der Krankheiten, ihre Verhütung und naturgemäße Heilung so dringend wie hier! Der Wahn, das medizinische Wissen als Arkanum hinzustellen, es mit dem Nimbus und der Mystik des Geheimnisvollen zu umgeben, hat sich bitter gerächt, denn es hat Afterbildung und betrügerischem Tun Tür und Tor geöffnet. Wahre Aufklärung ist dort am ur-

eigensten Platze, wo es sich um das eigene Wohl, den eigenen Körper handelt, wo die vitalsten Interessen auf dem Spiele stehen. Keine Volksgesundheit ohne das Eindringen klarer Vorstellungen von der Natur unseres Lebens und seiner Störungen bis in die Tiefen der Massen, keine physische Wohlfahrt ohne Bildung und Freiheit. Beides im Verein schafft die Grundlage des Glückes und der Entwicklung der Nationen. So wirkt auch hier die Medizin kulturell, wenn ihre Vertreter und Träger ihre Aufgabe richtig erfassen, wenn sie sich nicht damit begnügen, Rezepte aus der lateinischen Küche zusammenzustellen. Diese Mission ist lange verkannt worden, und erst die Neuzeit sieht sie der Erfüllung entgegengehen. Die Ärzte sind die geborenen Führer des Volkes, keine Berufsart dringt in die Tiefen des menschlichen Lebens so ein wie der Arzt, keine ist imstande, den engen Zusammenhang zwischen Leben und Leiden zu erkennen. Wer seine Mission erfüllen will, muß geläutert vor die Menschheit treten; nur die ideelle Überzeugung, die unbekümmert um Flüstern und Raunen ihren Weg geht, findet ein Echo in der Volksseele. Schematismus und Formalismus, die so eng das medizinische Wissen eingezwängt haben und teilweise noch heute einzwängen, müssen fallen, frei denkende Männer müssen geboren werden. Ein Stück innerer Kultur braucht der ärztliche Stand, soll er seiner hohen sozialen Aufgabe gerecht werden. Die Universität soll nur Lehrstätte, nicht auch Zwangsstätte sein wie heute, wo die *verba magistri* Souveränität haben über alles, was da kreucht und fleucht; der Zunftgeist muß schwinden, der in engherzigen, kleinlichen Maßnahmen das Heil der Welt erblickt, der garstige Brot- und Konkurrenzneid den Krämern überlassen bleiben. Ein durch Freiheit veredelter Ärztestand, dessen materielle Grundlage sichergestellt werden muß — denn ohne diese gibt es keine Freiheit des Handelns —, wird an den großen kulturellen Fragen der Menschheit werktätig mitarbeiten, wird Kulturträger und Kulturstifter sein können!

Mannheim. *Dr. Julian Marcuse.*





# Die soziale Revolution.

Mitten in dem Frieden des Hochsommers rüttelt die Kunde von dem Erscheinen einer Schrift „Die soziale Revolution" von Karl Kautsky den deutschen Bürger aus seiner Ruhe. Wahrscheinlich wäre das Werklein des unentwegten Marxisten dem Schicksal einer spärlichen Auflage verfallen, wenn nicht die „Post" auf treuer Wacht den Hochverräter entdeckt hätte. Mit Windeseile dringt der gellende Warnungsruf bis in die entlegensten Orte des deutschen Kaiserreiches, und fast scheint es, als wollten die deutschen Kriegervereine zu den Waffen greifen. Und der Staatsanwalt! Den Tolstoischen Schriften spürt er nach, unbekümmert um das Urteil der Leipziger Strafkammer und ohne Rücksicht auf das Quos ego des Vorsitzenden des Darmstädter Goethebundes, aber vor der Schrift des sozialdemokratischen Revolutionärs macht er halt, als fürchte er sich vor der Rache der internationalen Umwälzler. Oder sollte das schleichende Gift des Sozialismus schon in die Kreise der Hüter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gedrungen sein! Hatte nicht kürzlich ein elsässischer Staatsanwalt, ein Liberaler, mithin ein Vorfrüchtler der Revolutionären, einen Pakt mit den Genossen geschlossen! Das Vaterland ist in Gefahr! Der ruhige Bürger greift nicht zur Wehr, aber zum Worte und klagt den Wächter „Staat" an, daß er schlafe, während das Wetterleuchten der sozialen Revolution das Dunkel der Redaktionszimmer der „Post", der „Parole" und anderer gleichgesinnter Blätter bereits blutrot und unheimlich erhelle.

Wo ist der Held, der noch in zwölfter Stunde das drohende Verhängnis von uns abwendet? Was ist zu tun, um den jammervollen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft deutscher Nationalität, die Wiederholung aller Scheußlichkeiten der französischen Revolution auf deutschem Boden zu verhindern? Soll der kleine und der große Be-



lagerungszustand erklärt werden von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt? Soll die Zolltarifkommission schleunigst geschlossen werden, die ja die Sozialdemokraten beim Ausbruch der Revolution nach Beseitigung der bürgerlichen Mitglieder leicht als „Wohlfahrtsausschuß“ unter Vorsitz von Stadthagen-Danton konstituieren können?

Mitbürger, Deutsche, es gibt ein Mittel, um euch den Schrecken wieder aus den Gliedern zu jagen: kauft mutig für Mk. 1,50 die auf 104 Seiten gedruckten Kautskyschen Gedankenblitze und Zukunftsphantastereien, und ihr werdet nach der Lektüre erkennen müssen, daß die Alarmschreier entweder bewußt aus einer Chamade eine Fanfare gemacht haben oder über den Anblick des blutrünstigen Titels „Die soziale Revolution“, vor Schrecken starr, nicht hinausgelangt sind.

Herr Karl Kautsky hat nämlich ein einigermaßen langweiliges Büchlein geschrieben in grünem, nicht einmal rotem Einband (grün ist die Hoffnung), darin zu lesen ist von einer Revolution, die keine ist, und von dem Tage nach dieser Revolution. Dort ein paar Definitionen und Vergleiche, langsam zu Tode gequält, die nichts beweisen und auch nicht schaden, hier ein Zukunftsbild entworfen, ohne Schärfe, ohne Schwung, ohne Phantasie und ohne einen Anflug von Überzeugungskraft, ein ödes Utopien, das niemanden schreckt und niemanden lockt. Nicht allein, daß man das Kautskysche Werk unbedenklich in der Kategorie der harmlosen Geisteserzeugnisse unterbringen kann, ein Werk, das der furchtsamste Bourgeois ohne Herzklopfen vor Tisch lesen kann, es wirkt geradezu beschwichtigend und tröstlich, wenn ein so ungebändigter, altmodischer Sozialdemokrat wie Kautsky den Barrikaden, dem Dynamit, Gift und Köpfen jede Rolle in der kommenden sozialen Revolution abspricht. „Das dem Proletariat eigentümliche Pressions- und Kampfesmittel,“ sagt Kautsky „ist die organisierte Arbeitsverweigerung, der Streik.“ Das sind olle

Kamellen und nicht danach angetan, unsern Seelenfrieden aufs neue zu erschüttern. „Auf einer gewissen Höhe der ökonomischen Entwickelung liegt dann der Gedanke nahe, den Streik auch als politisches Kampfesmittel zu benutzen.“ Das ist auch keine Entdeckung, die eine Mobilmachung der Kriegervereine irgendwie rechtfertigt. Dabei will Kautsky von einem Generalstreik nichts wissen, und wann der politische Streik anwendbar wird, will er nicht untersuchen. „Daneben mögen sich noch andere Mittel und Methoden des Kampfes entwickeln, von denen wir uns heute noch nichts träumen lassen.“ Kautsky liebt es, jedesmal, wenn seine Phantasie ihn im Stiche läßt, seine Aufgabe zu umgrenzen, eine höchst praktische, nachahmenswerte Methode für phantasiearme Schriftsteller. Sollen wir uns nun wegen der Mittel, die sich selbst Kautskys Weisheit noch nicht träumen läßt, heute schon ängstigen? Ganz gewiß nicht. Allein nun kommt das Neue und das, was die Kriegervereine an ihr *toujours en vedette* erinnert. „Auch ein Krieg,“ meint nämlich Kautsky, „könnte dem Proletariat den Besitz der politischen Macht in die Hände spielen.“ Da wird die Sache schon ernster. Die Sozialdemokraten werden uns — man weiß zwar nicht wie — oder sollte gar ein Geheimbund zwischen August Bebel und dem Zaren Nikolaus II. bestehen, ähnlich dem mittlerweile aufgehobenen zwischen Paul Singer und General Boulanger?! — in einen Krieg verwickeln; und dann: ade, bürgerliche Gesellschaft. Doch gemach, die Beschwichtigung folgt schnell auf dem Fuße, eingeleitet von einem Bekenntnis, das wie ein Hexen-Ein-mal-Eins anmutet. „Ich untersuche, was kommen kann, ich erkläre nicht, was kommen wird, und schon gar nicht fordere ich, was kommen soll. Wenn ich hier vom Krieg als einem Mittel der Revolution spreche, so soll das nicht sagen, daß ich den Krieg wünsche. Seine Schrecken sind so entsetzlich, daß heute wohl nur noch militärische Fanatiker den Mut auftreiben können, mit kaltem Blute nach Krieg zu verlangen. . . . . . Dabei ist eine Revolution,

die aus einem Kriege entspringt, ein Zeichen der Schwäche der revolutionären Klasse, oft eine Ursache weiterer Schwächung, schon durch die Opfer, die er mit sich bringt, wie durch die moralische und intellektuelle Degradierung, die ein Krieg meist hervorruft. Also enorme Vermehrung der Aufgaben des revolutionären Regimes und gleichzeitige Schwächung seiner Kräfte. Daher scheitert eine Revolution, die einem Kriege entspringt, leichter oder sie verliert frühzeitig ihre Triebkraft. . . . . . Wir haben also nicht den mindesten Grund, eine künstliche Beschleunigung unseres Vormarsches durch einen Krieg zu wünschen."

Säubert man nun den ersten Teil der Kautskyschen Arbeit von allen Schlacken und unnötigem Beiwerk, so bleibt an großen Gedanken und Entdeckungen nicht viel mehr übrig als die Behauptung, daß die Klassengegensätze sich zusehends verschärfen, eine Beobachtung, die sein eigener Genosse Bernstein bereits überzeugend widerlegt hat, und seine Vermutung, daß der politische Streik, für dessen Anwendung er das Rezept wohl aus feiner Diplomatie verschweigt, oder der Krieg, den er nicht wünscht, und der einer sozialen Revolution schaden wird, die Proletarier dereinst zu Herren dieser Welt macht. Herzlich wenig und kaum geeignet, uns die Blässe ins Gesicht zu treiben.

„Nehmen wir also an, der schöne Tag sei angebrochen, der dem Proletariat mit einem Male alle Gewalt in den Schoß wirft." Da wird nun gründlich reformiert: „Das Proletariat wird das allgemeine Wahlrecht zu allen Körperschaften einführen, die volle Press- und Vereinsfreiheit verleihen; es wird den Staat unabhängig machen von der Kirche, es wird alle erblichen Vorrechte aufheben. Es wird den einzelnen Gemeinden zur vollen Selbstverwaltung verhelfen und den Militarismus beseitigen." Merkwürdig ist, daß Kautsky die Frauenfrage gar nicht berührt. Mir liegt jedoch fern, dem Fräulein Luxemburg und anderen weiblichen Koryphäen der „revolutionären" Partei vorgreifen zu wollen. Das Steuerwesen wird einer gründlichen Reform



unterzogen. Das Monopol auf Bildung wird den besitzenden Klassen entrissen, allerdings nach Kautskys eigenem Wunsche nicht mit einem Male, sondern in verständigem Tempo. Also just wie heute. „Das Proletariat wird auf alle Fälle die Frage lösen müssen, wie der Not der Arbeitslosen abzuhelfen ist....... In welcher Weise die Arbeitslosenfrage gelöst werden wird, das haben wir hier nicht zu untersuchen." Wiederum ein Beweis, wie bedächtig Kautsky an den eigentlichen Problemen vorübergeht. Ob es eine Polizei in dem Kautskyschen Zukunftsstaate geben wird, ob die Verbrecher verschwinden oder nicht, wie die Rechtspflege sich vollzieht, und einige hundert andere wesentliche Fragen übergeht der Verfasser und gestattet dem Leser, in dem unbegrenzten Luftraum nach Herzenslust weiter zu bauen.

„Will man bei solcher Gedankenarbeit zu bestimmten Resultaten kommen und sich nicht ins Endlose verlieren, dann muß man," so sagt Kautsky sehr zur Vereinfachung seiner Aufgabe, „die auftauchenden Probleme in ihrer einfachsten Form untersuchen, in der sie sich in Wirklichkeit nie zeigen würden, und abstrahieren von allen komplizierenden Umständen." Was Wunder, daß bei solchen Grundsätzen die Kautskyschen Gebilde für die Wirklichkeit absolut unbrauchbar sind. Nur wenn Kautsky sich in seinen farblosen Schilderungen der Wirklichkeit nähert, wenn er beispielsweise von dem Privateigentum des Bauern, vor dem er auch in der neuen Gesellschaft einen höllischen Respekt hat, spricht, oder wenn er sich über die Formen des Betriebes und die Formen der Entlohnung verbreitet, dann gewinnt er wieder Boden unter den Füßen und sieh da, er ist mitten in die morsche bürgerliche Gesellschaft geraten, nur daß sie bei ihm sozialistische Gesellschaft heißt, ohne es zu sein.

Hat das Kautskysche Buch trotzdem eine Bedeutung, so ist es die, daß die neue sozialistische Gesellschaft von einem ihrer eifrigsten Apostel *ad absurdum* geführt wird,

daß der Versuch, ihr ein glaubwürdiges Fundament zu geben, wieder einmal mißglückt ist, und daß der Sozialreformer aus diesem vollständigen Fiasko neue Hoffnung schöpfen darf, den deutschen Arbeiter von seinen unfruchtbaren Utopistereien allmählich zu heilen. Denn Schriften wie die von Kautsky tragen mehr als alles Schreien nach dem Staatsanwalte und Umsturzgesetzen dazu bei, dem Proletarier den Glauben an eine Besserung seiner Verhältnisse durch eine Staatsumwälzung zu rauben, seinen Sinn aber für praktische Reformbestrebungen zu beleben.

Wir könnten der bestehenden Gesellschaft einen guten Dienst erweisen, wenn wir die Kautskysche Broschüre auf Staatskosten unter die Besitzenden und unter die Proletarier verteilten. Dann würde das Krächzen der Unglücksraben schnell verstummen. Auch Herr Max Lorenz würde von seiner Gespensterfurcht vorläufig geheilt werden.

Hamburg. *Dr. S. Heckscher.*

# Aus der pädagogischen Provinz*).

I.

„Absolut neue Gedanken gibt es äußerst wenige, und die Wahrheiten, die einmal neu waren, müssen stets dadurch erneut werden, daß sie wieder aus der Tiefe der flammenden persönlichen Überzeugung eines neuen Menschen ausgesprochen werden.“ Diese Worte, die Ellen Key auf Herbert Spencers „Education“ anwendet, könnten mit noch größerem Recht ihrem eigenen, neuesten Buche „Das Jahr-

*) Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Berlin 1902. S. Fischer.



hundert des Kindes“ als Motto vorgesetzt werden. Wer es zur Hand nimmt, um etwas Überraschendes darin zu suchen, wird es bald enttäuscht beiseite legen. Sowohl die Kritik des Bestehenden, wie die Aufstellung des Zukunftsideals ist in gleicher Art schon hundertfach vor ihr geübt worden, aber trotzdem, und wiewohl ihre „Studien“ auch nach der Seite der formalen Gestaltung, des logischen Aufbaus mancherlei zu wünschen übrig lassen, ist das Buch doch empfehlenswert. Es ist aus einer innigen, herzlichen Überzeugung heraus entsprungen und überträgt seine Seelenwärme auf den Leser; und weiter gibt es den Niederschlag aller pädagogischen Theorieen und Forderungen des abgelaufenen Jahrhunderts. Die Lektüre des Buches bringt uns die ganze Bedeutung des Erziehungsproblems zum Bewußtsein, aber eigentlich zum schmerzlichen Bewußtsein. Denn es wird jedem Denkenden immer klarer, daß vielleicht auf keinem anderen Gebiete das Vernünftige schwerer zu verwirklichen ist als auf diesem. Wohlverstanden: die sozial-ökonomischen Forderungen, die sich auf Schonung der Frau und des Kindes beziehen, sind sicherlich nicht utopistischer Art. Die Gesetzgebung beschäftigt sich schon jetzt mit ihnen, sie wird es in nächster Zeit in noch viel höherem Maße tun, tun müssen, und wir können der Zukunft nicht etwa müßig, aber doch mit einer gewissen sicheren Ruhe entgegensehen. Die Erfüllung dieser Forderungen ist ja aber nur die Vorbedingung zur vernunftgemäßen Erziehung; die Schwierigkeiten beginnen erst, sobald man an das pädagogische Problem im engeren Sinne herantritt.

II.

Auf keinem anderen Gebiete liegen noch Ideal und Wirklichkeit so weit auseinander wie auf diesem, und doch ist das Notwendige schon so früh erkannt worden! Wie die moderne Erziehung sein soll, das ist schon im 16. Jahrhundert, damals im Gegensatz zu den bestehenden Einrichtungen, ausgesprochen worden, und genau genommen



stehen unsere pädagogischen Institutionen ziemlich genau auf dem Standpunkt des 16. Jahrhunderts! Man hat Fortschritte in der Theorie gemacht, ist aber in der Praxis kläglich zurückgeblieben.

Von hohem Interesse ist das, was Ellen Key über Montaigne als Erzieher sagt. Die Prinzipien, die dieser hohe und starke Geist aufgestellt hat, kann man heute Wort für Wort unterschreiben. Das A und O aller Pädagogik ist für ihn: das Kind zu einem selbstdenkenden Menschen zu erziehen. Er ist ein erbitterter Gegner der Methode, „den Kindern in die Ohren zu tuten, so wie man in einen Trichter eingießt". Wesentlicher ist es, daß man *„a la tête bien faite"* als *„la tête bien pleine"*. Selbständige Aneignung, das ist für Montaigne die ganze Summe des Unterrichts. Der Lehrer soll das Kind mit Blüten versehen, aus denen es Honig saugen kann, aber es soll ihn selbst bereiten; es soll lernen, eigene Urteile zu fällen, sie mit eigenen Worten auszudrücken, und weder Worte noch Urteile fertig bekommen. Immer will Montaigne Wirklichkeiten für die Kinder: „Man wählt ja für sein eigen Teil lieber wirkliche Feigen als gemalte; so soll man auch für die Kinder mehr nach den wirklichen Erkenntnissen streben, die das Leben gibt, als nach denen der Bücher. Lasset das Kind weniger seine Lektionen lernen als sie ausführen, laßt es sie handelnd repetieren."

Auf gleichem Standpunkte steht auch der andere große französische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: Rabelais.

Die folgenden Jahrhunderte haben nur diese Prinzipien erweitert und vertieft; so ungeheuer auch die Wirkung von Rousseaus „Emile" war, genau genommen ist ein Fortschritt über Montaigne hinaus in ihm nicht zu finden. Eine Epoche dagegen in der Geschichte der Erziehungskunst bezeichnet es, als man fand, daß die pädagogische Frage aufs engste mit der sozialen zusammenhängt. Einer der ersten, die zu dieser Erkenntnis vorgedrungen sind, ist Goethe. Der zweite Teil der „Wanderjahre" ist ganz diesem

Problem gewidmet: inmitten des nach bestimmten Grundsätzen geordneten Gemeinwesens liegt die „pädagogische Provinz", in der die Jugend für das Leben herangezogen wird. Eine Utopie! O ja, aber eine Utopie, in der unendlich mehr praktische Weisheit verborgen ist als in allen realistischen „Erziehungsromanen", die jetzt wie die Pilze aus dem deutschen Literaturboden wachsen, und die eine muntere Kritik mit dem „Wilhelm Meister" in eine Reihe stellt. — Ein weiterer bedeutsamer Fortschritt ist im Laufe des letzten Menschenalters gemacht worden. Die moderne, induktive Psychologie hat auch dazu geführt, sich mit der Kindesseele zu beschäftigen. Seitdem Preyer mit seltenem Geschick und liebevollster Hingebung die ersten 1000 Tage seines eigenen Knaben verfolgt hat, ist die Kindesseele der Gegenstand mannigfacher Studien geworden, deren Resultate natürlich in erster Reihe der Pädagogik zu statten kommen — könnten!

III.

Das pädagogische Problem birgt in sich die unter den bestehenden Verhältnissen sehr schwer aufzuhebende Antithese: Erziehung und Unterricht. In einem kürzlich veröffentlichten Fragment über diesen Gegenstand (cf. La Revue, 15. Juni 1902) hat Tolstoi ausgeführt, daß alles Einwirken auf die Kindesseele eine Form der Suggestion ist: bei der „Erziehung" im engeren Sinne handelt es sich um unbewußte Suggestion — das Kind ahmt einfach nach, was es sieht und hört —, beim „Unterricht" um bewußte Suggestion. Meiner Ansicht nach ist nun eine Erziehungsmethode um so vollkommener, je mehr sie der unbewußten Suggestion und je weniger sie der bewußten Suggestion überweist. Das Kind lernt z. B. eine fremde Sprache weit besser von den Eltern oder der Bonne als von allen akademisch gebildeten Lehrern; es macht in der „Naturgeschichte" entschieden größere Fortschritte, wenn es einige Zeit auf dem Lande, in einem Forsthaus, zubringt, als wenn

es jahrelang auf der Schulbank Pflanzen „bestimmt“. Wer das Muster einer solchen „unbewußten“ Erziehung kennen will, der lese daraufhin die ersten fünf Bücher von „Dichtung und Wahrheit“. Goethes ungeheure Vielseitigkeit ist nicht allein auf Veranlagung, sondern auch auf diese Erziehungsmethode zurückzuführen. Er hat eigentlich alles spielend, so nebenbei gelernt.

Jedenfalls aber, wie viel man dem Unbewußten und dem Bewußten überlassen mag, das Natürliche und Vernunftgemäße ist es, wenn Erziehung und Unterricht von denselben Personen ausgeübt wird, wenn sie eine untrennbare Einheit bilden. Und diese Elementarforderung ist unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu realisieren. Bei uns sind vielmehr Erziehung und Unterricht streng von einander geschieden. Die Erziehung bleibt dem Elternhause überlassen, den Unterricht behält sich die Schule vor. Aber wird denn das Kind im Elternhause wirklich erzogen? Genau genommen: nur in seltenen Fällen. Die Eltern — der Vater fast ausnahmslos, die Mutter sehr häufig — werden von dem Kampf ums Dasein so sehr in Anspruch genommen, daß die Einwirkung auf die Kinder doch immer fraglich bleibt. Und so wächst dann in den „Kulturländern“ die junge Generation tatsächlich aufs Geratewohl heran.

IV.

Das einzige Mittel, um den Gegensatz zwischen Erziehung und Unterricht in großem Maßstabe aufzuheben, scheint das Internat zu sein. Hier fallen Lehrer und Erzieher zusammen. Goethes „pädagogische Provinz“ ist ein solches Internat, und Paul de Lagarde sieht es ebenfalls als pädagogisches Ideal an. In Deutschland hat man ein Mißtrauen gegen derlei Anstalten, teilweise nicht ohne Grund. Viele deutsche Internate sind eben nur Drillanstalten für „Zurückgebliebene“, in denen eher alles andere geübt wird als eine vernünftige Pädagogik. Aber auch sonst haben im allgemeinen deutsche Eltern eine Abneigung dagegen, ihre Kinder fort-



zugeben. Der Einfluß der Eltern, insbesondere des Vaters, wird dann gewöhnlich als wichtig hervorgehoben. Damit aber dieser Einfluß auch zur Geltung kommen könnte, müßte der pater familias seine Abende hübsch zu Hause, bei den Seinen zubringen und nicht in „stinkenden Nebelhöhlen", wie Karl Hillebrand sehr richtig die deutschen Stammkneipen genannt hat. Der Engländer besitzt mindestens ebensoviel Empfindung für die Reize des Familienlebens und für die Bedeutsamkeit der Erziehung, trennt sich aber unbedenklich von seinen Kindern, wenn er die Kosten des Internats nur irgend erschwingen kann.

Von einem höheren Gesichtspunkte aus hat Goethe die Einwände, die man machen kann, widerlegt. Im XI. Kapitel des I. Buches der „Wanderjahre" ist Wilhelm Meister im unklaren darüber, was er mit seinem Felix anfangen soll. „Denn," so meint er, „auf so ganz ungewissen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir lassen; denn mich dünkt, der Sohn entwickle sich nirgends besser als in Gegenwart des Vaters." „Keineswegs," erwiderte Lenardo, „dies ist ein holder väterlicher Irrtum. Der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut; deswegen die Alten schon zu sagen pflegten, der Helden Söhne werden Taugenichtse; und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins klare zu kommen." Aus dem Munde Lenardos spricht hier Goethe selbst seine eigenste Ansicht aus, denn die Erfahrungen, die er mit seinem Sohn August gemacht hat, waren nicht gerade ermutigender Art. Indessen übersieht Goethe doch eines: Der Helden Söhne werden Taugenichtse, weil die Helden meist zu wenig Zeit haben, sich um ihre Söhne zu kümmern.

Eine Gefahr liegt allerdings beim Internat, auch beim besten, sehr nahe: die Gefahr der Uniformierung. Am individuellsten läßt sich das Kind doch im Elternhause





erziehen; aber dazu ist es notwendig, daß die Eltern wirklich in der Lage sind, ihre Kinder zu beeinflussen. Aber uns allen fehlt, wie dem Dehmelschen Arbeitsmann, eines: „Nur Zeit!" Und hier fällt dann die pädagogische Frage vollkommen mit der sozialen zusammen.

Es fehlt nicht an Versuchen, Internate nach den Prinzipien der modernen psychologischen Pädagogik zu begründen. England ist gegenwärtig das klassische Land dafür. Deutschland, das im 18. Jahrhundert so fruchtbar an Erziehungsanstalten und „Philanthropinen" war, ist weit zurückgeblieben. Kein Wunder! schwebt doch über allen deutschen Schulen das Damoklesschwert der „Berechtigung", und damit verträgt sich die moderne Methode sehr schlecht. Indessen hat doch ein mutiger deutscher Pädagoge, Dr. H. Lietz, in Ilsenberg am Harz eine solche Anstalt ins Leben gerufen. Aber alle diese Institute haben nur den Wert von Versuchsstationen. Sie sind ganz naturgemäß so teuer, daß sie nur einer verschwindend kleinen Minorität zugänglich sind, und es ist nur ehrlich, wenn Dr. Cecil Reddie, der in Abbotsholme (Rochester, Staffordshire) ein modernes Internat leitet, angibt, daß es für Knaben bestimmt ist, die den „directing classes" angehören.

V.

In seinem 1847 erschienenen Roman „Dombey und Sohn" führt Dickens einen Knaben vor, den Sohn eines Anglo-Indiers, der im Mutterlande eine „liberale Erziehung" erhält. Endlich ist ihm der gesamte Lehrstoff eingetrichtert, und er kann als „gebildeter Mensch" den Heimweg antreten. Und nun geht ein eigentümlicher Prozeß mit ihm vor. Beim Anlaufen der französischen Küste entdeckt er, daß er die griechischen Verba auf *mi* nicht mehr so recht fest inne hat, im Golf von Biscaya sind ihm die homerischen Formen entschwunden, bei der Landung in Lissabon kennt er sich in der analytischen Geometrie nicht mehr aus, und so geht es weiter, bis er im Hafen von Kalkutta die erste lateinische Deklination glücklich vergessen hat.



Im Grunde genommen, geht es den Absolventen unserer höheren Lehranstalten nicht viel anders. Man glaube ja nicht, daß ich ein Gegner humanistischer Bildung oder gar ein Verfechter des Utilitätsprinzips bin; ganz im Gegenteil! Aber ich bin ein Gegner des gegenwärtigen Gymnasiums, weil es eben nicht humanistisch genug ist, oder richtiger gesagt, weil es vollkommen stillos ist, weil ihm die Einheit, der Mittelpunkt fehlt. Da ist mir das alte Gymnasium, die Lateinschule, tausendmal lieber: die Leute, die sie absolvierten, verstanden die alten Sprachen so gründlich, daß sie die antiken Autoren mit Genuß zu lesen vermochten und sie auch wirklich das ganze Leben hindurch lasen. Aber unsere Abiturienten haben es auf keinem Gebiet bis zum wirklichen Können gebracht. Statt daß die Schule ihre Zöglinge mit der Überzeugung durchdringt, daß „Bildung" ein Lebensziel ist, zu dem sie kaum die ersten Meilensteine zurückgelegt haben, wird bei ihnen die Einbildung erzeugt, daß sie über eine „abgeschlossene Bildung" verfügen. Und die Folgen dieser Illusion sind unschwer zu sehen: gerade in den Kreisen der „akademisch Gebildeten" findet man oft erstaunlich wenig geistige Regsamkeit und viel banausenhafte Fachsimpelei.

## VI.

Ein schönes Kapitel hat Ellen Key dem Religionsunterricht gewidmet, und wiewohl sie selbst einen freidenkerischen Standpunkt einnimmt, so werden doch auch Leute, die auf dem Boden eines positiven Bekenntnisses stehen, ihr in vielen Punkten zustimmen müssen. Religionsunterricht ist eben ein Unding, und es ist sehr bezeichnend, daß die Jesuiten, deren pädagogisches System an sich von einem Henry Thomas Buckle höchlich gerühmt wird, den eigentlichen Religionsunterricht in ihren Schulen auf ein Minimum eingeschränkt haben. — Tolstoi in seinem oben zitierten Fragment meint: „Die religiöse Basis des Lebens besteht darin, daß unser Leben keinen anderen Zweck hat als die Erfüllung des Willens jenes unendlichen Prinzips,





von dem wir uns als Teile erkennen. Aber der Wille dieses Prinzips ist die Alleinheit aller lebenden Wesen, und für die Menschen findet er vor allem seinen Ausdruck in Duldsamkeit und gegenseitiger Hülfe. Einigkeit und Nächstenliebe sind der Zweck und die Arbeit des Lebens, denn dies ist der Wille jenes Prinzips, das die Welt beherrscht und leitet und die Grundlage unserer Existenz ausmacht. Die ganze Erziehungs-Arbeit muß nicht nur auf diesem Prinzip basieren, sondern auch von ihm geleitet werden. Alles, was bei der Erziehung zur Einigkeit der Wesen, zur Brüderlichkeit der Menschen beiträgt, all das muß ermutigt werden, wogegen alles, was entzweit, entfernt werden muß. Alles, was am meisten dazu beiträgt, dies Ziel zu erreichen, muß in erster Reihe stehen, alles übrige kommt erst in zweiter Reihe in Betracht."

Beherzigenswerte Worte über den Religionsunterricht, wie er sein soll, hat schon vor etwa achtzig Jahren Leopold Zunz geschrieben: „Die Religion, wie sie unterrichtet werden sollte, ist die Grundlage alles Unterrichts, alles veredelten Denkens und Handelns, die Mutter der Seelengröße und die Führerin über das Grab hinweg . . . Der lautere Unterricht in der Religion gibt den Kindern nichts trocken Historisches, nichts unsinnig Wunderbares; er besteht nicht in elender Auswendiglernerei von Sprüchen oder in wissenschaftlicher Begründung mystischen Aberglaubens, sondern er sucht das Gemüt der Kinder durch eindringliche Worte und noch eindringlicheres Beispiel für Religion zu erwärmen, ihnen eine Stütze zu geben für die Stürme des Lebens, die sanften Tugenden der Liebe in ihr Herz zu pflanzen . . . Also ist die Religion keine Lektion, sondern die Erziehung selber . . . Der Religionslehrer hat nicht Religionsstunden, sondern Religionsjahre zu geben."

*S. S.*

---

# Zur Psychologie Wagners.

III.

Was kann einer solchen Natur die Kunst sein? Nicht die Verklärung des eignen Wesens; nicht etwas, das geboren wird aus der überströmenden Glücksfülle der Persönlichkeit, die in sich ruht; nicht der Rausch der Kraft in der Erhöhung des eignen Lebensgefühls, — sondern die Ekstase, die aus Qualen geborene Rauschvision des sich unselig Fühlenden, der sich nach ewig Unerreichbarem sehnt. Eine solche Natur, deren ersehnter Zustand die Exaltation ist, fühlt sich nur wohl, wenn sie „außer sich" ist, nur dann ist sie ganz „bei sich". (Briefe an Liszt.) Der denkbar höchste Zustand der exaltierten Ekstase, der die Seele am tiefsten und längsten von sich und ihrer Qual erlöst, ist für den Künstler die Produktivität. Nur in diesen Momenten der Entrücktheit ist er wahrhaft außer sich, fühlt er sich erlöst. Wagner gesteht es denn auch oft genug in verzweifelten Stunden der Entmutigung, daß nur die Kunst ihn im Leben halte, daß er ohne den zum Weiterleben verführenden Reiz der ekstatischen Wonnen der künstlerischen Konzeption die Qualen seines Lebens nicht länger ertragen würde. (Briefe an Liszt.) Die Kunst ist ihm, was dem auf dem Lager von Kareol in Krämpfen fiebernden Tristan die Vision der „selig, hehr und milde" über die Meeresgefilde schwebenden Isolde ist: ein Kontrastbild von höchster Süße und Seligkeit, das die Phantasie des rasend Gequälten, unheilbar Leidenden sich als Labsal und Balsam schafft.

Diesem ekstatischen Grundbedürfnis entsprechen die Probleme, die Wagner behandelt hat. Die Vision einer Erlösung kehrt in ewigen Variationen in allen seinen Werken wieder. Rienzis tragisches Traumziel ist, Rom, die Herrin der Welt, die einzige Geliebte seiner Träume, aus Schmach und Erniedrigung zu neuem Glanz zu erlösen. Der fliegende Holländer ersehnt die Erlösung vom Fluche des ewigen Daseins in die ewige Ruhe der Vernichtung durch die



aufopfernde Liebe eines selbstvergessenden Weibes. (Man beachte wohl: eine schopenhauerische Formel aus Wagners vorschopenhauerischer Zeit.) Senta fiebert in somnambul entrückter Ekstase dem Rausche solch schwelgerischen Mitleids entgegen, das in der höchsten Selbstopferung die höchsten, schmerzlich verzückten Wonnen fühlt. Tannhäuser, der ekstatische Mensch der äußersten Extreme, hat in den Armen der Venus die Kontrastvision der reinen unberührbaren Jungfrau: Maria-Elisabeth, die ihn vom Taumel der flackernden, lustgestachelten Venusberg-Sinnlichkeit erlösen soll. Elsa sieht in somnambulem Traume den Ritter, der, aus übersinnlichem Glanze herniedersteigend, sie aus Schmach und Not erlösen wird. Lohengrin begehrt, aus unverstandener, selbstseliger Höhe und Einsamkeit durch die innigste Gemeinschaft mit einer liebenden, ohne Frage glaubenden, vertrauenden Seele erlöst zu werden. Tristan und Isolde, das schuldlos-schuldige Paar, vom Truge des Tages in unentrinnbare Täuschungen und Qualen verstrickt, dem Übermaß ihrer Sehnsucht und dem Krampf ihrer Wonnen erliegend, ersehnen die Erlösung in der ewigen Urnacht: „Einzige Erlösung: Tod, Sterben, Untergehen, Nie-mehr-Erwachen." Erlösung des ganzen Daseins von der Urschuld des nach Macht drängenden, durch den Machttrieb in Untreue, Trug, Gewalttat verstrickten Lebenswillens: das ist der ethisch- philosophische Kern des „Rings des Nibelungen". Erlösung der Welt vom Fluch des Goldes, das im Ringe symbolisiert ist; Untergang der Ränke Alberichs, Rückkehr des Rings zu den Rheintöchtern. Wissende, freiwillige Entsagung vom tyrannischen Willen zur Erdherrschaft: die innere Umkehr Wotans im zweiten Akt der Walküre. Der tragische Fluch der blinden, nur sich wollenden unmitleidigen Liebe erfüllt an dem gegen göttliche und menschliche Satzung und Sitte frevelnden Paare Siegmund und Sieglind und im Fall des schuldlos-schuldigen Sonnenhelden Siegfried, dessen unbesonnen stürmende, naiv vertrauende Kraft im Truge der gierigen

Welt unrettbar verstrickt wird, so daß er als Verräter der einzig Geliebten, Brunhild, ihrer Rache erliegt, die Alberich durch Hagens Speer vollzieht. — Im Parsifal: die Entsündigung der Menschheit, die Erlösung der ganzen Natur vom Urleiden der wütenden, qualvoll als *die* Sünde empfundenen Sinnlichkeit. Parsifal, der reine Tor, der gegen die Verführungen der Sinne gefeite asketische Held, vernichtet Klingsor und die Blumenmädchen des Zauberschlosses im üppigen Heidenland, überwindet und entsühnt Kundry, den unter der eignen Lust leidenden Dämon der Natursinnlichkeit und des sexuellen Egoismus, indem er ihn zur entsagenden, übersinnlichen, mitleidig dienenden Liebe läutert. Er heilt und entsühnt endlich Amfortas, den unseligen Gralshüter, der durch eigne Schuld, vom Sinnenrausch unterjocht, sich die unheilbare Wunde geholt hatte. Amfortas: der unheilige, büßende Vertreter der entarteten, sündigen, an ihrer sündigen Sinnlichkeit unheilbar dahinsiechenden Menschheit.

Man sage sich selbst, im Rückblick auf diese Reihe von Motiven, ob der Künstler, der sie behandelte, im Grund ein Heide, ein starker, freudiger, auf sich selbst gestellter Weltbejaher war, oder ob er nicht schon in seiner vermeintlich heidnischen Zeit eine christlich-buddhistische Natur gewesen ist, die in der Verneinung, dem Nirwana, enden mußte. Man stelle sich einmal diese Reihe von Fragen und Lösungen, Leidenschaften, Sehnsüchten und Qualen in die Seele dessen zurück, der sie gestellt, erfahren und gefühlt hat, bevor er sie als Künstler gestaltete. Man mache sich eindringlich klar, was sie über die innersten Nöte und Erlösungsbedürfnisse dessen aussagen, der nur *sie* gestalten konnte und sie *so* gestalten mußte. Beispielsweise gefragt: was sagen Kundry, Amfortas, Parsifal und Klingsor über die Physis des Künstlers aus, der die sexuelle Sinnlichkeit so tragisch als Weltfluch empfand.

Wagners Ausnahmewerk, die „Meistersinger“, fehlt in dieser Reihe. Nur einmal hat der große Tragiker, der



es mit unheilbaren Leiden zu tun hatte, sich einem Stoff mit lösbaren Konflikten zugewandt, dessen Ausgang glücklich ist. Die Meistersinger geben nicht die Tragödie des tragischen Genies, das im Ringen mit einer stumpfen, verständnislosen, tückischen Welt untergeht. Dieser Frühlingssang von der reichen, seligmachenden alt- und neudeutschen Kunst hat zum Helden ein gesundes, starkes, glückhaftes, ritterliches Naturgenie, das die enge, verstaubte, verstockte, aber tüchtige, wohlmeinende Handwerkswelt überwindet und mit seinem Liede seine Liebe ersingt: Lorbeer und Myrte, Parnaß und Paradies. Zum ersten und einzigen Male ist bei Wagner Leben, Liebe und Kunst nichts Unheilbares, Qualvolles, kein Krampf. Das Tragische zittert in Sachsens Wahnmonolog und seiner stillen, starken Resignation nur leise nach, wie ein fernabklingendes Gewitter, das ausgegrollt hat. Und wenn auch in den Meistersingern allerlei „erlöst" wird: Evchen aus kleinbürgerlich-sittsamer Enge, das absterbende, verarmte Rittertum in die Gemeinsamkeit tüchtiger, aufstrebender Bürgerkraft, die deutsche Kunst aus winterlicher Erstarrung zu neuem Frühlingsleben, — so ist hier die Erlösung eine Befreiung aus lästigen Fesseln zu neuem, weiterem, höherem Leben, nicht ein Untertauchen ins Dunkel. Der helle, sieghafte C-dur-Glanz des letzten Aktes liegt über den ganzen Meistersingern.

Und doch waren für ihren Schöpfer auch die Meistersinger eine Kontrast-Vision seligen Glanzes, die er aus schwärzester Qual heraus erschaute. Die Jahre, in denen er diese tiefleuchtende Musik schrieb, sind die dunkelsten, gejagtesten, an äußern wie innern Nöten reichsten seines vielgequälten Lebens und standen oft dicht vor der Pforte der Verzweiflung. Evchens und Walters Paradies ist für Wagner eine Vision aus dem Abgrund des Schmerzes, wie es die Vision Isoldes für Tristan ist. —

Wie Wagner gerade in jener Zeit ihrer fähig sein konnte? Zu einer Zeit, als der Sieg seiner Kunst noch nicht entschieden war? Als seine äußere Lage dem Untergange

zuzutreiben schien? Diese von Kraftgefühl und Glück geschwellte Apotheose einer siegenden neuen Kunst war im Moment ihrer Schöpfung die Vorwegnahme des künftigen Sieges in der Seele des Meisters, der in allem andern unsicher, gejagt, unselig, eben gerade im Schöpferbewußtsein seiner von einer feindlichen Welt verspotteten Kunst, seine Kraft, seine Sicherheit, seine Unüberwindlichkeit besaß. Dieses Siegesbewußtsein, das ihn fähig machte, seine Kunst einer Welt von Mißverständnissen entgegenzustellen und aufzuzwingen, bedeuten für ihren Schöpfer die Meistersinger: die Vision seines kommenden Sieges, die Erlösung seiner Kunst aus den Ketten feindseliger Verkennung.

IV.

Welche Züge wird eine solche Kunst der Ekstase tragen? Die uns allen wohlbekannten der wagnerischen Kunst. Es wird eine Kunst des Ausdrucks um jeden Preis sein, ein Sturm der rasendsten Leidenschaft, der unbändigsten Bewegung; über die Linien der ruhenden Schönheit hinaus an die Grenzen der Ausdrucksmöglichkeit fortgetrieben; voll von den Stacheln des Schmerzes, ein Krampf sinnlich-übersinnlicher Triebe, die jede Scham vor sich verloren haben und sich nackt zeigen; ein Wogen ekstatisch entrückter, schmerzhaft verzückter Wonnen. Und als Gegenbilder die psychologisch notwendigen Kontraste dieses rasenden Ungestüms: Visionen überirdischen Glanzes, seligen Friedens, sturmloser Verklärung, mildester Ruhe, tiefsten Versinkens im Dunkel des Unbewußtseins.

Diesem psychologischen Grundwesen der wagnerischen Kunst entspricht der technische Charakter der wagnerischen Musik. Ihre elementare Sinnlichkeit; ihre Unbedenklichkeit in der Steigerung der ins Kolossale getriebenen Ausdrucksmittel; die Raffiniertheit ihrer Effekte; die Vielfarbigkeit ihrer erregenden, faszinierenden Klang- und Instrumentalwirkungen; ihre fessellose Chromatik; ihre entfesselte naturalistische Rhythmik; ihre ausschweifend phantastische Harmonisierung; ihre überlebendige, nervöse Deklamation, die im

natürlichsten Schrei der nackten Leidenschaft gipfelt; ihr Nebeneinander von zartester Sensibilität und brutalster Krafteffekte; der ewig auf- und abflutende orchestrale Sturm; das Tremolo der Streicher, in dem das aufgewühlteste Nervenleben zittert, als typische Begleitungsfigur; die hypnotisierenden, narkotischen und zugleich aufreizenden Effekte der in den höchsten Lagen flimmernden Violinen; die agaçante Anstachelung der mänadisch rasenden Bläser.

Mit alledem ist Wagner als Künstler der offenste, vollendetste Ausdruck der modernen Seele, der größte Künstler, in gewissem Sinne *der* Künstler unsrer Zeit, der Cagliostro der Modernität (wie Nietzsche ihn nennt), in dem sich die Modernität resümiert. In seiner Musik gewinnt die ganze Neurose unsres Jahrhunderts Ton und Sprache. Der Tristan ist vielleicht das belehrendste Paradigma aller modernen Nervenstörungen. Wagner wurde zugleich als Künstler des Ausdrucks um jeden Preis der unbedenklichste, daher wirksamste Szeniker, das größte Theatergenie der Deutschen. Er ist endlich staunenswerter Künstler darin, wie er dies Extremste, Gewagteste, Kränkste, Hysterischste der modernen Physis und Psyche stilisiert und monumentalisiert, indem er es verbindet und zusammenschweißt mit den Ursymbolen und Riesengestalten der ältesten, kräftigsten Mythen aus dem internationalen Schatze der Menschheit. Diese Kraft, alte Schläuche mit dem jüngsten, gärendsten Most zu füllen, das Vergangenste und das Allerjüngste in Gebilden zu vereinigen, die durch diese Vereinigung zu etwas einzig Widerspruchsvollem und doch Einheitlichem werden — diese Kraft ist einzig und unvergleichlich. Wagner als Artist hat keinen Rivalen. Unsere Zeit hat recht, wenn sie ihn vergöttert.

Da ergibt sich eine Frage: wird dies wirklich die Kunst der Zukunft sein? Jede Kunst ist an gewisse physiologisch-psychische Bedingungen geknüpft, aus denen sie herauswächst. Um die wagnerische Musik würdigen, lieben zu können, bedarf es derselben Bedürfnisse, die das gereizte

Nervenleben unsrer gehetzten neuropathischen Zeit hat. Annehmen, daß unsere Schätzung der wagnerischen Kunst auch die der Zukunft sein werde, heißt annehmen, daß alle Zukunft unsre Dekadenz und Neurose behalten würde, daß nie eine Verjüngung der Kulturmenschheit eintreten werde, wie sie in der Vergangenheit schon öfter erlebt ist, wie sie Wagner selbst gefordert 'und verkündet hat. Man kann sich vorstellen, daß eine verjüngte, gesunder gewordene zukünftige Menschheit keinen Zugang mehr zu dieser späten, raffinierten Kunst haben würde, weil ihr die Vorbedingungen dazu, ein gewisser krankhafter Allgemeinzustand fehlen. Es könnte wohl sein, daß sie diese überreizte Musik mit ihrer Chromatik und ihren wilden Ausbrüchen ebenso ablehnt, wie wir heute die dem Wagnertum verwandte schwere üppige Kunst der Barockzeit ablehnen.

Düsseldorf. *Dr. Fritz Koegel.*

---

# Die Ausstellung altniederländischer Meister in Brügge.

I.

Ein durchaus herrlicher, wenn auch verwegener Gedanke war es, nicht in der ersten besten, sondern in der künstlerisch und geschichtlich weitaus schönsten aller Städte der beiden Niederlande, im altstolzen, fürstlichen Brügge, eine größere Anzahl Arbeiten aus der ersten großen Blütezeit unserer nationalen Malerschule zu veranstalten.

Denn, wenn es an und für sich dem modernen, ästhetisch gebildeten Menschen schon einen seltenen Genuß gewährt,



jetzt, im Brennpunkt dieser Zeit des Dampfes, der Elektrizität und der.... Bazillen, in die Anschauung auch nur eines einzigen Meisterstückes der Kunst längst verschollener Jahrhunderte versunken, träumen zu können einen stillen, süßen Traum, als wäre man weit fort aus dieser fieberhaften, nervösen Welt plötzlich hinübergetragen in eine frischgrüne Ebene, wo kühle Brünnelein rieseln unter selig rauschenden Bäumen und wo stille, friedliche Menschen sich ergehen in idyllisch-einfachen Beschäftigungen; wie viel intensiver und verfeinerter, wie unvergleichbar groß und vollständig wird dieser Genuß, wenn man sich ihm ergeben kann in einer Stadt, wo nicht nur jedes Gebäude Erinnerungen birgt, sondern wo einst der eigene, lebendige Rhythmus eines mächtig pulsierenden nationalen Lebens den ersten Aufschwung dieser ganzen glorreichen Kunstproduktion gegeben hat, aus der man jetzt eine Auswahl vor Augen hat.

Wer Brügge kennen gelernt hat so wie es wirklich ist, d. h., nicht als diese für immer tot erklärte Stadt, die weiland Georges Rodenbach uns in seiner bekannten Novelle *Bruges la Morte* beschrieben hat, sondern als eine ihrer alten Macht und Größe wohl längst entblößte, die keineswegs aber hoffnungslos oder selbst gleichgültig vegetiert, vielmehr sich allmählich, doch selbstbewußt eine neue Periode von Tätigkeit und Reichtum vorbereitet und sichert, der wird ohne viel Mühe begreifen, was ein moderner Mensch, der nicht zu der leider noch allzu zahlreichen Gemeinde der αμουσοι ανδρες, den ohne jede Muse Lebenden, gezählt werden will, empfinden muß, wenn er dort auf diesem wundervollen Großmarkte, im Schatten der alten prächtigen Halle, im neuen Gau-Rathause (Hôtel Provincial), an Wänden, die man mit den schönsten mittelalterlichen Teppichen aus öffentlichen und privaten Sammlungen bekleidet hat, nicht weniger als 389, sage: dreihundertneunundachtzig größere und kleinere Gemälde aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert beisammen findet.

Welche Mühe es die Veranstalter der Ausstellung gekostet



hat, eine so außerordentlich große Anzahl der seltensten Arbeiten nach Brügge zu schaffen, läßt sich am besten beurteilen, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 14 Museen, ebensoviele Kirchen, Hospizien und Kongregationen und zirka 100 Sammler der an sie gerichteten Einladung gefolgt sind. So ward es denn erreicht, daß die gebildete Welt an einem und demselben Ort, unter demselben Dache, fast verschmolzen, möchte man sagen, zu einem einzigen, nie vorher gesehenen Ganzen, zu einem Zeitbild ungeahnter Größe, bewundern kann, was bis jetzt nur sehr bemittelte Kunstfreunde und das auch nur stückweise, nur an hundert verschiedenen Orten, sehen konnten. So findet man in Brügge Gemälde aus Sammlungen, die den meisten wohl für immer verschlossen bleiben; ich nenne u. a. die des Barons Albenas (Montpellier), des Herzogs von Anhalt (Woerlitz), des Sir Fr. Cook (Richmond), des Duke of Devonshire (Chatsworth), des Fürsten Doria (Rom), des Herrn von Kaufmann (Berlin), des Fürsten Liechtenstein (Wien), des Duke of Norfolk (London), des Earl of Nortbrook (London), des Grafen von Oultremont (Brüssel), des Grafen und der Gräfin Pourtales (Paris), des Fürsten Radziwill (Berlin), des Markgrafen de Ruffo Bonneval (Brüssel), des Grafen Wilczeck (Wien), des Herrn Weber (Hamburg) u. s. w. Einzelne Sammler schickten 5, 6, 10, 12, 13 Stück.

Nicht also als eine einfache Kunst-Ausstellung, als eine mehr oder weniger stattliche Sammlung von Gemälden, wenn auch von Meister-Gemälden, nein, als ein Stück Leben, als die Offenbarung und in gewissem Sinne die Synthese einer einmal dagewesenen Kultur, soll man diese Ausstellung auffassen!

Selbst in dem allergeringsten und gewöhnlichsten dieser Gemälde ist noch lebendig, atmet noch der Geist, die Seele einer Epoche, in der, nach Jahrhunderten vergeblichen Suchens, fortwährenden Wollens aber Nichtkönnens, der christgewordene Deutsche endlich die Kraft in sich fühlte, seinen Empfindungen, seiner Lebensauffassung eine in

Hinsicht der Schönheit wohl völlig neue Form zu verleihen, eine Form, die ich nicht zögere notwendig und adäquat zu nennen, denn sie war für den Produzenten Fleisch von seinem Fleische und Geist von seinem Geiste, wie kaum je eine andere; einer Epoche, wo der Mensch wieder allmählich mit dem Leben sich ausgesöhnt hatte, und wo er das Leben verjüngt, mit verzehnfachter Kraft in sich pulsieren fühlte . . . Dies gilt für die ganze weit ausgedehnte Ebene des nordwestlichen Europa im allgemeinen! Denkt man sich nun dazu die hervorragende Stellung der Niederlande und ganz besonders der niederdeutschen Gegenden dieser Niederlande von circa 1250 bis circa 1600, beachtet man den mächtigen Aufschwung, den dort Industrie und Handel, politische Freiheit und politische Macht erreicht hatten, und — *last not least* — den von Hause aus praktischen, vielleicht ein wenig nüchternen, aber so aufrichtig-wahrheitsbedürftigen Sinn der Vlamen, Brabanter, Limburger, Holländer, dann wird es klar, daß nicht bloßer Zufall, sondern das Gesetz der Notwendigkeit die Ebene am Nordmeer dazu gefeit und geweiht hatte, der neuen deutsch-christlichen Kunst, der ersten Moderne, könnte man ruhig sagen, die erste klassische Größe zu verleihen.

Wie außerordentlich groß zu jener Zeit das Kunstbedürfnis aller Vermögenden — Adeligen und Bürger—, aber auch wie beispiellos die Lust am Fabulieren und am Bilden bei den Künstlern war, geht aus der einfachen Tatsache hervor, daß sich kurz nach 1350 in einem Dutzend nord- und südniederländischer Städte Malerschulen, oder, wenn dieses Wort zu viel besagen sollte, Gruppen bildeten, so z. B. in Ypern, Doornik, Brügge, Gent, Haarlem, Leuven, (Löwen), Brüssel . . . ., endlich Antwerpen.

Als etwas Sonderbares muß man dabei noch anmerken, daß, wenn diese niederländische, dem Geiste nach deutsch-christliche Malerei, zuerst in Brügge, und zwar mit Jan van Eyck, zur Vollkommenheit gelangte, die „Brüggelingen", ja, sogar die eigentlichen „Vlamingen" der Grafschaft, nur



ausnahmsweise zu dieser Blüte beigetragen haben. Die hervorragendsten Vertreter der Schule waren Limburger, Brabanter, Holländer, Deutsche aus dem Rheinlande oder sogar Wallonen! Die van Eycks waren aus Maas-Eik in Limburg; van der Goes, Dirk Bouts, Geerard David, Martinus van Roemerswaal, Pourbus, waren Nordniederländer; Pieter Christus und Metsijs waren Brabanter; Memlinc aus der Umgegend von Mainz; van der Weyden von Brüssel oder von Doornik; Patinir, Mabuse, de Bles, Provost, Wallonen. Allein van der Meire, Blondel, das Künstlergeschlecht Claeys und der ganz Primitive Broederlam, oder vielleicht besser Broederlijn waren wirklich Vlamingen aus Flandern.

Ich nannte soeben Broederlam einen „Primitiven". Dies gibt mir Gelegenheit, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß die Veranstalter der Ausstellung die gesamten dort vertretenen Meister mit diesem Namen belegen. Ist es doch allgemein bekannt und anerkannt, daß, von jenem denkwürdigen Jahre 1432 ab, wo der überlebende der beiden van Eycks das Altarbild „Die Anbetung des Lammes" vollendete, die neue Kunst bereits auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwickelung und — als natürlicher Ausdruck der niederländischen Seele — ihrer Vollkommenheit stand. Die wirklichen „Primitiven" waren die Fresko- und Miniaturmaler der fünf vorhergehenden Jahrhunderte oder — wenn man diesen Zeitabschnittt als zu groß erachtet — des 13. und 14. Jahrhunderts, und aus dieser Zeit sind kaum ein halbes Dutzend weniger bedeutende Sachen da, Werke, die — der äußeren Form sowie dem Geiste nach — vielmehr mit den zeitgenössischen kölnischen und westfälischen als mit den niederländischen Arbeiten aus dem 15. Jahrhundert verwandt sind.

Welchen Grund es geben kann, einen gewissen Flügelaltar, Eigentum des Herrn Weber-Hamburg, als eine authentische Arbeit dieses Broederlam auszugeben, von dessen Hand nur ein einziges authentisch bewiesenes Gemälde bekannt ist, — nämlich in Dijon — ist mir ein Rätsel. Ebensogut



hätte man die Eichenholztafel aus dem Belle-Hospiz in Ypern und die Malereien des Tabernakels des Herrn Cardon für Broederlam beanspruchen können, obgleich ich persönlich wohl geneigt wäre, letztere für Kölner Arbeit aus dem 14. Jahrhundert zu halten.

Ich kann nicht umhin, jeden Besucher der Ausstellung auf die außerordentliche Kraft hinzuweisen, welche, wo nicht äußerliche Ursachen im Spiele waren, das Kolorit dieser alten Gemälde bewahrt hat. Nicht nur bei Jan van Eyck, Memlinc, van der Weyden, Metsijs, auch bei Epigonen wie Christus, van der Meire, Bouts, Provost, Marins und so manchem Unbekannten, leuchten Karmoisin und Purpur, flammen Grün und Gelb, strahlen Blau und Orange, als hätte die Hand des Meisters erst gestern gemalt! Und auch die ausserordentliche Buntheit, das Sans gêne, womit jene Maler alle möglichen Farben nebeneinander setzten, Rot nebst Grün und Purpur nebst Gelb und Blau nebst Orange, ohne daß die Harmonie des Ganzen darunter zu leiden hatte, macht einfach staunen.

Diese Meister hatten nicht allein alle Geheimnisse des Kolorits überwunden, sie lebten auch in einer Zeit, wo der Künstler — einfacher Bürger unter Bürgern — sich auszeichnete durch diese Haupteigenschaften aller guten Arbeiter: Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit. James Weale sagt in seinem Katalog: „Leur travail devait être consciencieux et honnête, exécuté en bons matériaux et chacun s'efforçait de rendre son œuvre aussi belle que possible . . . L'ancien avertissement: caveat emptor, devint inutile, en tant qu'appliqué aux membres des corporations d'art . . .“

Mir kommt es so vor, als könnten wir alle, Vertreter der jüngsten Moderne, in dieser Hinsicht auch wohl ein wenig von diesen ganz alten Herren lernen.*)

(Ein Schlußartikel folgt.)

Antwerpen. *Prof. Pol de Mont.*

*) Man lese in der ill. Zeitschrift Kunst en Leven (L'Art et la Vie) die höchstinteressante Studie von Prof. Dr. G. Hulin, Gent, über die Ausstellung. (Verlag Ad. Hoste, Gent.)



# Karl Simrock und Heinrich Heine.

## Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Ersteren, 28. August 1902.

Zu den ersten Schülern der 1818 gegründeten rheinischen Hochschule zu Bonn gehörten Karl Simrock und Harry Heine. Während ersterer gleich im Jahre der Eröffnung der Bonner Universität sich immatrikulieren ließ, tat Heine dies erst im Herbst 1819. Die beiden Studenten widmeten sich der Jurisprudenz, doch interessierte sie das Corpus juris weniger als der vorzügliche rheinische Wein und sonstige Allotria, wozu u. a. auch die Verspottung des eitlen und gefallsüchtigen Professors August Wilhelm Schlegel gehörte. Die beiden Landsleute fühlten sich sofort zu einander hingezogen, denn beide waren Poeten, zeichneten sich durch Humor und Ironie aus und schwärmten für die germanistische Literatur. Während Simrock seine regelmäßigen Gymnasialstudien absolviert hatte, mußte Heine, weil sein Studiengang kein vorschriftsmäßiger gewesen war, erst ein Examen bestehen, bis ihm die heiligen Hallen der Hochschule geöffnet wurden. Die jungen Leute mokierten sich über diesen Professorenzopf, und auch dieser Umstand brachte beide in nähere freundschaftliche Verbindung. Sie lasen sich die Spenden ihrer Muse gegenseitig vor, und die strenge und zuweilen sarkastische Beurteilung, welche der schon damals ungezogene Liebling der Grazien übte, wirkte auf den um drei Jahre jüngeren Kommilitonen sehr wohltätig und anspornend ein. Der dritte im Bunde ihrer Freundschaft war Jean Baptiste Rousseau, der sich der Dichtung und Literatur widmete und durch seine leichte Formgewandtheit selbst in Heine die höchsten Erwartungen erregte, während Simrock sich der ausschließlich auf den Schein und frohen Lebensgenuß gerichteten Poesie seines Bruders in Apollo gegenüber viel skeptischer verhielt.





Seit jener ersten Begegnung des dichterischen Dioskurenpaares bis zum Ableben des Verfassers des „Buches der Lieder“ herrschte zwischen den Beiden ein Freundschaftsverhältnis, welches später, als die Lebenswege Simrocks und Heines sich schieden, durch einen ziemlich regen brieflichen Verkehr unterhalten wurde. Zu der geringen Zahl der Jugendfreunde, denen Heine stets wärmste Sympathie entgegenbrachte und über die er sich nie lustig machte, zählte auch Simrock. Noch mehrere Jahrzehnte später, im Jahre 1846, schrieb er in den Erläuterungen zu seinem Puppenspiel „Der Doktor Faust“ über seinen ehemaligen Studiengenossen und Landsmann u. a.: „Die Puppenspiele sind nie im Druck erschienen, und erst jetzt hat einer meiner Freunde nach dem handschriftlichen Texte ein solches Opus herausgegeben. Dieser Freund ist Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Universität zu Bonn die Schlegelschen Kollegien über deutsche Altertumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausstach und sich solchermaßen in den Hilfswissenschaften perfektionierte, die ihm später zu statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenspiels. Mit Geist und Takt restaurierte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komischen Personen bezeugt, daß er auch über deutsche Hanswürste wahrscheinlich im Kolleg August Wilhelm Schlegels zu Bonn die besten Studien gemacht hat.“

Die genußfreudigen und übermütigen jungen Leute verübten in jenen ersten Jahren der holden blöden „Jugendeselei“ und im Gefühl ihrer Kraftgenialität, wie man sich wohl denken kann, allerlei lustige Streiche. Wie schon erwähnt, machten sie manchen mißliebigen oder lächerlich wirkenden Professor, wie den schon genannten August Wilhelm Schlegel, zur Zielscheibe ihres Spottes, und wie Heine den wunderlichen Gelehrten in Vers und Prosa geißelte, so tat es auch Simrock; und als Schlegel sich dazu einmal hinreißen ließ, ein Sonett zu veröffent-

lichen, worin er höchstselbst seine große Bedeutung verherrlichte, konnte Simrock nicht umhin, die Verse des aufgeblasenen Dichters satirisch zu glossieren. Das betreffende Poem Schlegels, welches im „Musenalmanach" erschien, hatte folgenden Wortlaut:

*Der Völker Sitten, manche fremde Stätte*
*Und ihre Sprache frühe schon erfahren,*
*Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,*
*Vereinigend in eines Wissens Kette;*
*Im Steh'n, im Geh'n, im Wachen und im Bette,*
*Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren,*
*Stets dichtend, aller, die es sind und waren,*
*Besieger, Muster, Meister im Sonette.*
*Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde*
*Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,*
*Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:*
*Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,*
*Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte*
*Ihn auf den Namen August Wilhelm Schlegel.*

Simrocks Erwiderung lautete:

*Wie dich die Nachwelt nennen werde*
*Fragst du mit zweifelnder Gebärde?*
*Das kann ich für gewiß dir melden:*
*Narziß benennt sie solchen Helden;*
*Doch stimmt wohl Mit- und Nachwelt ein:*
*Narr Ziß sollt' er geschrieben sein.*

Daß die Musensöhne zuweilen, des trockenen Tones satt, sich in den Strudel der Vergnügungen stürzten und nach dem nahe gelegenen Köln wallfahrteten, um den Genüssen des Karnevals zu huldigen, weiß ich selbst aus dem Munde Simrocks, der noch in seinem Alter, namentlich wenn der gute Wein auf seinem Landgute Menzenberg seine Zunge löste, von jener seligen alten guten Zeit mit Behagen zu plaudern pflegte.

Auch steht es fest und ist auch für die vergleichende Literaturgeschichte nicht ohne Interesse, daß beide infolge ihres gemeinsamen germanistischen Studiums und ihrer Vorliebe für rheinische Sagen und Legenden denselben Stoff wiederholt dichterisch behandelten. Ich verweise nur auf die Gedichte „Loreley" und „Schelm von Bergen", welche von Heine und Simrock zugleich zum Gegenstand ihrer





poetischen Darstellung gemacht wurden, und wobei vielfache Anklänge und Übereinstimmungen zutage treten.

Die beiden Freunde gehörten in Bonn mit Eifer der Burschenschaft an; während jedoch Simrock mit Leib und Seele dem Deutschtum huldigte, war Heine schon damals der Deutschtümelei, welche die Burschenschaft teilweise bereits in jenen Tagen zur Schau trug, abgeneigt, und er versicherte später, daß sein Haß gegen die Teutonen schon von der Burschenschaft her datiere. Er verschmähte im Gegensatz zu Simrock den deutschen Rock, trug im Winter einen weißen Flausch, im Sommer einen gelben Nankinganzug und schlenderte, die brennendrote Mütze weit hinten über den Kopf gezogen, beide Hände in den Hosentaschen, durch die Gassen Bonns. In einem Punkte jedoch waren sie einig: in ihrem Haß und in ihrer Verachtung gegen die damals in Blüte stehende Demagogenriecherei der preußischen Regierung.

Karl Simrock, welcher vor dem dichterischen Genie seines Freundes großen Respekt hatte, gab sich alle Mühe, in Bonn einen Verleger ausfindig zu machen, der die Poesieen Heines verlegen wollte, aber keiner der rheinischen Buchhändler wollte das Risiko übernehmen, die unbekannten lyrischen Gedichte des jungen „Bruder Studio“ zu verlegen; doch hat dieser es Simrock nie vergessen, daß er mit Eifer bestrebt war, seinem Genossen die papierne Unsterblichkeit zu verschaffen.

Im Jahre 1821 begegneten sich die beiden Studenten aufs neue, und zwar in Berlin, wo sie an der Berliner Universität ihre Studien fortsetzten. Sie fühlten sich von dem frischen, jugendlichen Geist, der die neugegründete alma mater der preußischen Residenz durchwehte, mächtig angezogen. Und wenn auch Heine in Berlin das Freundschaftsverhältnis mit seinem rheinischen Landsmann nicht mehr mit solcher Ausschließlichkeit und Wärme pflegen konnte, so gehörte dennoch Simrock auch dort zu seinen vertrautesten Genossen. Auch diesmal bildete die Dichtung den

mächtigsten Vereinigungspunkt der jungen Leute. Im April 1823 trat Heine mit seinen „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ hervor, die auch Simrock als eine hervorragende dichterische Gabe bewunderte; doch tat ihm die sich darin kundgebende Überspanntheit und Verbitterung nicht wohl.

Wieder trafen sich die Freunde im Jahre 1829 in Spree-Athen. Kaum war der mittlerweile berühmt gewordene Lyriker in Berlin erschienen, als er schon seinen alten Kameraden, welcher als Referendarius am Königl. Kammergericht angestellt war, aufsuchte. Beide wohnten einer Sitzung der von dem Kriminalrat Julius Eduard Hitzig gegründeten „Mittwochsgesellschaft“ bei, zu deren Mitgliedern die meisten Schöngeister des damaligen Berlin gehörten, und Heine wollte sich vor Lachen ausschütten, als er ein von Simrock anläßlich des Stiftungsfestes dieses literarischen Klubs gedichtetes „Stiftungslied“ von demselben vortragen hörte. Von diesem lustigen Poem mögen nur die ersten Strophen hier mitgeteilt werden:

*Unser Julius Eduard Hitzig,*
*Vielerfahren, weis' und witzig,*
*Kriminal- und Kammerrat,*
*Der ließ einen Vorschlag drucken,*
*Daß doch sollten zusammenrucken*
*Die Pojeten alle in der Stadt.*

*Als die Pojeten das vernommen,*
*Wollten sie zu Scharen kommen*
*In den fröhlichen Mittwochsbund,*
*Dicke Hefte mit sich brachten,*
*Alles zu verlesen dachten,*
*Was darin geschrieben stund.*

*Am 26ten Oktober eben*
*Kam die Polizei bei Sturm und Regen,*
*Schwur es Hitzig und zeigt's ihm an,*
*Daß die Pojeten 'ran marschieren,*
*So viele, als man kunnt verspüren,*
*An die 300 000 Mann.*

In den Jahren der Trennung hatte ein reger Briefwechsel zwischen beiden stattgefunden. Leider besitzen wir die Zuschriften Simrocks an Heine nicht; wohl aber sind uns einige Briefe des letzteren erhalten geblieben, und sie beweisen,



daß in all seinen zahlreichen Nöten Heine sich immer an den stets zuverlässigen Freund zu wenden pflegte. Als z. B. der rheinische Komponist Ries einige Lieder Heines in Musik gesetzt hatte, schrieb der Dichter von Hamburg aus an Simrock, daß er ihm diese Komposition verschaffen möge. „Du tust mir einen so großen Gefallen," heißt es in dem Brief vom 30. Dezember 1825 u. a., „eine liebe Sängerin hat mich nämlich gestern Abend 3/4 Stunden lang gequält, ihr einige Kompositionen meiner Lieder zu besorgen. Du siehst, lieber Freund, wenn ich Leute nötig habe, dann schreibe ich ihnen; du aber hättest wohl verdient, daß ich dir früher mal schreiben sollte, habe ich doch vor geraumer Zeit den „Musenalmanach" zu Gesicht bekommen und in einigen Reimen gesehen, daß du, den ich gleich als den Verfasser erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkst — an mich, der ich dir auf deinen lieben Brief vom vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entschuldigungen habe ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit, erstere hielt mich sehr niedergedrückt, doch jetzt geht es besser."

Derselbe Brief ist auch sonst interessant, weil darin Heine bemerkenswerte Geständnisse über seine dichterische Entwickelung dem Freunde gegenüber macht. So heißt es darin: „Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geist sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst du dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann . . . Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt, auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüssig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsieren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise mit einander gemein haben, und daher erkläre ich es mir auch, warum dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und

warum auch ich in manchem Gedicht von dir, durch den ‚Gesellschafter' und durch den ‚Musenalmanach' zu Gesichte bekommen, einige geistige Blutverwandschaft geahnt habe. Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre sind wir beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal noch das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigeren Elemente, von der Ironie, die bei dir noch goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüten entgegenduften."

Natürlich beeilte sich Simrock, den Wunsch seines Freundes zu erfüllen, indem er ihm die Komposition alsbald zuschickte. Heine dankte ihm in einem sehr herzlichen Briefe vom 26. Mai 1826, ihm gleichzeitig den soeben erschienenen ersten Band seiner „Reisebilder" zusendend. „Aus dem Inhalt siehst du," so schreibt er ihm dabei unter anderem, „daß es nicht auf die Neugierde berechnet ist, da es nicht bloß das Interesse des Tages erregen will. Ich habe deshalb alle Polemik daraus verbannt, obschon es mich sehr juckt, mal besonders in Hinsicht der Literatur meine Meinung zu sagen. Ich denke, in den folgenden Bänden der ‚Reisebilder' das in Prosa zu bewirken, was ihr mit euren ‚Xenien' in Hexametern zu bewirken strebt. Ich bin nun mal ein isolierter Kauz und muß so ganz allein das Ding versuchen; bleibe mir nur gewogen und, wo es not tut, hilfreich."

Zugleich bittet Heine ihn dringend, diesen ersten Band der „Reisebilder" zu besprechen, seine Kritik würde ihm ganz besonders lieb sein, da er ihm ein bedeutendes Urteil über den Kollegen zutraue und er, Simrock, leichter als andere seine Weise verstehe. „Ich kann mich nun mal," schreibt Heine in seiner gemütlich schalkhaften Weise, „trotz deines Protestierens nicht von dem Gedanken trennen,

daß du mir auch im Schlimmen geistig ähnlich bist, und ich muß dich lächelnd darauf aufmerksam machen, daß du, wenn du gar zu hart über mich urteilen wolltest, zu gleicher Zeit auch über dich selbst den Stab brechen würdest. Du wirst mich nicht mißverstehen, lieber Simrock, und wenn du sehen könntest, wie ich in diesem Augenblick herzlich lache, du würdest es noch weniger. Wenn ich mich deinem Urteil unterstelle, so erwarte ich etwas Strenges."

Auf den Vorwurf Simrocks, daß Heine in seinen Liedern den Rhein, welcher ihnen beiden doch so sehr lieb und wert sei, zu wenig berücksichtige, erwidert der letztere, daß in dem nächsten Bande der „Reisebilder" der Freund den Rhein reichlich fließen sehen würde.

Heine unterließ es nicht, jede seiner Schriften gleich bei ihrem Erscheinen dem Freunde zuzusenden, und das Urteil desselben war für ihn stets maßgebend, selbst dann, wenn Simrock in seinen Besprechungen der dichterischen und prosaischen Werke des „ungezogenen Lieblings der Grazien" manchmal scharf mit dem Verfasser ins Gericht ging, da Heine wußte, daß den Kritiker einerseits nur die Liebe zur Wahrheit und anderseits aufrichtige freundschaftliche Empfindung leitete. Ich habe schon erwähnt, mit welcher Anerkennung Heine die Puppenkomödie „Faust" von Simrock begrüßte; auch in den Briefen an seinen Verleger Julius Campe in Hamburg spricht er sich über diese Schrift sowie über die sonstigen Schöpfungen Simrocks mit Wärme, zuweilen mit Begeisterung aus.

Mein verstorbener Freund, Professor Dr. Heinrich Düntzer in Köln, der bekannte Goetheforscher, welcher gleich mir Jahrzehnte hindurch mit Karl Simrock in regem freundschaftlichen Verkehr und Briefwechsel stand, zeigte mir Zuschriften Simrocks aus dem Jahre 1851, in denen sich dieser über Heine in sympathischer Weise äußert und namentlich die scharfen Kritiken, denen der „Romanzero" in manchen Blättern ausgesetzt war, aufs entschiedenste verurteilt. So heißt es in einem Briefe an



Düntzer u. a.: „Was sagst du zu dem ‚Romanzero' Heines? Es ist doch der Mühe wert, daß du ihn einmal ansiehst. Der Mensch, so krank er ist, ist doch immer noch ein Mensch, ja zuweilen weiß er sich anzustellen, als wenn er ein ganzer Kerl wäre. Was sind aber unsere Rezensenten für Wichte! Ist auch nur einer, der eine Ahnung von der Bedeutung des Buchs hätte? . . . . Frivol, ja, das ist er, aber frivol nicht gegen die alten und wahren Götter allein, sondern auch gegen die falschen, die Götter der Zeit."

Berlin. *Dr. Adolph Kohut.*

---

# Karl Justi.

Am 2. August hat Karl Justi seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Nicht auf ein abgeschlossenes Lebenswerk des großen Gelehrten braucht man zurückzublicken. Mitten inne in lebendiger Förderung der Wissenschaft steht er auch jetzt, nur seine Lehrtätigkeit hat er seit kurzem eingeschränkt, und wohl auch das nur, um noch alles sagen zu können von dem Vielen, was er zu sagen hat. Zeigt doch sein letztes Werk, der Michel Angelo, wieder die höchsten Gaben der breiten, eingehenden Quellenforschung wie der Zuspitzung der Einzelkritik, vor allem jene Kunst des Stiles, in der heute Justi allein dasteht, die Verbindung biographischer Fein- und Kleinmalerei mit dem großen Wurf des umfassenden Historienbildes.

Seit etwa 35 Jahren steht Karl Justi in der vordersten Reihe der Kultur- und Kunsthistoriker; seit Jakob Burckhardt dahingegangen, der in manchem sein Antipode war und mit dem er in seinem letzten Werke gelegentlich einmal die Klinge mißt, wird ihm niemand die

erste Stelle bestreiten. Mit jedem Werke, das er geschrieben, hat er auch fast das letzte Wort gesprochen, und er hat immer nur die bedeutsamsten Stoffe erwählt. Von der Philosophie, vielleicht sogar von der Theologie, wovon er jedoch nicht viel Gebrauch gemacht hat, ist er ausgegangen, und dieser Ausgangspunkt verleugnet sich nicht; denn in seinen Werken treten die ästhetischen Probleme und der Blick aufs Allgemeine viel stärker hervor als bei andern Kunsthistorikern, die so leicht bei der Einzelkritik und der Einzelbeschreibung haften bleiben. Aber er hat niemals auch nur die leiseste Neigung zum Generalisieren verspürt; das ästhetische Problem tritt ihm vielmehr immer in greifbarer Gestalt, in der Persönlichkeit des schaffenden Künstlers entgegen. Denn Justi ist Individualist bis zur Schroffheit, und er hat frühzeitig erkannt, daß deshalb die Biographie die literarische Form ist, in der er sein Bestes geben kann. Die moderne Form der Biographie in Deutschland, und keineswegs bloß die der Künstlerbiographie, hat er eigentlich festgestellt. Auch sein eigener Künstlersinn fand in dieser Form, der mehr Geschlossenheit und Rundung als irgend einer andern Stilgattung innewohnt, erst volle Befriedigung. Das Eigentümliche der Biographieen Justis besteht darin, daß sich in ihnen stets das Bild des Individuums zum Zeitbild erweitert. Das ist mehr als eine bloße Schilderung des Milieus; es kommt ihm keineswegs darauf an, wie etwa Hermann Grimm, einen, sei es nebligen, sei es farbigen Hintergrund zu malen, auf dem sich die Gestalt des Helden gut abheben soll; Justi hat nie unnütze Worte gemacht, er gibt immer nur, was notwendig ist; aber um zu begreifen, wie ein Mensch geworden, was er in sich aufgenommen, wo seine Tätigkeit eingesetzt, wie sie weiter gewirkt hat, muß eben auch der Kreis des Notwendigen weit gezogen sein.

In allen diesen Beziehungen ist sein erstes Hauptwerk, der Winkelmann, das Muster; aber auch im Velasquez, wo auf den ersten Blick der politischen Geschichte etwas viel zu sein scheint, wird man bei genauerer Prüfung immer finden, daß dieser Maler, der aus dem gleichgültigsten Fürsten, den steifsten Reifröcken und den garstigsten Hofzwergen Meisterwerke schuf, der in dieser Umgebung es als seinen persönlichen Ehrgeiz ansah, vom Kammerdiener bis zum Mitglied eines Ritterordens emporzusteigen, anders als mit dem, was den Hauptinhalt seines Lebens und seiner Kunst ausmacht, gar nicht begriffen werden kann. Velasquez würde ebenso zufrieden sein, sich in Paris von Fremiets Meisterhand hoch zu Roß dargestellt zu sehen, wie in Deutschland von Justis Feder inmitten von Ministern und Hofleuten.

Justis Winkelmann ist zugleich eine vollständige Kulturgeschichte Deutschlands in einer der wichtigsten Epochen. Er hat uns erst erklärt, wie in dem halb barbarischen Deutschland eine Renaissance des Griechentums entstehen konnte, nachdem 250 Jahre früher die Italiener, 100 Jahre früher die Franzosen trotz aller Bewunderung





der Griechen über eine lateinische Renaissance nicht hinausgekommen waren. Zugleich aber hat doch dieses selbe Werk in der Kunstgeschichte und dem Kunstgeschmack unserer Zeit Epoche gemacht, indem es das Wesen des Rokoko erschloß. Nicht als ob Justi einer besonderen Sympathie mit diesem tollen Faschingstreiben der Kunst verdächtig wäre, hat es doch gerade der Held seiner Biographie endgültig ernüchtert und alte Altäre wieder aufgerichtet; aber er hat es zuerst ganz begriffen und selber mit jener Grazie dargestellt, welche den Reiz dieser Zeit ausmacht. Man mag zweifeln, ob die Dresdner Gesellschaft, die sich in den Räumen des Zwingers bewegte, ob der Kreis der Kardinäle, ob die traditionellen Gelehrtenrancunen Neapels, ob die Schilderung der Forscherarbeit, der Mischung von hohen Gedanken und Pedanterie deutscher Gelehrter in diesem Werke die Glanzpunkte bilden. Immer aber wird der Leser von dem Menschen auf seine Zeit, von der Zeit auf den Menschen hin- und hergewiesen, er glaubt in die Werkstatt historischer Gestaltung mit hinein zu schauen.

Nach der Beendigung dieses großen Werkes hat sich Justi mit steigender Vorliebe der bis auf ihn fast vernachlässigten spanischen Kunstgeschichte zugewandt. Dürfen wir einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß auch neben dem Velasquez die vielen zerstreuten Aufsätze, die diese betreffen, uns bald in einer Sammlung vorliegen. An ihr wird man erst sehen, wie Justi große Zeiträume zu umspannen weiß, wenngleich er auch hier mit Vorliebe an das Einzelne anknüpft, um seine Kreise von dort aus weiter zu ziehen und zu zeigen, wie vielerlei Richtungen hier zusammenkamen und sich ablösen; dieses Einzelne mag nun „ein altes Stadttor“ oder der Dom von Burgos, das große Denkmal einer kölnischen Architektenschule in Spanien, sein. Wie man Wechselbeziehungen fremder und scheinbar entgegengesetzter Länder erfassen kann, dafür bietet dann die Schilderung der älteren portugiesischen Kunst das Muster.

Noch eine Malerbiographie, die in ihrer mehr essayistischen Fassung mit Recht sich einer besonderen Beliebtheit erfreut, ist Justi hierbei erwachsen, das Büchlein über Murillo, diese reizvolle Schilderung des naiven Menschen und Künstlers, dem Leben und Malen eins ist. Die Kölner haben allen Anlaß, diesem Schriftchen noch besonders dankbar zu sein; es wurde durch dasselbe der Blick auf die Madonna, die jetzt die vornehmste Zierde des Kölner Museums ist, gelenkt und ihr Erwerb dadurch erst ermöglicht.

Nach allem erscheint das letzte, das dritte Hauptwerk Justis, das Buch über Michel Angelo, doch wieder als ein *opus sui generis.* Er wollte nicht wetteifern mit Grimm, von dessen rhetorischem Pathos Justi gar keine Ader in sich hat, obwohl er es an seiner Stelle zu schätzen scheint; und er hat wohl geradezu etwas im Gegensatz zu Springer geschrieben. „Die Tragödie des Grabmals“ hat er den Hauptabschnitt überschrieben. Wo bei Grimm tragische Pose ist, tritt bei ihm der wirkliche, tief in dieser größten Künstlernatur gelegene



tragische Zwiespalt des Charakters hervor: die seltsame Mischung von Genie und Kleinbürgertum. Wieviel menschlich begreiflicher und darum im Grunde doch größer erscheint uns hier Michel Angelo als bisher! Bewundernswert bleibt dabei vor allem die Kunst, im Kleinsten das Bedeutsame zu finden. Wie schießen hier diese scheinbar langweiligen Quellen, Rechnungen, verworfene Entwürfe, mißmutige Briefe, berechtigte Klagen von der andern Seite, beschwichtigende Worte dritter zum psychologischen Bilde zusammen. Eine wirkliche Seelengeschichte, von einem Künstler erfaßt und geschrieben, ist eben doch immer weit interessanter als jeder Roman.

Justi schreibt gern scharf zugespitzt, bisweilen wie im Murillo sogar etwas sententiös, aber nie ist eine Phrase weder aus seinem Munde noch aus seiner Feder gekommen. Der Gedanke und sein Ausdruck decken sich vollständig, und was vielleicht merkwürdiger: die sorgfältigste, bisweilen sogar ausgeklügelte Überlegung tritt bei ihm immer mit liebenswürdiger Grazie auf, die auch nicht den leisesten Anflug von Koketterie und Manier an sich hat. Ein unerschütterlicher Wahrheitssinn, der in die Tiefe bohrt, der gegen allen Schwindel, wie er auf dem Gebiet der Kunstgeschichte mehr als auf andern mit hohen ästhetischen Phrasen, mit nebelhaften geschichtlichen Ausblicken, mit konstruierten Entwicklungsreihen, mit falschem Aufputz sein Wesen treibt, die nie versagende Waffe des Sarkasmus in Bereitschaft hat, — er bildet den Grundzug von Justis schriftstellerischem Charakter. Und wie bei jeder wirklich bedeutenden Natur decken sich in ihm der Charakter des Schriftstellers und des Menschen. Oft äußert sich diese Grundeigenschaft in seiner Lieblingsstimmung der Skepsis, fast möchte man sagen, des Mißtrauens. „Verachtung der Mode ist in Dingen der Kunst der Weisheit Anfang", sagt er einmal in seinem letzten Werk und spricht damit einen seiner obersten Grundsätze aus. Er mag durch diese Neigung öfters an der lebendigen Anteilnahme an der Kunst der Gegenwart etwas gehindert worden sein, obgleich er im Velasquez, dem Maler als solchen, auch Einfluß auf gegenwärtigen Kunstgeschmack und Kunstrichtungen hat gewinnen wollen. Wer so klar die Leistungen der Vergangenheit überblickt und namentlich so tief in die Feinheiten der Maltechnik alter Meister eingedrungen ist, bei dem ruft die Reklame für vermeintlich ganz neue Bahnen den Protest wach, und die angenehme Selbsttäuschung der Modernen unserer wie aller Zeiten, vermöge deren sie ganz apart und neu zu sein glauben, weil ihr Glaube der der Sekte und nicht der der Orthodoxie ist, lockt ihm ein ironisches Lächeln auf die Lippen. Aber die Ironie ist von Sokrates' Zeiten her die Stimmung nicht nur der Überlegenheit, sondern auch des Wohlwollens, und ich vermute, daß sie diesen zweiten Zug bei Justi in seinem Verhältnis zur Kunst der Gegenwart nicht trägt. Für den Historiker aber ist der Skeptizismus die wünschenswerteste Eigenschaft, wenn er wie bei Justi sich mit der



Begeisterung für das als echt Befundene verbindet. Wie ließe sich Kunstgeschichte ohne Begeisterung für das Schöne, wie eine Biographie ohne Begeisterung für das Genie und ohne menschliche Sympathie für die allzu menschlichen Schwächen, mit denen es behaftet ist, auch nur schreiben. Nie zeigt Justi auch nur den leisesten Ansatz zu einer engherzigen, moralischen Kritik seiner Helden; moralisches Pathos würde ihm wohl noch geschmackloser als ästhetisches Pathos, verhimmelnde Apologetik aber als der Gipfel aller Geschmacklosigkeit erscheinen; aber das Gold und die Schlacken im Wesen des Menschen scheiden sich in seiner Darstellung ganz von selber. Auch das ist eine Folge der vollendeten sachlichen Anschaulichkeit seines Stiles, die sich ebenso in den Analysen von Kunstwerken äußert, mag es sich um einen tückischen Zwerg des Königs Philipp, mag es sich um die Decke der Sixtina handeln, wie da, wo er das Gesamtbild einer Zeit, eines Charakters aufrollt. Daß sich diese objektive Anschaulichkeit mit einem starken subjektiven Zug der Darstellung verträgt, daß uns bei ihm immer der Schriftsteller ebenso anzieht wie die Sache, die er gibt, haben wir gesehen.

So steht Karl Justi, der Stolz der rheinischen Universität, heute wohl am Abend seines Lebens, aber doch auf der Höhe seines Wirkens, und unsere Wünsche begleiten ihn, daß er noch lange von dieser Höhe uns mit Meisterwerken der Forschung und Darstellung beschenken möge.

*G—n.*

# Die niederländische Schauspielsaison.

Zum besseren Verständnis der hier zu Lande herrschenden Theaterverhältnisse dürfte es beitragen, einen kurzen Rückblick zu werfen auf die Geschichte und Entwicklung des niederländischen Theaterwesens.

Wie in andern Ländern, so entstand auch hier das weltliche Drama allmählich aus den geistlichen Mysterien-Spielen des Mittelalters, zu deren Aufführung sich in späterer Zeit gewisse Gilden bildeten die sogenannten „Rederijkerkamers“, welche sich wahrscheinlich aus Burgund einbürgerten und hier zu großer Blüte gelangten. In kurzer Zeit wuchs die Anzahl dieser „Kamers van Rhetorica“ so erheblich,



daß dieselbe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegen 200 betrug. Der achtzigjährige Krieg (1568—1648), den Niederland gegen Spanien auszufechten hatte, übte auch auf die „Rederijkerkamers" seinen nachteiligen Einfluß aus, so daß dieselben mehr und mehr zusammenschmolzen.

Mit dem 17. Jahrhundert beginnt auch die Blüteperiode der niederländischen dramatischen Literatur unter Anführung von P. C. Hooft, dem Verfasser der für die damalige Zeit vortrefflichen Trauerspiele „Geeraert van Velzen" und „Baeto", des Lustspiels „Warenar" (eine freie Bearbeitung von Plautus' „Aulularia) sowie des Schäferspiels „Granida", und des größten niederländischen National-Dichters Joost van den Vondel, der als der größte Poet seiner Zeit gefeiert wurde. Die Stoffe zu seinen 32 Dramen entlehnte er meist der Biblischen Geschichte und dem klassischen Altertum. Im Jahre 1612 schrieb er das erste derselben: „Das Pascha oder die Erlösung Israels aus Ägypten" und 1637 zur Eröffnung des neuen Theaters in Amsterdam das bedeutendste seiner Werke: „Gysbreght van Aemstel", welches noch jetzt alljährlich einigemal gegeben wird. Ein anderer bekannter Dichter aus jener Zeit von künstlerischer Bedeutung ist der Maler Bredero, dessen Lustspiele „Het Moortje" (nach Terentius) und „De Spaansche Brabander" noch heute gegeben werden. Während um 1670 die holländische Literatur zurückging und immer mehr unter den Einfluß französischen Geschmacks und französischer Sitten geriet, herrschte auf dem Theater noch reges Leben. Seit Vondel fühlte sich eine ganze Anzahl Dichter zur dramatischen Kunst hingezogen, was wohl hauptsächlich seinen Grund darin fand, daß die Stücke, besonders im 18. Jahrhundert, wo die Schauspielkunst glänzende Vertreter aufzuweisen hatte, in trefflicher Weise zur Aufführung gelangten. Der hervorragendste Theaterdichter des 18. Jahrhunderts war Pieter Langendijk, der, bei Bredero und Molière in die Schule gegangen, eine Reihe ergötzlicher Lustspiele als: „Krelis Louwen" und „Het wederzijds huwelijksbedrog" lieferte. Im Beginn des 19. Jahrhunderts sank das Interesse für das Theater. Das Repertoire umfaßte hauptsächlich schlechte Übersetzungen von Racine und Corneille, Kotzebue und Iffland, neben einigen unbedeutenden Originalen von Bilderdijk und Wiselius. Auch die Schauspielkunst verfiel mehr und mehr.

Endlich wurde der Zustand unhaltbar, und so gründete man 1870 auf Andringen von J. N. van Hall „Het Nederlandsch Tooneelverbond" und einige Zeit darauf eine Theaterschule, welche tüchtige Kräfte heranbildet.

Sämtliche Theatergesellschaften Hollands haben ihren Sitz in Amsterdam und Rotterdam und bereisen von hier aus die übrigen Städte des Landes, welche wohl Theatergebäude, aber keine Truppen besitzen. Selbst die Residenz Haag hat keine eigene Schauspielgesellschaft aufzuweisen, sondern wird einmal wöchentlich von den größeren Gesellschaften Amsterdams und Rotterdams besucht.

An der Spitze derselben in Amsterdam steht die „Koninklijke



Vereeniging Het Nederlandsch Tooneel". Sie zählte in der abgelaufenen Saison die besten Kräfte zu ihren Mitgliedern, unter welchen hervorragen die Damen: Mann-Bouwmeester und Holtrop-van Gelder sowie die Herren Louis Bouwmeester, Willem Rooyaards, Tourniaire, Schoonhoven und Schultze. Das Hauptereignis beim „Koninklijk Nederlandsch Tooneel" war dessen Ausflug nach Paris, wo Louis Bouwmeester, ein Charakterspieler von außerordentlicher Befähigung, mit seinem Shylock einen großen Erfolg errang und zum Officier d'Académie und Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. Ebenfalls in diese Saison fiel Louis Bouwmeesters vierzigjähriges Künstlerjubiläum, bei welcher Gelegenheit er in seinen Glanzrollen in ganz Niederland, ja selbst in Gent und Antwerpen hoch gefeiert wurde. — Da es mit der niederländischen dramatischen Produktion zur Zeit kärglich bestellt ist, so sind die niederländischen Theater in Hauptsache angewiesen auf Übersetzungen erfolgreicher ausländischer Stücke. So konnte in dieser Saison am „Koninklijk Nederlandsch Tooneel" nur *ein* neues niederländisches Werk zur Aufführung gelangen: „De Doode" von G. H. Priem, bearbeitet nach einem gleichnamigen, im vorigen Jahre von ihm erschienenen Roman, beide gleich eintönig und prosaisch wie seine übrigen Werke. Ferner erschienen auf dem Spielplan des „Nederlandsch Tooneel" von neueren Werken: „Het Goudvischje" von W. G. van Nouhuys und zur Feier des hundertjährigen Geburtstags des durch seine geschichtlichen Romane beliebten Volksschriftstellers Jacob van Lennep dessen vaterländisches Schauspiel: „Een Amsterdamsche Jongen". Von Übersetzungen neuerer Werke gab es: „Minnespel" von Franz von Schönthan, „De Ster" (der Star) und „Gansje" (Tschaperl) von Hermann Bahr, „Freilicht" von Georg Reicke, „Het Offerlam" von Oskar Walther und Leo Stein, „Alexandra" von Richard Voß, „Fritz" von Sudermann, „Kwezeloord" (der Tugendhof) von Richard Skowronnek. Erwähnenswert sind noch die Vorträge zweier Mitglieder des „Nederlandsch Tooneel", Frau Holtrop-van Gelder und Willem Rooyaards. Dieser, welcher u. a. bei Kainz und Possart studiert hat, rezitierte, von seinem erstaunlichen Gedächtnis unterstützt, Werke von Hooft, Vondel, Multatuli sowie den vollständigen Julius Cäsar. Augenblicklich feiert er mit seiner Vortragskunst Triumphe in Niederländisch-Indien. Besondere Anerkennung erwarb sich Frau Holtrop-van Gelder durch die poetische Wiedergabe von „Lioba, ein Drama der Treue" Dr. Frederik van Eedens, neben Maeterlinck wohl der größte mystische Dichter unserer Zeit. Das Werk, ein historisch-romantisches Drama in Versen, zeichnet sich, wie des Dichters übrige Werke, durch seine herrliche Sprache aus. Außer einigen Lustspielen schrieb Frederik van Eeden noch ein theosophisches Drama „De Broeders" (die Brüder, eine Rechtstragödie), das er diesen Winter selbst vortrug. Keines dieser beiden Werke gelangte leider bis jetzt zur Aufführung.

Das bedeutendste dramatische Talent, welches Holland heutzutage besitzt, ist Herman Heyermans. Seine Dramen verdanken ihren enormen Erfolg nicht zuletzt seiner Beherrschung der Effekte (bei fast völliger Nichtachtung der dramatischen Technik) sowie seinen Kenntnissen auf dem Gebiete der Regie. Mit der Aufführung der Werke Heyermans befaßt sich hauptsächlich die „Nederlandsche Tooneelvereeniging". Den ersten großen Erfolg errang er mit „Ghetto", worin er den Kampf des modernen Judentums mit dem orthodoxen schildert und sein Ringen, sich zu befreien aus dem Ghetto veralteter Vorurteile und starrer Sitten und Gebräuche. Das Stück erlebte bis jetzt in Niederland 360 Aufführungen und wurde sowohl an verschiedenen Bühnen Deutschlands, als auch in Paris und London gegeben. Hierauf folgte „Het Zevende Gebod", der Streit moderner Sittlichkeitsanschauungen mit bürgerlichen Institutionen. Heyermans größter Wurf war jedoch sein Schauspiel „Op Hoop van Zegen" in Deutschland aufgeführt unter dem Titel: Die Hoffnung auf Segen, ein Meisterstück erschütternder Tragik aus dem Fischerleben. Diesen Reprisen folgten dann dies Jahr als Neuigkeiten: „Het Pantser" (der Panzer), eine Tragödie aus dem Soldatenleben, in welcher ein Offizier mit seinem Gewissen in Konflikt gerät und sich weigert, auf streikende Arbeiter schießen zu lassen. Das Stück wurde jedoch wegen seiner unhaltbaren Situationen und selbst für niederländische Freiheitsbegriffe starken Sprache vom Publikum abgelehnt. Größeren Erfolg hatte wiederum „Ora et labora", ein bewegtes Drama aus dem niederländischen Bauernleben mit seinen oft trostlosen Verhältnissen.

Am Theater „van Lier", mit dem stolzen Beinamen „Grand Théâtre", ging diesen Winter als Neuigkeit das aus England importierte Schauerstück „Sherlock Holmes" in Szene, welches sich in kurzer Zeit einer großen Zahl von Vorstellungen erfreute (in Amsterdam allein gegen 170). Diesen Erfolg verdankt dasselbe hauptsächlich der vortrefflichen Darstellung der Titelrolle durch den Schauspieler Marcel Myin, welche ihm das Engagement am „Koninklijk Nederlandsch Tooneel" eintrug. Eine der besten ambulanten Truppen, die in obigem Theater auftreten, ist diejenige von Bigot. Sie bringt meist Werke des populären Schriftstellers Justus van Maurik wie: „Janus Tulp", „Een bittere Pil", „Baddoktoren", „Fijne Beschuiten". Auf das Volk üben Mauriks Stücke eine ganz besondere Anziehungskraft, was die große Anzahl der Aufführungen beweist. Der grob-humoristischen Züge nicht entbehrend und von einer guten Beobachtungsgabe zeugend, können dieselben jedoch auf Kunstwert keinen Anspruch erheben. Es sei hier noch erwähnt, daß zum vierzigjährigen Bestehen des „Grand Théâtre" eine Fest-Aufführung veranstaltet wurde, wobei Wilhelmine von Hillerns „Geyer-Wally" zur Aufführung gelangte und erste Kräfte aller Theater mitwirkten.

Ferner seien noch genannt das Frascati-Theater (Direktion: Prot und Sohn), wo stark gepfefferte französische Stücke à la „Coralie

& Co.“ gegeben werden, und das Theater von „Stoel en Spré“, welches Volksstücke bringt wie: „De twee Weezen“ (die zwei Waisen), „De Schipbreuk der Medusa“ (der Schiffbruch der Medusa), „Maria Antoinette“ und andre rührende Sachen. Ende der Saison brachte eine Theatertruppe unter Leitung von A. Saalborn noch einiges Gute. So trat bei derselben der beliebte Schauspieler Frits Bouwmeester (Bruder von Louis Bouwmeester) in einer seiner besten Rollen auf als Hein Meursing in „De Werkstaking“ (die Arbeitseinstellung) von Brandt van Doorne. Ferner brachte die Gesellschaft „Zwarte Griet“ eines der bekanntesten Stücke von Rosier Faassen. Selbst Schauspieler und ein vorzüglicher Kenner des Theaters, schrieb dieser eine Reihe Volksstücke, welche diejenigen Mauriks durch besseren Aufbau und gesundere Sprache übertreffen.

Es käme nun noch Rotterdam in Betracht, welche Stadt zwei feste Theatergesellschaften besitzt. Die größere, der an hervorragenden Künstlern angehören die vier Ehepaare: van Eysden-Vink, Kerckhoven-Jonkers, Tartaud-Klein, Brondgeest-de Vries, spielt in der „Groote Schouwburg“ und ist besonders bekannt durch ihre Ibsen-Aufführungen. Sie führte auch zuerst Multatulis bedeutendes Drama „Vorstenschool“ (Fürstenschule) auf, welches mehrfach ins Deutsche übersetzt ist. Das Tivoli-Theater, von dessen Mitgliedern zu nennen sind Frits Bouwmeester und Erfman, bringt französische Lustspiele. —

Auch dies Jahr ergoß sich wieder eine Flut fremder Gäste, meist begleitet von eigenen Truppen, über die Niederlande, von denen wir als bedeutendste hervorheben wollen: Adèle Sandrock, die bedeutende Schauspielerin niederländischen Ursprungs, welche mit großem Erfolg auftrat in „Heimat“, „Francillon“, „Cameliendame“, „Deborah“ und „Gioconda“; Madame Réjane, die ihre Paraderollen „Sappho“ und „Madame Sans-Gène“ vorführte. Monnet-Sully trat auf in „Oedipe-Roi“, Emil Moreau in „Quo Vadis“, Coquelin Cadet in „Le Fils naturel“ und Coquelin Aîné in seiner Glanzrolle „Cyrano de Bergerac“, Matkowsky in „Othello“ und „Hamlet“. Auch Achard stellte sich mit einer Truppe ein, mit der er einige seichte französische Lustspiele gab. Die Leipziger Studenten besuchten auf ihrer Kunstreise, die ursprünglich bis nach Paris geplant war, Amsterdam und Utrecht. Mit ihrer Aufführung der „Räuber“, zu der sie allerdings Kräfte wie Matkowsky und Grube mitgebracht, hatten sie einen schönen Erfolg. Das Dr. Heine-Ensemble brachte als Neuigkeit Sudermanns „Es lebe das Leben“, ohne jedoch einen besonderen Eindruck damit hervorzurufen.

Die vielen fremden Gäste, welche jedes Jahr in Niederland das Fett abschöpfen, sind natürlicherweise ein bedeutender Schaden für die einheimischen Gesellschaften, zehren am Mark des nationalen Schauspielwesens und tragen mit daran die Schuld, daß es nicht so recht zur Blüte gelangen kann. Als weiterer Übelstand kommt in Betracht, daß die Schauspielgesellschaften meist nicht eigentlichen





Direktoren unterstehen, sondern daß die Mitglieder ein Sociétéverhältnis eingegangen sind.

Nur das „Koninklijk Nederlandsch Tooneel“ genießt eine Subvention der Königin; um die übrigen Theater kümmert sich weder Staat noch Stadt. Beide halten sich noch immer an die Äußerung, welche dem früheren Minister Thorbecke in den Mund gelegt wird: Kunst ist keine Regierungssache. So stehen die Gesellschaften finanziell auf eigenen, oft recht schwachen Füßen und sind gezwungen, mit allen möglichen Mitteln den Kampf ums Dasein auszufechten. Fast alle sind genötigt, im Sommer die holländischen Kirmessen abzureisen. In den betreffenden Orten werden Bretterzelte in Zirkusform aufgeschlagen und die Gesellschaften spielen en partage mit den Besitzern der Zelte. Oft steht dann ein solches mitten zwischen Schaubuden und Karussels, und Vondel, Multatuli und die Moderne müssen es sich gefallen lassen, mitten im tollsten Lärm zur Aufführung zu gelangen. Dies stört jedoch den gemütlichen Holländer nicht, er sieht sich trotzdem sein Stück, welches er genießen will, mit Seelenruhe an.

Daß unter diesen Verhältnissen der niederländische Schauspieler keine besondere gesellschaftliche Stellung einnimmt, kann wohl nicht wundernehmen. Auch das in Niederland herrschende literarische Raubsystem schadet der Entwicklung des Theaterwesens und seinem erziehlichen Einflusse. Da Niederland bekanntlich die Berner Konvention nicht unterzeichnet hat, sind alle ausländischen Stücke vogelfrei. Keiner Gesellschaft fällt es ein, dieselben rechtlich zu erwerben oder Aufführungs-Honorar zu zahlen (eine rühmliche Ausnahme macht das vornehme „Koninklijk Nederlandsch Tooneel“). In aller Hast werden neue erfolgreiche Stücke übersetzt, einstudiert und aufgeführt. Kleineren Gesellschaften kommt es gar nicht darauf an, die neuen Werke durch Änderung des Titels und einiger Personen zu „bearbeiten“ und ihrem Publikum mundgerecht zu machen. Der den Autoren und Verlegern durch dies System erwachsende Schaden ist ein sehr empfindlicher, wie denn auch der Verlust, den der niederländische Nachdruck dem ausländischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandel zufügt, ein unberechenbarer ist. Fürwahr, es wäre endlich an der Zeit, daß die europäischen Regierungen der kleinen niederländischen Partei, die vergebliche Anstrengungen macht, die Unterzeichnung der Berner Konvention anzubahnen, zu Hilfe kämen, um somit der regelrechten Ausbeutung fremden Eigentums ein Ende zu machen. Das wäre auch eine Kultur-Aufgabe!

Amsterdam. *Félix Augustin.*

---



# Zwei Gedichte von Gustav Falke.

## Der seltene Vogel.

Geht ein kleiner Mann spazieren,
Unterm Schirm spazieren,
Kommt ein Sturmwind um die Ecken,
Ei, das Männlein tät erschrecken,
Könnte sich verlieren.

Macht der Wind kein Federlesen,
Gar kein Federlesen,
Und nun muß das Männlein fliegen,
Hui, wie ist es aufgestiegen,
Wie ein Flügelwesen.

Fliegt das Männlein eine Stunde,
Eine ganze Stunde,
Kräht vor Angst wie eine Krähe,
Liegt der Jäger auf der Spähe,
Jäger mit dem Hunde.

Puff! den Vogel muß er haben,
Muß den Vogel haben!
Und das Männlein, ohne Flügel,
Saust in einen Maulwurfshügel,
Denkt, es würd' begraben.

Blafft der Hund und scharrt und schnubbert,
Hat es ausgeschnubbert.
Ist kein Tröpfchen Blut geflossen,
Nur sein Höschen ist durchschossen,
Und sein Herzchen bubbert.

Klopft der Jäger ihm die Kleider,
Klopft ihm ab die Kleider,
Tät es rechts und links umdrehen
Und den Vogel sich besehen,
Ei, da war's ein Schneider!

Hamburg, Mai 1902.





## Sara Limbeck.

Schön Sara, des Ritters Limbeck Weib,
War jung und immer fidel,
Der Ritter aber war krank an Leib
Und alt an Leib und Seel'.
Und gab's im Schloß ein fröhlich Bankett
Mit Saras lustigen Kumpanen,
Der Ritter Limbeck lag im Bett,
Bekam nichts von Kapaun und Fasanen.

Und oftmals verdroß es schön Sara zu Haus,
Dann mußte die Kutsche vor,
Mit vier schwarzen Rappen fuhr sie aus,
Laut knarrte das alte Tor.
Der Ritter richtete horchend sich auf,
Die Knochen zusammengerissen:
Das gibt wieder fröhlich Gejaid und Gesauf!
Und er sank zurück in die Kissen.

Schön Sara lebte in Saus und Braus,
Ritter Limbeck starb allein,
Sie drückte sich keine Träne heraus,
Jetzt wollt' sie erst lustig sein!
Ritter Limbeck lag in der kalten Gruft,
Und oben klirrten die Becher.
Und war mancher Schelm und war mancher Schuft,
Der wurde verliebter und frecher.

Und über ein Jahr, und die gleiche Nacht,
Und der gleiche Stundenschlag,
Da der Limbeck sein letztes Kreuz gemacht,
Und im Schloß war ein lärmend Gelag',
Da fuhr die große Kutsche vor,
Von vier schwarzen Rappen gezogen,
Und Sara fuhr durch das knarrende Tor,
Und die schwarzen Rappen flogen.

Frau Sara fuhr feldein, feldaus,
Die Nacht war schwarz und schwer,
Frau Sara kam nicht wieder nach Haus,
Man sah sie niemals mehr.
Nur nachts, wenn Wandrer irr und wirr
Verlorenen Weg sich suchen,
Erschreckt sie auf einmal ein schwarz Geschirr
Und ein Schnauben und Peitschen und Fluchen.



Das ist die lustige Sara, die nun
Nächtlich kutschieren muß
Und könnte beim Ritter Limbeck ruh'n
Für einen letzten Kuß.
Nun fährt sie hundert Jahre noch
Querfeld, trotz Zaun und trotz Hecken.
Durch! Wie die Kutsche so groß gibt's ein Loch,
Den Bauern zum höllischen Schrecken.

Hamburg, Juni 1902.

---

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

V.

Auf den Lippen ein holdes Lächeln, eilte sie ihrem Beschützer freudestrahlend entgegen und bot ihm einen herzlichen Willkommenkuß, ohne durch die Anwesenheit des Privatdozenten in Verlegenheit zu geraten. Ihn begrüßte sie mit anmutigem Neigen des Köpfchens und richtete alsdann wieder den ausdrucksvoll fragenden Blick auf den Vater.

„Sei gegrüßt, mein teures Kind," sprach dieser, und sein melancholisches Auge funkelte so lebhaft, daß Johannes nur mühsam die Tränen unterdrückte, „die Sorge um dein Wohlbefinden hat mich hierher getrieben, die aber, wie ich sehe, Gott sei Lob und Dank, unbegründet gewesen ist. Und außer der einen Freude, dich zufrieden und glücklich zu wissen, habe ich gestern noch eine zweite erlebt, indem ich diesen braven jungen Mann kennen lernte und ihn als Freund ans Herz schließen durfte. Liebe Maja, ich stelle dir den Herrn Dr. Wegerich vor und ich hoffe, daß auch du ihn in deiner Gesellschaft nicht ungern sehen mögest."



Johannes fand es für angemessen, seine gute Erziehung durch eine tiefe Verbeugung zu beweisen, aber im Begriff, diese auszuführen, fühlte er sich derart heftig in das linke Ohrläppchen gekniffen, daß er sich wütend herumdrehte, und somit richtete sich sein Kompliment, welches er trotz der Störung unwillkürlich beendete, nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, wo sich die Tür befand, durch welche in diesem Augenblick Fräulein Wendeline eintrat. Mit einem lauten Ausruf des Ärgers machte Johannes blitzschnell wieder kehrt, ohne zu bedenken, daß er sich jetzt der Pensionsvorsteherin gegenüber dasselbe ungeschickte, ja beleidigende Benehmen zu Schulden kommen ließ, das er eben bei Maja gezeigt hatte. In der Tat machte Wendeline ein sehr erstauntes Gesicht; man sah ihr deutlich an, daß sie sich verletzt fühlte und entschlossen war, sich zurückzuziehen. Da löste jedoch Maja die allgemeine Verlegenheit, indem sie scherzenden Tones dem Privatdozenten zurief:

„Ei, ei, Herr Doktor, Sie wollen, um niemand zu kurz kommen zu lassen, gleich zwei Verbeugungen zu derselben Zeit machen; da das aber nun einmal unmöglich ist, so haben Sie den besten Ausweg gefunden, den es gab, und die mir zugedachte Höflichkeitsbezeugung derjenigen Dame zugewandt, die mehr Anspruch darauf hat als ich."

Vater Pietsch hatte dem verunglückten Experiment vergnügt schmunzelnd zugeschaut, es aber offenbar nicht für nötig erachtet, seinem Freunde zu Hülfe zu kommen; auch jetzt kümmerte er sich nicht weiter um Wegerich, sondern bot der Institutsmutter den Arm und führte sie mit den Worten: „Ich muß Ihnen noch verschiedene wichtige Sachen mitteilen, mein Fräulein" zur Türe, Maja und Johannes allein lassend.

Die Pflegetochter des Herrn Pietsch war eine außerordentlich sympathische Erscheinung, und wohl niemand vermochte sich dem von ihr ausgehenden wohltuenden Zauber zu entziehen. Von Gestalt die Mittelgröße eben erreichend, dabei schlank und zierlich gebaut, erweckte sie den Eindruck einer vollkommenen Harmonie in ihrem Äußeren. Alle Bewegungen zeigten anmutige Geschmeidigkeit, sie wurden rasch, aber ohne störende Hast ausgeführt und verloren nie den Charakter einer ruhigen Abgegrenztheit. Die vornehme sichere Haltung des ganzen Körpers fiel besonders fesselnd in die Augen bei dem Gang, der eigentlich nur ein leichtes Dahinschweben zu sein schien. Das reiche, in leuchtendem Goldrot schimmernde Haar war in einen schlichten griechischen Knoten geschlungen und lag im allgemeinen glatt an; nur an Stirn, Schläfen und im Nacken kräuselten sich eine ganze Anzahl widerspenstiger Löckchen, deren Wellenlinien deutlich anzusehen war, daß sie nicht der Brennschere, sondern der Laune der Natur ihre Entstehung verdankten. Das Antlitz bildete ein wohlgerundetes Oval, dem die eben angedeutete Stumpfnase über dem kleinen Mund mit seinen elfenbeinglänzenden Zähnen etwas Über-



mütiglustiges gab; im Gegensatz zu der weißen, durchschimmernden Haut, die an einzelnen Stellen den Verlauf der blauen Äderchen deutlich erkennen ließ, zeigten die schmalen Lippen ein intensives Rot. Die dunklen Augen, deren Pupillen weit geöffnet waren, übten zuweilen eine wunderbar fesselnde Wirkung aus; wer in dieselben länger hineinzuschauen Gelegenheit hatte, fühlte sich erhoben über die gemeine Wirklichkeit, weit, weit weg, und befreit von dem Zwange des Raumes und der Zeit glaubte er im holdseligen unschuldsvollen Märchenreich zu wandeln und dort zu träumen von glücklichen seligen Zeiten.

In dem jetzigen Moment blickten jedoch diese Augen so freundlich und anteilnehmend, daß Johannes seiner Verlegenheit rasch Herr wurde und Maja in ordentlicher und zusammenhängender Weise, wie es ihm als sprachgewandtem Lehrer der studentischen Jugend ja auch zukam, begrüßte. Und nun, wo er einmal angefangen hatte, sprudelten die Worte geradezu aus seinem Munde, und er schien es gar nicht zu bemerken, daß seine Zuhörerin nur durch kurze Antworten, eine Zustimmung oder eine rasche Frage an dem Gespräch sich beteiligte. Dabei waren es keineswegs die alltäglichen, abgebrauchten Redensarten, die zumeist die Grundlage der Unterhaltung bilden zwischen Personen, die sich zum erstenmal in der Gesellschaft zusammenfinden. Nein, mit wirklicher Herzenswärme berichtete er, wie glücklich er sich in seinem Berufe fühle, welche Freude der intime Umgang mit Blumen ihm gewähre, wie Gemüt und Geist dadurch angeregt und erfrischt werde und wie gleichgültig er infolgedessen dem törichten Treiben der Menschheit zuschaue. Allerdings müsse er zugeben, daß in der letzten Zeit seine innere Ruhe etwas ins Schwanken geraten sei, obschon er keinen Grund dafür ausfindig machen könne; nur der Anfang davon sei ihm im Gedächtnis geblieben, und zwar deshalb, weil er genau zu derselben Zeit Maja zum erstenmal hier am Fenster bemerkt habe.

„Ach ja," ergriff diese jetzt das Wort, „ich weiß es ganz genau, wann das war; die Studenten hatten kurz vorher ebenso wie gestern Fräulein Unbestand durch ein Hoch gefeiert, und dann kamen Sie mit einem furchtbar ernsten Gesicht daher. Aber als Sie zu mir herauf sahen, verschwand der finstere Ausdruck aus Ihren Zügen, und beinah' hätte ich Ihnen aus lauter Freude darüber zugenickt, da fiel mir noch zur rechten Zeit ein, daß Sie mir persönlich ja noch ganz unbekannt seien."

„Also meinen Namen wußten Sie schon?" fragte Johannes überrascht. Ein leises Rot färbte Majas Wangen, aber tapfer überwand sie ihre Verlegenheit und antwortete in freimütigem Ton:

„Wir sitzen hier häufig am Fenster und betrachten uns die Vorübergehenden; wen die eine dann nicht kennt, darüber weiß die andre Auskunft zu geben. Sie allerdings waren allen Hausgenossen unbekannt, und nur Fräulein Wendeline erzählte, daß Sie Universitäts-

dozent seien; weiter reichte aber auch ihre Weisheit nicht. Doch jetzt will ich Sie nicht länger warten lassen, verzeihen Sie einen Augenblick, ich setze nur meinen Hut auf und bin gleich wieder da."

„Wollen Sie ausgehen?" erwiderte Wegerich, „dann bitte ich um Verzeihung, denn dann habe ich Sie unnütz aufgehalten."

Mit unverkennbarem Erstaunen wandte sich Maja, die eben das Zimmer verlassen wollte, um.

„Hat Ihnen denn der Vater nichts gesagt? Er ließ uns heute Morgen mitteilen, daß wir nachmittags einen Spaziergang in den Wald mit Ihnen unternehmen würden und dann den Abend in der dort gelegenen Sommerwirtschaft zubrächten."

„Keine Silbe," entgegnete Johannes, „aber desto mehr bin ich über diesen Plan entzückt. Lassen Sie sich nur nicht aufhalten. Ich sehne mich ordentlich nach Waldesduft, bitte, bitte, Fräulein Maja."

In wenigen Minuten erschien Maja wieder. Herr Pietsch jedoch, den beide ungeduldig erwarteten, wollte und wollte nicht kommen und war trotz eifrigen Suchens nirgendwo zu finden.

„Wie wäre es, Fräulein Maja," meinte schließlich Dr. Wegerich, „wenn wir beide langsam vorausgingen? Ihr Vater weiß ja, wo wir sind, und den schönen Nachmittag noch länger mit Warten zu verbringen, ist doch eine unverzeihliche Sünde."

Maja erklärte nach einigem Zögern ihr Einverständnis; das Stubenmädchen empfing die nötigen Weisungen, und dann wandelte das junge Paar durch den hellen glänzenden Sonnenschein hinein in den wohltuenden Schatten des Waldes, hinein in seinen wunderbaren Duft und Zauber. Maja erzählte von ihrem Zusammensein mit dem Pflegevater, ein wie lieber, guter Papa er sei und mit welch zärtlicher Sorgfalt er sie hüte und umgebe, so daß sie ihr ganzes Leben hindurch ihm dankbar sein müsse. Voller Interesse hörte Johannes zu, weder er noch Maja achteten dabei auf den Weg, und in ihr eifriges Gespräch vertieft, folgten sie, nachdem der Wald erreicht war, ohne weitere Überlegung den Windungen des einmal eingeschlagenen Pfades, es ganz dem Zufall überlassend, wohin derselbe sie führte. Da, mit einem Male, hemmten beide gleichzeitig ihre Schritte und brachen in laute Rufe freudigster Überraschung aus. Und wahrlich, die Stelle des Waldes, die sie augenblicklich betreten hatten, bot den erstaunten Augen ein solch lauschig behagliches Plätzchen, daß auch anspruchsvollere Wanderer darüber in Entzücken geraten wären.

Zwischen glattstämmigen, kräftig entwickelten Buchen streckte eine alte, knorrige Eiche ihre dichtbelaubten Zweige nach allen Richtungen hin aus; zu ihren Füßen war der Boden mit einem weichen Moosteppich bedeckt, den zahlreiches Wurzelwerk durchzog. Mehrere dieser kreuz und quer verlaufenden und dadurch die bizarrsten Linien und Figuren bildenden Wurzeln erhoben sich an einer Stelle so weit in die Luft, daß sie eine bequeme Rückenlehne für denjenigen abgaben, der hier, um neue Kräfte zu sammeln, ausruhen wollte. Rings herum

blühten und dufteten die mannigfaltigsten Pflanzen und Blumen in reicher Abwechselung an Duft und Farbe, und über sie hinaus verlor sich der Blick in die Tiefen des Waldes, der nirgendwo ein Ende zu haben schien. Aus der Ferne klang das melodische Murmeln eines eilfertigen Bächleins, und ab und zu vernahm man das kurze Liedchen einer Vogelkehle, sonst aber herrschte tiefe, lautlose Stille.

In stillschweigendem Einverständnis ließen sich Maja und Johannes auf dem schwellenden Moose nieder; die Unterhaltung, vorher so lebhaft geführt, daß manchmal beide zu gleicher Zeit gesprochen hatten, wurde immer karger und einsilbiger und verstummte schließlich ganz. Hand in Hand und dicht aneinander geschmiegt schauten sie in selbst vergessenem Schweigen in das braune Gewirr der Baumstämme, deren Wipfel von einem sanften Wind hin- und hergeschaukelt wurden.

Plötzlich schlug wie der Ton eines silbernen Glöckleins ein leises Kichern an das Ohr, als dessen Urheberin sich alsbald die Bewohnerin eines in der nächsten Nachbarschaft blühenden Heckenröschens erwies, die, mit ihrer Freundin zusammen zwischen den Blättern der Blüte ruhend, den eifrigen Reden eines vor ihr knieenden Blumenelfen lauschte. Ein feines Gewand von weiß-rötlicher Farbe, durch einen grünen Gürtel zusammengehalten, umhüllte die zierlichen Gestalten beider Feen, die, in übermütiger Laune auf ihrem duftenden Lager hin- und herschaukelnd, ihren Besucher bald mit Blütenstaub überschütteten und bald mit spitzen Dornen zu stechen versuchten. Dieser trug eine schneeweiße Kleidung und auf dem Kopf den umgestülpten Kelch eines Maiglöckchens, schien sich jedoch durch die Neckereien in seinem Beginnen nicht stören lassen zu wollen; ja, er schwang sich sogar auf ein der Rosenblüte näheres Blatt, um von hier aus noch lebhafter zu reden und zu gestikulieren.

„So glaubt mir doch, Ihr Königin meines Herzens und meiner Gedanken," sprach er mit bittender Stimme, „daß ich Euch über alles liebe und verehre und elend sterben muß, wenn ihr nicht einwilligt, die Meine zu werden!"

Wiederum ertönte ein mutwilliges Lachen von der Rose aus. „Sagt mir nur, mein Prinz," kam dann die Antwort, „wie oft habt Ihr schon meinen Schwestern und Verwandten im Blumenreich dasselbe oder ähnliches vorerzählt und mit heiligen Eiden bekräftigt?"

„Noch nie habe ich einer Blumenfee von Liebe gesprochen, ich schwöre es bei allem, was Ihr wollt," rief der Prinz und merkte in seinem Eifer gar nicht, daß der Blütenhelm von seinem Haupt herunterglitt und an den Fühlhörnern eines neugierig lauschenden Maikäfers hängen blieb. Wohl aber hatte die schalkhafte Bewohnerin der Rose diesen Vorgang beobachtet und klatschte vor Vergnügen darüber in ihre Händchen. Eine solch ausgelassene Heiterkeit aber bei einer Sache, die ihm von so hoher Wichtigkeit war, zerriß den Faden der Geduld des Elfen, er erhob sich von den Knieen und sprach in ernstem Ton:



„Lebt wohl, meine Königin, Ihr habt ein treues Herz verschmäht. Möge Euch das Schicksal günstig sein und einen Mann nach Eurem Sinne Euch bescheren!“

Ein so rascher Abschied schien der Rosenfee doch nicht recht zu passen; in ihrer Bestürztheit wußte sie aber nichts anderes anzufangen als ihrer Freundin zuzuflüstern: „Was habe ich denn nur getan?“

„Verweilt noch einen kurzen Augenblick, werter Prinz,“ wandte sich diese darauf an den Elfen, „ich will nur noch Euren Helm aus unseren Dornen herausholen, bei welchem Geschäft ihr Euch leicht verletzen könntet. Ihr wißt ja, unsere Dornen stechen den am meisten, den wir am liebsten haben.“

Dann stieg sie, jedesmal einen Dorn als Stufe benutzend, an dem Stamm der Pflanze in die Tiefe. In einiger Verwirrung über das unvermutete Einmischen der bisher ganz unbeteiligten Zuschauerin und zugleich über den Verlust des Helmes, den er jetzt bemerkte, erstaunt, zögerte der Elf unwillkürlich, sein Abschiedswort wahr zu machen. Außerdem trafen sein Ohr die schüchternen Worte: „Ich wollte Euch nicht weh tun, Convallario; ich weiß ja —“

Dann verstummte die Sprecherin in deutlicher Verlegenheit, und ihr liebliches Gesichtchen wurde dunkelrot, während sie an ihrem Gürtel herumnestelte. Auf den Prinzen aber übte das plötzliche Abbrechen der Entschuldigung eine merkwürdige Wirkung aus. Mit einem lautem Jubelruf schwang er sich dicht neben die Blumenfee — die Blüte geriet in heftiges Schaukeln dabei —, zog die nur schwach Widerstrebende in seine Arme und rief: „So sprich doch weiter, mein Herzensschatz, sag' doch, daß du mich liebst und keinen anderen magst als mich allein!“

Da legten sich zwei schlanke Fingerchen auf seinen übermütigen Mund, und leise klang die Mahnung: „Still, still, Geliebter; muß denn sofort der ganze Wald von unserem Glück wissen?“

Weitere Worte blieben unverständlich, ein Kuß erstickte sie jedesmal, ehe sie ausgesprochen waren, und so sehr vertiefte sich das Paar in sein reizendes Spiel, daß die opferwillige Freundin, die schon längst mit dem geretteten Blumenhelm zurückgekehrt war, unbemerkt blieb. Nun stand sie da, ihre Beute in der Hand und wußte sie nicht los zu werden.

„Junges, leichtsinniges Volk ohne Sinn und Begriff für Wissenschaft und Gelehrsamkeit! Wie sie sich herzen und küssen, als wenn es kein Ende nehmen könnte mit allem Glück und aller Herrlichkeit!“ Ein kleines Männchen, in der Nähe der Rose auf dem untersten Blatt einer hochragenden Distel sitzend, machte durch diese Kritik seinem Herzen Luft. Es trug ein grün-graues, dicht anschließendes Gewand und ebensolche Hosen; auf seinen Knieen lag ein aufgeschlagenes Buch und hinter dem Ohr lugte eine große Schreibfeder hervor. In wirren Strähnen stand das graue Haar starr nach aufwärts, die Haut des Gesichtes und der Hände sah wie altes Pergament aus;

auf der breiten Nase balancierte eine mächtige Brille, und von dem Kinn hing ein prächtiger Spitzbart bis fast zur Hälfte der Brust herab. Von Zeit zu Zeit bog es eines der Blätter, die den Stengel der Distel an ihrer Ursprungsstelle umfaßten, so daß sich hier der Tau ansammeln konnte, zu sich herab und tat einen langen Zug. Jedesmal schaute es danach vergnügter in die Welt, schließlich erhob es die Stimme sogar zum Gesang und stimmte folgendes Lied an:

*Es strebt mit Ernst der Geist ins Weite*
*Und sucht des Wesens tiefsten Kern,*
*Die Wissenschaft gibt ihm Geleite*
*Bis auf den allerfernsten Stern.*
*Doch trocken werden Herz und Leber,*
*Wenn sie kein guter Trunk erfrischt,*
*Drum merke dir als tapfrer Streber:*
*Weisheit sei stets mit Wein gemischt!*

(Fortsetzung folgt.)

---

# CHRONIK.

*Das Volkstheater in Frankreich.*

Der Geschichtsschreiber der fränkischen Zeit, Bischof Gregor von Tours, berichtet uns, daß Chilperic, der die Herrschaft von Paris seinen beiden Rivalen Sigebert und Guntram streitig machte, in der Arena von Lutetia Schauspiele veranstalten ließ, um sich die Gunst der Bevölkerung zu gewinnen. Dies waren also die ersten volkstümlichen Schauspielvorstellungen in dem jetzigen Frankreich. Diese Arena unter freiem Himmel dehnte sich am Abhang der Montagne Sainte-Geneviève aus. Sie wurde während der Einfälle der Barbaren zerstört. Später kamen die kirchlichen Schauspiele auf, und wie sich aus diesen das weltliche Theater entwickelt hat, ist aus der Literaturgeschichte zur Genüge bekannt.

Nachdem man während der Revolution versucht hatte, das Volk durch öffentliche Aufzüge und Schaustellungen zu ergötzen, faßte Napoleon I. den Plan, ein wirkliches Volkstheater zu begründen. Er



wollte drei Truppen zusammenbringen, die durch ganz Frankreich ziehen sollten, um die von ihm bevorzugten klassischen Stücke zu spielen. Die eine Truppe sollte in den Hauptstädten der Departements, die andere in den Hauptorten der Arrondissements und die dritte in denen der Kantone auftreten, und zwar sollten diese Vorstellungen auch den Ärmsten und Niedrigsten zugänglich sein. Dieses große Projekt kam nicht zur Ausführung; wahrscheinlich geriet es durch die fortwährenden Kriege des Eroberers in Vergessenheit.

Vierzig Jahre später trat Michelet mit der ihm eigentümlichen Begeisterung für ein volkstümliches Theater ein, in dem den Franzosen die glorreichen Perioden ihrer Geschichte vorgeführt werden sollten. Seine Worte verhallten aber wirkungslos.

Der Romanschriftsteller Adolphe Dennery nahm diesen Plan wieder auf. In seinem volkstümlichen Theater sollten die billigsten Plätze nur 25 Centimes, die teuersten aber nicht mehr als zwei Franken kosten. Er unterbreitete Napoleon III. dieses Projekt, das seinen Beifall fand. Der Kaiser versprach dem Dichter aus seiner Privatschatulle eine Beihülfe von 75000 Franken, aber gleich darauf brach der Krieg von 1870 aus, und so kam auch jenes Unternehmen nicht zustande.

Übrigens hatte schon 1865 die Stadtverwaltung von Paris sich mit einem ähnlichen Plan befaßt, aber man konnte sich nicht darüber einigen, ob man Opern oder Schauspiele aufführen sollte. Auch 1878 erstattete Viollet-Le-Duc ein bemerkenswertes Gutachten über dieselbe Frage, aber auch diesmal kam es zu keinem praktischen Resultat. Auch 1886 und 1896 befaßte sich der Pariser Gemeinderat mit derselben Frage, ohne zu einem positiven Entschluß zu kommen.

Während man also in Paris noch auf ein eigentliches Volkstheater wartet, hat man in der Provinz bereits an mehreren Orten entweder eigentliche Volksaufführungen oder in den Arenen aus der Römerzeit Aufführungen unter freiem Himmel veranstaltet.

Maurice Pottecher hat in Bussang in den Vogesen ein wirkliches Volkstheater begründet. Dort werden seit 1895 jedes Jahr in der zweiten Hälfte des Monats August und Anfang September Vorstellungen gegeben, von denen die ersten völlig unentgeltlich sind, so daß jedermann zu denselben Zutritt hat, während in den anderen für Abonnenten ein neues Stück zum erstenmal gegeben wird.

Aufführungen unter freiem Himmel fanden 1896 in den Ruinen des Schlosses Salbart (Poitou) statt und im folgenden Jahre in dem Schloßpark des Städtchens La Mothe-St.-Heray. Diese Versuche fanden soviel Beifall, daß sie in den folgenden Jahren mehrfach wiederholt wurden. Die Mitwirkenden waren Dilettanten aus dem Bürgerstande.

In den letzten Jahren folgten dann Aufführungen in den alten Arenen von Béziers und Orange, bei denen zum Teil hervorragende Pariser Künstler mitwirkten. Auch in diesem Jahr haben, in der ersten



Augusthälfte, in Orange Vorstellungen stattgefunden, bei denen der „König Oedipus“ des Sophokles und „Die Phönizierinnen“ des Euripides mit tiefer Wirkung zur Aufführung gelangten. Weniger bekannt ist es dagegen, daß auch in der Heimat der Jungfrau von Orléans Volksaufführungen stattfinden, in denen natürlich die Taten der heldenmütigen Jeanne d'Arc der Menge vorgeführt werden.

*T. K.*

*Peter Tschaikowski.*

Es ist noch nicht so lange her, daß die russische Musik in Westeuropa einzig und allein durch Anton Rubinstein repräsentiert wurde. Erst im letzten Jahrzehnt sind auch andere russische Komponisten im Auslande bekannt geworden: Rimski-Korssakow, Borodin, Glasunow, vor allem aber Tschaikowski, dessen Sinfonieen in kurzer Zeit die deutschen Konzertsäle erobert haben.

Sehr gelegen kommt daher eine umfassende Biographie des Komponisten: „Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowskis“, die zugleich einen Überblick über die gesamte musikalische Entwickelung Rußlands im 19. Jahrhundert gewährt. Das Prachtwerk, das mit zahlreichen Porträts und Notenbeilagen geschmückt ist, erscheint zugleich in russischer und deutscher Sprache und hat den Bruder Tschaikowskis, Modest, zum Verfasser.

Das musikalische Talent Tschaikowskis hat sich verhältnismäßig spät entwickelt. Als blutjunger Mensch schlug er die Beamtencarrière ein und erhielt eine Anstellung im Justizministerium. Sein einziges musikalisches Vergnügen war damals die italienische Oper. Neben Mozart, Glinka und Weber verehrte er Meyerbeer, Donizetti, Rossini, Bellini und Verdi. Erst mit 20 Jahren begann er selbst zu komponieren, und zwar durchaus dilettantisch. Allmählich wurde die Liebe zur Musik immer stärker, und als die Hoffnungen zu avancieren sich nicht erfüllten, quittierte er den Dienst, um sich ganz der holden Kunst zu widmen. Als Schüler des neubegründeten Konservatoriums in Petersburg befriedigte er seinen Lehrer Anton Rubinstein nicht sonderlich.

Ein Umschwung in seiner Entwickelung trat erst ein, als er nach Moskau kam und dort, unter Nikolaus Rubinsteins Ägide, Lehrer am Konservatorium wurde. Wie über Nacht reifte sein Geschmack, wuchs sein Können, und schon 1867, zwei Jahre nachdem er das Konservatorium absolviert hatte, wurden die Tänze aus seiner Oper „Der Woiwod“ in den Sinfoniekonzerten der Russischen Musikalischen Gesellschaft in Petersburg aufgeführt: in Rußland die offizielle Anerkennung der Bedeutung eines Komponisten.

Tschaikowski hat ein stilles einförmiges Leben geführt, das nur durch häufige Reisen unterbrochen wurde. Der musikalischen Tätigkeit konnte er sich mit um so größerer Ruhe hingeben, als eine reiche

Verehrerin ihm eine lebenslängliche Rente von 6000 Rubeln ausgesetzt hatte.

Interessant sind seine Urteile über andere Komponisten, besonders über deutsche. So schreibt er an eine Freundin gelegentlich einer Wiener Reise:

„Um meine Stellung in der musikalischen Welt Wiens zu begründen, muß ich Brahms eine Visite machen. Brahms ist eine Berühmtheit, ich das Gegenteil. Währenddessen will ich Ihnen ohne eine falsche Bescheidenheit sagen, daß ich mich für höher als Brahms halte. Was werde ich ihm also sagen? Wenn ich ein ehrlicher und aufrichtiger Mensch bin, so muß ich ihm sagen: ‚Herr Brahms, ich halte Sie für sehr talentlos, für sehr anspruchsvoll, aber ganz unfähig, was zu schaffen. Ich schätze Sie durchaus nicht hoch und bin Ihnen gegenüber von Hochmut erfüllt. Aber Sie sind mir nötig, und ich bin zu Ihnen daher gekommen.‘“

Auch Wagner konnte er nicht leiden. „Früher wollte man die Menschen mit Musik entzücken, jetzt quält und ermüdet man sie,“ schreibt Tschaikowski in Bezug auf den „Ring“. „Natürlich gibt es wunderbare Stellen, aber im allgemeinen tötlich langweilig. Viel tausendmal lieber habe ich doch das Ballet ‚Sylvia‘.“ (Von Délibes nämlich.) Auch „Beethoven liebte“ er nicht. Dagegen war ihm Bizet, der Komponist der „Carmen“, in späteren Jahren am liebsten und teuersten. „Wenn eine von unseren Opern das nächste Jahrhundert erreichen wird, so wird es ‚Carmen‘ sein.“

In Bach sieht er kein „großes Genie“, Händel hat für ihn nur eine Bedeutung „vierten Ranges“, bloß Mozart ist ihm „der Kulminationspunkt“ der musikalischen Schönheit.

Nach diesen strengen Urteilen ist es daher kein Wunder, wenn er von der „frechen Unverschämtheit“ des Komponisten des „Nero“, A. Rubinstein, redet. „Eben darum spiele ich diesen Ekel, weil das Bewußtsein der Überlegenheit meine Energie aufrecht erhält.“ „Der Anstand verlangt es,“ schreibt Tschaikowski, „daß ich die Konzerte A. Rubinsteins fleißiger besuche.“

## *Roosevelts Ansichten und Meinungen.*

Der Präsident der Vereinigten Staaten ist nicht nur Politiker und Soldat, sondern auch Schriftsteller. Er dürfte schon etwa zwei Dutzend Bände veröffentlicht haben, in denen Verschiedenartiges behandelt wird: Geschichte, Krieg, Jagd, politische und soziale Fragen u. s. w. Er erscheint da als ein Mann mit entschiedenen Sympathieen und Antipathieen, der stets den Mut seiner Meinung hat. Und die Gegner, die er sich macht, sind durchaus nicht verächtlich. Einer der Hauptgegenstände seines Hasses ist der Milliardär, wenn er nicht auch im Besitz eines anständigen Charakters ist. „Man kann nicht streng

genug sein," so schrieb er 1895, „gegenüber den Leuten, die alles dem Verlangen, reich zu werden, opfern. In der ganzen Welt gibt es kein so verächtliches Wesen als den Amerikaner, der nur lebt, um Geld zu verdienen, ohne sich um irgend eine Pflicht oder irgend einen Grundsatz zu kümmern, einzig und allein davon erfüllt, ein Vermögen aufzuhäufen, das er später zu den elendsten Zwecken gebraucht, wie z. B. um Eisenbahnlinien tot zu machen oder seinem Sohn die Möglichkeit zu bieten, in Ausschweifung und Müßiggang zu verkommen, oder seiner Tochter im In- oder Auslande irgend einen Schnapphahn in glänzender, gesellschaftlicher Stellung zu verschaffen. Ein solcher Mensch ist um so gefährlicher, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, ein verdienstliches Werk zu tun, etwa ein College zu begründen oder eine Kirche zu dotieren, alles Dinge, die brave Leute, die zugleich Schwachköpfe sind, seine Unwürdigkeit vergessen lassen."

Man muß bei dieser unverblümten Sprache bedenken, daß jeder amerikanische Leser einen oder mehrere Eigennamen zwischen den Zeilen liest.

Roosevelt ist aber gegenüber der Demagogie nicht höflicher als gegenüber der Hochfinanz. Er verabscheut den Agitator von Beruf und er meint: „Weil ein Höfling ein Schurke ist, so kann deswegen ein Demagog noch immer ein Lump sein."

Er ist ein besonderer Verehrer der kriegerischen Tugenden: „Alle große Herrenrassen sind kriegerische Rassen gewesen, und diejenige, die die rauhen Soldatentugenden verliert, mag im Handel und Verkehr, in Wissenschaft und Kunst sich auszeichnen: ihren Platz in der ersten Reihe hat sie eingebüßt. Wir, in den Vereinigten Staaten, haben fast unser ganzes nationales Leben in Frieden zugebracht. Wir ehren die Urheber unseres wunderbaren materiellen Wohlstandes. Wir begreifen, wie notwendig der Unternehmungsgeist ist, und wir wissen außerdem, daß diese Eigenschaft ohne bürgerliche und soziale Tugenden nichts nutzt. Aber wir fühlen, daß die Leute, die sich am meisten um unser Land verdient gemacht haben, diejenigen sind, die im Kriege viel gewagt haben . . . . Keiner unserer Friedenshelden kann neben unseren Kriegshelden bestehen, ausgenommen einige schöpferische Staatsmänner." Und daraus zieht dann Roosevelt den praktischen Schluß, daß die Vereinigten Staaten eine „gute" Kriegsflotte haben müssen, eine „große" Kriegsflotte, eine „furchtbare" Flotte „ersten Ranges", um die Monroe-Doktrin verteidigen zu können. Der Aufsatz, in dem Roosevelt diese Gedanken entwickelt, ist vom Jahre 1897.

„Das bloß materielle Ideal, das bloße Handels-Ideal, das Ideal der Leute, für die das Vaterland den Geldschrank bedeutet, erniedrigt und verschlechtert. Es bleibt dabei, daß ein Mensch und eine Nation nicht vom Brot allein leben können." Aber zugleich mit dem „materiellen Ideal" verachtet Roosevelt auch die „Müßiggänger", die eine



höhere Kultur erhalten haben und ganz in Geistesbildung aufgehen. Jeder Amerikaner ist zur Tat verpflichtet. „Er muß seinen vollen Anteil am öffentlichen Leben nehmen.“ Je gebildeter er ist, desto weniger ist er berechtigt, sich in sein Zelt zurückzuziehen. Er muß sich mit Politik beschäftigen; um so schlimmer, wenn er dagegen eine Abneigung hat. Die erste Pflicht eines jeden Bürgers ist, in die politische Arena herabzusteigen „und sein Teil grober Arbeit zu verrichten“.

Durchweg aber kommt sein spezifisch amerikanischer Stolz zum Vorschein. „Unser Volk,“ so schreibt er „hält unter allen Völkern des Erdkreises in seinen Händen das Schicksal der Jahre, die da kommen.“ Und er macht sich über die Amerikaner lustig, „die noch eine übertriebene Wichtigkeit der Meinung Europas beilegen“.

Roosevelts Auslassungen sind um so interessanter, als sie fraglos die Ansichten eines großen Teiles des amerikanischen Volkes aussprechen.

---

## BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 6. August bis 19. August eingelaufen:

*Bülow, Frieda Freiin von,* Hüter der Schwelle. Dresden und Leipzig 1902. Carl Reißner.

*Dörmann, Felix,* Der Herr von Abadessa. Wiener Verlag 1902.

*Hellpach, Dr. Willy,* Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Leipzig 1902. Dürrsche Buchhandlung.

*Lindheimer, Franz,* Karl Roland. Berlin 1902. Dr. John Edelheim.

*Mead, G. R. S.,* Fragmente eines verschollenen Glaubens. Übers. v. A. v. Ulrich. Berlin 1902. C. A. Schwetschke & Sohn.

*Meisterwerke in Einzelbildern,* direkt von den Originalen aufgenommen und in Lichtdruck herausgegeben von Johs. Nöhring. Heft 2, 6, 7, 10. Lübeck, Bernh. Nöhring.

*Neumann, Herm. Kunibert,* Das Hohelied. Dresden und Leipzig 1901. Heinrich Minden.

*Pudor, Dr. Heinr.,* Neues Leben. Essays. Leipzig-Dresden 1902. Carl Reißner.

*Zwymann, Kuno,* Das Georgesche Gedicht. Berlin 1902. Dr. John Edelheim.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Der Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.








# DIE KULTUR



I. Jahrgang * Heft 6

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

Für das II. Quartal der „Kultur“ ist bereits eine ganze Reihe hervorragender wissenschaftlicher und belletristischer Beiträge gesichert.

Im *ersten Oktoberheft* beginnt u. a. die Veröffentlichung von

## Hans von Kahlenbergs neuestem Roman:

## „Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.“





## Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Zweites Septemberheft.

## INHALT.



HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Rudolf von Bennigsen.

10. Juli 1824 — 7. August 1902.

Das Verdienst, das sich Herr von Bennigsen um das Deutsche Reich erworben hat, ist größer als das Bewußtsein, das die deutsche Volksseele von diesem Verdienste besitzt. Herr von Bennigsen gehört nicht zu jenen Gestalten, die mit elementarer Gewalt die Seele des Volkes gefangen genommen und sich zu ihrem Herrn aufgeworfen haben. Der Mann, der Jahre hindurch die Führerrolle der bei weitem stärksten aller jemals gewesenen Parteien innegehabt hat — denn niemals in Deutschland hat eine Fraktion über 155 Mitglieder verfügt, wie 1874 die nationalliberale —, ist keineswegs populär gewesen. Eine objektive Betrachtung darf vor dem Urteil nicht zurückschrecken: Herrn von Bennigsens Tod hat außerhalb des allerengsten Parteikreises nicht die geringste Bewegung hervorgerufen. Und doch ist vielleicht unter all den Männern, die sich in positiver Weise politische Verdienste um das Deutsche Reich erworben haben, keiner zu finden, der sich in idealerem Interesse und in opfervollerer Liebe dem Gedanken der deutschen Einheit und Größe hingegeben hätte.

Für Rudolf von Bennigsen hat es sich tatsächlich immer und immer wieder um die opfervolle Hingabe an einen politischen Gedanken, an ein ideales Gebilde, um die






Vertretung für Recht erkannter Grundsätze gehandelt. Keineswegs ist es der Wille zur Macht gewesen, der ihn mit dämonischer Triebkraft in die Politik gedrängt hat. Bennigsen ist kein Politiker von natürlicher und elementarer Begabung gewesen, der unter allen Umständen darauf ausgegangen wäre, sich politisch durchzusetzen. Es ist vielmehr die reaktionäre Untat und der verfassungswidrige Rechtsbruch, womit das Ministerium Borries die hannoversche Heimat schändete, was den einunddreißigjährigen Bennigsen im Jahre 1855 auf den Plan gerufen hat. Der reaktionäre kleinstaatliche Souveränitätsdünkel auf der einen Seite mußte als Gegenpol die Idee eines in sich geeinten und freiheitlichen Deutschlands hervorrufen. Die Frage war nur, wie dieses Deutschland aussehen sollte. Da war es nun der österreichisch-französische Konflikt mit dem miserablen Friedensabschluß von Villafranca, wodurch Bennigsen nebst anderen Patrioten auf die richtige Spur geführt wurde. Um Preußen in Deutschland nicht aufkommen zu lassen, wich Österreich vor Frankreich in Italien zurück. So wurde es klar, daß Österreich sein Sonderinteresse über das Ideal deutscher Macht stellte und daß von Wien her für die Entwicklung Deutschlands zur Einheit und Freiheit wenig zu erwarten war. Also mußte sich Blick und Hoffnung auf Preußen lenken. Die Idee eines einheitlich und freiheitlich regierten Deutschlands, dessen Zentralgewalt unter Umständen dem Oberhaupte des preußischen Staates übertragen werden sollte, förderte der 1859 begründete, unter Bennigsens Leitung stehende Nationalverein.

Es ist selbstverständlich ein unermeßliches Verdienst, den Gedanken einer Vereinigung der deutschen Volksstämme unter preußischer Führung agitatorisch und organisatorisch in die Wege geleitet zu haben. Doch wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß der Begründer und Leiter des Nationalvereins zuerst den Weg betreten hätte, auf dem dann später Bismarck zum Ziele gelangt ist. Der Nationalverein dachte

nicht daran, dem österreichisch-preußischen Dualismus mit dem Schwerte ein Ende zu setzen. Er ging vielmehr in edler Gemütswallung darauf aus, „mit Freude den Augenblick zu begrüßen, welcher den Anschluß dieser (deutsch-österreichischen) Provinzen an das geeinigte Deutschland möglich macht". Um es kurz und schroff zu sagen: die Politik des Herrn von Bennigsen war ein schönes ideologisches Gedankenspiel. Es war die Begeisterung und das Verständnis für einen richtigen, politischen Gedanken vorhanden. Es fehlte aber der politische Instinkt für die Mittel, die den Gedanken hätten realisieren können. Die verwegen zugreifende Handhabung geeigneter Mittel aber — das eigentlich ist es doch erst, was den Politiker ausmacht. Um den Gedanken einer preußischen Politik der Macht nach außen hin selbständig finden zu können, dazu ermangelte Herr von Bennigsen eben zu sehr des elementaren Triebes zur Macht, die das Kennzeichen des Politikers von Natur und Geburt ist. Er war im Grunde seines Wesens viel mehr „schöne Seele", wenn man sich den Begriff aus dem Ästhetischen ins Politische zu übertragen vermag.

Rudolf von Bennigsen hat dreimal in seinem politischen Leben die Gelegenheit zurückgewiesen oder nicht ergriffen, Macht zu gewinnen und wirklich an sichtbarer Führerstelle vor allem Volke zustehen. Das erste Mal war es im Jahre 1866, als Bismarck ihm den Antrag machen ließ, an die Spitze der in Hannover zu errichtenden preußischen Regierung zu treten. Diese Stellung bedeutete doch damals etwas ganz anderes als später etwa ein hannoverscher Oberpräsidentenposten. Und hätte Bennigsen damals jenes Angebot angenommen, so hätte der Vorwurf des Hochverrats kaum mit anderem und größerem Rechte gegen ihn geschleudert werden können, als wie es auch so schon von welfischer Seite geschehen ist. Bennigsen lehnte ab und mußte seinem ganzen Charakter nach ablehnen. Denn in Hannover deutsche Politik zu treiben, auch in Opposition gegen den König und auf die Gefahr, den Thron fallen zu





lassen, wenn es nicht anders ginge, — das wohl hat Bennigsen für eine sachliche Notwendigkeit und eine ideale Aufgabe angesehen. Hätte er aber das Bismarcksche Angebot angenommen, so hätte er jene Sache und Idee mit seiner Person verquickt, so wäre es gewissermaßen seine persönliche Sache geworden. Seinem Wesen aber entsprach allein die selbstlose Hingabe an eine Idee, für die er wohl arbeiten, deren Personifikation er aber nicht sein wollte. Den Charakter des Menschen ehrt diese Eigenschaft in hohem Maße. Vom politischen Standpunkte läßt sich auch anders darüber urteilen. Es ist nämlich sozusagen die Wollust des Politikers, eine Sache nicht nur sachlich zu betreiben, sondern die Inkarnation einer Sache und besonders einer gefährlichen Sache zu sein, um für sie mit Leib und Leben einstehen zu können. Man erwäge, in welchem Maße gerade in den gefährlichsten Zeiten Bismarck immer die Inkarnation seiner Politik gewesen ist!

Den gleichen Wesenszug enthüllte Herr von Bennigsen, als ihm Bismarck im Juli und Dezember 1877 das preußische Ministerium des Innern oder der Finanzen anbot. Bennigsen wähnte, es handle sich darum, der liberalen Sache in der Regierung zum Durchbruch zu verhelfen, und forderte darum, daß seine Fraktionsgenossen Forckenbeck und Stauffenberg mit ihm ins Ministerium berufen würden. Mit dieser Forderung war der Fall eines Ministeriums Bennigsen für Bismarck, den er im zweiten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen" behandelt, so gut wie erledigt. Für Bennigsen selber verbot schließlich auch noch das damals von Bismarck geplante Tabakmonopol den Eintritt in die Regierung; denn er wollte Grundsätzen dienen. Bismarck dagegen wollte nicht einen Mann von bestimmten und abstrakten Grundsätzen zwecks deren Verwirklichung sich zur Seite stellen, sondern eine Persönlichkeit von Einfluß für die Politik, die Staatspolitik gewinnen, in der Annahme, daß Politik nicht als Wissenschaft nach vorgefaßten Theorieen zu betreiben, sondern als Kunst nach

jeweiligen Erfordernissen von einer Persönlichkeit auszuüben ist. Hätte Herr von Bennigsen mehr politisches Persönlichkeitsbewußtsein besessen, so wäre er damals im Vertrauen auf die Kraft und das Können seiner Persönlichkeit Minister geworden. Die Stärke dieses Mannes aber hat immer in der objektiven Hingabe an Grundsätze und Ideen gelegen. Das war die Stärke des Menschen, die zugleich die Schwäche des Politikers bedeutete.

Auch selbstlose Hingabe an eine Idee ist Glück für den, der dazu fähig ist. Aber auch dieses Glück blühte Herrn von Bennigsen nicht. Er durfte sich nicht ungeteilt seinem Ideal hingeben. „Durch Einheit zur Freiheit" war der Wahlspruch, der jenes Ideal ursprünglich gekennzeichnet hatte. Die Einheit war 1871 erstritten. In der Tat war auch vieles für die „Freiheit" gewonnen worden, im politischen und im wirtschaftlichen Sinne. Aber doch konnten nicht alle Blütenträume der Demokratie, wie auch der ehemalige Leiter des Nationalvereins sie geträumt hatte, in Erfüllung gehen. Wohl verfügte Herr von Bennigsen als nationalliberaler Parteichef von 1871 bis 1878 über die bei weitem stärkste aller Fraktionen im Reichstag. Es lag nahe, daß diese Stärke angewandt wurde, um jene „Freiheit" zu erringen, die auf die Einheit folgen sollte. Wenn Herr von Bennigsen ein demokratischer Agitator hätte sein und sich mit dem jetzt aufgekommenen Schlagwort „Demokratie und Kaisertum" an die damals noch nicht von der Sozialdemokratie eroberten Massen hätte wenden wollen, dann hätte er eine gar gefährliche Macht in sich vereinigt. Zu solchem Tun und Treiben war Bennigsen zu wenig Agitator und Parteimann und viel zu sehr Patriot und Staatsmann. Man hat gerade diesen „Staatsmann", die Kompromißnatur, in dem nationalliberalen Parteichef verhöhnt und angegriffen, mit schwerem Unrecht und großem politischen Unverstand. In den siebziger Jahren hätte das junge Reich unter keinen Umständen neben dem „Kulturkampf" noch einen inneren Konflikt mit nationalen Elementen

vertragen. Ein solcher innerer Konflikt hätte die feindlichen Mächte von außen her zum Einbruch verleitet und die Widerstandskraft des Reiches gegen den äußeren Feind geschwächt. Das wußte Bennigsen genau so, wie es Bismarck wußte, und wenn dieser jenen zum Eintritt ins Ministerium bewegen wollte, so war es ausgesprochenermaßen der Wunsch, durch die Verpflichtung des nationalliberalen Parteiführers das Reich im Innern zu festigen und so nach außen hin zu sichern (cf. „Gedanken und Erinnerungen" II, 182). Daß Herr von Bennigsen als Führer der damals so machtvollen nationalliberalen Partei bereit gewesen ist, um der jungen nationalen Einheit und um der Macht nach außen hin willen auf die konsequente Durchführung der liberalen „Freiheit" zu verzichten und durch Kompromisse jedem Konflikt mit dem leitenden Staatsmann aus dem Wege zu gehen, darin liegt das größte und gar nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst des Patrioten und Staatsmanns Bennigsen um das Deutsche Reich. Begründet wäre dieses Reich durch Bismarcks Staatskunst wohl auch ohne den Nationalverein und seinen Präsidenten. Daß es aber das erste Jahrzehnt seines Daseins ohne Erschütterungen im Innern und ohne durch solche Erschütterungen provozierte Gefährdungen von außen her überstanden hat, ist in besonderer Weise dem „Staatsmann" Bennigsen zu verdanken. Herr von Bennigsen konnte es sich sagen und hat es sich wohl auch damals gesagt, daß die wieder verlorene Einheit unwiederbringlich sein würde, während es zur „Freiheit" immer kommen kann, solange nur die Einheit erhalten bleibt.

Gegen das Ende seiner politischen Laufbahn hin und am Abend seines Lebens hat er allerdings auch diesen Trost und diese Hoffnung wohl fahren lassen müssen. Er hat es nicht etwa erleben müssen, daß ein Tyrann von oben her mit Erfolg das Volk in Knechtschaft drückt. Umgekehrt: die von der sozialdemokratischen Lehre eroberten Massen sind es, die gegen das Prinzip der „bürgerlichen Freiheit", wie

Bennigsen sie als Ideal erachtet hat, Sturm laufen. Und von der anderen Seite her sind es die wirtschaftlichen Verhältnisse und Nöte der Zeit, wodurch alle die „großen Fragen", die in Bennigsens Blütezeit als solche gegolten haben, an zweite Stelle gedrängt oder gar von der politischen Tagesordnung abgesetzt sind. Es ist ein bedenklicher Zufall, daß der Hannoversche Wahlkreis, den Bennigsen von 1871 an zwölf Jahre lang innegehabt hat, jetzt schon bald zehn Jahre von dem Direktor des „Bundes der Landwirte" vertreten wird. Herr von Bennigsen hat das Schicksal erleiden müssen, daß ihm das Deutsche Reich, für dessen Einheit er so hingebungsvolle und selbstlose Arbeit geleistet hat, in seinem neuen Wesen mehr und mehr als Unwesen erscheinen und fremd und fremder werden mußte. Es ist wahr und wir wollen aus dieser Wahrheit kein Hehl machen, daß die politische Arbeit Bennigsens, soweit sie für das Reich von bestimmender und geschichtlicher Bedeutung ist, schon bei dem ersten Rücktritt aus dem politischen Leben im Jahre 1883 ihren Abschluß gefunden hat, da das Septennatsjahr der Kartellpolitik — 1887 — doch nur als der Beginn einer Episode von folgenloser Bedeutung zu werten ist. Es steht aber fest, daß bisher in Deutschland kein Parteimann und Parteiführer dem Vaterlande gleich große Dienste geleistet hat wie dieser wahrhaft staatsmännische Herr von Bennigsen gerade durch seine Fähigkeit, sich auch auf der Höhe der Parteimacht zum Wohle des Ganzen zu bescheiden und selbst zu entsagen. Daß Rudolf von Bennigsen bei solcher Entsagung keinen Titanentrotz in eigener Brust zu bezwingen und darum keine allzugroßen Schmerzen und gefährlichen Versuchungen zu erdulden hatte, ist eine glückliche Fügung, für die er und das deutsche Volk der Güte des Schicksals hätten danken dürfen.

Berlin. *Max Lorenz.*

---





# Das Abbröckeln des preußischen Vereinsgesetzes.*)

Der gegenwärtige Minister des Innern in Preußen, Freiherr von Hammerstein-Loxten, hat das Unglück, daß, während er über das für unsere heutige Zeit nach mehr als einer Richtung nicht mehr lebensfähige Vereinsgesetz vom Jahre 1850 seine schützende Hand zu halten bestrebt ist, seine Finger mit etwas ungeschicktem Druck gerade dessen schwache Stellen lädieren, so daß das Resultat ein langsames Abbröckeln der unhaltbaren und von den interessierten Kreisen lebhaft bekämpften, vom Minister aber liebevoll verteidigten Bestimmungen zu werden verspricht. Am sichtbarsten vollzieht sich dieser Entwicklungsgang an dem Paragraphen 8, a, welcher bestimmt, daß „Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge politischen Vereinen nicht angehören dürfen, welche beabsichtigen, öffentliche Angelegenheiten in Versammlungen zu erörtern“. Dieser Paragraph wird seit Jahren von den ihm unterworfenen preußischen Frauen als schwere Hemmung ihrer Betätigung im Dienste des Volkswohls auf sozialpolitischem Gebiet, außerdem aber als im höchsten Grade kränkend und unwürdig für erwachsene und urteilsfähige Personen empfunden; sie haben aus den verschiedensten Kreisen und Richtungen und an verschiedene Instanzen um Aufhebung dieses in einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen gegebenen Gesetzes petitioniert, sie

*) Die hier behandelte Frage dürfte in den nächsten Tagen wieder zu mannigfachen Erörterungen Anlaß geben. Die „Gesellschaft für soziale Reform“, die als politischer Verein gilt, hält am 21. und 22. September in Köln ihre erste General-Versammlung ab. Unter Punkt III der Tagesordnung finden wir Frl. Helene Simon-Berlin, unsere geschätzte Mitarbeiterin (vergl. Heft 3 der „Kultur“), als Referentin über die „Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen und die Erhöhung des Schutzalters für jugendliche Arbeiter in Fabriken“. Die „Gesellschaft für soziale Reform“ zählt ferner außerhalb Preußens zahlreiche weibliche Mitglieder, die natürlich ebenfalls zur General-Versammlung eingeladen sind. Es fragt sich nun, wie sich die Polizei zur eventuellen Anwesenheit der weiblichen Mitglieder und insbesondere zum Referat des Frl. Simon verhalten wird.
Anm. d. Red.





haben wiederholt in öffentlichen Protestversammlungen gegen dasselbe Front gemacht, ohne bisher weder von der Reichsregierung, noch von der preußischen Abhülfe erlangt zu haben. Alles, was sie erreichten, war in der Hauptstadt wenigstens eine ziemlich milde Praxis des Gesetzes für die bürgerliche Frauenbewegung, denn obwohl es vollkommen klar ist, daß nach der Auslegung der Gerichte und nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht nur die Vereine der sogenannten radikalen Frauenbewegung, sondern auch die ganz gemäßigten, ja die gemeinnützigen und kirchlichen Frauenvereine, sämtlich aufgelöst werden müßten, — nämlich alle diejenigen, welche jemals durch Absendung einer Petition an staatliche oder kommunale Körperschaften oder Behörden oder an den Landesherrn „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten angestrebt haben“, — wurde keiner dieser bürgerlichen Frauenvereine bisher aufgelöst, es wurden nicht einmal ihre Vereinsversammlungen aufgelöst, in denen häufig genug öffentliche Angelegenheiten erörtert wurden, wie Schul- und Erziehungsfragen, Waisenpflege, Fürsorgeerziehung, Gefängniswesen, Arbeiterinnenschutzgesetze u. v. a. Anders war die Praxis sozialdemokratischen Frauenvereinen, überhaupt Arbeiterinnenvereinen gegenüber, die oftmals aufgelöst wurden, wenn sie auch nur ihre Berufsinteressen gemäß dem aus § 152 der Gewerbeordnung ihnen zustehenden Recht fördern wollten, oder wenn sie Angelegenheiten behandeln wollten, die unter keinem Gesichtspunkte als öffentliche bezeichnet werden können, wie der Bezug von Nähfaden vom Arbeitgeber, die Entstehung von Frauenkrankheiten u. a. Streng war ebenfalls die Praxis hinsichtlich der Teilnahme von Frauen an den Versammlungen politischer Männervereine, mochten dieselben auch durchaus unpolitische Gegenstände auf der Tagesordnung haben, wie die Frage der Leichenverbrennung, oder mochten sie gar nur geselligen Zweck verfolgen, Tanzunterhaltungen, Theateraufführungen, musikalische Darbietungen etc. Eine große Anzahl von Verboten derartiger

Veranstaltungen, resp. die Ausweisung der Frauen von denselben, wurden jahraus, jahrein von der preußischen Polizei erlassen, nb. bei den linksstehenden Parteien, während die Teilnahme von Frauen an kirchlich-sozialen und agrarisch-konservativen Parteitagen unbeanstandet blieb. Diese Duldsamkeit der Polizei scheint nun die Klippe zu sein, an der das Vereinsgesetz sich leck gestoßen hat, denn die wiederholte unbeanstandete Anwesenheit von Frauen auf der Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch wurde dieses Jahr zum Gegenstand der Erörterung im Preußischen Abgeordnetenhause gemacht und der Minister des Innern ließ sich durch die Notlage des Augenblicks dazu verleiten, das unverkennbar im Widerspruch mit dem Gesetz stehende Verhalten der ihm unterstehenden Behörde durch eine äußerst gewagte Interpretation des Gesetzesinhalts decken zu wollen. Er sprach bei jener Gelegenheit den alsbald zum geflügelten Wort gewordenen Satz aus, daß die Anwesenheit von Frauen wohl statthaft sei in politischen Vereinsversammlungen, sofern Vorkehrungen getroffen seien, daß sie „ohne sich mit den Männern zu vermischen" in „getrennten Segmenten" säßen und sich an den Verhandlungen nicht aktiv beteiligten.

Lauter Merkmale und Voraussetzungen, die dem bedingungslosen Gesetzestext so fremd sind, wie Öl dem Wasser, lauter willkürliche Dichtungen eines Ministers, dessen Gedanken sich augenscheinlich während der Rede, die er hielt, zum erstenmal mit dem Thema, das er behandelte, beschäftigten, in einer Weise, die ja von einer gesund-realen Auffassung der Dinge ein erfreuliches Zeugnis ablegte, bei der sich aber jedem juristisch-disziplinierten Hüter der Ordnung die Haare sträuben mußten. Er zog dann auch noch eine staatsrechtlich äußerst gewagte Parallele zwischen Parlamentsitzungen und politischen Parteiversammlungen, kurz, seine Ausführungen an jenem denkwürdigen Tage erregten staunende Verwunderung bei jedem, der sie hörte und las. Die Sozialdemokraten aber schritten alsbald zur praktischen

Nutzanwendung derselben. In Berlin und auswärts luden sie Frauen zum Besuch ihrer Wahlvereinsversammlungen als Zuhörerinnen auf einer Galerie oder in einem Nebenraume ein, und in Berlin und auswärts wurden entweder die Frauen ausgewiesen oder die Versammlung aufgelöst; in beiden Fällen erfolgte natürlich Beschwerde an die zuständige Behörde unter Berufung auf die Aussprüche des Ministers im Preußischen Abgeordnetenhause. Außerdem nahm aber der freisinnige Abgeordnete Dr. Wiemer nochmals Gelegenheit, den Minister über die unterschiedliche Behandlung zu interpellieren, welche den Frauen im Zirkus Busch und den Frauen der Sozialdemokratie trotz der kürzlich vernommenen Worte des Ministers zuteil wurde. Freiherr v. Hammerstein, auf solche Weise in die Enge getrieben, konnte nicht wohl anders, als die Zusicherung geben, daß er alle Parteien gleich zu behandeln beabsichtige, und man muß anerkennen, daß er die dazu nötigen Maßregeln erlassen hat. Das Berliner Polizeipräsidium hat offiziell erklärt, daß „die überwachenden Polizeibeamten angewiesen seien, von der Befugnis, die Entfernung der Frauen zu verlangen, dann keinen Gebrauch zu machen, wenn diese nur als Zuschauerinnen, nicht als Teilnehmerinnen, erschienen sind und diese ihre Eigenschaft auch durch ihr Verweilen in von dem eigentlichen Versammlungsraum räumlich getrennten Plätzen äußerlich hervortritt."

Daß es keineswegs die Absicht des Bundes der Landwirte gewesen ist, prinzipiell Bresche zu legen in die unzeitgemäßen vereinsgesetzlichen Bestimmungen, darf wohl als sichere Voraussetzung gelten, er reagierte daher auch wenig auf die zum Teil ironischen Preßäußerungen der liberalen Parteien, die ihm als Gesetzverbesserer wider Willen ihren Dank zollten. Von dem Minister durfte man jedoch annehmen, daß er den Forderungen der modernen Zustände mit einem gewissen Verständnis zu begegnen suchte, indem er einen Krompromiß mit dem Gesetzestext von 1850 schloß. Um so befremdender wirkten seine Ausführungen zu der

im Preußischen Landtage am 5. Mai verhandelten Petition des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen, welche wiederum Aufhebung des Verbots der Beteiligung von Frauen an politischen Vereinen nach § 8 des Gesetzes vom 11. März 1850 bezweckte. Ein wohlwollendes Entgegenkommen für diese Forderung hätte dem Minister den Weg eröffnet, den Zwiespalt zwischen seinen Maßregeln und dem Willen des Gesetzes nachträglich zu beseitigen; daß er den letzteren für korrektionsbedürftig halte, durfte man nach der von ihm diktierten Handhabung des Gesetzes bestimmt vermuten, nachdem er noch am 24. April im Abgeordnetenhause erklärt hatte: „ich habe in demselben Sinne auch eine Verfügung an die sämtlichen Regierungen erlassen". Daß er in Kraft befindliche, ihrem Wortlaut nach keiner umdeutenden Auslegung fähige Gesetze nicht durch Verfügungen abändern kann, auch wenn sie nach seiner eigenen wie der allgemeinen Anschauung noch so änderungsbedürftig sind, mußte der Minister wissen, oder es mußte ihm wenigstens von den ihm nahestehenden Beamten gesagt werden: aus diesem Gesichtspunkt hätte er einen Anlaß willkommen heißen müssen, die von ihm durch seine Handlungsweise als unhaltbar anerkannten Bestimmungen des Gesetzes von 1850 aus dem Wege räumen zu können. Statt dessen hat aber der Minister mit aller Schärfe am 5. Mai die Weisheit und die Notwendigkeit der Fernhaltung der Frauen von politischen Vereinen betont, d. h. des Verbots ihrer organisierten Beschäftigung mit sozialen Angelegenheiten und den teilweise sie aufs nächste berührenden Fragen des bürgerlichen Lebens. Er hat geäußert, es möchte um den preußischen Staat schlimm stehen, wenn dieses Verbot aus den 50er Jahren, nicht aufrecht erhalten wäre und es liege zu dessen Aufhebung kein Grund vor, da sich in den 50 Jahren seit es erlassen sei, nichts geändert habe. Nun, diese letzte Behauptung beruht auf einem nachweisbaren Irrtum, denn gerade die Lage der Frauen hat sozusagen eine Revolution durchgemacht: Millionen sind heute

beruflich tätig, wirtschaftlich selbständig in Erwerbszweigen und Lebensstellungen, die vor 50 Jahren von keiner einzigen Frau in Besitz genommen waren, Hunderte und Tausende studieren und leben in wissenschaftlichen Berufen, sind als staatliche und kommunale Beamte angestellt, üben öffentliche Ehrenämter aus, sind im Besitze amtlicher Autorität, ein nicht unerheblicher Teil der Steuern fließt in die staatlichen und Gemeindekassen, der von weiblichen Steuerzahlern aufgebracht wird, kurz, die Frauen sind allerorts mit ihren Interessen in das öffentliche Leben hineingewachsen und bilden selbst einen Bestandteil desselben, an den vor 50 Jahren nicht gedacht wurde, der aber heute der Physiognomie des öffentlichen Lebens ein ganz verändertes Gepräge gegeben hat. — Aber ganz abgesehen von allem diesem, sägt der Minister mit seinen letzten Äusserungen gewissermaßen den Ast ab, auf den er sich gesetzt hatte. Er erklärt es für eine unberechtigte Forderung der Frauen, an politischen Angelegenheiten Anteil nehmen und das ihnen im Wege stehende Gesetz beseitigen zu wollen, er eröffnet ihnen aber, indem er das Gesetz auf nie dagewesene Art vergewaltigt, eine Möglichkeit, sich an politischen Vereinen zu beteiligen. Er verschafft ihnen durch seine willkürlichen Bedingungen der getrennten Sitze und der Inaktivität die Möglichkeit der Teilnahme an allen hoch- und höchstpolitischen Vereinsversammlungen und er verschließt ihnen eben auf Grund dieser besonderen Vorschriften wieder die Möglichkeit, an den harmlosesten geselligen Veranstaltungen politischer und gemeinnütziger Vereine teilzunehmen, denn auch über diesen schwebt die Voraussetzung des Segments und der Passivität. Schwerlich aber dürften Männlein oder Fräulein davon erbaut sein, wenn bei einem Tanzkränzchen die Damen von hohem Balkone zuschauen, wie das starke Geschlecht sich unten im Saal im Walzertakt dreht, oder wenn bei einer Theateraufführung, wie zu Shakespeares Zeit, die Frauenrollen von Knaben, ja mehr noch, von vollausgewachsenen Männern

gespielt werden, — denn Schüler und Lehrlinge sind ja ebenso wie die Frauen verboten —, während das von seinem Segment aus zusehende weibliche Publikum für diese außerordentlichen schauspielerischen Leistungen nicht einmal Beifallsäußerungen hören lassen darf.

Von jeher hat das Verbot der Beteiligung von Frauen auch an geselligen Unterhaltungen politischer Vereine Anlaß zu lebhafter Kritik des Vereinsgesetzes gegeben. Der Widersinn des Verbots bei solchen Gelegenheiten hat viel dazu beigetragen, das Gesetz so unpopulär wie möglich zu machen: durch die Zulassung der Frauen zu faktisch politischen Versammlungen derselben Vereine wird diese Wirkung nur verstärkt, und es liegt bereits Material vor, welches beweist, daß die aus Gesetz und ministerieller Ausführungsbestimmung resultierenden logischen Verkehrtheiten aufrecht erhalten werden sollen. Aus Danzig wird ein Polizeischreiben bezüglich eines Frühlingsvergnügens des Gewerkschaftskartells — also einer nichtpolitischen Berufsorganisation — mitgeteilt, in dem es heißt: „Gleichzeitig wird dabei eröffnet, daß Frauenspersonen in den Versammlungsräumen selbst nicht anwesend sein, sondern sich nur auf etwa vorhandenen Logen, Galerien etc. aufhalten dürfen. Ein Tanzvergnügen darf demnach nicht stattfinden."

Der Minister, der überhaupt die Frage einer bedingten Zulassung der Frauen zu politischen Vereinen angeschnitten hat, befindet sich auf einer schiefen Ebene. Mit dem Beginn des Deutens ergibt sich, daß weiter gedeutet werden muß, bis aller Unsinn herausgedeutet ist, d. h. bis das Gesetz selbst entfernt ist, welches angesichts unserer Zeitverhältnisse an sich einen völligen Unsinn darstellt und durch die gut- oder übelgemeinte Interpretation des Ministers noch mehr Verwirrtes erhalten hat.

Eine große Zahl von Tageszeitungen hat darauf hingewiesen, daß der vom Minister eingeschlagene Weg legalerweise nicht gangbar ist, daß ihm zur Ausführung seiner Absicht, eine entgegenkommende Praxis mit dem Geiste





des Rechtes in Einklang zu bringen, keine Möglichkeit bleibt, als durch Beseitigung des dieser Absicht schroff entgegenstehenden Gesetzes. Herr von Hammerstein scheint nach seinen Ausführungen hinsichtlich eines Versammlungsverbotes in Posen eine bessere Kenntnis des reichsländischen als des preußischen Vereinsgesetzes zu haben, er zitierte bei jener Gelegenheit eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen, die für Elsaß-Lothringen Geltung haben, in Preußen jedoch unbekannt sind. Vielleicht haben ihm auch reichsländische Beispiele vorgeschwebt, als er seine Anweisungen zur Behandlung des § 8 des preußischen Vereinsgesetzes gab. Jedenfalls ist durch die Korrektionsversuche dieser Paragraph in seinen Grundfesten erschüttert worden, seine Unhaltbarkeit ist offiziell proklamiert und ein großes Stück seiner Tragfläche ist abgesprengt worden. Im Interesse seiner eigenen wie der allgemeinen Autorität des Gesetzes wird Herr von Hammerstein gut tun, ganze Arbeit zu machen und den Rest der wurmstichig gewordenen Schranken zu entfernen, um einem modernen, gesunden Geist freie Bahn zu schaffen.

Kloster Schäftlarn (Oberbayern). *Dr. jur. Anita Augspurg.*

---

## Elektrizitäts-Kultur.

Kultur und Volkswirtschaft, — nicht jeder wird die Abhängigkeit beider Begriffe von einander anerkennen wollen, ungeachtet aller Lehren der Völkergeschichte. Nur zu oft hat im heutigen Leben der Nationen die Erhebung der Volkswirtschaft zu Unkultur geführt, und darum kann das Ziel jeder wirtschaftlichen Arbeit, das sittliche und geistige

Niveau der Bevölkerung zu heben, zuweilen verdunkelt, nicht aber verwischt werden. Jede Förderung der Tätigkeit, auch der Handfertigkeit, wirkt erziehlich.

Sobald die im praktischen Gewerbebetrieb stehenden Männer von modernen Errungenschaften sprechen, denken sie an die Fortschritte der Elektrizität. Sie hat zu einem großen Teil so vornehme Kulturzwecke, wie es Bildung und Wohlstand sind, erfüllt; aber an dem Reichtum dessen, was erreicht ist, ermißt der Kundige, wieviel zu erlangen noch übrig bleibt. Nicht ungetrübten Blickes läßt sich der Entwickelungsgang der elektrotechnischen Industrie verfolgen. Wohl bedeutet er einen Triumphzug; aber er hinterläßt Wunden, die Begleiterscheinung jedes großen Sieges. Daß Kapitalisten, die ihre Mittel der Elektrizitätsindustrie zur Verfügung gestellt haben, Kurs- und Dividendenverluste beklagen, darf denjenigen nicht anfechten, der die gesamte Volkswirtschaft als eine Dienerin der Kultur betrachtet. Ein strenges und sachliches Urteil verbietet sogar menschliches Mitleid mit den an Elektrizitätswerten beteiligten Opfern der gegenwärtigen Kurspanik. Wer heute auf eine Rente von seinen Aktien verzichten muß, hat mehrere Jahre hindurch Dividenden genossen, deren Höhe über den landesüblichen Zinssatz weit hinausgeht, und wer der fallenden Bewegung des Preises seiner Papiere schmerzlich gewahr wird, mag dessen eingedenk sein, daß er sie nur in wenigen Fällen zu den höchsten Kursen erworben hat; selbst der heutige Börsenwert erhebt sich vielfach noch über den Ausgabepreis. Wer sich im übrigen klar darüber wird, daß er durch den Besitz von Aktien eines Unternehmens dessen Miteigentümer geworden ist, muß sich darüber hinwegsetzen, daß der Anteil am Gewinn auch die Beteiligung an Verlusten nach sich zieht; er weiß, daß ein Gewerbebetrieb, mag er auch noch so hoffnungsvoll erscheinen, kaum jemals ein Risiko ausschließt.

Tiefere Besorgnis mag die innere finanzielle Lage der meisten Elektrizitätsgesellschaften erwecken, die in den letzten

Monaten auch denjenigen zum Bewußtsein gebracht ist, die sich bislang um die Verwaltung der Unternehmen, deren Anteilseigner sie sind, blutwenig gekümmert haben. Das Eingeständnis von Millionenverlusten, zu dem sich selbst skrupellose Verwaltungen endlich entschlossen haben, hat auch den Blöden und Leichtfertigen die Augen geöffnet. Und doch hören wir einstweilen nur das Präludium. Wird mit ehrlicher und rücksichtsloser Offenheit vorgegangen, so müssen sich die Betriebs- und Zahlungseinstellungen noch häufen. Schuckert in Nürnberg, Lahmeyer in Frankfurt a. M., Helios in Köln und Kummer in Dresden erscheinen, um von kleineren Werken ganz zu schweigen, als furchtbares Menetekel, furchtbar besonders deshalb, weil Unglück und Schwäche einer Gesellschaft unfehlbar eine Reihe anderer Unternehmen, die mit ihr verquickt sind, ins Verderben ziehen.

In der Entwickelung der Elektrizitätsindustrie pflegt das System der Tochter- und Trustgesellschaften, von deren Gründung sich kaum ein einziges größeres Fabrikationsunternehmen der Branche ferngehalten hat, als der schwarze Punkt bezeichnet zu werden. Und wer den Zusammenbruch oder mindestens die Schwierigkeiten dieser Untergründungen beobachtet, ist versucht, einer solchen Auffassung recht zu geben. Die Begeisterung der vergangenen guten Tage neigte einer gegensätzlichen Ansicht zu. Wer sich von Überschätzung und Unterwertung gleich frei weiß, gelangt zu der Überzeugung, daß das gerügte System trotz allen Verschachtelungen und Verschleierungen, zu denen es leicht führen kann, die feinste Blüte der volkswirtschaftlichen Kultur darstellt, aber freilich verständnisvolle Behandlung erfordert, um segensreiche Frucht zu treiben, während sie in rauher, wucherischer Hand verkümmern muß. Dem ernsten, von keinem Tagesgeschrei berührten Volkswirt muß das Herz im Leibe darüber lachen, daß die deutsche Elektrizitätsindustrie, anstatt den barbarischen Riesenschritten amerikanischer Kapitalvereinigung nachzutreten, aus eigener Kraft zahllose Kanäle hat schaffen können, um in das





Volksinnere einzudringen, daß sie sich in reichen Verästelungen eine Organisation gebildet hat, die aus dem Grundsatz der Arbeitsteilung herausgewachsen ist und der Elektrizität zu einer intensiven Popularität verholfen hat, — womit nicht gesagt ist, daß sie nicht noch einer bedeutenden Steigerung fähig sei. — Hat sich jede große Fabrik der Branche allmählich eine eigene Trust- oder Finanzierungsgesellschaft gegründet, so bedeutet das nichts anderes, als daß sie von der technischen Abteilung eine oder mehrere Verwaltungsabteilungen abgezweigt und zu selbständiger Stellung erhoben hat. Durch die Einführung eines finanziellen Abhängigkeitsverhältnisses wurde dafür Sorge getragen, daß der Kopf nicht etwa die Glieder verliere. Unsere Kreditbanken hätten verhindern können, daß diese Aufteilung sich vollziehe, und zwar durch Abwälzung eines Teiles der den technischen Betrieben zugemuteten kaufmännischen Arbeit auf ihre eigenen Schultern. Ein solcher Gedanke, dessen Verwirklichung reichen und regelmäßigen Gewinn verhieß, lag den Banken, die für die Vermittelung reiner Finanzgeschäfte mehr Liebe und Verständnis zeigten als für eine ruhige Verwaltungstätigkeit, aber derart fern, daß sie den Organen der Elektrizitätsfabriken sogar die Leitung der in ihrem Interesse eingerichteten Finanzierungsgesellschaften überließen, anstatt diese Aufgabe erfahrenen Bankiers zu überweisen. Das war ein verhängnisvoller Fehler. Heute verspüren wir seine bittere Rache, in der aber doch zugleich eine kostbare Lehre für die Zukunft liegt. Soll die Gründungsgesellschaft ein selbständiges Unternehmen, als das es in die Erscheinung tritt, tatsächlich darstellen, so darf es nicht, unbeschadet aller finanziellen Beziehungen, zu sklavischer Abhängigkeit von der Fabrikationsgesellschaft verurteilt werden, deren Aufgabe durch die Pflicht begrenzt ist, gute und leistungsfähige Maschinen zu erfinden und herzustellen. Es wäre ein hoher volkswirtschaftlicher Gewinn, wenn die Arbeitsteilung innerhalb der Industrie dergestalt durchgeführt würde, daß die Überweisung von Aufträgen und die Abrechnung mit der Kund-



schaft besonderen, zu freier Bewegung verstatteten Unternehmungen übertragen würde, deren Selbständigkeit durch keine Rücksichten persönlicher Natur beeinträchtigt wird. Die in dieses Tätigkeitsgebiet fallende Begründung von Sondergesellschaften für die Besorgung des Kaufpreises oder für den Betrieb eines Elektrizitätswerkes sollte in keiner Weise mehr die Fabrik berühren, die einfach die ihr überwiesenen Bestellungen auszuführen hätte, anstatt daß sie, wie es heute üblich ist, gezwungen wird, mit ihren eigenen Mitteln den Auftraggeber und Verbraucher zu unterhalten und so die zum Ankauf von Rohmaterialien und zur Bestreitung der Fabrikationskosten bestimmten Gelder fremden Zwecken dienstbar zu machen. Wird in dieser Form das System der Trust- und Finanzierungsgesellschaft betrieben, so muß es segensreich wirken, anstatt die Muttergesellschaft ihren technischen Aufgaben zu entziehen und ihre Kräfte aufzuzehren.

Der Rückschlag der die Elektrizitätsindustrie bis ins Mark erschüttert hat, erklärt sich aus der Verschleuderung des vom Publikum nur zu willig zur Herstellung von Licht- und Kraftanlagen hingegebenen Kapitals. Bei der geschäftigen Sorge, Aufträge auf Aufträge zu häufen, schonten die Tochtergesellschaften nicht das Blut der Mutter, sondern entnervten sie durch den Zwang, den Bestellern Anleihen zu gewähren, Dividenden auf Jahre hinaus in beträchtlicher Höhe zu garantieren und andere Verpflichtungen zu übernehmen. Auf die Solvenz der Verbraucher wurde kaum Rücksicht genommen, noch weniger auf ihren guten Willen, und so ergab sich denn auf der einen Seite ein Übermaß von kostspieligen Pflichten, auf der anderen Nachlässigkeit und eine Kette von Schikanen, deren Beseitigung unvorhergesehene Anforderungen an die Zeit und den Geldbeutel der Stammgesellschaft stellte. In den Bilanzen der Elektrizitätsunternehmen kommt dieser Mißstand zum deutlichen Ausdruck. Da findet sich ein Konto „Konsorten“: es bedeutet die Beteiligung an den durch irgendwelche Personal-







union mit der Muttergesellschaft verbundenen, aber von ihrem Gelde abhängigen und selbst nur selten rentabel wirtschaftenden Betrieben; da ein Konto „Effekten": es sind die meist erhebliche Abschreibungen erheischenden, vielfach ganz ertraglosen Aktien oder auch Obligationen der von der Mutter hergestellten Werke; da ein Konto: „Unternehmen in eigener Verwaltung": hier begehren gewöhnlich die Töchter Nahrung, die noch nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermögen und unter den Fittichen der Erzeugerin Schutz suchen müssen. Die gewöhnlich einen erheblichen Teil der Aktien darstellenden Debitoren bestehen aus oft unsicheren Guthaben bei den Untergesellschaften und Auftraggebern. Anderseits setzen sich die Kreditoren vorzugsweise aus Bankschulden zusammen, die unumgänglich geworden sind, weil die eigenen Mittel in der obenbezeichneten Weise vergraben oder beansprucht werden und die Ausgabe von Schuldverschreibungen, die sich in den Verkehr bringen ließen, sich verbietet, da die für sie mit Recht verlangte Sicherheit durch hypothekarische Unterlagen infolge Überlastung der Grundstücke nicht mehr gewährt werden kann. Wenn das eines Tages ans Licht kommt und die gerichtlichen und vereidigten Sachverständigen ihre Schätzungen, auf Grund deren die Gelder auf die Fabriketablissements aufgenommen wurden, infolge des Drängens ernsthafter Verwaltungsmitglieder überprüfen, so erlebt die große Masse der Aktionäre, die nie die Kunst, Bilanzen richtig zu lesen, erlernt hat, eine peinliche Überraschung.

Soweit die Beteiligungen und Gründungen innerhalb der Landesgrenzen verbleiben, ist immerhin eine Übersicht über sie möglich und läßt sich mit feststehenden äußeren Verhältnissen rechnen. Unberechenbar ist hingegen das Schicksal der ausländischen Unternehmen. Die deutsche Elektrizitätsindustrie folgte dem Siegeszug unserer Banken über See und sonnte sich im Bereich ihrer Herrschaft. Der Appell an die heimischen Kapitalisten fand einen kräftigen

Resonanzboden in den Schlagworten, die zu Gunsten der Bewilligung von Marineforderungen gemünzt worden sind. Über die Zukunft unserer exotischen Elektrizitätswerke tappen wir noch ebenso im Dunkeln wie etwa über den Erfolg der Kolonialpolitik. Soweit sich unsere Fabriken darauf beschränken, ihre fertigen Erzeugnisse nach Maßgabe eingelaufener Bestellungen ins Ausland zu senden, und sich die Bezahlung sicher stellen lassen, ist dieses Geschäft unanfechtbar. Sie haben es aber als edle Aufgabe betrachtet, fremden Regierungen, Stadt- und Provinzialverwaltungen von vornherein genauen Einblick in die Fabrikation zu gestatten und durch verlockende Anerbieten die Verwendung elektrischer Kraft geradezu aufzudrängen. Ich höre die Phrase von den „Segnungen der Kultur", die fremden Ländern zugeführt werden müßten. Leider läßt sich in diesem Falle nur in demselben Sinne von Kultur sprechen, in dem die Verbreitung von Feuerwasser und Schußwaffen unter den wilden Völkern als Kulturfortschritt gepriesen wird. Der Dreschflegel wird in Händen, denen seine Bedeutung und Benutzung fremd bleibt, zum Mordwerkzeug. Anstatt diejenigen Länder, die mit Erzeugung und Verwendung der Elektrizität nicht vertraut waren, zu ihrer Anerkennung förmlich zu erziehen, wurden sie mit ihr überschwemmt. Jenseit der Grenze brachten die deutschen Gesellschaften in fast zügellosem Wettbewerb ihre Rivalitätskämpfe zum Austrag, deren Schauplatz das Inland deshalb nicht werden konnte, weil hier die Erzeugungsbedingungen zu gut bekannt waren, als daß sich nicht die Eisenlieferanten, die Banken und andere Gläubiger ins Mittel gelegt hätten. Daß unsere Fabrikanten Lehrgeld bezahlen müssen, wenn sie als Pioniere des heimischen Gewerbfleißes im Auslande Großes wirken wollen, würde uns, die wir gewohnt sind, daß unsere Kaufleute die anderen Nationen von ihren Konsulaten geleisteten Vorarbeiten zu verrichten haben, nicht beunruhigen, sondern könnte uns sogar, sobald der Mühe Lohn winkt, mit einigem Stolz



erfüllen, wenn nicht auf fremder Erde mit den herrlichsten Erzeugnissen unseres Industriefleißes freventlich Mißbrauch getrieben worden wäre. Sie wurden zu entwürdigenden Preisen ausgeboten und mußten die Habgier roher Machthaber kitzeln. Zumal die russischen Stadtverwaltungen durften denjenigen, die eine Konzession zur Errichtung von Licht- und Kraftanlagen nachsuchten, schmähliche Bedingungen auferlegen, ohne durch Entrüstung und Ablehnung jeder Verhandlung gestraft zu werden, und wurden durch den Erfolg ihrer drakonischen Vorschriften zu neuen Härten bei der Genehmigung von Geschäftsbetrieben ermutigt. Wenn sich heute für die deutschen Elektrizitätsgesellschaften an Rußland dieselben Empfindungen knüpfen wie einst, vor neunzig Jahren, für den großen Napoleon an den Namen Beresina, so sollten wir dafür wahrlich nicht die Strenge des Landes, sondern nur die Schwäche derjenigen, die sie herausgefordert haben, verantwortlich machen. Übrigens kann diejenige Fabrik mit lachendem Auge selbst auf ihre russischen Unternehmungen blicken, die sich darauf beschränkt hat, im Reußenreiche lediglich ein kaufmännisches Bureau, wenn auch in Form einer Aktiengesellschaft, zu errichten, sich aber weislich hütet, daselbst auch eine Fabrikation zu etablieren, und ausschließlich solche Forderungen stellt, die Gewinn verheißen, anstatt sich alle Bedingungen von den Auftraggebern vorschreiben zu lassen. Im allgemeinen hat dem deutschen Fabrikanten, dessen Erzeugnis selbst demjenigen des amerikanischen und belgischen Konkurrenten die Stange hält, im Auslande bisher der Stolz gefehlt, der da, wo Verständnis für die Aufgabe und Leistungsfähigkeit vorhanden ist, den halben Erfolg bedeutet.

In den Klagen der Industriellen über die Ungunst der Zeiten wird einmal der Steigerung der Löhne, sodann den hohen Preisen der Kohlen, des Eisens und des Kupfers, zuweilen auch der Abneigung des Publikums gegen den Erwerb von Wertpapieren der Elektrizitätsunternehmungen

lieber als den hier berührten Erscheinungen die Schuld an Verlusten und dem Niedergang des Gewerbes zugeschrieben. Die Überwindung, die es kostet, Irrtümer oder gar Verfehlungen einzugestehen, mag solche Ausreden entschuldigen. Die Materialienpreise, die allerdings gewaltig in die Höhe geschnellt waren, sind wieder gefallen, und die Löhne konnten herabgesetzt werden, ohne daß die Arbeiter, die an den Vorteilen des Aufschwunges Anteil genommen hatten, der Fabrik fern geblieben wären. Daß die Kauflust für Börsenwerte erlahmte, als sie keinen rechten Gewinn mehr verhießen, ist selbstverständlich erst eine Folge der unbefriedigenden Lage der Unternehmen. Das ändert sich je nach dem Gedeihen der Industrie. Löhne und Preise schwanken mit der Zu- und Abnahme der Kaufkraft der Bevölkerung. Wenn nur ein ehrliches Stück Arbeit geleistet werden kann, sollte uns der Wechsel der Zeiten nicht die Hoffnung auf eine Rentabilität des Schaffens verdüstern. Die Zukunft der Elektrizitätsindustrie ist von anderem abhängig: Zwischen dem Fabrikations- und dem Finanzgeschäft mag eine „reinliche Scheidung" vollzogen und das Kapital, das heute versteckt, verzettelt, verliehen oder vergeudet ist, den Eigentümern wieder zugeführt oder, soweit das ohne schwere Opfer nicht mehr möglich ist, durch frisches Geld ersetzt werden. Eine süddeutsche Gesellschaft, die nicht nur mit Aktien ihrer Tochterunternehmen schwer bepackt ist, sondern auch unter den für ihre Gründungen übernommenen Dividendengarantieen seufzt, ohne daß sie Aussicht auf baldige Begleichung der ihr von derselben verschuldeten Seite zustehenden Buchforderungen hätte, hat neben allem für ihre Schützlinge gegenüber deren Bankverbindungen noch eine Kreditgarantie in Höhe von 30 Millionen Mark auf sich genommen; dabei muß zur Deckung der eigenen Unterbilanz der Reservefonds, der etwa 15 Millionen Mark umfaßte, fast vollständig geplündert werden. Diese Tatsache mag die Verkehrtheit der heute in der Elektrizitätsindustrie ohne Skrupel statthaften Kapitalwirtschaft beleuchten.

Soll die Elektrizität trauernd das Haupt verhüllen? Mit nichten! Nicht nur, daß sie längst nicht am Ende ihrer Entwickelung angelangt ist, scheint sie vielmehr erst in der Kindheit ihres Daseins zu leben. Noch steht ihr eine bedeutsame Sendung bevor, die ihren Kulturzweck jedermann erkennbar machen wird: sie hat, mit einem Worte gesagt, die Energie der Menschen- und Natur-Arbeit zu fördern — in welchem Ausmaß, das zu ergründen, ist menschlicher Einsicht versagt; denn wir kennen die Richtung, nicht aber den Weg. Unser Geist war fast zwei Jahre lang erschlafft: keine neue Erfindung hat er uns offenbart, kein Problem gelöst. Sobald seine Tatkraft wieder erwacht, wird die Elektrizität in seinen Dienst treten. Noch ist die Erde nicht aufgeteilt. Die Produktions- und Verkehrsmittel vertragen unendliche Verbesserungen und Erleichterungen, die uns animalische- und Dampfkraft nicht zu spenden vermag. Ob wir von Ort zu Ort, von Grenze zu Grenze fliegen, ob wir in die Schächte der Bergwerke hinabsteigen oder durch den Leib der Gebirgsriesen Tunnels bohren, ob wir von meilenfernen Bächen her Wiesen bewässern, den Pflug in die Schollen treiben oder die Garben sammeln, ob wir von Verladebrücken und Laufkränen Güter auf Schiffe führen oder auf hoher See Nebelsignale abgeben, ob wir dem Handwerker die Werkstatt erleuchten und die Leistung der Maschine verzehnfachen, ob wir schließlich auch dem Gelehrten das gesprochene Wort in Drucklettern ins Volk tragen, — allüberall vermögen wir es nur noch mittels der Elektrizität, um zu höchstem wirtschaftlichen und damit Kulturfortschritt zu gelangen; ihr Zauberreich kennt keine Grenzen.

*Lynkeus.*

# Die Ausstellung altniederländischer Meister in Brügge.

II.

Die Ausstellung in Brügge ist nicht bloß eine Quelle des höchsten Genusses für alle ästhetisch Gebildeten; sie bietet auch Fachleuten und Kunstfreunden eine außerordentlich günstige Gelegenheit, ihre Kenntnisse der betreffenden Kunstepoche, der verschiedenen in ihr zur Entwickelung gelangten Gruppen, entstandenen Strömungen, emporgewachsenen einzelnen Kunstheroen um ein Bedeutendes zu bereichern.

Ich wage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die authentische Geschichte der mittelalterlichen Kunst in den germanischen Landen im allgemeinen und ganz besonders in den Niederlanden noch nicht geschrieben, ja, noch nicht einmal entworfen ist. Was man von etwa 1830 bis 1900 auf diesem Gebiete geleistet, kann man doch nur als „travail de déblaiement" bezeichnen; es war ein fortwährendes, und hier in Belgien nur all zu oft, völlig unkritisches Sammeln von Gegenständen, Dokumenten, Einzelheiten, wobei jeder höhere Wille nach Einheit nur allzusehr fehlte. Wenn ich der Ergebnisse der langjährigen Forschungen des verdienstvollen James Weale — eines Engländers! — und der Monographieen und Aufsätze der nicht weniger zu lobenden H. Hymans, A. J. Wauters und Helbig hier gedenke, lasse ich doch wohl kaum ein einziges Werk von Bedeutung über diese Periode im Dunkel!

Erst in der allerjüngsten Zeit hat sich ein neuer Forscher einen schon beneidenswerten Namen erworben. Ein noch junger Prof. juris an der Genter Universität, Herr Rechtsanwalt Georg Hulin, hat in einem ganz kleinen und wenig gelesenen Blättchen: „La petite Revue ill. de l'Art et de l'Archéologie en Flandre," öfters kurzgefaßte Notizen über Gemälde

*) Vor wenigen Tagen erschienen in der illustrierten Zeitschrift „Kunst en Leven" (L'Art et la Vie), Gent, Adolf Hoste.



des XV. oder XVI. Jahrhunderts veröffentlicht, die nicht nur ein sehr scharfes und dazu allseitig geübtes Kennerauge, sondern auch eine außerordentliche Vertrautheit mit den durch alle Museen Europas zersprengten Meisterstücken unserer niederländischen Maler erweisen. Mit großem Vergnügen vernehme ich, daß Prof. Hulin, außer seiner ausführlichen Studie über mehrere Meister der Brüggeschen Schule*), auch ein vollständiges kritisches und erklärendes Verzeichnis der Ausstellung schreibt. Von dieser Arbeit erwarten wir viel! Nur ist es zu bedauern, daß sie vielleicht erst dann in Druck erscheinen wird, wenn die am 15. September schon schließende Ausstellung nur noch wenige Tage zugänglich bleibt . . . [1])

Inzwischen ist es für den Laien äußerst schwer, sich ein einigermaßen klares Urteil über die ausgestellten Werke zu bilden, umsomehr, als auch französische und sogar italienische Arbeiten aufgenommen wurden. Sehr unterrichtete Leute, die, mit dem Ariadnefaden eines mit Einsicht geschriebenen Katalogs sich hier gewiß eine klare und dauerhafte Vorstellung gebildet hätten von den wesentlichsten Merkmalen der Kunst eines Jan van Eyck, Memlinc, David, ja, sogar des mit nicht sehr vielen Schöpfungen vertretenen Quinten Metsijs, verlassen jetzt die Ausstellung sicher mit ungenügenden, wahrscheinlich mit falschen Begriffen. Denn der einzige Katalog, der diesen Wißbegierigen zur Verfügung steht, hat einfach — so wie es übrigens überall bis jetzt der Fall war — die ganze Unmenge der von den Besitzern herrührenden, in den meisten Fällen falschen Angaben aufgenommen!

Aus diesem Grunde und in der vielleicht allzu anmaßenden Hoffnung, manchen Leser möglicherweise vor neuen Irrtümern zu bewahren, will ich es versuchen, hier auf eigene Hand

---

[1]) Seitdem diese Zeilen geschrieben, erschien das erste Heft dieses Katalogs. Es umfaßt 50 Seiten in 4⁰ und ist zu beziehen durch die Buchhandlung A. Siffer, Gent. Jedem Besucher der Ausstellung sei das Werk wärmstens empfohlen! Mit innigem Vergnügen stelle ich fest, daß die Ansichten des Herrn Prof. Hulin über Authentizität mehrerer Gemälde oft mit den von mir in diesem Aufsatze ausgesprochenen übereinstimmen.

wenigstens einen Teil der unechten oder falsch benannten Gemälde von den echten zu trennen, mich bei dieser Arbeit einfach auf das stützend, was ich am liebsten Intuition nennen möchte, und viel weniger auf Dokumente. Unter Intuition verstehe ich die Einsicht, die der Kunstkenner, nachdem er mehrere Bilder von derselben Hand genau und oft mit voller Hingebung betrachtet, mit seiner ganzen liebevollen Empfindung in sich aufgenommen hat, in die innerlichste Art und Beschaffenheit, in das intimste Fühlen eines Meisters bekommen kann; zugleich auch die Kenntnis, die ein solcher von den mehr äußerlichen Eigenschaften, der Art des Kolorits, der Zeichnung, Gruppierung, Beleuchtung u. s. w., sich verschaffen kann.

Überall, wo nicht völlig überzeugende äußere, z. B. den Archiven entnommene Beweise dazu zwingen, ungeachtet der Auffassung und Ausführung eine Arbeit für ein Werk eines bestimmten Meisters gelten zu lassen, kenne ich keinen besseren, zuverlässigeren Wegweiser als das soeben betonte Herausfühlen. Mich wenigstens hat es nicht oft irregeführt.

So ist es mir bis jetzt nicht möglich, das von Sir Fr. Cook eingesandte, höchst anziehende Gemälde „*Les trois Maries au Sépulcre*" (früher Sammlung Middleton, Brüssel) als eine Arbeit des Hubrecht van Eyck zu betrachten. Wenn ich den allgemeinen Ton und ganz speziell die durchaus moderne, mit lyrischem Feingefühl nuancierte Beleuchtung vergleiche mit der gleichförmigen, sogar schweren, wenn auch hellen Landschaft des Mittelbildes in der „Anbetung des Lammes" in Gent; wenn ich mir diese wohl keineswegs asketisch-hagern, aber doch schlanken, sogar graziösen Marien und den liebenswürdigen, auf dem Grabe sitzenden Engel denke neben den viel kräftigeren, leiblich mehr entwickelten Frauengestalten in der St. Bavo-Kirche; aber ganz besonders noch, wenn ich den durch und durch lyrischen, beinahe sentimentalen Zug der ganzen Darstellung und dabei den ernsthaften, sogar praktisch-nüchternen Charakter



des Genter Altars in Betracht ziehe, ist es mir unmöglich, Weales Urteil zu unterschreiben. Nicht einmal für ein Gemälde des Jan van Eyck kann ich das Werk gelten lassen, obgleich ich gern zugebe, daß diese Meinung, u. a. durch Kämmerer und Dr. Abr. Bredius vertreten, mir näher liegt[1]). Auch für Jan ist mir die Auffassung zu naiv, der in der Farbe bezaubernde Hintergrund zu flüchtig gezeichnet, zu unsolide! Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, es auszusprechen — freilich nur als eine sehr leise, schüchterne Ahnung —, daß wir hier die leider nicht intakt gebliebene Arbeit eines Brabanters aus den Jahren 1430—1450 vor uns haben.

Als authentisches Werk des Jan van Eyck wäre, nach meiner Ansicht, außer den von niemand angezweifelten sechs folgenden: *„Adam und Eva“*, vom Jahre 1432 (Brüsseler Galerie); *„Madonna des Kanonikus van der Paele“*, 1436; *„Madonna“*, 1437; *„S. Barbara“*, 1437; *„Die Gattin des Künstlers“*, 1439, und *„Madonna am Brunnen“*, 1439 (Antwerp. Galerie), nur ein einziges zu registrieren, nämlich das *„Bildnis eines jungen Mannes“* aus dem Gymnasium zu Hermannstadt.

Es verdient wohl angemerkt zu werden, daß in den südlichen Niederlanden mehrere der letzten Schöpfungen des Jan van Eyck aufbewahrt sind. Unter diesen zeichnen sich ganz besonders aus das „Bildnis der Gattin des Meisters,“ ein, wenn auch leider ein wenig beschädigtes, wundervolles Muster des unvergleichlichsten Naturalismus; und die „Madonna am Brunnen“, das allerjüngste aller authentischen van Eyck’schen Gemälde, etwa als eine erste Offenbarung einer neuen, nicht mehr fortentwickelten Manier des großen Meisters, in gewissem Sinne schon ein Vorzeichen der mehr graziösen, weiblich-sanften, gefühlvollen Kunst des Memlinc.

---

[1]) Das von Crowe und Cavalcaselle, Seite 115 der Springerschen Übersetzung, erwähnte Antwerpener Gemälde, — „ein Bild, dessen Echtheit nicht bezweifelt werden kann“, scheint wohl das hier besprochene zu sein.

Van der Weyden wäre, wenn man den Ausstellern glauben wollte, hier mit nicht weniger als 17 Stücken vertreten. Ich weiß nicht mehr, in welchem älteren Werke ich gelesen habe, daß das Bild *„Aus dem Leben des hl. Joseph"* aus der Antwerpener Kathedrale nur als Kopie eines verschollenen Werkes des Rogier zu betrachten ist. Dies im besten Falle! Ich möchte es lieber einfach als ein Schulbild auffassen; ebenso die Arbeiten *„Maria und Kind"* und *„Vier Heiligen"*. Selbst den *„Canonicus mit seinem Schutzheiligen"*, zweifelsohne eine der vortrefflichsten Sachen der Ausstellung, kann ich van der Weyden nicht zuschreiben. Die Züge scheinen mir viel kräftiger, derber, die Farbe viel stärker, wärmer, das Ganze psychologisch leidenschaftlicher als bei Rogier.

Jedenfalls scheinen mir die vor vier Jahren in Italien gekaufte und sehr berühmte *„Pietà"* mit dem Sonnenuntergange (aus der Brüsseler Galerie), etwa aus den Jahren 1450—60, *„Alter Mann"*, vielleicht aus derselben Zeit, *„Männliches Bildnis"*, *„Maria und Jesus"*, völlig beglaubigt. Aus der ersten Entwicklungszeit des großen Brüsseler Meisters ward also kaum ein einziges Werk nach Brügge geschickt.

Noch vielfach verwandt mit der ganzen Art der van Eycks ist der Haarlemmer-Löwener Meister Dirk Bouts. Das Triptychon aus der Salvatorkirche in Brügge, *„S. Hippolyte Martyr"*, kann wohl nur von Bouts herrühren; aber — von welcher Erschlaffung des einst so männlichen Talentes zeugt es! Und — wie wenig gleichen die Bildnisse der Donatoren und ihrer Schutzheiligen dem Mittelstück! Ich weiß nicht, wen ich für den Schöpfer dieser Flügel halten soll, aber Bouts selber hat sie wohl nicht gemalt.

Ein Juwel ist das *„Portrait d'un Inconnu"*. Der Name Stuurbout, der auf dem Rahmen angebracht ist, wird wohl der vornehmste Grund sein der, meiner Ansicht nach, ungerechtfertigten Zuschreibung an Bouts.



Die zwei Meister, die hier am vollständigsten und im allgemeinen auch wohl mit den best beglaubigten Werken vertreten sind, Memlinc und Geeraard David, verdienten wohl an und für sich schon eine spezielle eingehende Besprechung.

Beide ließen sich in Brügge nieder, nachdem sie in anderen Städten, der erstere zweifelsohne in Köln, der andere wahrscheinlich in Haarlem, wenn nicht in Löwen, das „Ambacht", das „Gewerbe", wenn ich so sagen darf, erlernt hatten. Beide wurden alsdann von dem 1464 gestorbenen van der Weyden beeinflußt; David seinerseits auch noch von Memlinc, denn David kam 1483 oder 1484 nach Brügge, wo Memlinc damals noch lebte.

Von Memlinc, dessen herrlichste Meisterwerke glücklicherweise in Belgien, und zwar meistens in Brügge, aufbewahrt sind, weist die Ausstellung mehr als 30 authentische Arbeiten auf. Mehrere sind übrigens datiert und gezeichnet. Zu diesen echten Schöpfungen Memlincs zähle ich unbedingt mit das fälschlich Jan v. Eyck zugeschriebene herrliche „Porträt eines alten Mannes" aus der Sammlung des Barons Oppenheim; ferner das vor Jahren für die Antwerpener Galerie (für 240000 Fr.) gekaufte Bild aus Naguera (Spanien), — wahrscheinlich der oberste Teil eines kolossalen, teilweise verlorenen Flügelaltars(?). Wenn es auch nicht angeht, dasselbe den unbestrittenen Meisterwerken des großen Künstlers gleichzustellen, so hat es doch einen sehr großen historischen Wert. In keinem anderen Bilde malte Memlinc solche große Gestalten. Die absolute Ähnlichkeit — nicht nur in der Behandlung der äußeren Formen, sondern auch des Seelenausdrucks — zwischen den musizierenden Engeln des berühmten Ursula-Kästchens und denjenigen dieses Werkes würde schon genügen, die Echtheit des letzteren zu garantieren.

Die 30 authentischen Memlincs umfassen so ziemlich die ganze Blüte- und Spätzeit des Meisters, wenigstens wenn wir mit Weale und Wauters annehmen, daß 1467

oder 1468 schon das schöne Bildnis des Spinelli aus der Antwerpener Galerie entstand und daß die Legende der Ursula 1489 vollendet wurde.

Ganz einig bin ich mit James Weale, wenn er schreibt: „Le caractère de sa peinture révèle une influence mixte; la technique, le coloris, le sentiment surtout qui règne dans ses tableaux ont une affinité remarquable avec les peintures de Lochner et de plusieurs anonymes de l'école de Cologne. On y trouve aussi l'influence prononcée de Rogier de la Pasture." Wenn aber wirklich der Spinelli eine Arbeit seiner Hand ist, und wenn, wie ich vermute, der „Unbekannte" aus dem Mauritshuis im Haag, das männliche Bildnis aus der Brüsseler Galerie und ein ebensolches aus dem Palazzo Corsini in Florenz aus der selben Zeit stammen —, so müssen wohl noch andere, und sogar italienische Einflüsse, auf ihn eingewirkt haben. Wer diese Bilder, deren Zahl ich noch wohl vermehren könnte, vergleichen will mit denjenigen aus späteren Jahren, z. B. mit der porträtartigen *„Sibylla Sambetha"* von 1480, mit dem *„Martin Nieuwenhove"* von 1487, mit den beiden wunderschönen Porträts aus Halberstadt von etwa 1487, oder auch schon mit dem *„Portinari"* aus 1476, der wird merken, welche große Umwandlung das Talent Memlincs ebensowohl in Bezug auf Auffassung wie auf Ausführung erfahren hatte seit seiner Niederlassung in der großen Hafenstadt.

In Brügge ist seine Farbe, die früher matt und schwer war, hell und durchsichtig; seine Beleuchtung, die früher konventionell war, frisch und natürlich; seine Auffassung des menschlichen Bildnisses, die früher derb, bieder und gestreng war, sanftmütig, innig und unendlich tiefer geworden.

Von den nicht weniger als acht Altartafeln soll hier nicht weiter die Rede sein. Alle gehören zu den bekannten und durch Vervielfältigung weit verbreiteten Werken des Meisters. Die dem Straßburger Museum angehörenden sechs Tafeln *„Himmel, Tod, Hölle, Eitelkeit, Totenkopf und Wappen"* zeigen so auffallend alle Merkmale ge-

wöhnlicher Schularbeiten, daß es mir nicht möglich ist, der Ansicht des Museumsvorstandes beizustimmen.

Einem Freunde, dem liebenswürdigen französisch-belgischen Dichter Max Elskamp, verdanke ich eine Bemerkung, die ich hier mitteilen will.

„Un examen attentif de l'œuvre de Memlinc," schreibt er, „m'a permis de formuler — en manière, trop peut-être, de théorème, — ceci d'axiome chez lui, à savoir que: chaque fois qu'il s'agit de Marie, Vierge Mère ou glorieuse, le point d'intersection des diagonales menées de coin en coin du panneau, tend à correspondre anatomiquement à la crosse de l'Aorte (du cœur de Marie)." Und Elskamp nennt als Zeugnisse oder Beweise seiner Behauptung die in Brügge befindlichen *„Anbetung der Könige"*, *„Maria und Kind"*, *„Mystische Heirat der H. Katharina"*, die in den Uffizien vorhandene Madonna und die *„Vierge adorée"* im Louvre. Und er schließt: „Il y a lieu de remarquer que le point d'intersection des diagonales porte vers la droite, alors qu'en les peintures que, pour d'autres raisons, l'on attribue, mais sous réserves, au peintre de Bruges, cette localisation géométrique dérive immuablement vers la gauche."

Von David behaupten 17 Einsender Gemälde zu besitzen. Unangreifbar ist die auch urkundlich nachgewiesene Echtheit der Tafeln: *„Urteil des Kambyses"* und *„Strafe eines ungerechten Richters"*, zweifellos von 1487, — denn daß diese Werke nicht 1498 entstanden, höchstens nach jahrelangem Stillstand vollendet sein können, beweist auch der flüchtigste Vergleich mit dem von 1509 datierten Bilde aus dem Museum von Rouen: *„Maria, Jesus, Engel und Jungfrauen"*.

Sehr schön ist das Triptychon *„Christi Taufe"*, angeblich von 1508. Es haftet ihm etwas Rätselhaftes an. Die Tafeln von 1487 stehen noch deutlich im Zeichen der Kunst des Bouts; wohl sind die Gestalten nicht so unmenschlich lang und schmal gedehnt; der Ausdruck der Gesichter, die Steifheit der Haltung und Gebärden, auch wohl vieles noch



im Kolorit gemahnt an den Löwener Meister. Die Schöpfung von 1508 aber erinnert an niemand so sehr als an — Memlinc: Memlincs Farbenschmelz, Memlincs lyrische Interpretation der Landschaft, ja, sogar Memlincs Menschentypen, wenigstens im Mittelstück. Und nun aber — wie ganz anders sieht die tüchtige, solid gearbeitete, in jeder Hinsicht mustergültige Schöpfung von 1509 aus! Wohl finde ich hier den Typus der Madonna und der Magdalene, die ich schon auf dem Flügel des vorigen Gemäldes gesehen; aber — wie viel kräftiger, vollendeter und zugleich ruhiger, kälter ist hier alles, die Farbe sowohl wie der Ausdruck! Ist es möglich daß von 1508 bis 1509 eine so große Umwandlung stattfinden konnte? Müssen wir nicht an eine frühere Zeit denken, wo der Eindruck der Memlincschen Gemälde noch ganz frisch auf Geist und Hand sich geltend machte?

Nun lese ich in Weales merkwürdiger Monographie über den erst von ihm exhumierten David: „The first wife of John des Trompes (d. h. des Bestellers des Altarbildes) died on the 11th of March 1502. I have not been able to ascertain, when he married his second, Mary Magdalene Cordier, who died in July 1509 after having had three children. During her lifetime, probably in 1507, or early in 1508, David painted the exterior of the shutters of this triptych.“ Haben wir keine Ursache, aus diesen Mitteilungen abzuleiten, daß wenigstens das Mittelbild um mehrere Jahre älter und vielleicht wohl zwischen 1495 und 1502 enstanden ist?

Interessant ist es, ein Gemälde aus der Brüsseler Galerie, die Altartafel der Gilde *„De 3 Sanctinnen“* aus Brügge mit Davids kapitaler Schöpfung aus Rouen zu vergleichen. Gewiß, — wir Modernen hätten wohl recht, ein so ungeniertes Entleihen fast einer ganzen Szene „démarcage“ zu nennen! Aber — das war von dem frühesten Mittelalter an eine allgemeine Sitte; jede gelungene Kompositon wie jeder vollendetere Typus wurde Modell und Norm für





Jahrzehnte — und zwischen dem hölzernen Bilde des Unbekannten und der harmonischen, abgesehen von der allzu großen Ruhe, alle Zeichen des Lebens zur Schau tragenden Darstellung Davids ist der Abstand ebenso groß wie zwischen Stammeln und — Meistersingen!

Ich glaube, diese Betrachtungen, wenn sie auch, infolge des viel zu knapp zugemessenen Raumes, notwendigerweise unvollständig geblieben sind und vielleicht mehr aussehen nach Eindrücken als nach logischen Deduktionen, werden manchem Besucher der Ausstellung willkommen sein, ihm das Verständnis des Gesehenen erleichtern, und — was mein Hauptzweck war — ihn waffnen gegen jene bedauernswerten Verwechselungen, die immer den Geist auf verkehrte Wege führen.

Antwerpen. *Prof. Pol de Mont.*

---

## Aus der deutschen Romanliteratur.

I.

Nur keine Furcht! Ich werde ganz gewiß nicht vom „Jörn Uhl" sprechen; über dies Buch habe ich so entsetzlich viel Geistsprühendes und Gemütvolles anhören müssen, daß es mir schier verleidet ist. Der arme Frenssen! Solches Unglück bei solchem Glück zu haben! Es muß hart sein, eine Dichtung, in die man sein Eigenstes und Bestes hineingelegt hat, zum Weihnachtsgeschenk werden zu sehen. Und wer weiß, ob dieser rauschende Erfolg für ihn nicht wirklich ein Unglück bedeutet. Er will jetzt



seine Landpfarre verlassen und sich ganz der dichterischen Tätigkeit widmen. Werden seine nächsten Bücher nicht dadurch an Lebenswärme einbüßen? Gerade seine Berufstätigkeit hat ihm offenbar in Hülle und Fülle den Stoff zugeführt, den er zu assimilieren vermochte. Wird er im Salon und im literarischen Café, unter Verlegern und Schriftstellern nicht viel von seinem Eigenwuchs verlieren? Ich wenigstens habe die feste Überzeugung, daß der große Jeremias Gotthelf nicht bis an sein Ende diese unverminderte Kraft behalten hätte, wenn er nicht ruhig unter seinen Emmenthaler Bauern geblieben wäre.

Die Frage, ob der Dichter neben seiner poetischen Tätigkeit auch noch einen praktischen Beruf ausüben soll, und zwar gerade im Interesse der Entwicklung seines Talentes, kann nur individuell entschieden werden. Platen meint zwar:

> *„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,*
> *„Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon."*

Indessen, ungefähr zur Zeit, als Platen so sang, ging der Berliner Kammergerichtsrat Hoffmann jeden Morgen zur Kanzlei mit Akten, was ihn nicht hinderte, am Abend die phantasievollsten und packendsten Novellen der ganzen deutschen Literatur zu schreiben.

Aber dieses ganze Problem kann in befriedigender Weise nur erörtert werden, wenn man sich zunächst Klarheit verschafft hat über das Verhältnis von Leben und Dichtung. Am 29. Januar 1826 meinte Goethe zu Eckermann: „Solange er (der Dichter nämlich) bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet." Darauf also kommt es an: sich die Welt anzueignen, und unter Umständen ist ein praktischer Beruf ein geeignetes Mittel, das Leben kennen zu lernen. Nur in steter Berührung mit der Wirklichkeit kann der Dichter unerschöpflich und immer neu sein, während er sonst in Manier zu Grunde geht.







Mit diesem Problem beschäftigt sich Wilhelm von Polenz in seinem zweibändigen Roman „Wurzellocker*)." „Dichten und Leben stehen in innigem, unzertrennlichen Zusammenhang. Alles echte Dichten ist ein geheimnisvolles Rinnen von tief aus dem Innersten quellenden Gefühlen, ein Überfließen von erlebten Dingen." Etwas erleben also muß der Dichter, aber nicht in dem Sinne, wie es ein Franzose einmal ausgesprochen hat, daß das Leben nur dazu da sei, ein gutes Buch daraus zu machen. Vielmehr verlangt Polenz auch vom Dichter „Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daseins". Polenz will nun zeigen, wie ein junger Schriftsteller, Fritz Berting, sich aus dem abstrakten Literaten- und Ästhetentum durchkämpft zu einem tieferen und reineren Verhältnis zum Leben und zur Kunst, wie er zu der Überzeugung gelangt, daß in der Literatur die Schöpferkraft des Dichters mehr bedeutet als alle aktuellen Modeschlagworte, daß das Leben kein Spektakelstück sei zu besonderer ästhetischer Ergötzung, sondern eine Aufgabe, die gelöst werden müsse. Berting hat gelebt und gelitten, ist schuldig geworden und hat gesühnt, und so ist es ihm gelungen, in festerem Boden Wurzel zu fassen.

Der Vorwurf ist schon öfter behandelt worden, in der neuesten deutschen Literatur z. B. von Karl Bleibtreu in seinem Romanungetüm „Größenwahn". Was bei Polenz „wurzellocker" ist, das ist bei Bleibtreu „Größenwahn"; der Unterschied ist nur, daß Bleibtreus Held am Leben zu Grunde geht. Auch an Maurice Barrès' „Déracinés" erinnert das Buch, und nicht allein im Titel.

Polenz hat einen der besten deutschen Romane des letzten Jahrzehnts geschrieben, den „Büttnerbauer". Aber er hat diese Höhe nicht wieder erreicht. Sein „Grabenhäger" ist recht schwach, „Thekla Lüdekind" schlechthin langweilig, und von seinem neuesten Roman ist nicht viel

*) Berlin 1902, F. Fontane & Co.

Besseres zu vermelden. Die Hauptgestalten sind völlig konventionell gehalten, der Held ist ein gar blutloser Geselle: seine Kämpfe interessieren uns nicht, seine Schuld erschüttert uns nicht, seine Befreiung erhebt uns nicht. Im Gegensatz dazu sind nun die Nebenfiguren als Karikaturen gehalten, wozu wohl die Vorbilder innerhalb der „gebildeten“ Kreise Dresdens — der Roman spielt in Dresden — zu finden sein dürften. Wenigstens hat es Polenz an sehr deutlichen Fingerzeigen nicht fehlen lassen. Ob ein derartiges Verfahren künstlerisch, ja, auch nur geschmackvoll ist, darf man billig bezweifeln. Diese Art von Satire ist schon von den Realisten der 80er Jahre, besonders von Bleibtreu und Alberti, in umfassendster Weise ausgeübt worden, ohne daß etwas Sonderliches dabei herausgekommen wäre.

Als Kunstwerk also ist der Polenzsche Roman sehr unbeträchtlich, aber als Ausdruck einer Zeitstimmung verdient er Beachtung. Man ist jetzt nämlich in Deutschland im allgemeinen auf Literatur schlecht zu sprechen, selbst in Schriftstellerkreisen. Ganz ähnlich lagen die Dinge vor einem halben Jahrhundert, als das „abstrakte Literatentum“ das Ziel mannigfacher Angriffe wurde. Damals wandte man sich gegen das „junge“ Deutschland, jetzt gegen das „jüngste“. Die Hoffnungsfreudigkeit der achtziger Jahre hat einer gewissen Verstimmung Platz gemacht. Die Errungenschaften der Revolution von 1889 wollen sich noch immer nicht einstellen, und auf den Sturm und Drang ist keine neue Klassik gefolgt. Da darf man sich denn nicht wundern, daß der Rausch von der naturgemäßen Reaktion abgelöst wird. Die einen suchen nun ihrem Kater mit dem bescheidenen sauren Hering der Heimatkunst zu begegnen, die andern aber wollen von Literatur überhaupt nichts mehr wissen und sind froh, einen Vorwand zu haben, unter dem sie — das Leihbibliotheks-Abonnement sparen können. Die arme deutsche Literatur!





II.

Im Jahre 1854 erschien ein Roman unter dem Titel „Eritis sicut deus“. Der anonyme Verfasser war, wie sich später herausstellte, eine Dame aus dem Lager der protestantischen Frommen. Das Buch richtete sich gegen die damals „moderne“ Weltanschauung, d. h. gegen die Junghegelianer; was heutzutage Nietzsche ist, das war damals etwa Ludwig Feuerbach. Die Verwerflichkeit dieser „atheistischen“ Weltanschauung wurde nun in dem Buche an dem Leben eines Professors, eines ihrer Anhänger und Vorkämpfer, dargetan, der schließlich sein ruchloses Dasein durch Selbstmord endet. Das war gewiß ein erbaulicher Roman, und um so erbaulicher, als darin mit größter Ungeniertheit allerlei Klatsch aus dem Privatleben mehrerer zeitgenössischer „Heiden“ — in erster Linie ging es dabei gegen den Ästhetiker Friedr. Theod. Vischer — breit getreten wurde.

An diesen Roman habe ich denken müssen, als ich das eben erschienene Buch von Gertrud Franke-Schievelbein „Der Gottüberwinder“*) las. Nicht der Titel allein gemahnt an das Sensationsbuch der 50er Jahre. Von jeder Klatschsucht hält sich zwar die Verfasserin des „Gottüberwinders“ fern, aber die eigentliche Tendenz ist im Grunde dieselbe. Der „Gottüberwinder“ ist ein berühmter Naturforscher, ein Vertreter der materialistischen Weltanschauung, wie Frau Franke-Schievelbein sie sich denkt: etwa ein Gemisch von Ernst Haeckel und Nietzsche, natürlich von mißverstandenem Nietzsche. Selbiger „Gottüberwinder“ ist nun schon fünfzig Jahre alt und Familienvater; da lernt er ein junges Mädchen kennen, zu dem er eine heftige Neigung faßt. Er beschließt, sich von seiner Frau zu scheiden. Aber sein Sohn liebt dasselbe Mädchen und schießt sich, als er von den Absichten seines Vaters hört, eine Kugel durch den Kopf. Die Mutter stirbt vor Schmerz. Nun könnte ja der „Gottüberwinder“ die Geliebte heiraten. Aber er weist sie

*) Berlin 1902, F. Fontane & Co.

jetzt zurück und ringt sich noch zuguterletzt zur Gotteserkenntnis durch. Also eine Bekehrung!

Man muß es gestehen, daß die Verfasserin von „Eritis sicut deus“ entschieden logischer und konsequenter war als ihre schüchterne Nachfolgerin. In dem alten Roman wird dem Atheismus der positive Glaube entgegengestellt, in dem modernen dagegen bildet den Gegensatz zum „Materialismus“ der mit Recht so beliebte „Idealismus“, wie ihn der deutsche Philister liebt und hegt, d. h. ein Gemisch von Theismus und verwässertem Pflichtbegriff, wobei man sich alles Mögliche denken kann und das zu nichts verpflichtet. Von erschütternder, wenn auch ungewollter Komik sind die philosophischen Debatten zwischen dem Gottüberwinder, seinem alten Freunde, einem Anhänger der idealistischen Philosophie, und seinem Assistenten, einem Vertreter der modernen psychologischen Weltanschauung. Dieser Materialismus und dieser Idealismus! Man glaubt geradezu, dem Diskussionsabend des Bildungsvereins zu Posemuckel beizuwohnen. Es fehlt nur noch der Apotheker Hommais aus Flauberts „Madame Bovary“ als vierter im Bunde.

Indessen ist der Roman doch interessant: er zeigt nämlich, wie gewisse Änderungen in den Höhenregionen von den Bewohnern der Talniederungen beurteilt werden. In dem philosophischen Denken vollzieht sich jetzt zweifellos eine Wandlung: man ist des Materialismus wie des Kriticismus müde, und die Sehnsucht nach der spekulativen Philosophie ist erwacht. Wie man vor dreißig, vierzig Jahren den Ruf ertönen ließ: Zurück zu Kant! so wird es jetzt bald heißen: Zurück zu Fichte, Schelling und Hegel! Das sind reine Ideenkämpfe. Mit dem sittlichen Handeln haben sie nichts zu tun; denn dieses ist ebensowenig von einer bestimmten philosophischen Weltanschauung abhängig wie von einer bestimmten Konfession. Aber im „Gottüberwinder“ werden philosophischer und sittlicher Materialismus in naivster Weise identifiziert, und es wird dann klärlich bewiesen, daß der „Materialismus“ verderblich wirkt.

Und doch liegt in dem Roman ein Problem verborgen, dessen die Verfasserin offenbar selber nicht gewahr wurde. Bei Palimpsesten findet man unter Gebeten die wundersamen Worte alter Denker. Hier ist unter der erbaulichen Tendenz eine psychologische Wandlung angedeutet, an der Schopenhauer seine Freude gehabt hätte. Der Held der Erzählung ist zuerst ganz Eudämonist, „ruchloser Optimist," und am Schlusse, da er die Geliebte freiwillig von sich schickt, verneint er den Willen zum Leben; er hat sich zum konsequenten philosophischen Pessimismus durchgekämpft und damit, nach Schopenhauer, der Weisheit letzten Schluß erreicht. Um diesen Prozeß darzustellen, dazu muß man ein Dichter sein; Frau Franke-Schievelbein ist aber nur eine „unserer beliebten Erzählerinnen".

*S. S.*

---

## Ludwig Kossuth.

(Aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages.)

Vor hundert Jahren, am 19. September, wurde in einem kleinen Dorfe des Komitates Zemplin, in Monok, ein Knabe geboren. Kein Zeichen des Himmels, kein Kanonendonner kündigte an, was in dem Neugeborenen verborgen lag. Und dennoch wurde er ein Erlöser: ein Erlöser aus der Knechtschaft für Millionen. Ein Herrscher wurde er: ein Herrscher über die Herzen durch die Macht des Geistes. Und durch



diese edelste Macht, die ein Mensch besitzen kann, errang er auch die andere Macht, die Macht der Waffen. Ideale führte er in den Kampf und erreichte beispiellose Erfolge. Und als seine Ideale, die Ideale der Freiheit, angegriffen wurden von ihren Feinden, da schuf er eine Armee mit dem Flammenworte der Begeisterung, da schlug er die Söldnerheere der Reaktion zurück. Endlich fiel er; bezwungen von der Übermacht, wurde er ein vaterlandsloser Flüchtling und starb in der Fremde ebenso arm, als er geboren wurde. Als Toter kehrte er in sein Vaterland zurück, aber auch dies war ein Triumphzug. Er bewies dadurch, daß er auch im Tode lebt und nicht aufgehört hat, eine Macht zu sein.

Dieser Mann war Ludwig Kossuth. Er entstammte einer einfachen adeligen Familie, wie sein späterer großer Antipode, Franz Deák. Die Kossuths blickten jedoch nicht nur auf zahlreiche Ahnen zurück, sondern übernahmen auch große Traditionen aus der Vergangenheit. Vertreter des tapferen und kriegerischen Geistes glänzten in dieser Familie auch schon viel früher. Die ungarische Geschichte kennt mehrere Vorfahren Ludwig Kossuths, die mit unerschrockenem Heldenmute ihr Leben für Thron und Vaterland hinopferten. Die Familie selbst ist offenbar von fremder Herkunft. Die ungarischen Genealogen halten es nicht für ausgeschlossen, daß die ungarischen Kossuths aus jener Familie Cossutius stammen, die in Dalmatien ansässig war und ihren Ursprung auf die aus der römischen Geschichte unter demselben Namen bekannten Vorfahren zurückleitet. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Familie südslavischen Ursprungs ist. In Krain lebt der Name Kossuth, der Name eines großen Gebirges, noch heute. Der im 13. Jahrhundert unter den ungarischen Kossuths lebende Kossuth mit dem slavischen Eigennamen Woislow bestätigt diese letztere Annahme. Die Kreuzung des feurigen südslavischen Blutes mit dem ungarischen lieferte stets das beste Material, aus dem die Blüte ungarischen Heldentums entsproß. So bei den Hunyadis und Zrinyis,

wo die Besonnenheit des Ungarn und die zügellose Heißblütigkeit des Südslaven eine Mischung erzeugte, in welcher die Leidenschaftlichkeit und Mäßigung wunderbar vereint ist. Dies finden wir auch im Charakter Ludwig Kossuths.

Der junge Kossuth ist noch von unbändigem Feuer erfüllt. Sein Erzieher, der seine großen Fähigkeiten zuerst entdeckt, prophezeite schon damals, daß ein Revolutionär aus ihm werden wird. Als junger Mensch insultiert er tätlich seine Gegner. Schrankenlos überläßt er sich seinen Leidenschaften, und als man ihm später die Sünden seiner Jugend vorwirft, erkennt er öffentlich an, daß die Beschuldigungen begründet sind; doch öffentlich leistet er Buße dafür und stolz weist er darauf hin, daß er diese Fehler abgelegt, die Vergangenheit begraben und an deren Grab ein neues Leben begonnen habe. Wie wahr diese, in seinem eigenen Blatte 1841 abgegebene, mit voller Unmittelbarkeit wirkende Erklärung war, beweist das Zugeständnis seiner erbittertsten Feinde, daß er durch keinerlei Verlockung oder Gewalt vom Wege der Rechtschaffenheit abzubringen war.

Sein ganzes Leben ist das wunderbare Muster einer unverbrüchlichen Prinzipientreue. Als sein Hauptziel betrachtete er die Erringung der vollen konstitutionellen Freiheit für sein Volk und deren Entwicklung, und davon wich er nie ein Haarbreit ab.

Er besaß alle jene Eigenschaften, die ihm zu diesem Ziele verhelfen konnten. Als Advokat kannte er das Staatsrecht Ungarns, doch vertiefte er sich dabei auch in das Studium der Institutionen des Auslandes. In Bezug auf seine nationalökonomischen Kenntnisse konnte sich außer dem Grafen Széchényi niemand mit ihm messen. Als Redner und Publizist war er ohnegleichen. In seinen späteren Jahren beschäftigte er sich eingehend mit den Naturwissenschaften. Sein Sprachentalent war staunenswert. Seine Stimme und seine Konversation wie seine ganze Individualität nahm im ersten Moment für ihn ein.

Mit solchen Waffen ausgerüstet, nahm er den Kampf auf. Zunächst wollte er die Öffentlichkeit der Sitzungen der Diäten und der Kongregationen durchführen.

Die Zensur verhinderte es, daß die Reden im Druck erschienen. Kossuth errichtete eine Lithographie, und es gelang ihm auf diese Weise, der Zensur zu entgehen. Sein Versuch mißlang, seine Tätigkeit erweckte die Befürchtungen der herrschenden Macht. Da redigierte er das Protokoll der Verhandlungen im Manuskript, das er mit Hülfe einer begeisterten Studentenschar vervielfältigte. Auch dies wurde verhindert: die Regierung beschlagnahmte das Manuskript auf der Post, bevor die Besteller dasselbe erhalten konnten. Von nun an aber ließen die Kongregationen auf Betreiben Kossuths die Berichte durch eigene Boten abholen. Dagegen konnte die Regierung nichts ausrichten, wenn sie in die Autonomie der Komitate nicht offen eingreifen und die schwerste Verfassungsverletzung begehen wollte. Sie griff daher zu einem anderen Mittel: sie ließ den Redakteur verhaften und zu vier Jahren schweren Kerkers verurteilen. Das war natürlich Öl in das ohnehin sich ausbreitende Feuer und verstärkte die Kraft der Opposition mehr als jede Agitation.

Die Gefangenschaft stutzte jedoch nur die Flügel des jungen Kossuth, seine Volkstümlichkeit wurde um so größer. Im Gefängnis erlernte er die englische Sprache so vollkommen, daß er damit in den Jahren seines Exils England und Amerika in Staunen versetzte; gleichzeitig reiften seine Ideen weiter, und als er befreit wird, übernimmt er, mächtiger als je, die Leitung der Opposition des Landes.

Die Bemühungen der Regierung, die Mahnungen Széchényis, der die Greuel der Revolution voraussieht, schrecken ihn nicht zurück. Vorwärts schreitet er auf seinem Wege, und es stellt sich immer mehr heraus, daß ihm ganz Ungarn und die Millionen der für die Freiheit Begeisterten folgen werden. Mit zündenden Reden wendet er sich gegen das alte Regime, dessen Gebäude unter den schweren Schlägen

zu wanken beginnt. Seine Zeitungsartikel im „Pesti Hirlap“ (seit 1841), deren sengende Flammen die Herzen ergriffen, versetzten die Nation in fieberische Aufregung und — mit Umgehung der Zensur nach Österreich gelangend — bereiten sie dort den Sturz Metternichs vor und leiten das Hereinbrechen einer neuen Ära ein. Es gab kein Terrain und keine Frage des öffentlichen Lebens, die er nicht berührt hätte. Er bereitete alle politischen, finanziellen und volkswirtschaftlichen Reformen vor und sorgte dafür, daß der der Schöpfung günstige Moment die Nation nicht unvorbereitet treffe.

Als man ihn seines Blattes, des unerhört volkstümlichen „Pesti Hirlap“ auf Veranlassung der Machthaber beraubte, setzte er auf gesellschaftlichem Wege und in anderen Blättern, von 1847 aber als Deputierter des leitenden Komitates Pest im Reichstage den Kampf fort mit gleicher Kraft und gleichem Erfolg.

Wollte Kossuth die Revolution? Ich glaube, nein. Er wollte Reformen. Eine Revolution war nicht unbedingt notwendig, Reformen aber wohl. Er wußte, daß die Zukunft Ungarns und der Monarchie von den Reformen abhängt, und diese wollte er um jeden Preis durchführen, selbst um den Preis einer Revolution. Er fühlte es, daß das Vaterland ohne Reformen verloren ist. Er fühlte aber auch, daß es durch die Revolution in Gefahr geriet. Dies war jedoch nicht sicher, ersteres aber unbedingt. Er wollte daher Reformen, wenn möglich ohne Revolution, und wenn es sein mußte, durch die Revolution.

Graf Stefan Széchényi, „der größte Ungar“, wie ihn Kossuth nannte, wollte einen ganz anderen Weg verfolgen. Er war der Ansicht, man müsse das Land erst reich machen, dann könne man es leicht auch frei machen. In diesem Glauben machte er Kossuth für die Eventualitäten der Revolution verantwortlich. Kossuth aber sagte: Verschaffen wir dem Lande die verfassungsmäßige Freiheit, dann können wir auch das wirtschaftliche Leben des Landes selbständig

einrichten und dessen materielle Wohlfahrt erreichen. Welche Politik die weisere war, das wollen wir jetzt nicht untersuchen. In dem persönlichen Kampfe, der damals zwischen den beiden sich entspann, war Kossuth der Besonnenere, und das Land gab ihm Recht.

Die späteren Ereignisse kamen dem unerschrockenen Apostel der Freiheit sehr zu statten. Den durch die Pariser Februarrevolution verbreiteten Schrecken nützte Kossuth dazu aus, um das Zustandekommen der gewünschten Reformen zu beschleunigen. Mit seinen am 3. März 1848 im Reichstag gehaltenen Reden versetzte er dem morschen alten Regime den letzten Stoß. Diese mächtigen Reden zündeten nicht nur in Ungarn, sondern auch in Österreich, und eine derselben war die unmittelbare Ursache des Ausbruchs der Revolution in Wien am 13. März. Der Hof war nunmehr zum Nachgeben gezwungen und erfüllte Kossuths Forderungen bezüglich der Reformen, aus denen sich der Franz Deáksche Ausgleich, das verfassungsmäßige Leben des jetzigen Ungarn entwickelte. Es waren dies lauter Bedürfnisse des modernen staatlichen Lebens, deren Gewährung nicht um einen Augenblick mehr verschoben werden konnte.

Nun waren sie da, die Errungenschaften, die ewig wertvollen Schöpfungen des 1848er Reichstages, doch die Regierung fügte sich nicht in ihre Niederlage. Die Reformen wurden in Wien als erzwungen betrachtet, weil die königliche Zustimmung nicht freiwillig, sondern unter dem zwingenden Drucke der revolutionären Volksstimmung erfolgt wäre. Welch kleinlicher Vorwand! Sind etwa die Ungarn und Wiener bewaffnet vor den Herrscher gestürmt, damit er die Wünsche seiner Völker erfülle? Sie griffen das Regime und dessen Werkzeuge an, und die Dynastie gab nach. Das war keine Gewalt, sondern nur Kraft. Übrigens war fast jedes liberale Gesetz immer eine revolutionäre Tat: die öffentliche Meinung verlangte es, die Leiter gaben es. Wenn die gesamte öffentliche Meinung eine Reform fordert,

dann muß sie durchgeführt werden. Wie oft bereiten die Regierungen eine Revolution von oben vor, indem sie einen Schritt nach vorwärts machen, für den die öffentliche Meinung noch nicht gereift ist! Sie überlassen es dann der Institution selbst, die öffentliche Meinung mit ihren Segnungen nachträglich für sich zu gewinnen. Doch der Wert oder die Gültigkeit eines Gesetzes wird nicht dadurch bestimmt, ob es von oben oder von unten erlangt wurde. Das sanktionierte Gesetz ist, ob es von oben oder von unten beantragt wird, ein unantastbares Heiligtum.

Diese einfache Tatsache wollte man im Lager der Reaktion nicht anerkennen; man wollte vielmehr das Geschehene rückgängig machen. Auf die Offenbarung der Kraft wurde mit Gewalt erwidert. Es wurde eine Gegenrevolution inszeniert. Der greise Kaiser und König Ferdinand V. wurde, weil er „schwach" genug war, dem berechtigten Wunsche seiner Völker nachzugeben, und stark genug, unbefugten Einflüsterungen zu widerstehen, aus dem Wege geräumt, und um Ungarn wurde das Netz gesponnen, um es dessen, was es auf friedliche Art erlangt, mit Gewalt zu berauben.

Und nun beginnt der Titanenkampf, in welchem Kossuths Gestalt zu weltgeschichtlicher Bedeutung emporwächst. Mit dem Mute der Verzweiflung unternahm er jetzt den Kampf gegen die Feinde im Innern, die die Wiener „Camarilla" aufstachelte, und gegen den äußern Feind, der im Namen des jugendlichen Kaisers und mit der Losung „Mit Rebellen unterhandeln wir nicht" mit Ungarn kurzen Prozeß machen zu können glaubte.

Die Phasen dieses Heldengedichtes sind bekannt. Die Nation kämpfte jetzt nicht mehr für den König, sondern für das Vaterland. Und in diesem Kampfe, in welchem Kossuths Flammenwort zweimalhunderttausend Mann ins Feld stellte, gelangte die Nation dahin, daß sie das Vaterland rettete und den König verlor. Auf die offene Aufhebung der Verfassung antwortete der ungarische Reichstag am 14. Dezember 1849 damit, daß er die Dynastie Habs-



burg des Thrones verlustig erklärte, die ungarische Republik proklamierte und zu deren Gouverneur Ludwig Kossuth wählte. Die Antwort war stark, folgte aber logisch aus dem Standpunkte Kossuths und der revolutionären Partei.

Der verhängnisvolle Zweikampf zwischen der Nation und der Macht des Thrones näherte sich von da ab rasch seinem tragischen Ende. Kossuths Rolle als Gouverneur von Ungarn war nur von kurzer Dauer. Die Entscheidung fiel den Waffen zu, und die Intervention Rußlands entschied bald zu Ungunsten Ungarns. Alles war verloren, doch die Ehre war gerettet. Der Oberkommandierende Arthur Görgey, der lorbeerbekränzte Sieger zahlreicher Schlachten, ergab sich den Russen mit seinem ganzen Lager. Kossuth mußte flüchten, um mit seinen Fluchtgenossen, wenn auch in der Fremde, an der Lösung der ungarischen Frage zu arbeiten und den Geist der Freiheit wach zu erhalten. Der Gegner übernahm nunmehr in Ungarn die Rolle des Henkers. Ungarn wurde das Schafott der Helden, das Golgatha der Patrioten. Österreich, anstatt dem Beispiele Englands zu folgen, das die Besiegten mit Freundlichkeit zu gewinnen sucht, gab dem alten Haß neue und reichlichere Nahrung. Jeder, der gegen Österreich kämpfte oder nur verdächtig war, die „Rebellen“ unterstützt zu haben, wurde hingeopfert. Görgey hatte es nur dem russischen Kommandanten zu verdanken, daß er am Leben gelassen wurde. Die übrigen heldenmütigen Generale, deren man habhaft werden konnte, wurden alle zum Tode durch den Strang oder, aus Gnade, zu Pulver und Blei verurteilt und getötet. Die 150jährige Herrschaft der Türken hat nicht soviel Bitterkeit in den ungarischen Herzen aufgehäuft als diese Epoche, in welcher Österreich die Früchte des mit russischer Hülfe errungenen Sieges genoß. Es wird noch langer Zeit bedürfen, bis diese traurigen Erinnerungen verschwinden um von ihnen nichts anderes im Herzen der ungarischen Nation zurückbleiben wird als der Stolz des Ruhmes des Freiheitskampfes und die Pietät für deren





Helden, in erster Reihe für Ludwig Kossuth. In diesem Gefühle werden sich dann Nation und König vereinen. Gegenwärtig ist diese volle Harmonie der Gefühle noch nicht vorhanden und kann es auch noch nicht sein. Franz Josef hat es nicht vermocht, als persönlicher Gegner Kossuths, sich selbst zu verleugnen. Das Andenken des großen Freiheitshelden steigt aber in um so glänzenderem Lichte empor; denn die Geschichte wird verkünden, daß einer der klügsten Herrscher ihm gegenüber den rein menschlichen Standpunkt nicht aufgeben konnte.

Die Zukunft wird sicherlich unbefangener die Gestalt Kossuths beurteilen als seine Zeitgenossen und die jetzt lebende Generation. Sein Vaterland wird ihn, frei von Übertreibungen politischer Parteien, als genialen Heros der Freiheit, als Verkörperung der politischen Ideale des Ungartums feiern; den Kultus seines Namens, den Kossuthkultus, werden die Millionen seiner dankbaren Nation, der ihm anhaftenden Tendenz entkleidet, ewig pflegen, denn von den Fesseln der Unterdrückung hat er sie befreit. Als eine Zierde der Menschheit wird man ihn immerdar feiern, wo freiheitsliebende Menschen wohnen.

Das unbefangene Zeitalter aber wird auch die Schatten wahrnehmen, die seiner leuchtenden Gestalt anhaften. Sein großer Fehler, daß er im Momente der nationalen Verzweiflung die ungarische Krone dem russischen Zaren anbot, ist bereits offenbar geworden; sehen wir ja doch, wie der mit der Parole des Friedens und der allgemeinen Abrüstung sich brüstende Zar die Verfassung Finnlands achtet, auf die er einen Eid geleistet hat. Ludwig Kossuth wollte hier die Krankheit durch den Tod heilen. Sein Urteil, durch das er dem Hauptfaktor seiner Triumphe, dem Oberkommandierenden General Arthur Görgey den Stempel des Verrates aufdrückte, werden die Nachkommen auf das gehörige Maß reduzieren. Görgey, einem der größten Soldaten und der größten Charaktere unserer Zeit, wird man ein Denkmal errichten; dieses Denkmal wird neben demjenigen Kossuths



stehen, und die Nachkommen werden vorwurfsvoll jener Generationen gedenken, die den Vorwurf Kossuths dem unsterblichen Helden anhaften ließen.

Auch das wird erwiesen werden, daß Kossuth selbst bei seiner grenzenlosen Selbstlosigkeit seinem Ehrgeiz nicht immer Schranken auflegen konnte und Autorität für sich auch in solchen Dingen beanspruchte, die außerhalb des Kreises seiner Erfahrungen lagen. Kurz, es wird sich zeigen, daß er ein Mensch und kein Gott war, wozu ihn seine schwärmerischen Verehrer machten. Er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen. Doch ist jeder Fehler an ihm nur ein Fleck in der Sonne. Der Glanz seiner Gestalt und der Segen, den er mit der Arbeit seines Lebens verbreitete, den er selbst im Grabe noch als edler Held menschlicher Ideale spendet, wird durch seine zahlreichen Mängel nicht verringert.

Er blieb sich selbst treu, er blieb seinem Ideale treu bis zum letzten Hauch.

Sein Kampf war, obgleich er mit einer Katastrophe endete, nicht vergeblich. Seine Schöpfungen, denen die Orgien feiernde Tyrannei das Grab schaufelte, erwachten im Zeichen des Friedens zu neuem Leben. Sein Name wird als Name des edelsinnigsten Helden der Freiheitsliebe und der fortschrittlichen Ideen in unauslöschlichem Glanze ewig leben.

Wir ehren uns nur selbst, indem wir die hundertste Jahreswende seiner Geburt als Fest der Menschheit pietätvoll feiern.

Budapest. *Bêla Vikár.*

---





# Gil Vicente und das portugiesische Theater.

In der ersten Hälfte des Monats Juni beging man in Lissabon unter dreitägigen Festlichkeiten eine Gedächtnisfeier des ersten portugiesischen Dramatikers und der Begründung eines nationalen Theaters vor 400 Jahren. Der Name Gil Vicente glänzte nicht nur in Portugal, sondern über die Grenzen der pyrenäischen Halbinsel hinaus, in Frankreich, Deutschland, in ganz Europa. Erasmus v. Rotterdam erklärte den Dichter für den ersten Dramatiker seiner Zeit, nannte ihn „den portugiesischen Plautus“ und lernte Portugiesisch, um seine Werke im Original zu lesen.

Mit einem Schäferspiel (A Visitação do Vaqueiro, der Besuch des Kuhhirten) führte er sich, etwa 30 Jahre alt, am Hofe Emanuels des Großen bei Gelegenheit der Geburtsfeier des nachmaligen Königs Johann III., am 8. Juni 1502, ein, und zwar zugleich als Dichter und Schauspieler. Dies Spiel gefiel der Königin-Witwe, Leonore, besonders wohl, so daß sie für das Weihnachtsfest eine Wiederaufführung anordnete. Aber ein Gil Vicente wiederholt sich nicht, — er schafft etwas Neues: ein zweites, ein drittes „Auto“ folgt; Schäferspiele lösen sich mit Tragikomödien ab, und an diese reihen sich wiederum „Autos“ und Komödien. Fruchtbar trotz dem modernsten Dramatiker, der „alle Jahre ein Kind“ aus der Taufe hebt, beschenkt Gil Vicente das portugiesische Theater in 34 Jahren mit 43 größeren Stücken, worunter 16 „Autos“, 12 Possen, 10 Tragikomödien sind, die alle von dem schöpferischen Genie und der volkstümlichen Individualität des Dichters zeugen, wenngleich, in formeller Hinsicht wenigstens, ein gewisser Einfluß der lateinischen und französischen Mysterien des Mittelalters auf seine „Autos“ nicht zu verkennen ist.

Was auch immer Gils Entwickelung dem Einfluß des Nachbarlandes Spanien verdanken mag, er hat es mit Wucher zurückgegeben, so zwar, daß viele der Gil Vicente-Forscher ihn für den Schöpfer nicht nur des portugiesischen, sondern auch des spanischen Theaters halten und einen Lope de Vega, einen Calderon u. a. m. als von ihm in ihren dramatischen Erzeugnissen inspiriert betrachten.

Carolina Michaelis de Vasconcellos, die gründliche Forscherin und Kennerin der germanischen und romanischen Literaturen, bezeichnet ihn in ihrer „Geschichte der portugiesischen Literatur“ (vergl. „Literatur der romanischen Völker“, herausgeg. v. Gustav Gröber, Straßburg, Karl J. Trübner, 1894) als den „wahren Schöpfer des gesamten modernen Lustspiels“.

„Aber es ist ja gleichgültig,“ sagt der Visconde de Ouguella in seinem Buch über Gil Vicente, „wo er die Elemente zu seinen Schöpfungen hergenommen hat. Er war fruchtbar und originell. Das genügt. Auch Shakespeare befruchtete die englische Bühne mit einer ver-



blüffenden Menge von Geistesschöpfungen, und die Chroniken, Legenden und Traditionen seines Landes zeigen uns, wo er die Keime dazu gefunden hat. Er war sublim, — alles übrige ist belanglos. — Auch Molière begründete ein Theater, das den Ruhm Frankreichs ausmachte; und er selbst hat uns angegeben, wo er die Blätter zu seinem Ruhmeskranze pflückte: „*Je prends mon bien, où je le trouve*", sagte der moderne Aristophanes. Und das ist auch wohl Wahlspruch Gil Vicentes gewesen, denn wir finden in seinen „Autos" eine erstaunliche Vielseitigkeit, die uns, wie auch die Sprache und der derbe Humor, alle Augenblicke an Shakespeare erinnert. Historische Persönlichkeiten und Begebenheiten oder auch allegorische, — Pfaffe und Schalksnarr, Engel und Teufel — ja sogar die Seele, um die sie streiten, — Gelehrte und naives Volk im bunten Reigen, wie in Holbeins Totentanz, und überall kräftiges, oft übermütiges Leben: der konkret gewordene Geist der damaligen Kultur und der Tradition des Landes.

„Der Dichter", sagt d'Ouguella, „hatte sich dem Milieu, in dem er aufgewachsen, anzupassen, und seine auf die Empfindlichkeit einer Äolsharfe abgestimmte Seele unterwarf sich trotz der edlen Unabhängigkeit des Charakters, die seine Handlungen bestimmte, den seine künstlerische Entfaltung hemmenden Bedingungen und gesellschaftlichen Einflüssen: er war ein Mann seiner Zeit." Denn seine Aufgabe war, die Hofkreise zu unterhalten, ohne zu große Ansprüche zu stellen an tieferes Nachdenken und subtile Auslegung. Er mußte drastisch sein, damit seine Anspielungen nicht unverstanden, die Tatsachen, auf welche er sich bezog, nicht unbekannt blieben; und damit die unerbittliche Ironie, mit der er seinen Opfern die Schafskleider samt der Haut abzog, unter dem Stöhnen der Betroffenen desto lauteres Spottgelächter erregte. Der Dramatiker, der Philosoph, der — trotz brünstigem Mystizismus — unerbittlich strenge Sittenrichter eines entarteten Klerus — hatte die kluge Selbstentäußerung, sich zum Possenreißer, zum Hofnarren zu machen, um die derbsten Wahrheiten, die schneidensten Satiren anscheinend harmlos sagen zu können.

Keine Klasse wurde von Gil Vicente so verfolgt, wie die Pfaffen. „Sie sind der Brennpunkt, in dem er alle seine Energie, die ätzende Schärfe seiner Satire sammelt. Dies ist die einzige Klasse, die er mit Haß und systematisch angreift, die niemals sicher vor ihm ist. Es gibt kein Stück, wo sie nicht Ziel seines Spottes wären." Wenn man sich erinnert, wie fanatisch orthodox der Hof des gleißnerischen Johann III. gesinnt war, so fragt man sich voll Staunen, wie es eigentlich möglich war, daß man, bewußt oder unbewußt, dem Geist der Reformation in den „Autos" zujauchzte, daß nicht nur der rauflustige, ausschweifende Pfaffe, — auch die Bischöfe, die höchsten kirchlichen Würdenträger, ja selbst der Papst dem Spottgelächter der Höflinge preisgegeben werden konnte, wie dies z. B. in dem „Auto da Feira"





(Marktspiel) geschieht, wo skrupellos alles und jedes feilgeboten und öffentlich meistbietend verkauft wird, wobei der Teufel der Hauptauktionator ist.

Wie ersichtlich, fand Gil Mittel und Wege, seinen Klassenhaß, seine Satire gegen bestehende Zu- und Mißstände in seine dramatischen Schöpfungen einzukleiden, trotzdem dieselben zunächst für bestimmte Gelegenheiten und zur Aufführung bei Hofe durch ihn und seine Gesellschaft[1]) bestimmt waren. Auch tritt in ihnen der Höfling hinter den Dichter zurück. Die mutwillige, burleske Sprache, in der volkstümliche, ja plebejische Ausdrücke und Redewendungen vorherrschen, die Volkssitten und -Typen, die ganze, in ihrem Glauben und Aberglauben, in Sagen und Traditionen widergespiegelte Volksseele, geben beredtes Zeugnis davon, daß Gil Vicente nicht etwa nur Palastdichter und Gelehrter war, sondern ein echter Volksdichter. Auch ist zu vermuten, daß seine Stücke nicht nur bei Hofe aufgeführt wurden, sondern auch auf Volksbühnen, wenngleich die Chronik nicht berichtet, ob bei seinen Lebzeiten ein öffentliches Schauspielhaus bestanden habe. Aber seine Werke, die einzeln gedruckt wurden und in zahllosen Flugblättern durch das ganze Land flatterten, wurden gierig gekauft und gelesen, und bildeten selbst im 17. Jahrhundert, nachdem schon 1562 seine Werke zu fünf stattlichen Bänden in der „Compilação" vereinigt waren, eine reiche Einnahmequelle für die Buchhändler.

Obgleich wir nicht erfahren, ob mit dem Tode Gils (bald nach 1536) die szenischen Aufführungen im Königspalast aufhörten, oder ob ein anderer Dichter und Schauspieler an seine Stelle trat, wissen wir aus einem an den König Sebastian gerichteten Prolog seines Sohnes Luiz Vicente, daß sich dieser Monarch schon in frühestem Alter an den Werken des humorvollen Lustspieldichters ergötzte, was darauf schließen läßt, daß die dramatische Überlieferung des Poeten keine Unterbrechung erlitt.

Wohl aber mußte sie sich eine Verstümmelung von seiten der Inquisition gefallen lassen, welche in der zweiten Auflage der „Compilação" (1585) alle ihr nicht genehmen Stellen unterdrückte. Die erste Ausgabe, welche alle diese für den Dichter charakteristischsten Momente enthält, bildet deshalb eine wahre Fundgrube für den Forscher.[2]) In ihrer Unterdrückung sieht Alfredo da Cunha[3]) die Hauptursache, daß dieser Volksdichter par excellence dem eigentlichen Volke des modernen Portugals unbekannt ist (wenngleich sein Name in den Bühnen der „Casa de Gil Vicente" in Lissabon und der „Sala de G. V." in Oporto fortlebt), während er den Ge-

[1]) Dieselbe bestand zumeist aus seiner Familie, (seine Tochter Paula war als Schauspielerin, Dichterin und Tonkünstlerin gleich ausgezeichnet) aber auch König Johann sowie Höflinge beteiligten sich an den Aufführungen.

[2]) Ein von Barreto Feio und Monteiro veranlaßter vollständiger Wiederabdruck mit Einleitung und Glossar erschien 1834 in Hamburg.

[3]) Revista intellectual contemporanea, Mai 1886.

lehrten, Dichtern und Schriftstellern unerschöpfliche Anregung zu Forschungen aller Art bietet.

Stößt man dabei auf Verse, wie diese, unter tausend andern:

*E á gente religiosa*
*Mandae-lhe velas bispaes,*
*A cera de renda grossa,*
*Os pavios de casaes,*
*E logo não porão grosa,*

(„Schickt nur den Pfaffen Bistums-Kerzen, das Wachs einer fetten Pfründe und den Wachsdocht eines einträglichen Landguts, so seid ihr vor ihrer Raspel sicher"), so begreift man allerdings, daß die frommen Väter des heil. Officiums auf solche Herausforderung mit der „Raspel" der Zensur antworteten. Die zweite Ausgabe erschien mit dem Vermerk: „Vam emendadas pelo Sancta Officio, como se manda no Cathalogo d'este Regno" (verbessert vom S^to^ Off^o^, wie solches der Katalog dieses Reichs vorschreibt).

Die tiefgehende Bedeutung Gil Vicentes konnte die inquisitorische Zensur allerdings nicht „wegraspeln". Sie konnte nicht hindern, daß seine „Farças" (Possen) die Grundlage eines Nationallustspiels bildeten und daß eine Schule wirklich volkstümlicher Dichter, die „Trovistas", entstand. „Doch sie alle," sagt d'Ouguella, „ragen nicht an Gils kraftvolle Persönlichkeit heran. Selbst Camoens — der große Epiker verzeihe mir! — kann in seinen Lustspielen „El rei Seleuco", „Os Amphitriões" und „Filomelo" nicht mit dem Autor der Autos „da Feira", „da Alma" [1]), „das Barcas do Inferno", „do Purgatorio" und „da Gloria" rivalisieren.

Wenn Gil Vicente trotzdem auf das moderne portugiesische Theater nicht den Einfluß behalten hat, wie solcher bei seiner starken Individualität, die Jahrhunderte zu überdauern bestimmt schien, zu erwarten war, so ist das der fast gleichzeitigen Einführung der servilen Nachahmung altklassischer Muster durch Sá de Miranda zu verdanken, durch welche die Entwickelung einer Nationalbühne vereitelt wurde. Der italienische Einfluß besonders zerstörte die Form dieser ursprünglichen, eigensten, portugiesischen Schule, indem er Komödien ohne portugiesisches Gepräge zeitigte, blasse Nachahmungen des Terenz, des Plautus etc.

Nach Gil Vicente hat nur ein portugiesischer Dichter die besondere Gabe besessen, die tiefsten Gedanken in größter Schlichtheit auszusprechen: Garret, der Autor des „Frei Luiz de Sousa". († 1854.)

Über den gegenwärtigen Zustand des portugiesischen Theaters verbreitet sich der Dramatiker Alberto Braga in einer Privat-Korre-

[1]) In diesem Auto finden sich so zahlreiche und überraschende Anklänge an „Faust", daß die Gil Vicente-Forscher der Ansicht sind, Goethe müsse ihn gekannt und als Vorbild benutzt haben. Leider gestattet der Rahmen dieser Studie nicht, solche Analogien im einzelnen hervorzuheben.



spondenz an mich. Es heißt bei ihm: „Unser zeitgenössisches Theater durchlebt eine Krisis: Garret, der berühmte Autor des „Frei Luiz de Sousa“ und des „Alfageme (Schwertfeger) de Santarem“ hinterließ keine Epigonen. Unter den derzeitigen mehr oder weniger bedeutenden Dramatikern kann keiner seinen Ruf auf ein Schauspiel von hervorragendem Gepräge stützen. Fast alle schwanken in der Wahl der Gattung: so schreiben sie bald historische Schauspiele in Versen in dem romantischen Genre Victor Hugos, bald wenden sie ihr Studium den zeitgenössischen Sitten zu und schreiben moderne Lustspiele.

Unter unsern heutigen Autoren und ihren Werken sind u. a. zu nennen: Dom João da Camara und seine Schauspiele in Versen „Affonso VI“ und „Alcacer-Kibir“. Er wandte sich später vom historischen Schauspiel ab und dem volkstümlichen Sittenstück zu: sein Lustspiel „Os Velhos“ (die Alten) findet, trotzdem es zuerst lau aufgenommen wurde, heut viel Beifall und gilt für sein bestes Stück.

Lopes de Mendonça verdanken wir u. a. die historischen Dramen in Versen „Duque de Vizeu“ und „A Morta“ (letzteres behandelt das Geschick der Ignez de Castro). Trotzdem er nicht an João da Camara hinanreicht, wird er als Dramatiker doch sehr geschätzt.

Marcellino de Mesquita ist fruchtbarer als die andern; von seinen Werken sind zu nennen: die historischen Schauspiele „Leonor Telles“ und „O Regente“, sowie die modernen Sittengemälde „Os Castros“, „O velho thema“, „Dôr suprema“ u. a. m. Von seinen Erzeugnissen hatte den meisten Erfolg sein „Peraltas e secias“ (Gecken und Giggerle), ein Sittenstück aus der Regierungszeit D. Maria I. Dieser Dichter offenbart die größten Fähigkeiten für die Bühnentechnik, wiewohl er literarisch den andern nachsteht.

Von Souza Monteiro wurde der in meisterlichen Versen geschriebene „Ritter Falstaff“ und das „Auto dos Esquecidos“ (die Vergessenen) aufgeführt; letzteres als das von der Jury bei Gelegenheit der Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Indiens prämiierte und gewählte.

Von mir (so schreibt Alberto Braja) wurden u. a. „A Estrada de Damasco“, Lustspiel in 3 Akten, „A Irmã“ (die Schwester) und „O Estatuario“ (der Bildhauer) aufgeführt. Ich bin unter den Dramatikern der meist besprochene und meist befehdete. In meinen Stücken studiere ich die vornehme Gesellschaft, in der ich verkehre und die ich kenne. Den andern Autoren ist das Leben dieser Gesellschaft unbekannt und wenn sie es widerspiegeln wollen, begehen sie dabei die ärgsten Irrtümer. Ich wähle diesen Stoff, weil ich das Milieu und die Personen zu beobachten Gelegenheit habe. Und vielleicht ist dies der Grund, daß mich ein Teil des Publikums befehdet; man betrachtet es als zu viel des Guten, daß ich den vornehmen Gastmählern beiwohne, zu allen Festlichkeiten und Bällen der Gesellschaft Einladungen erhalte und auch noch die Hand nach den Lorbeern

des Schriftstellers ausstrecke. Deshalb erscheint nicht sobald mein Name auf dem Theaterzettel, so bilden sich Kabalen und das Schauspielhaus wird zum Schlachtfeld. So viele Zuschauer, so viele auf mich gerichtete Geschützrohre. Aber weit entfernt, daß mich dieser erbitterte Krieg verdrösse, amüsiert er mich, schmeichelt er mir. Wenn mir die Zuschauer einer Première, die eigentlichen Parteigänger, nicht völlig den Garaus machen, so liegts nicht an ihrem guten Willen.

Soviel in großen Zügen, was sich über die Autoren sagen läßt. Das im ganzen literarisch wenig geschulte Publikum begünstigt die meist schlechten Übersetzungen französischer Vaudevilles, die mehr oder weniger unsittlich, aber amüsant sind. Nach genossenen Tafelfreuden will es weder nachdenken, noch sich aufregen: es will lachen. Und vielleicht hat es ganz recht."

Hamburg. *Louise Ey.*

---

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

V.

„Brav gesungen, Meister Carduus, und der Lohn folgt gleich dabei!" rief jetzt die zweite Rosenfee und warf die Maiglöckchenblüte so geschickt, daß sie ihren Platz genau auf dem Haupte des Künstlers fand. „Doch jetzt zu etwas Ernsthafterem! Lest mir doch, bitte, bitte, aus Eurem Buch wieder wie neulich vor von alten Zeiten und Taten, als unser erlauchtes Geschlecht, die Rosen, noch als Herrscher im Blumenreich gefeiert waren, ehe die bösen Menschen sie vertrieben. Ich werde ja nun doch einmal eine alte Jungfer, und da muß ich sorgen, daß, wenn ich als Allerweltstante später bei Nichten und Neffen herumreise, mir ein ordentlicher Vorrat von interessanten Geschichten zur Verfügung steht, die ich ihren Kleinen vor dem Einschlafen erzählen kann."



„Hoho,“ lachte das gelehrte Männlein, „wer am meisten davon spricht, niemals heiraten zu wollen, der ist ganz sicher in kurzer Zeit unter der Haube. Und seht, kommt da nicht jemand, der Euren Plan vom Allerweltstantentum gern zu Schanden machte?“

Blitzschnell drehte die Fee das Köpfchen nach der von Meister Carduus angedeuteten Richtung, wandte es aber dann ebenso rasch wieder ab, wie wenn ihr das, was sie dort erblickt hatte, vollständig gleichgültig wäre. Das Distelmännchen schmunzelte, tat nochmals einen herzhaften Zug aus dem Blattkelch und meinte: „Begrüßen dürft Ihr den Junker immerhin; er verdient es wahrhaftig für die Treue, mit der er sich Eurem Dienste widmet.“

Noch ehe es jedoch seine Ermahnung beendet hatte, sprengte ein kühner Ritter auf einer prachtvoll glänzenden Libelle von hellblauer Farbe daher. Unmittelbar vor der Distel parierte er seinen Renner und grüßte in ehrerbietiger Weise; von Kopf bis zu Füßen in einen geschmeidigen Panzer gehüllt, der jeder Bewegung des Körpers folgte, auf dem Helm eine mächtige blaue Feder, an der Seite ein langes Schwert und große goldfunkelnde Sporen an den Füßen, bot er ein Bild echter, tatkräftiger Männlichkeit.

„Seid willkommen, Junker Rittersporn,“ rief ihm Meister Carduus entgegen. „Ist Euch ein kühler Trunk genehm, so bedient Euch, bitte!“ „Besten Dank für das freundliche Anerbieten,“ entgegnete der Junker, „doch verzeiht, wenn ich, ehe ich ihm nachkomme, zuerst das Fräulein frage, ob ihr ein Spazierritt mit mir auf meinem neuen Rosse genehm ist.“

Indem er, gewandt sich verbeugend, die Rosenfee ehrerbietigst begrüßte, brachte er die Libelle in ihre unmittelbare Nähe, so daß jene nur die hülfsbereit ausgestreckte Hand des Ritters zu ergreifen brauchte, um sich in den Sattel zu schwingen. Und richtig — die Erzählung von der verflossenen Herrlichkeit ihres Geschlechtes schien ihr augenblicklich nicht mehr dringlich zu sein —, ohne Zaudern folgte sie der Einladung und flugs war das Pärchen um den nächsten Baumstamm verschwunden.

*Tandaradei,*
*Wie schön ist's im Mai!*
*O, welch ein Vergnügen,*
*Das Liebchen im Arm,*
*Ohne Kummer und Harm*
*Die Welt zu durchfliegen*
*Mit Blitzesschnelle*
*Auf schlanker Libelle!*

Also klang in jauchzenden Tönen der Abschiedsgruß zu Meister Carduus herüber. Von der ungewohnten Bedeckung seines Hauptes belästigt — die Maiglöckchenblüte hatte ihren Platz dort bis jetzt bewahrt —, nahm er dieselbe fort und versank durch ihren Anblick

in sinnende Betrachtungen, in denen er jedoch durch plötzliches, heftiges Niesen ärgerlich gestört wurde.

„Zur Gesundheit, geschätzter Freund und Kollege, möge Euch der Himmel noch lange Jahre erhalten zum Segen aller Kranken und Traurigen und zum Ruhm unserer Kunst und Wissenschaft!"

Ein arg zusammengeschrumpftes Mütterchen, zahllose Falten in dem außerordentlich freundlichen Gesicht, näherte sich mit dieser Anrede der Distel. Nach zahlreichen, anfangs vergeblichen Versuchen, durch gewaltsames Zukneifen der Nasenflügel den Nieskrampf zu beseitigen, polterte der Meister los:

„Zum Kuckuck, Frau Camilla, Ihr bringt ja wieder echte und unverfälschte Krankenstubenatmosphäre mit; könntet Ihr Euch denn nicht wenigstens vorher ein wenig auslüften, ehe Ihr harmlosen Leuten, die sich des Lebens freuen wollen, dadurch gefährliche Erschütterungen des Gehirns verursacht?"

„Habt Euch doch nicht so, alter Freund!" antwortete das Mütterchen. „Ihr als unser beliebtester und geschicktester Arzt seid doch wahrhaftig an unangenehme Gerüche gewohnt."

„Bei meinen Kranken, ja, aber nicht, wenn ich studieren will." — „Nun, es gibt überall Hülfsbedürftige; seht nur, in Eurer direkten Nachbarschaft ist ein armes Ding, dem ich Trost und Linderung versprochen habe."

Behutsam legte nunmehr Frau Camilla ihre feine weiße, mit Gold verzierte Haube neben sich auf das Moos und schlug den weiten Mantel vorsichtig auseinander. Dieser Mantel war ein Kunstwerk ganz besonderer Art. Als Stoff dienten Kamillenblätter, zwischen ihnen waren die Blüten derselben Pflanze so geschickt hineingewoben, daß verschiedene Muster entstanden; so erblickte man eine Theekanne, einen Löffel zum Einnehmen von Arzneien, ein Schlummerkissen, allerhand Arzneiflaschen mit langen Fahnen, einen Kaffeewärmer und dergleichen nützliche Gegenstände noch mehr. An einer anderen Stelle war eine Unmenge von Spielsachen dargestellt, Trommeln, Schaukelpferde, Bälle, Kreisel, kurzum alles, was ein Kinderherz erfreuen konnte, und wieder an einer dritten Bücher und wissenschaftliche Instrumente. Wenn also der Mantel richtig gelegt wurde, dann fand jeder das auf ihm, was ihm Unterhaltung oder Trost gewährte.

Augenblicklich wurde von dem interessanten Kleidungsstück kein Gebrauch gemacht; seine Besitzerin beugte sich vielmehr zu einem kleinen Veilchen nieder, das gar nicht weit von der Distel entfernt auf der Erde zusammengekauert da lag. O weh, wie sah das arme Veilchen aus! Blaß und elend, mit eingefallenen Wangen, die hübschen tiefblauen Augen voller Tränen und entzündet vom vielen Weinen, rang es die schmalen Händchen und seufzte aus Herzensgrund zuweilen tief auf.

„Ach, Tante Mömchen, wär' ich doch tot!" stöhnte es leise beim Erblicken der guten Frau Camilla.

Tante Mömchen — ihr richtiger Name lautete eigentlich Frau Chamomilla; da der aber viel zu unbequem auszusprechen war, so hieß sie bei näheren Bekannten und Freunden Frau Camilla; die kleineren und jüngeren ihrer Pfleglinge nannten sie jedoch nur Tante Mömchen — legte sanft und behutsam ihren Arm um das Veilchen und küßte es auf die Stirn.

„Sei ruhig, mein Herzchen, du sollst bald Hülfe bekommen. Gleich wird Professor Rhoeas erscheinen, und wenn er dann seinen Schirm über dich aufspannt, schläfst du ruhig ein, und beim Aufwachen hast du alles vergessen und bist so vergnügt wieder wie vorher! Sieh, da ist er ja schon."

Eine Gestalt in blau-grüner Kleidung und einen Schlapphut auf dem Kopfe war unterdessen lautlos herbeigeschritten, nickte der Tante und ihrem gelehrten Freund, ohne ein Wort zu sagen, zu und spannte seinen grellroten Regenschirm auf, den er so zu halten verstand, daß der Kopf des Veilchens ganz davon beschattet wurde. Dann strich er mit der anderen Hand ein paarmal oberflächlich über dessen willig sich schließende Augenlider, und bald verrieten die tiefen, regelmäßigen Atemzüge, daß der Schlaf seine Herrschaft begonnen hatte. Nach einigen Minuten nahm der Professor — wie die Tante ihn bezeichnete — den Schirm wieder fort und verschwand ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war.

„Auch einer, der alle Leute mit Schlafen kuriert," brummte Meister Carduus. „Und der damit Tausenden Leid und Sorge verscheucht," erwiderte schlagfertig Frau Camilla.

„Warum ist er denn so hochmütig und führt den ausländischen Namen? Professor Mohn klingt nach meinem Geschmack viel besser als Professor Rhoeas," eiferte das Distelmännchen.

„Mag er sich nennen, wie er will," kam die Erwiderung, „die Hauptsache ist, daß er meine arme Viola wieder gesund macht. Es ist ja herzzerreißend, sehen zu müssen, wie das arme Geschöpf deshalb so viel leidet, weil es einem Manne zu viel Vertrauen geschenkt hat."

Als Antwort auf diese spitze Bemerkung gab der Meister ein vernehmliches Räuspern von sich.

„Bst, bst, nicht so laut," flüsterte Tante Mömchen, „es ist ja doch wahr, und Ihr könnt mir nichts davon wegdisputieren, daß der eitle Hahnenfuß unser Kindchen da hat sitzen lassen, nachdem er heilige Eide geschworen, er würde sie heimführen. Nun läuft er dem Mauseöhrchen nach und sucht sich einzuschmeicheln; aber da hat er die Rechnung ohne mich gemacht, da fahre ich ihm schon dazwischen!"

Mittlerweile war das Ende des Tages immer nähergerückt, die Sonne hüllte die Bäume in das tiefe Gold ihrer Strahlen, lebhafter rauschten die Wipfel und stärker hauchten die Blumen ihren Duft aus. Ab und zu erklangen schon die sehnsuchtstrunkenen Seufzer des Nachtigallenliedes, auf leisen Schwingen nahte die Nacht, das Szepter aus den Händen des Tages zu empfangen, und als ihr Wahr-



zeichen stieg der Vollmond in silbernem Glanze am sternenfunkelndem Firmament auf.

Regungslos mit immer wachsender Teilname hatte Johannes dem um ihn sich abspielenden Leben und Treiben des Blumenvölkchens zugehorcht, nicht im mindesten erstaunt, daß er imstande war, Blumenelfen zu erblicken und ihre Sprache zu verstehen. Ja, es kam ihm dies geradezu selbstverständlich vor, besonders da auch Maja kein Zeichen der Überraschung von sich gab und in seinen Arm geschmiegt in seligem Selbstvergessen den Worten der Elfen lauschte.

Ein überwältigendes Gefühl von Glück und Zufriedenheit durchdrang sein Inneres, alle Sorgen waren abgefallen, leicht und frei schlug das Herz, und im sonnigsten Glanz lag die Welt vor ihm. Und wem verdankte er es, daß die gemeine Wirklichkeit Platz gemacht hatte dem wunschlosen Schwelgen in seiner Glückseligkeit? Einzig und allein dem holden Wesen an seiner Seite, seiner lieben, süßen Maja! Unaufhaltsam brach sich der Überschwang seiner Gefühle jetzt Bahn, alle Schüchternheit schwand, und was er nie für möglich gehalten hätte, in diesem Augenblick wurde es zur Tatsache: er küßte Maja mitten auf den Mund! Und als er gar statt entrüsteter Abwehr williges Entgegenkommen fand, da wuchs sein Mut schier ins Ungeheuerliche und das für beide Beteiligten ganz neue Spiel des Küssegebens und -empfangens wollte kein Ende nehmen.

Endlich als ein vorwitziger Mondesstrahl durch allzuhelles Glänzen dem jungen Paar verriet, daß die gesamte Schar der Blumenelfen sich an dem seltenen Schauspiel, zwei glückliche Menschen zu sehen, ergötzte, erhob sich Maja mit den Worten:

„Komm, Geliebter, es ist Zeit, zur Stadt zurückzukehren! Was wird der Vater sagen, wenn wir so lange ausbleiben?“

Folgsam und artig wagte Johannes keinen Widerspruch, und nach einem vorläufig letzten, langen Kuß begannen sie Hand in Hand den Heimweg. Wie immer zu allerhand Possen aufgelegt, ließ auch diesmal der Mond seiner scherzhaften Laune vollauf die Zügel schießen, und nachdem er zu Anfang den Waldpfad mit seinem klarsten Licht überschüttet hatte, versteckte er sich auf einmal hinter einer dicken schwarzen Wolke, so daß man keine Hand vor Augen sah. Indessen, seine Absicht, das junge Paar in Verlegenheit zu setzen, mißlang ihm vollständig. Es erhob sich nämlich ein Geräusch verworren durcheinander klingender, immer mehr sich nähernder Töne, als deren Urheber sich schließlich ein stattliches Korps musizierender Käfer und Insekten herausstellte. Jedem Künstler zur Seite ging abwechselnd ein Irrlicht oder ein Glühwürmchen, die durch ihr intensives Leuchten gegen die Dunkelheit siegreich ankämpften. An der Spitze des Zuges marschierte eine wohlgenährte Hummel, eines ihrer Fühlhörner als Taktstock schwingend und dann und wann, sobald die richtige Kammerstimmung verloren zu gehen drohte, den Grundton angebend. An sie schlossen sich Maikäfer an, deren Reihe allerdings fortwährend

in Unordnung geriet, da der eine oder andere es nicht lassen konnte, beim Vorbeipassieren mal eben aus dem taugefüllten Kelch der in der Nähe stehenden Blüten zu nippen. Musikanten und besonders Maikäfer sind ja bekanntermaßen durstige Seelen; da sie aber sonst eifrig bei der Sache waren, wurde ihnen diese kleine Stärkung nicht verübelt. Heuschrecken und Grillen folgten darauf, und den Schluß bildeten eine riesige Menge zierlicher Mücken, die deshalb so zahlreich sein mußten, weil sie sonst mit ihren hohen und feinen Tönen gegen den Baß der Käfer und die schrillen Laute der Heuschrecken nicht durchgedrungen wären.

Bei Maja und Johannes angelangt, machte die ganze Gesellschaft Halt und stimmte einen äußerst melodischen Tusch zur Begrüßung an. Johannes bedankte sich herzlichst bei dem Kapellmeister für die Ehre, und auch Maja reichte diesem ihre Hand, die er mit Würde und Grazie an die bärtigen Lippen drückte. Alsdann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und das Liebespaar schloß sich ihm wohlgemut an.

Kurz vor der Stadt, am Ende des Waldes, schwenkten die Musikanten nach abermaligem Tusch und Hochrufen nach links ab und waren in kurzer Zeit zwischen den Bäumen verschwunden. Johannes und Maja hatten aber jetzt nur noch wenige Schritte zu tun bis zu der Gastwirtschaft, wo sie der Verabredung gemäß mit Fräulein Wendeline und Herrn Pietsch zusammentreffen wollten.

„Gott sei Dank, daß ihr da seid," rief die erstere und begrüßte Maja mit stürmischer Umarmung, „ich war schon ernstlich unruhig über euer Fernbleiben! Aber was hast du denn, Kind?" fuhr sie besorgt fort, „was ist denn passiert?"

Einiger Grund zum Erstaunen lag zweifellos vor, denn Maja war, ohne ein Wort zu sagen, ihrem Pflegevater alsbald um den Hals gefallen und schluchzte dabei herzzerbrechend, während Johannes stumm dastand und Herrn Pietschs rechte Hand zu ergreifen suchte. Dieser trug eine wahrhaft klassische Ruhe zur Schau; strahlend vor Freude und Genugtuung, begnügte er sich damit, seine Tochter zu küssen und sie darauf Johannes zuzuführen. „Da hast du sie, ich weiß, ihr werdet glücklich werden!" Dann aber erdröhnte es wie Donnerton: „Kellner, wo bleibt die Bowle?"

Allmählich hatte auch Fräulein Wendeline begriffen und sich so weit wieder gefaßt, daß sie ihre bestgemeinten Glückwünsche darbringen konnte. Nur einmal noch an dem heutigen Abend mußte sich ihr seelisches Gleichgewicht eine unangenehme Störung gefallen lassen. Als nämlich Herr Pietsch im Vorgenuß des kommenden Genusses schwelgend den Deckel der Bowle abnahm, da fand sich in derselben statt des erhofften Maitranks eine rübenartige Wurzel; aber er bewahrte seinen Gleichmut und meinte nur: „Hoffentlich hat sie uns doch noch etwas übrig gelassen!" Und seine Zuversicht wurde nicht zu Schanden, denn ehe die Institutsmutter sich zu einer



genauen Untersuchung des merkwürdigen Vorfalles aufraffen konnte, war die Wurzel weg, und der goldige Trank schimmerte, bis zum Rande das Gefäß anfüllend, ihren erwartungsvollen Augen entgegen.

Waldmeisterbowle, getrunken im Mai und in lieber, guter Gesellschaft, das ist ein Genuß, der nicht weiter gepriesen zu werden braucht; wer ihn ein einziges Mal kennen gelernt hat, vergißt ihn niemals in seinem Leben.

So verlief der Abend in der schönsten Weise, und Fräulein Wendeline Unbestand wurde durch Majas Pflegevater so lustig unterhalten, daß ihr helles Lachen den Neid aller Umsitzenden erregte. Erst spät in der Nacht, nachdem der letzte Tropfen die Kehle hinabgerollt war, erhob sich Herr Pietsch zum Aufbruch, gegen den das Brautpaar auch jetzt noch Einspruch erhob, der jedoch mit großem Nachdruck abgewiesen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

---

# CHRONIK.

*Otto Gildemeister †, (geb am 13. März 1823, † am 26. August 1902.)*

Der Mann, dessen irdische Hülle am 29. Aug. unter großer Beteiligung der Behörden und der Kaufmannschaft Bremens zu Grabe getragen ist, hat eine Bedeutung weit über die Mauern seiner geliebten Vaterstadt besessen; er war, obschon ein getreues Kind seiner Heimat und im weiteren Sinne ein begeisterter Anhänger des geeinten deutschen Vaterlandes, doch seinem ganzen Wesen nach Kosmopolit, ein Weltbürger in des Wortes höchster, geistiger Fassung. Das zeigt die ganze, universale Richtung seines Schaffens und Denkens; obwohl ein ehrlicher Deutscher wie nur irgend ein anderer, selbst längere Zeit und zwar in kritischen Verhältnissen berufen, das ihm anvertraute Schifflein durch brandende Wogen sicher zu leiten (G. war 1866—1876 bremischer Bevollmächtigter im Bundesrat), war seiner Haltung und seinem Empfinden jeder mit wohlfeilen Schlagworten



sich brüstende Chauvinismus zuwider, und gerade auf Grund dieser weitherzigen, vornehmen Gesinnung war es ihm bei seinem ausgesprochenen formalen Talent ein Leichtes, sich in das Dichten fremder Völkerschaften zu versenken und es in kongenialer Umbildung seinen Landsleuten zugänglich zu machen. Seine Übersetzungen Byrons (die noch in die Schülerzeit hineingreifen), Ariosts, Dantes u. s. w. legen davon beredtes Zeugnis ab. Aber er entzog sich auch nicht den Pflichten, welche geistig bedeutende Männer ihrer Umgebung gegenüber zu erfüllen haben; so sehr er, besonders nachdem er sich seit dem 1. Januar 1890 vom Senate zurückgezogen, die literarische Muße liebte — man konnte ihn einen seltenen Vertreter eines idealen und verklärten Epikureismus nennen —, so mannigfaltig hatte er doch in früheren Jahren durch Wort und Schrift weite Schichten der bremischen Bevölkerung anzuregen verstanden. Freilich fehlte ihm das eigentlich Populäre, und man könnte ihn darin Goethe vergleichen, der bekanntlich Eckermann gegenüber äußerte: Meine Schriften werden nie volkstümlich werden; es mangelte ihm das Rhetorische, das Blendende, das Faszinierende durch klug gewählte Schlagwörter und sentimentale Redensarten, dazu war der Verstorbene viel zu vornehm, objektiv und zu wahrheitsliebend. Eigenartig war die Mischung der Elemente, welche die Mutter Natur ihm auf den Lebensweg mitgegeben hatte: neben feinstem Verständnis für die zauberhaften Reize der Poesie und der vollendeten Fertigkeit in der Übertragung aus fremden Zungen die schärfste, nüchternste Prüfung sozialer und politischer Probleme. Gildemeister war nebenbei auch, was Auswärtigen meist ganz unbekannt ist, ein Finanzgenie, und nicht ohne Grund hat ihm Bremen während langer Jahre die Leitung der Finanzen anvertraut. Aber wie er in seinem Wesen diese verschiedenen Elemente reinlich von einander sonderte und es z. B. dem Dichter nie erlaubte, über finanzpolitische und nationalökonomische Fragen ein Wort mitzureden, so trennte er auch in der theoretischen Erörterung (sei es im Gewande strenger Wissenschaft, sei es des plaudernden Essays, worin er ein unbestrittener Meister war) Wissenschaft und Kunst. Jede Sphäre pflegte er mit der ganzen Liebe eines berufenen und geschmackvollen Kenners, ohne sie in eine bedenkliche Vermischung zu bringen, und so gelang ihm, woran wir anderen, die längst nicht solche Schwierigkeiten in ihrem Naturell zu überwinden haben, uns meist vergeblich abmühen, die Versöhnung des Lebens mit dem Ideal, das ihm stets als leuchtendes Ziel vorschwebte. Ein nur flüchtig berührtes Moment möchten wir zum Schluß noch hervorheben, die Feinheit des Gildemeisterschen Stils, der sich gleich weit von den brausenden Kaskaden eines Heinr. v. Treitschke und der farblosen Nüchternheit hielt, die meist Herm. Grimm liebte. Der Satzbau, die Wortfügung immer peinlich korrekt, selbst bis auf Kleinigkeiten, scharf gegliedert, aber geistig belebt und verklärt, ohne irgendwie in das alte Fahrwasser der fahlen Rhetorik zu geraten. Dazu



trat Humor und gelegentlich auch Sarkasmus, der aber stets sachlich blieb, also nie verletzend wirkte, — und auch das war wieder ein Beleg für die innere Vornehmheit dieses seltenen Mannes, der seine Umgebung turmhoch überragte, ohne es sie irgendwie entgelten zu lassen. Daß deshalb die Essays Gildemeisters (vor einigen Jahren in zwei Bänden von seinen Freunden gesammelt) ebenso geschätzt sind wie seine zahlreichen Leitartikel in der Weser-Zeitung, deren Redaktion er eine ganze Reihe von Jahren angehört hat, liegt auf der Hand. So steht er als ein Mann vor uns, der die in unseren Tagen nicht mehr allzuhäufige Gestalt des echten, durchgebildeten Geistesaristokraten vertritt, ein überzeugter Anhänger des großen, geeinigten Deutschlands und doch der wacker aufstrebenden Vaterstadt von Herzen zugetan, ein Bild wahrer, durch keinen gleißenden Schimmer entstellter Humanität, von keiner falschen Sentimentalität angekränkelt und doch den einfachen, schlichten Gefühlen der menschlichen Seele vollauf zugänglich.

Bremen. *Prof. Ths. Achelis.*

## *Leben und Sterben in London.*

Die sanitäre und hygienische Abteilung (Public Health Department) des Londoner Grafschaftsrats veröffentlicht einen Bericht, der nicht nur für den Statistiker von Interesse ist, sondern auch auf manche Punkte unseres öffentlichen Lebens ein bedeutendes Licht wirft. Zunächst zeigt die London Life Table, 1891—1900, daß die Hauptstadt mit mehr als fünf Millionen Einwohnern, trotz der vorhandenen Armut und Wohnungsnot, trotz ihres Rauchs und Schmutzes, immer noch verhältnismäßig ein gesunder Aufenthaltsort ist. Man lebt hier länger als in den großen Gewerbsstädten Manchester und Glasgow, — wenn auch nicht so lange als in dem meergebadeten Brighton. Und dieser Zustand ist in weiterer, wenn auch nicht sehr rascher Verbesserung begriffen. Wenn die neueren Zahlen mit denen der vorhergegangenen, ebenfalls zehnjährigen Periode 1881—1890 verglichen werden, so zeigt es sich, daß in allen Lebensaltern, von der Kindheit bis zum 75. Jahre, eine allerdings mit den Lebensjahren abnehmende Vermehrung der Lebenskraft vorhanden ist. Zum Beispiel im Jahre 1885 konnte ein Mann von 35 noch auf eine Verlängerung seiner Existenz um 26,89 Jahre rechnen; im Jahre 1895 hatte sich diese Hoffnung oder Erwartung auf 27,25 Jahre erhöht.

Es ist ferner berechnet, daß ein Knabe, der irgendwo in England (und Wales) geboren ist, eine durchschnittliche Lebenserwartung auf 43,66 Jahre hat. Ist er aber in London geboren, so fällt diese Ziffer auf 40,98 oder rund 41 Jahre. Schlimmer ist die Sache in Manchester und seinem Bezirk. Dort werden große Reichtümer an Waren geschaffen, und einzelne Individuen gelangen zu großem Besitz, aber das wird immer

mit einem hohen Preise erkauft: der Durchschnitt der Lebensdauer fällt auf 29 Jahre. Dagegen erhebt sich diese Erwartung in ausgewählten, mehr ländlichen Gegenden auf beinahe 51½ Jahre.

In allen diesen Fällen sind die Aussichten für das Mädchen besser als für den Knaben. Natürlich ist das Weib weniger Gefahren ausgesetzt. Die Frau übertrifft an Aussicht auf Lebensdauer den Mann um 3½ Jahre, wenn ganz England und Wales gerechnet werden; — um beinahe 4 in Manchester; in London selbst um 4½, obwohl sie vielfach als Rivalin des Mannes in so manchen Beschäftigungen aufgetreten ist und nicht mehr wie früher beinahe ganz im Schutze des Hauses lebt.

Merkwürdig aber ist besonders, daß dies Maß des Überschusses an Lebensdauer in den Landbezirken abnimmt, — statt, wie man erwarten möchte, sich zu vergrößern. Es fällt auf 2½; um dies Maß also scheint die Luft und die Beschäftigungsart ungünstiger. Gibt es dafür eine Erklärung? Ja, die folgende wird gegeben. Zunächst ist die im allgemeinen so günstige Proportion der Lebensdauer in London nicht die Folge eines gesunden Lebenslaufes, sondern vielmehr dem Umstande zu verdanken, daß eine Menge junger Leute von beiden Geschlechtern aus den ländlichen Bezirken in die Hauptstadt einwandern, um hier ihr Glück zu versuchen. Natürlich wird dies Ziel von vielen nicht erreicht. Der junge Mann, wenn ihn Mißerfolg mürbe gemacht, stirbt in London; das Mädchen aber (und meistens sind dies Dienstmädchen vom Lande), dessen Gesundheit hier verkümmert, strebt zurück nach dem alten Heim. Sie trägt den Keim des Todes in sich; in London hat sie gelebt; im heimischen Dorfe oder Städtchen stirbt sie. So vermindert sie die Todesziffer in London und vermehrt dieselbe in den Landbezirken. Auch das gibt zu denken.

London. *E. O.*

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: Der Verlag von Schafstein & Co., Köln, Badstraße 1.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





# Die Werkstatt der Kunst

Organ für die Interessen der bildenden Künstler

**Am 1. Oktober 1902 beginnt der zweite Jahrgang zu erscheinen.**

Das Blatt erscheint wöchentlich. Abonnement pro Quartal (13 Nummern) 2.00 Mk. = 2.40 Kr. (bei direkter Zustellung 2.40 Mk. = 2.85 Kr.) durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungspreisliste für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn Nr. 7832a, für Bayern 851a.

**Die Werkstatt der Kunst** ist ein Fachblatt für bildende Künstler, das ihre Interessen im öffentlichen wie im Berufsleben vertritt.

**Die Werkstatt der Kunst** sucht darauf hinzuwirken, daß im öffentlichen Leben der Arbeit des bildenden Künstlers die gebührende Aufmerksamkeit und Würdigung gewährt wird.

**Die Werkstatt der Kunst** bemüht sich, der Weltanschauung der Künstler in unserem geistigen Volksleben die gebührende Stellung zu erringen.

**Die Werkstatt der Kunst** nimmt durch Sammlung aller Kunstnachrichten (Ausstellungstermine, Preisausschreiben, Stipendien, Staatsankäufe, Akademie- und Galerie-Nachrichten, Personalien &c.) die wirtschaftlichen Interessen des Künstlers wahr.

**Die Werkstatt der Kunst** sucht durch Aufsätze über die staatsrechtliche Stellung der Künstler Aufklärung und Klarheit zu schaffen, und strebt durch Aufsätze, Anregungen, Besprechungen (Fragekasten) eine Verbesserung der künstlerischen Ausdruckstechnik an.

**Die „Werkstatt der Kunst", das Fachblatt für bildende Künstler, eignet sich für alle Inserate, die dem Künstler oder dem kunstfreundlichen Publikum zu Gesicht kommen sollen.**

**Geschäftsstelle: München, Fürstenstrasse 10.**




# Im Schafsteins Verlag

für neudeutsche Kinderkunst

**Schafstein & Co, Köln am Rhein**

sind erschienen:

## Knecht Ruprecht

Illustriertes Jahrbuch für Knaben u. Mädchen,

herausgegeben von Ernst Brausewetter.

Der Ruprecht bringt Märchen, Lieder, Gedichte, Rätsel und Spiele, also Ernstes und Heiteres für Kinder jeder Altersstufe, mit zahlreichen Bildern von anerkanntem Wert. Jeder Band ist für sich abgeschlossen und trägt ein koloriertes Titelbild von Fidus.

Erschienen sind Band I, II und III.

| | | |
|---|---|---|
| Band I kartonniert | . . . . . | Preis 2 Mark. |
| Band II gebunden | . . . . . | „ 3 „ |
| Band III gebunden | . . . . . | „ 3 „ |

## Fitzebutze.

Allerhand Schnickschnack für Kinder, von Paula und Richard Dehmel mit bunten Bildern von Ernst Kreidolf. In vorzüglichster Ausstattung. Gebunden Mk. 3.—.

## Blumenmärchen.

Dichtung für Kinder, mit 16 farbigen Vollbildern und vielen Skizzen in Steindruck von Ernst Kreidolf. Vornehmst ausgestattet. Gebunden Mk. 5.—.

## Die schlafenden Bäume,

ein Märchen in Bildern mit Versen von Ernst Kreidolf. In eigenartigem Einbande. Geb. Mk. 1.50.

## Die Wiesenzwerge,

ein Bilderbuch von Ernst Kreidolf. In vornehmer Ausstattung. Gebunden Mk. 3.—

## Miaulina,

ein Märchenbuch für kleine Kinder, von Ernst Dannheisser, illustriert von Julius Diez. Preis Mk. 3.—

I. Jahrgang * 1902 * Heft 7

# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

## INHALT



## ERSTES OKTOBER-HEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG

KÖLN A. RH.

# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

## Das VIII. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte Oktober und wird u. a. enthalten:

Dr. J. Kreutzer (Köln): *Nationaler Sozialismus.*

Prof. Dr. O. Harnack (Darmstadt): *Eduard Mörike.*

Prof. Dr. S. Günther (München): *Das antarktische Problem und die deutsche Südpolarexpedition.*

Gustav Landauer (Hermsdorf/Berlin): *Die neue Welterkenntnis.*

Hans von Kahlenberg: *Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.*



# DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Erstes Oktoberheft.

INHALT.



HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Der Einfluß des Milliardärs auf Amerika.

Nur wenige Menschen haben eine bestimmte Auffassung davon, was ein Milliardär bedeutet. Reichtümer, so enorm, wie sie sich innerhalb einer oder zweier Generationen in den Händen gewisser Amerikaner angesammelt haben, geben der menschlichen Einbildungskraft nur ein nebelhaftes Bild zur Betrachtung. Tatsächlich verschwinden daneben die sagenhaften Reichtümer früherer Zeiten. Eine kleine Gruppe amerikanischer Kapitalisten verfügt allein über größere Summen als der französische Sonnenkönig Ludwig XIV. während seiner langen und verschwendungssüchtigen Regierung durchzubringen vermochte, und das will viel heißen. Das Gesamtkapital, womit die Handvoll Männer, welche den amerikanischen Stahltrust bilden, operiert, ist genau so groß wie die Kriegsentschädigung, welche Frankreich 1871 zu zahlen hatte. Ein kleiner Bruchteil der Syndikate, welche hier die Anfertigung und den Verkauf der meisten Lebensbedürfnisse regulieren, arbeitet mit einem Kapital, welches die Gesamteinkünfte des Deutschen Reiches um das Fünffache übertrifft. Es handelt sich da, um es kurz zu sagen, um Ziffern, deren Größe alle praktischen Erfahrungen hinter sich läßt. Es soll hier auch kein Versuch gemacht werden, die Entstehung solcher Riesenvermögen zu erklären, son-

dern nur der Einfluß derselben auf das amerikanische Leben soll geschildert werden.

Dieser Einfluß ist sehr stark, nicht allein auf Mode, Kunst, Lebensgewohnheiten, Politik, auf Schulen, Universitäten, Literatur und Presse, sondern auch auf das sittliche Empfinden der Nation.

In der Mode — das Wort im weitesten Sinne genommen — ist in den Vereinigten Staaten tatsächlich der Einfluß des Milliardärs maßgebend. In den Mittelpunkten des fashionablen Lebens hier, in New York, Newport, Saratoga, in den „Winter Resorts" Floridas und Südkaliforniens, in den fast ausschließlich von steinreichen Leuten bewohnten eleganten Villenstädten des Hudsonflusses, am Lake George und in der Umgebung von Boston, — kurzum überall da, wo das eigenartige High Life Amerikas pulsiert, ist es der Milliardär, der das Vorbild ist, nach dessen Einfällen und Schrullen, nach dessen Gewohnheiten und Neuerungen sich der diesen Kometen folgende lange Schweif von „einfachen" Millionären ausschließlich richtet.

Die tonangebenden Damen der amerikanischen Gesellschaft sind ausnahmslos enorm reich; sie könnten nicht tonangebend sein, ohne dies letztere zu sein. Der ganze Zuschnitt ihrer Lebenshaltung ist auf die Börse eines Fortunatus berechnet, in weit höherem Grade als dies selbst in dem reichen England der Fall ist. Yachten, oft große schwimmende Paläste mit hochbesoldeter Mann- und Dienerschaft; zwei bis drei Sommervillen (mit der Ironie der Bescheidenheit „cottages" genannt) an verschiedenen Punkten des Landes, meist an der Meeresküste oder in den Bergen New Hampshires oder Vermonts; Winterpaläste in New York oder in dessen reizenden Vorstädten, deren Unterhaltung allein unmenschliche Summen verschlingt; prächtige Landsitze im Süden, in deren Palmenhainen und Orangenwäldchen man sich im rauhen Vorfrühling höchstens vier Wochen lang ergeht; rauschende Feste während der kurzen Wintersaison in New York selbst, die an Opulenz und

raffinierter Eleganz selbst Lucullus übertreffen: alles ist nach einem Maßstab eingerichtet, der Jahreseinkommen von mindestens mehreren Millionen Mark erfordert.

Bei einem Balle, den Mrs. Cornelius Vanderbilt letzten Winter gab, wurde nachweisbar eine Summe von 300000 Mark verausgabt. Die 600 Gäste erhielten sämtlich wertvolle Souvenirs: die Damen prächtige, edelsteinverzierte Fächer, Spangen, Visitkartentäschchen etc. und die Herren kostbare Breloques oder anderen Tand. Der Blumenschmuck, der im Mittwinter aus den seltensten und duftendsten Rosen und Orchideen bestand, hatte die Summe von 80000 Mark verschlungen. Bei der unlängst stattgehabten Hochzeit der Miß Oelrichs, einer Deutsch-Amerikanerin, sind 70000 Dollars draufgegangen, und diese junge Dame gehörte noch nicht einmal zu den ganz Reichen. Mrs. Ogden Goelet (die der Kaiser vor einiger Zeit auszeichnete) soll in letzter Saison allein für Gastmähler und Bälle die Bagatelle von 500000 Dollars verausgabt haben, wovon das Fest, das sie zu Ehren des Prinzen Heinrich gab, nahezu ein Fünftel gekostet haben soll.

Der Luxus, der getrieben wird, ist wohl kaum je vorher in einem anderen Lande erreicht worden. Ganze große Geschäftszweige haben sich in New York und anderen amerikanischen Großstädten entfaltet, die in ihrer Kundschaft ausschließlich auf Multimillionäre beschränkt sind. Es gibt an der fünften Avenue in New York ganze Reihen von Läden, deren Waren nur von fürstlich gespickten Börsen zu bezahlen sind. Es gibt Schneider in New York, die von einzelnen ihrer Kunden Jahresrechnungen von 10000 Dollars und mehr einziehen, und Modistinnen, die weit höhere einzelne Posten ausstehen haben. Die Kuriositäten- und Antiquitätenhändler der fünften Avenue, die Kunstmöbel- und Teppichhändler an dieser elegantesten amerikanischen Verkehrsader halten manche Gegenstände feil, von denen jeder einzelne ein Vermögen kostet. Kostspielige Liebhabereien, wie Sammlungen von Gemälden und





Bildwerken, Bric-à-Brac, Schnitzereien, Intaglios, Mosaiken, nehmen immer mehr überhand und ziehen von Jahr zu Jahr mehr die künstlerischen Schätze aus dem alternden Europa, vor allem aus England, Frankreich und Italien, wo Hunderte von Händlern stehende Aufträge haben, vorkommendenfalls die schönsten und seltensten Sachen für ihre amerikanischen Auftraggeber zu erstehen.

Ohne den amerikanischen Großkapitalisten würde man hier noch kaum von Kunst reden können, denn er hat sie hier fast ausschließlich befruchtet. Seine großartige Freigebigkeit, nicht allein beim Ankauf für seine Privatsammlungen, sondern auch für Museen und andere öffentliche Anstalten, hat im Laufe der letzten zwanzig Jahre einen bedeutenden Umschwung herbeigeführt. Der Kunstsinn ist mit Riesenschnelle gewachsen. Solche Schöpfungen wie das von dem Chicagoer Milliardär Marshall Field gegründete und noch beständig bereicherte Field Museum daselbst, oder das ebenfalls gleicher Großmut sein Leben verdankende Metropolitan Museum in New York tragen ebensoviel hierzu bei wie die beständigen Schenkungen von Kunstgegenständen an Hunderte von höheren Schulen etc.

Allerdings ist Kunstsinn noch immer nur das Besitztum einer verhältnismäßig kleinen Schicht der Bevölkerung, und die breite Masse des amerikanischen Volkes, selbst der größere Teil des gebildeten Mittelstandes, ist heute noch von einer manchmal staunenswerten Unwissenheit und Naivität in Bezug auf Dinge der Kunst. Das Kunstverständnis aber ist erst recht dünn gesät und ist selbst bei den Besitzern wertvoller Sammlungen gemeiniglich nur mangelhaft entwickelt und auf einer autodidaktischen Grundlage erwachsen. In Europa geht man sogar so weit, dem Amerikaner überhaupt jedes Kunstverständnis abzusprechen, allerdings mit Unrecht. Denn ästhetisch gründlich geschulte Männer und Frauen gibt es hier doch schon eine erkleckliche Anzahl, und ihr Urteil ist in den meisten Fällen das maßgebende.





Auf die Politik und das öffentliche Leben überhaupt übt der amerikanische Milliardär indes einen vielleicht noch stärkeren und tiefer gehenden Einfluß aus. Es war kein Geringerer als der verstorbene Jay Gould, ein Mann, der blutjung als bettelarmer Hausierer aus seiner neuengländischen Heimat nach New York kam und am Ende seines Lebens von kaum sechzig Jahren mit einem Saldo von 150 Millionen Dollars abschloß, der einer von der Legislatur des Staates York eingesetzten Untersuchungskommission einst kühl sagte: „Uns Finanzleuten ist es ganz gleich, welche Partei am Ruder ist, — uns gilt nur die Partei etwas, die wir aufkaufen oder sonst zu unsern Gunsten beeinflussen können.“ Und mit dieser cynisch-freimütigen Äußerung, die ein scharfes Schlaglicht auf das parteipolitische Leben hierzulande wirft, hatte der Mann ja auch ganz recht. Denn die Politik, im kleinen und großen, in Dorf und Stadt, in Staat und Land, wird hier von den materiellen Interessen der großen Geldleute der Handelswelt und vor allem der Industrie beeinflußt in einem Grade wie in keinem anderen Lande der Welt. Ein besonders hervorstechender Beleg wird dies illustrieren.

Die ganze Finanz- und Steuerpolitik der Vereinigten Staaten ist seit dem Ende des großen Bürgerkrieges im Jahre 1865 von diesen tonangebenden Elementen des Gesamtvolkes diktiert worden, und zwar in fast unumschränktem Maße. Der mächtige Bau der amerikanischen Schutzzollpolitik ist, Stockwerk auf Stockwerk, allmählich auf diese Weise entstanden. Mit Kriegssteuern und Einfuhrzöllen, deren ausgesprochener Zweck ebenfalls die Aufbringung der unermeßlichen Summen war, die zur Fortführung und siegreichen Beendigung dieses furchtbaren vierjährigen Bruderkampfes erfordert wurden, fing es an. Es folgten dann erhöhte Zölle, angeblich um die ungeheure Schuldenlast, die der Krieg hinterlassen hatte, zu tilgen. Dann aber, ganz allmählich, fand die Lehre Geltung, daß das junge Land, um eine eigene Industrie großzuziehen und zugleich

die Lohnscala und den allgemeinen „standard of life“ des arbeitenden Volkes beizubehalten, notwendig eine hohe Schutzzollmauer um sich aufrichten müsse. Diese Lehre hat sich unter der (mit Ausnahme der acht Jahre des demokratischen Clevelandschen Regimes) 42jährigen Herrschaft der republikanischen Partei so völlig Raum verschafft, daß heute an ihr nicht mehr zu rütteln ist. Und im selben Maße, wie das Land als Ganzes prosperierte, wie die amerikanische Industrie immer mächtiger erstarkte, bis sie heute der Schrecken, man könnte sagen der Popanz Gesamteuropas geworden ist, wie der amerikanische Fabrikant, Finanzier und Handelsherr immer reicher und mächtiger wurde, ist auch das amerikanische Schutzzollsystem gewachsen. Als der Krieg im Jahre 1865 aufhörte, betrug der Durchschnitt des Einfuhrzolles kaum 20 Prozent. Unter Mc Kinley ist er auf 65 Prozent gestiegen. Und immer ausschlaggebender wurde im ganzen Lande, vor allem in Washington, in der Nationalregierung, im Weißen Hause wie im Kongreß, der Einfluß des Milliardärs. Nichts durfte mehr geschehen im Wege der Gesetzgebung, ohne daß nicht dieser erst seine Einwilligung dazu gegeben hätte. Und so ist es heute noch, und so wird es in steigendem Grade in der nächsten Zukunft bleiben. Selbst ein Kongreß, der in beiden Häusern unter demokratischer Kontrolle stand (wie es verschiedenemal der Fall war) und der vom Volke unter der ausdrücklichen Voraussetzung gewählt worden war, daß der Schutzzoll, der im Laufe der Zeit fast sämtliche Lebensbedürfnisse riesig im Preise gesteigert hatte, um ein Bedeutendes herabgemindert werden solle, wagte sich nicht mehr dem dominierenden Einflusse der „Trusts“ und Syndikate und der hinter diesen stehenden Milliardäre zu entziehen, sondern brachte höchstens den Wechselbalg eines Morrilltarifs zuwege.

Die Bildung, das schnelle Wachstum und der übermächtige politische Einfluß der verschiedenen Kombinationen, die unter dem Namen Syndikate, Trusts, Pools etc. bekannt

sind, und die allmähliche Beherrschung des einheimischen Markts und der auf die Preisbildung Einfluß ausübenden Gesetzgebung war die letzte und vollkommenste Form, in welcher der Milliardär sich Geltung verschaffte. Trotz allen Widerstandes, der diesen Bildungen in der demokratischen Presse und Partei entgegenwirkte, war die Ausbreitung des Trustwesens in den Vereinigten Staaten eine unaufhaltsame und in immer schnellerem Tempo vor sich gehende. Der Widerstand, der sich selbst in den Reihen der herrschenden Partei, der republikanischen, bemerkbar machte, und der viele der hervorragendsten Führer umfaßte, ist wieder und immer wieder gebrochen worden, und dies war neuerdings selbst mit der Opposition des Präsidenten Roosevelt der Fall.

Wie einschneidend und die Gesamtlage beherrschend der Einfluß der Trusts, dieser Schutz- und Trutzbündnisse von Millionären, tatsächlich geworden ist, läßt — um nur von der jüngsten Vergangenheit zu reden — unter anderm die letzte Wintersitzung des Kongresses ersehen. Obwohl Präsident Roosevelt in seiner energischen Weise dem Lande gewisse Versprechungen gemacht hatte, — unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Kongreß sich deren Erfüllung nicht widersetzen werde, — war er nicht imstande, auch nur einen Paragraphen seines Programms auszuführen, einzig und allein, weil dieses den Interessen einer Anzahl der einflußreichsten Gruppen von Finanziers widerstrebte. Weder das Cuba gemachte Versprechen eines dem Inselvolke freundlichen Tarifgesetzes, noch alle übrigen kamen zustande. Der Zuckertrust tötete die Cubavorlage, die großen Eisenbahngesellschaften die Kanalvorlage, und andere mächtige Verbindungen die übrigen.

Wie großartig die Stiftungen, Gründungen, Vermächtnisse und Beiträge des Milliardärs für amerikanische Schulen, Universitäten, Wohltätigkeitsanstalten, Bibliotheken etc. waren und sind, ist genügend bekannt. Wurden doch im letzten Jahre





allein 85 Millionen Dollars solchen Zwecken geopfert. Aber die Sache hat auch ihr Böses. Sie bewirkt vor allem eine gewisse Unfreiheit der Bewegung, des Denkens und Empfindens von seiten jener Männer und Körperschaften, denen die Führung dieser Institute anvertraut ist. Die Lehrfreiheit wird aus derselben Ursache auf das empfindlichste eingeschränkt. Die Fälle haben sich seit einem Dezennium gehäuft, wo tüchtige Lehrer und Professoren nur deshalb ihrer Ämter an hohen amerikanischen Lehranstalten entsetzt wurden, weil sie durch ihre Auffassung gewisser wissenschaftlicher Probleme, so vor allem in der Philosophie, Wirtschaftslehre, der Geschichte, Theologie etc., bei den Gönnern der Anstalt anstießen und sich in einen gewissen ideellen Gegensatz zu denselben gesetzt hatten. Einige dieser Fälle führten zu großer Erhitzung der öffentlichen Meinung, wie der jenes Professors der jungen und im übrigen vortrefflichen Chicagoer Universität (einer Schöpfung des „Ölkönigs" Rockefeller), welcher wegen seiner etwas sehr fortschrittlichen Ideen bezüglich Soziologie auf einen Wink des erwähnten Crösus zur Niederlegung seines Lehramts gezwungen wurde. Aber in keinem dieser Fälle wurde die Entsetzung rückgängig gemacht.

In der Presse ist der Einfluß des Milliardärs aber ein beinahe uneingeschränkt unheilvoller. Er wirkt in hohem Grade korrumpierend und führt zu einer systematischen Irreleitung der öffentlichen Meinung in vielen Punkten. Freilich gibt es eine immerhin bedeutende Anzahl der großen und führenden Zeitungen des Landes, die diesem Einfluß bisher nicht unterlegen sind. Zu diesen zählen z. B. der New York Herald, die New York World und das New York Journal, drei Zeitungen, die selbst Multimillionäre zu Eigentümern haben. Auch ist die Presse der kleinen Städte und vor allem die des Westens im großen und ganzen noch nicht dem Milliardär tributpflichtig, und viele dieser Zeitungen sind sogar seine erklärten Feinde. Aber sein Einfluß ist stetig im Wachsen begriffen. Er kauft oder



gründet Zeitung um Zeitung, und viele der geschicktesten Federn des Landes stehen in seinem Dienst, wo immer es sich um vitale Interessen handelt. In dieser Beziehung ist ein Artikel sehr lehrreich, den einer der bekanntesten Redakteure einer „unabhängigen" Zeitung vor einigen Monaten in der angesehenen Bostoner Zeitschrift Atlantic Monthly erscheinen ließ. Derselbe zeigte deutlich, wie schwer und oft finanziell verlustreich es für den Eigentümer einer solchen Zeitung ist, sich gegen den übermächtigen Einfluß des Milliardärs zu stemmen. In einem Lande, wo die Presse eine solche Riesenmacht ist wie hier, wo sie die öffentliche Meinung nicht nur leitet, sondern in vielen Fällen erst kreiert und dann dadurch die Geschicke der ganzen Nation beherrscht, bedeutet es, man möchte sagen, die unumschränkte Macht selbst, wenn man die Presse in der Gewalt hat.

Wenn alle diese oben angeführten Faktoren zusammenwirken, so ist es eben nur ganz selbstverständlich, daß der Einfluß des Milliardärs auf das Denken und Empfinden, auf den ganzen Sittenkodex der Nation ein außerordentlicher ist. Ihm ist es zum großen Teil zuzuschreiben, daß die Anbeter des goldenen Kalbes wohl in keinem anderen Kulturvolke einen so großen Bruchteil des Ganzen bilden wie in den Vereinigten Staaten. Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Die in Europa so weitverbreitete Anschauung, daß der Amerikaner nur an materielle Erfolge glaube, daß er nur das eine Ideal, große Reichtümer zu erwerben, kenne, ist entschieden irrig. Die Zahl derer, die im besten Sinne Idealisten sind, ist hier wahrlich keine geringe. Jeder, der Land und Leute gründlich kennt, muß dies zugeben. Tüchtigkeit, gleichviel in welchem Fache, selbst dem bescheidensten, Charakterstärke und Lauterkeit der Gesinnung, sowie Gemeinsinn und Uneigennützigkeit finden wohl nirgends allgemeinere Anerkennung als gerade unter dem amerikanischen Volke. Aber der Amerikaner wäre mehr als ein normaler Mensch, er besäße übernatür-



liche Tugenden, wenn die Tatsache, daß um ihn herum die Millionäre wie die Pilze aus der Erde schießen, Hunderte von solchen Riesenvermögen entstanden, wie sie der ältere Erdteil in Jahrhunderten seiner Entwickelung kaum je gesehen, feenhafter Luxus und die unheimliche Macht, die das Gold überall ausübt, sich vor seinen Augen entfalteten und zwar unter Männern, die genau wie er selbst als Jünglinge mit nichts anfingen, nicht einen nachhaltigen, sogar einen überwältigenden Eindruck auf ihn ausübten. Er sagt sich naturgemäß: Was die konnten, das sollte ich auch können! Und es entsteht, als praktische Konsequenz dieses Urteils, der brennende Ehrgeiz, der rasende Wettkampf um das Gold. Nichts ist natürlicher; nichts ist menschlicher, vor allem in einem Lande, dessen Hülfsquellen erst zum Teil erschlossen, wo die Aussichten für den Kühnen und Unternehmenden noch auf lange Zeit hinaus viel bessere sind als anderwärts, und wo die Möglichkeit, bei raschem Zufassen und rücksichtsloser Ausbeutung einer plötzlich eintretenden Konjunktur fabelhafte Reichtümer zu erwerben, noch immer eine schrankenlose ist. Der Fall des John P. Gates, eines noch jungen Mannes, der vor wenigen Jahren bescheiden besoldeter Angestellter in einem Laden einer westlichen Stadt war und dann ganz aus eigener Initiative binnen kurzem sich zu dem erfolgreichsten und gefürchtetsten Spekulanten der Wall Street und zu dem Haupteigentümer mehrerer großer amerikanischer Eisenbahnen emporschwang, beweist dies aufs neue.

Es ist dieses Stimulans, das beständig den Ehrgeiz und die Lebensziele der amerikanischen breiten Volksmassen anfeuert und bestimmt, das die Nation als Ganzes zu solch intensiver Arbeits- und Kraftentfaltung drängt, wie sie in der übrigen Welt unbekannt ist, und es ist dies, was dem Lande seinen besonderen Stempel aufdrückt.

New York. *Wolf von Schierbrand.*

---





# Die Kolonisation in ethnologischer Beleuchtung*).

Die eigentliche Urgeschichte der Kultur ist, wie alles, was über die Grenzen unserer induktiven Erfahrung in die wallenden Nebelmassen der Ursprünge hinausreicht, trotz aller Errungenschaften der modernen Wissenschaft genau genommen heutigestags noch ein Buch mit sieben Siegeln; höchstens ist es uns gelungen, einige wesentliche Bedingungen ausfindig zu machen, an die überall auf Erden höhere Gesittung und Bildung geknüpft zu sein scheinen. Dazu gehört in erster Reihe eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung, welche die Menschen mit ihren wechselseitigen Bedürfnissen und Ansprüchen einander näherbringt und dadurch (zugleich unter Voraussetzung günstiger wirtschaftlicher und kommerzieller Verhältnisse) ein Zentrum für geistige Produktion und Austausch ermöglicht. Nur wenige Himmelsstriche boten der entstehenden Gesellschaft die hierfür erforderlichen Chancen, indem sie durch Fruchtbarkeit des Bodens die soziale Existenz erleichterten, durch ein günstiges, die Gegensätze ausschließendes Klima die Bedürfnisse zugleich weckten, ohne ihre Befriedigung allzusehr zu erschweren, und dadurch endlich ein organisches, über den ursprünglichen Raum hinausgreifendes Wachstum der Bevölkerung förderten. Es hat bisher der nüchternen Forschung nicht gelingen wollen, die verschiedenen geschichtlichen Mittelpunkte einer solchen Kultur, die bis in das dritte, ja vielleicht bis in das vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurückgreifen, in einen chronologischen, unmittelbaren Zusammenhang mit einander zu bringen; vielmehr gelten die Worte Alex. von Humboldts noch heute: „Der Geschichtsforscher durchbricht die vielen übereinander gelagerten Nebelschichten symbolisierender Mythen, um auf den festen

*) Die folgende Betrachtung dürfte im Hinblick auf den in diesem Monat in Berlin tagenden Kolonialkongreß angebracht erscheinen.

Anm. d. Red.

Boden zu gelangen, wo sich die ersten Keime menschlischer Gesittung nach natürlichen Gesetzen entwickelt haben. Im grauen Altertum, gleichsam am äußersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Zentren der Kultur, die gegeneinander strahlen: so Ägypten, Babylon, Ninive, Kaschmir, Iran und China (Kosmos II, 146). Sobald aber ein solcher geschichtlicher Vereinigungspunkt sich gebildet hat, tritt, wie wir uns nun überzeugen werden, die Notwendigkeit einer entsprechenden Ausdehnung über die bisherigen engeren Grenzen ein.

Wenn man in erster Linie für die Kolonisierung Eroberung anführt, so hat das wohl seinen ganz verständlichen Grund darin, daß uns derartige auffällige Leistungen mehr zu imponieren pflegen als die stille, aber erfolgreiche kaufmännische Arbeit ganzer Generationen, welche dem Mutterlande neue Gebiete zuführt. Und doch wie beredt spricht das Schicksal der großen, durch die harte Faust einzelner gewaltiger Persönlichkeiten ins Leben gerufenen und meist auch nur mit äußerster Mühe zusammengehaltenen Weltreiche zu uns, von Xerxes und Alexander dem Großen an bis zu Karl V., Philipp VI. und Napoleon, wie vergänglich war ihr Gefüge trotz alles äußeren Flitters und Glanzes, wie bald zerfaserte und zersplitterte es nach dem Tode ihrer Gründer in tausend und abertausend Atome! Dazu bedenke man die bisweilen unerhörte Vergeudung und Zerstörung des Menschenlebens, die stets mit solchen Eroberungen verknüpft ist und die letzten Endes auch die Sieger mit in Mitleidenschaft zieht! Zu nicht geringeren Unzuträglichkeiten führen die Zwangsansiedelungen, die durch die brutalen Despoten, um etwaigen Aufständen seitens der unterworfenen Völkerschaften vorzubeugen, vorgenommen werden. Die folgende ruhmredige Inschrift des assyrischen Königs Sargon besitzt für den tieferblickenden Kulturhistoriker eine sehr ernste Kehrseite: „Mit Hülfe des Gottes Sama habe ich die Stadt Samaria eingenommen;



ich habe 27280 Einwohner zu Sklaven gemacht und habe sie in das Land Assur abführen lassen; die Menschen, welche meine Hand bezwungen hat, habe ich inmitten meiner Untertanen wohnen lassen." Von einer wirklichen organischen Assimilierung konnte bei einem so rohen Verfahren schwerlich die Rede sein; handelte es sich doch für solche Herrscher nicht um eine gedeihliche Entwicklung der einzelnen ethnischen Elemente in ihrem Kolossalreiche, sondern lediglich, wenigstens zunächst, um die Gewinnung eines möglichst großen Areals. Damit vergleiche man, um sich den Kontrast recht zu veranschaulichen, die allmächtige, durch keinen nennenswerten Mißerfolg verzögerte Kolonisation, die China mit seinen Nachbarländern vorgenommen hat, wie es Schritt für Schritt durch seine überlegene Gesittung und Intelligenz die rohen Horden zurückgedrängt resp. zu höherer Zivilisation geführt und dadurch eine so wohlgefügte Kultur geschaffen hat, daß Dynastieen auf Dynastieen im Reich der Mitte wechseln mochten, ohne daß sich der Zusammenhang des Ganzen auch nur irgendwie erheblich gelockert hätte. Die Kehrseite dieses Bildes ist eine unglaubliche Stagnation und ebenso starke Überhebung, so daß hier irgendwelche Übertragung fremder Errungenschaften nahezu ausgeschlossen zu sein scheint. Besonders verhängnisvoll und verderblich wirkt der Nomadismus mit seiner unheimlichen expansiven Kraft und Schnelligkeit, zumal die Hirtenvölker durchweg in straffer militärischer Organisation leben. Man denke an die Einbrüche der Hunnen und Mongolen in Europa, die dann die wenig zivilisierten deutschen Völkerstämme mit sich fortrissen, oder an die fanatischen Beduinen aus Zentralarabien oder die wilden Kaffern in Südostafrika, die die wenig widerstandsfähigen Hottentotten vor sich hertrieben und ohne die Europäer schon längst ganz Südafrika in Besitz genommen, nicht bloß überschwemmt hätten. Neben der unumgänglichen Überfülle an Kraft sind vor allem mancherlei Lockmittel nicht zu vergessen, die hier eine bedeutsame Rolle gespielt haben; dahin gehört Fruchtbarkeit



des Bodens, Beengung auf dem bisherigen Gebiet, Gewinn neuer wertvoller Produkte, vor allem der Edelmetalle, Anknüpfung von Handelsbeziehungen, Austausch von Waren etc. Alles dies trifft natürlich erst auf höhere Gesittungsstufen zu, wenn die bloße Raublust und Mordgier besseren Regungen gewichen ist. Blicken wir auf das Altertum, so kommen zunächst Phönizier und Griechen in Betracht, beides Völker, mit dem ganzen Wagemut ausgerüstet, wie ihn die Nähe der See zu erzeugen pflegt, klug und verschlagen, geistig ungemein rege, Vertreter und Verbreiter einer höheren Gesittung, beide ausgezeichnet durch hervorragende kolonisatorische Begabung, wie sie sich öfters im Gefolge des Handels einstellt, endlich mit einer unerschöpflichen Expansionskraft, wie sie scharf absticht gegen die mumienhafte Versteinerung, in welcher wir z. B. Ägypten und China eingesargt finden. Und doch waren es meist nur Enclaven, Handelsniederlassungen in der Ferne ohne rechte Befruchtung des Hinterlandes, zumal die einheimische Bevölkerung, statt assimiliert zu werden, durch starke Bedrückung geknechtet und von gemeinsamer Mitarbeit an den höheren Aufgaben der Zivilisation künstlich ferngehalten wurde. Nicht viel anders war es mit dem Monopolbetrieb der Hansa im Mittelalter bestellt. Im Altertum ist der Untergang der reichen Handelsmetropole Karthago in dieser Beziehung äußerst bezeichnend, indem die Römer bei den eingesessenen Libyern überall die bereitwilligste Hülfe und Unterstützung fanden; daß neuerdings die Engländer in Indien anfangen, die einheimische Bevölkerung, die ja zum Teil sehr intelligent ist, zum Verwaltungsdienst heranzuziehen, mag wohl derselben Befürchtung entstammen, daß ihnen sonst das Scepter über das auch von äußeren Stürmen bedrohte Land entgleiten könne. Wir müssen es deshalb als einen ungemein wichtigen Grundsatz jeder verständigen und gesunden Kolonialpolitik bezeichnen, sich nicht mit einer äußeren militärischen Diktatur zu begnügen, sondern sich auch mit der Er-

schließung neuer materieller Hülfsmittel die freilich vorsichtige Überleitung der Eingeborenen zu einer höheren Gesittungsstufe angelegen sein zu lassen, sonst ist auf die Dauer kein rechter Gewinn und Segen zu erhoffen.

Die Kolonisation ist nun nicht nur eine Begleiterscheinung höherer Kultur, sondern sie findet sich, wenigstens mit gewissen Veränderungen und Auswüchsen, wie bereits angedeutet, auch bei Stämmen niederer Gesittung. Wir wollen noch gar nicht einmal die bekannten Wanderungen ganzer Völkerschaften anführen, die ihre Jagd- und Weidegründe verlassen; noch vor nicht langer Zeit durchmaßen die Apachen vom Nordwesten Amerikas bis zum Rio Grande einen Raum von etwa 30 Breitegrade. Gegenüber solcher Unstetigkeit, die keine dauernden Spuren zurückläßt, dürfte man sich noch eher der elementar gewaltsamen, für die Weltgeschichte so bedeutsamen Züge der Nomadenhorden erinnern, die mit verheerender Wucht dahinbrausen und andere Völkerschaften mit sich fortreißen, bis der Strom irgendwo zur Ruhe kommt. So war es bekanntlich bei der Völkerwanderung, welche das imperium romanum von Grund aus umgestaltete und die Germanen als selbständige Rasse zum erstenmal auf die Bühne der Weltgeschichte führte. Soweit uns Sagen und Überlieferungen bei den Naturvölkern zur Verfügung stehen, finden wir auch hier derartige Vorstöße und Expansionen. So sind unzweifelhaft Malayen an die Küste des polynesischen Archipels gekommen, — die vielfachen Wandersagen weisen unzweideutig darauf hin; umgekehrt haben ebensowohl die Ozeanier wie ihre nördlichen Antipoden, die Eskimo, das Meer nach allen Richtungen hin durchkreuzt; die Araber sind bekanntlich, namentlich als Sendboten des Islam, weit hinein in das Innere des dunklen Erdteils gelangt und haben überall den einheimischen Völkern ihre Religion und Sitte aufgedrungen und auch wohl mächtige Reiche gegründet. Vieles bleibt freilich nur Sache der Vermutung und entbehrt, wenigstens zur Zeit noch, genauerer geographisch-historischer Begründung, so, wenn Ratzel meint, daß bei

ostafrikanischen und australischen Stämmen sich noch Reste indischer oder ägyptischer Religion fänden. Aber ein anderes Moment, das mit der Ausbreitung höherer Kultur unmittelbar zusammenhängt, nämlich das rettungslose Aussterben der Naturvölker, dürfen wir nicht wohl mit Stillschweigen übergehen.

Man mag diese Tatsache beklagen, obwohl es sich fast komisch ausnimmt, wenn man Äußerungen begegnet wie etwa der, daß das Jahr 1492 als das verhängnisvollste und unglücklichste in der ganzen Weltgeschichte zu bezeichnen sei (Erwin, Kultur und Humanität, Würzburg 1897 S. 18). Anderseits versteht es sich von selbst, daß wir nicht gewillt sind, all die blutigen Greuel, welche leider die Kolonialgeschichte fast sämtlicher europäischen Nationen aufzuweisen hat (am reinsten ist verhältnismäßig noch das Konto der Franzosen), irgendwie zu entschuldigen; selbst Peschel spricht von einem paläontologischen Vorgang, der sich unter unseren Augen vollziehe, und unleugbar sind die Tage der Naturvölker trotz aller humanitären Schutzmaßregeln gezählt, das bestätigen Bastian und alle anderen Weltfahrer, die sich nicht durch optimistische Trugbilder täuschen lassen. Überall wo ein Zusammenstoß höherer und niederer Gesittung, namentlich unvermittelt, erfolgt, scheint mit einer gewissen Naturnotwendigkeit diese Schwindsucht, sowohl im körperlichen als geistigen Sinne, sich einzustellen. Um aber diesen Untergang noch zu beschleunigen, wirken mancherlei häufig verborgene Ursachen mit, so die bekannte Geringschätzung des Menschenlebens bei den Naturvölkern, Abnahme der Geburten, die auch wohl künstlich gesteigert wird, Seuchen, Epidemieen, Hungersnöte, soziale Zersetzung der früheren Struktur, seelische Verstimmung, wie z. B. Dobrizoffer geradezu Pessimismus und Lebensüberdruß bei den unglücklichen Bewohnern der Antillen als den eigentlichen Todesengel bezeichnet, Veränderung der Lebensweise, des Erwerbs, neue verderbliche Genußmittel, Blutmischung, Aufsaugung durch kräftigere Rassen u. s. w. Aber man muß gewaltsam

seine Augen vor der Wahrheit verschließen, wenn man nicht trotzdem z. B. die Umwandlung Nordamerikas zu einem Kulturlande, und zwar bis heute noch zum größten Teil durch deutsche Intelligenz und Tatkraft, als einen wichtigen weltgeschichtlichen Fortschritt ansehen wollte. Mit vollem Recht erklärt Ratzel, der dort persönlich Studien gemacht hat: Die Nordamerikaner, das jüngste große Volk, mit ganz anderen Raumbegriffen ausgestattet als wir, fühlen sich in einem Lande zu eng, das fast so groß wie Europa ist, als sie nur erst die Bevölkerung Deutschlands zählen. Die Chinesen, das älteste der heutigen Kulturvölker, quellen über ihre Grenzen mit der Naturgewalt einer zwar zähen, aber in Gärung befindlichen Masse. Und die Deutschen, ein ziemlich altes Volk, fühlen auch sie nicht heute mehr als je in ihrer Geschichte den Mangel eines im nationalpolitischen Sinne gutgelegenen Raumes für die längst als notwendig erkannte Expansion? Man darf vielleicht gegenüber den früheren Übergriffen der Europäer, welche zumeist persönlicher Habgier und Zerstörungslust entsprangen, die später schonende Behandlung der Eingeborenen und die planmäßige, rationelle Bewirtschaftung des Landes als einen Akt geschichtlicher Sühne und Vergeltung bezeichnen. In diesem Sinne ist jede verständige Kolonisation, die auf eine Heranbildung und Veredlung des heimischen Volkes abzielt, unzweifelhaft ein namhafter kulturgeschichtlicher Gewinn, da er die Verbreitung höherer Gesittung und wahrer Humanität befördert und unheilvolle innere Spannungen und Katastrophen beseitigt. Zum Schluß noch ein Wort in eigener Sache. Man mag an der Kolonialpolitik Deutschlands auch noch soviel im einzelnen auszusetzen haben, und gewiß sind wir nicht gewillt, die Mißgriffe und gar die schweren Vergehungen einzelner Beamten zu entschuldigen, — auch in dieser Beziehung kann nur eine einsichtige, längere, ethnographische Unterweisung Hand in Hand mit bestimmten praktischen Versuchen einen Erfolg für die Zukunft verbürgen —, aber anderseits kann doch nur verbissener doktrinärer Eigensinn

den Nutzen und Segen, ja, überhaupt die Notwendigkeit der deutschen Kolonialpolitik in Zweifel ziehen. Wir wollen übrigens nebenbei nicht zu bemerken unterlassen, daß der jüngste Kolonialdirektor ein Fachmann im besten Sinne des Wortes ist. Sodann sollte man nicht vergessen, daß auch andere Nationen ihre Kinder- und Flegeljahre gehabt haben, auch diejenigen, die es besonders lieben, sich über uns lustig zu machen, nämlich die Holländer und Engländer. Man zeige doch auch hier die bei kaufmännischen und industriellen Unternehmungen überall erforderliche Geduld, oder waren etwa Indien und Java sofort Goldgruben? Man sollte sich außerdem im nationalpolitischen Sinne überlegen, ob es wohlgetan ist, mit unserem Gut und Blut fremder Herren Länder zu stärken, wie es z. B. jahraus, jahrein in Nordamerika geschieht, wo regelmäßig nach zwei oder drei Generationen das Deutschtum mit Sprache, Sitte und Weltanschauung verloren geht; sodann fragt es sich noch sehr, ob unsere Schutzgebiete in der Tat so jämmerlich sind, jedes Anbaues unwürdig, wie gelegentlich behauptet wird. Deutschostafrika z. B., das schon jetzt eine Gesamtein- und Ausfuhr von etwa 12 Millionen Mark hervorbringt, das Erträge der Kokospalme, von Kaffee, Kakao, Tabak, Vanille, Baumwolle u. s. w. produziert, würde eine noch viel intensivere Entwicklung in Aussicht stellen, sobald der deutsche Kaufmann nicht in Sansibar sitzen bleibt, sondern etappenweise ins Innere vordringt, z. B. im Seengebiet des Nyassa Handelsniederlagen gründet, mit den Arabern und Negern in friedlichen Tauschverkehr tritt u. s. w. Hunderttausende deutscher Bauern können ohne jeden Schaden ihrer Gesundheit auf den Nyassahochländern angesiedelt werden, ebenso an den Abdachungen des Kilimandscharo, der nur etwa 14 Tagereisen von der Küste entfernt ist. Je mehr es gelingt, die Araber zurückzudrängen, Verkehrswege und Eisenbahnen anzulegen, je mehr sich kaufmännisches Kapital an allen Unternehmungen beteiligt und die Produkte möglichst schnell an den Markt bringt, desto höher steigt die materielle und

ideelle Bedeutung der Schutzgebiete. Allem Anschein nach sind wir über die Zeiten schlimmster Apathie und unerschütterlichen Stumpfsinnes hinweg, der sich hartnäckig einredet, Deutschlands Kolonialpolitik sei ein unbedachtsames Spiel mit Gut und Blut seiner Söhne; allmählich dämmert selbst Laien die Einsicht, daß hier ein wichtiges Kapitel deutscher Geschichte anhebt, und daß wir Epigonen das einzuholen verpflichtet sind, was frühere Zeiten unter der Ungunst der Verhältnisse verabsäumt haben. Hoffentlich bleibt uns dieses Bekenntnis und die damit Hand in Hand gehende Tatkraft erhalten!

Bremen. *Prof. Th. Achelis.*

---

# Über Italien und seine moderne Kultur.

Ich stand eines Abends am Hafen von Neapel und träumte den wonnigen Traum vom Süden. Es war ein milder Frühlingstag, der sich seinem Ende zuneigte. Gerade vor mir reckte der alte Vesuvio seinen vom letzten Strahle der scheidenden Sonne rötlich vergoldeten Gipfel in das dunkelblaue Firmament. Nach rechts zu winkten noch die Felsenzacken des lieblichen Sorrento den letzten Nachtgruß schweigend herüber, und das vielgezackte Capri schien sich wie ein großes Meerungetüm in der Ferne immer weiter und weiter zu verkriechen. Das Wasser plätscherte zu meinen Füßen, und rückwärts schauend erglänzte die tau-





sendköpfige Napoli in einem Meer von Lichtern. Über den Fluten schaukelten Barken; drin saßen sonnverbrannte Burschen und krausköpfige Mädchen. Gitarreklänge und helle, glockenreine Stimmen sangen dazu das alte Liedchen von der Santa Lucia . . . . . Italien war mir nicht mehr fremd, ich kannte es schon lange, es war mir vom ersten Tage an zu meiner Geliebten, zu meiner Braut geworden. Ich liebe dies Land heiß und innig, und wie ein eifersüchtiger Junge balle ich die Faust zum Kampfe, wenn jemand meiner Geliebten zu nahe kommt. Und leider nur zu oft muß ich sie ballen, die Faust, um all die unsinnigen und falschen Urteile zu bekämpfen, denen man gerade in unserem Volke bis hinauf in die gebildetsten Klassen begegnet. Warum? Welcher Vergnügungsreisende, der flüchtigen Fußes dies gelobte Land durcheilt, stets in Hôtels Kost und Schlafstätte suchend, ist nicht schon mal von Dienstburschen oder Kellnern betrogen worden? Kommt daher die alte Märe von der Spitzbübigkeit der Italiener? Es ist dies nur ein Punkt, der speziell und mit Vorliebe von Deutschen erwähnt wird, die auf einer Vergnügungstour sich einmal in Italien hineingewagt; es kommen noch viele andere dazu. Im großen und ganzen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß heute von allem, was man so als landläufige Meinung über Italien hört, stets das Gegenteil wahr ist. Woher nun kommen alle diese verkehrten und ungerechten Urteile und was ist die Wahrheit? Die ersteren zu erklären, seien mir einige offene Worte über den deutschen Volkscharakter im allgemeinen, wie er sich im Gegensatz zu dem italienischen darstellt, gestattet. Zur Erläuterung des zweiten Punktes kann ich heute nur, da der Raum sehr beschränkt ist, über einen Teil dessen zu Worte kommen, was alles mir drinnen im Busen versteckt ist und über das ich hoffentlich ausführlicher zu sprechen noch Gelegenheit haben werde. Ich setze hier bei einer Kontroverse an über die moderne italienische Kultur.

Im großen und ganzen scheint mir im deutschen Volks-





charakter sehr wenig Anpassungsvermögen mit den Sitten und Gebräuchen eines fremden Landes, mit dem Charakter eines anderen Volkes zu liegen. Wenn wir in der Fremde sind, drängt sich uns immer der Vergleich mit dem eigenen Lande, mit dem, was wir daheim durch die Gewohnheit als vorzüglich kennen gelernt, auf. Dieser Mangel an subjektivem Abstraktionsvermögen scheint mir in erster Linie der Grund zu sein, warum wir uns im allgemeinen in der Fremde weniger wohl als zu Hause fühlen. Wir vermissen überall die uns zur Gewohnheit gewordene heimische Bequemlichkeit; wir sind immerzu mit den Worten bei der Hand: Bei uns ist es doch viel besser! Abgesehen davon, daß in dieser Art falschester subjektiver Betrachtung, in diesem starken Optimismus, mit dem wir *eo ipso* die Dinge daheim für besser halten, eine große sozialpolitische Gefahr liegt, bedeutet sie auch bei Beurteilung von anderen Menschen, von fremden Sitten von vornherein eine bitter große Ungerechtigkeit. Uns Deutschen fehlt der große, alles verstehende und gleichmäßig würdigende Objektivismus, der für dieses und jedes eine Erklärung aus den Dingen selbst heraussucht und nicht verlangt, daß sich andere ihm anpassen, sondern der uns die nötige Modulationsfähigkeit gibt, sich mit Liebe und Verständnis in Fremdes hineinzufinden und aus allem, auch dem scheinbar Widerwärtigsten, etwas Schönes herauszufinden. Dabei will ich absolut nicht das Recht zu einem gesunden Tadel aberkennen, aber nur zu einem Tadel und gleichzeitig zu einem Besserungsvorschlag an sich, nicht aus dem Vergleich mit dem, was es zu Hause Besseres gibt, was oft und vielmals bei einem fremden Volke geradezu eine Unsinnigkeit bedeuten würde. Man kennt Neapel in der ganzen Welt als eine schmutzige Stadt. Stets wird für mich der Eindruck unvergeßlich sein, den ich empfand, als ich am Frühmorgen durch die Hauptstraßen schlenderte und mir auf den Trottoirs allüberall die Kühe entgegenliefen, die vor den Türen gleich frisch gemolken werden; als ich die Unmenge von Ziegen sah, die

in den Häusern vier oder fünf Stockwerke hinaufkletterten, um „oben“ gleichfalls von den braven napoletanischen Hausfrauen gemolken zu werden. Und zwischen all dem Tiergewimmel auf den Straßen einige graziöse blonde Amerikanerinnen, die sich mit unendlicher Anmut durch das bunte Gedränge hindurch zwängten. Es klingt paradox und doch spreche ich es aus: Nehmt den Schmutz aus Neapel, kehrt und fegt es wie Berlin, und was wird an Reizen noch übrig bleiben, oder treibt den braunen, krauslockigen Burschen, der sich durch irgend eine kleine Arbeit seine Pasta verdient und nun wohlgesättigt am sonnenvergoldeten Gestade der Philosophie des „dolce far niente“ nachhängt, hin zur Arbeit in Werkstätten und Fabriken, man wird kommen und vergeblich den heiteren Traum des poesiedurchtränkten Südens suchen.

Um Italien zu verstehen, muß man jung sein, nicht an Jahren, nein, tief innerlich im Herzen, wo auch dem Greise auf dem Sterbebette noch die heitere Poesie lacht. Der Italiener selbst steckt so voller Frohsinn; der blaue Himmel, der über ihm sich breit macht, scheint ihm auch ins Herz hinein und macht es sorgenfrei und freundlich. Und grade was diesen letzten Punkt, nämlich die Freundlichkeit anbelangt, da lassen es meine lieben Landsleute, die nun einmal ans Befehlen gewöhnt, so oft fehlen. Es vergeht kaum ein Abend, da ich in Florenz nicht über die „Piazza Vittorio Emanuele“, das moderne Centrum der Stadt, komme. Droschkenkutscher halten dann auf dem Straßenpflaster ihr einfaches Pranzo; noch bevor ich ihnen einen guten Appetit gewünscht, tönt es mir schon entgegen „vuol favorire“ (wollen Sie zugreifen). Was würde einem wohl in Deutschland passieren, wenn man mal einem Droschkenkutscher aufs Essen sähe? Das alles sind kleine Züge, aber sie sind so charakteristisch für dieses reizende Volk; gewiß hat es viele Schwächen, aber die scheinen mir gering zu all den Vorzügen, die aus dem Volkscharakter sprechen. Natürlich ist in den einzelnen Landesteilen auch der Italiener

selbst verschieden geartet. Prof. Schoeners feinsinnige Ausführungen an dieser Stelle (Heft II — Der Sozialismus in Italien) können sehr gut als Ergänzung gelten. Mit einer Version des Shakespeareschen Wortes könnte man auch vom Italiener sagen, „nur was er übles tut“ das dringt nach Deutschland. Auf jeden Fall ist es beispielsweise ebenso falsch, vom Prozesse Musolino oder Pallizolo weitere Schlüsse auf das Volk zu ziehen, wie es falsch sein würde, wenn der Italiener dies auf uns bezüglich des Sternbergprozesses tun wollte.

Es gibt unendlich viele Punkte, über die man mir in Deutschland fast allgemein falsch unterrichtet zu sein scheint, ich möchte nur noch einiges über die moderne italienische Kultur, wie sie sich in der Kunst darstellt, ausführen. Wenn wir nach Italien fahren, so suchen wir größtenteils die Vergangenheit. Sie war so herrlich und schön, von dem dahingesunkenen stolzen Rom, von dem die Ruinenfelder der Campagna berichten, angefangen bis auf die glänzende Erscheinung des prächtigen Lorenzo, dem jahrhundertelang Fürsten nachgeeifert, ohne nur im entferntesten den Kern seines Wesens zu begreifen. Gegenüber dieser glanzvollen Vergangenheit scheint uns die Gegenwart arm, ohne Zweifel mit Recht. Gerade dieses Jahr hat uns die Turiner Ausstellung die Augen geöffnet; es ist verkehrt, von ihr weitere Schlüsse zu ziehen, im Gegenteil ist sie nur ein Beweis für das allenthalben sich kundgebende Interesse im Volke, es auch in künstlerischen Dingen den anderen großen Nationen gleichzutun. Aber daß Italien das Land ist, in dem augenblicklich die günstigsten Vorbedingungen für einen gesunden neuen künstlerischen Aufschwung vorhanden sind, liegt außer jedem Zweifel. Als ich dort unten am Hafen von Neapel stand, tönten Gitarreklänge an mein Ohr, und glockenhelle Stimmen sangen dazu; oftmals werde ich in der Nacht wach, da singen sie dort unten auf der Gasse ganze Akte aus den Opern herunter, die augenblicklich das Repertoir des

Theaters ausmachen. Da kommt kein Polizist, um zu protokollieren. Die Kunst ist frei, und wahrlich gerade die Musik scheint dort am freiesten. Im Bädeker steht lang und breit etwas ausgeführt über das italienische Theater. Ein wenig laut geht es schon vor der Vorstellung zu, besonders auf den oberen Rängen, wo die sitzen, die bei uns im ewigen Kneipengeruch ihr Dasein verschleißen. Aber sie sitzen doch dort und lauschen den Offenbarungen ihrer Meister, von denen ein jeder seinen Sitz in der Seele des einzelnen hat. Es gibt wohl kaum irgend eine bedeutendere italienische Oper, aus der nicht der allergewöhnlichstc Handwerker die bekannteren Motive singen könnte. Welch heilige, naive Begeisterung schaut aus all diesen dunklen Augen, wie sie hangen an den Lippen des Künstlers oder der Künstlerin, die ihnen wie Offenbarungen die Töne und das starke Gefühlsleben ihrer Meister zu Herzen tragen, und dann der jubelnde Beifall, wenn es dem Künstler gelungen, die hundertköpfige Menge dort oben zu rühren und zu begeistern. Wehe aber dem Armen, dem seine Mittel versagen. Das Volk ist ein unerbittlicher Kritiker. Mir tut dieser frische unverfälschte Impuls im italienischen Volke unendlich wohl, und solange er lebt, wird die Kunst weiter gedeihen.

In Italien ist der Reichtum zu verschiedenartig verteilt, aber gerade die, denen er versagt ist, sind die Träger des künstlerischen Lebens. Eine Kunst der oberen Zehntausend . . . ? Die hat es hier nie und nimmer gegeben und wird es nie geben. Was ich zum Beispiel auf dem Lande oder in kleinen Städten an künstlerischen Darbietungen gesehen, war erstaunlich und ließ die Mittelmäßigkeit weit hinter sich. Und doch hat der Italiener kein Theater, er hat keins wenigstens in unserm Sinne. Wie Tabak- und Salzmonopol auf dem Volke furchtbar lasten, so scheint mir in künstlerischer Beziehung das Musikmonopol zweier Mailänder Verlagsfirmen geradezu verhängnisvoll für das moderne Theater. Es gibt in Italien kein ständiges Theater.

Künstlertruppen ziehen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt; sie wechseln meistens, wenn auf der Bühne das Programm wechselt. Da das Aufführungsrecht der Opern unverhältnismäßig teuer ist, so ist es einem Direktor oft beim besten Willen unmöglich, gleichmäßig gute Kräfte zu verpflichten. Daher ist auf dem Theater das Virtuosentum besonders ausgeprägt. Berühmte Namen machen die Zugkraft aus. Man geht ins Theater, um einen Bonci als Grafen im „Rigoletto" oder den jüngsten Opernstern, die schöne Lina Cavalieri, die sich von der napoletanischen „fioraia" (Blumenverkäuferin) mit ungewöhnlicher Energie zu den Brettern, die die Welt bedeuten, emporgearbeitet hat, als Traviata zu hören. So fehlt fast immer naturgemäß ein gleichmäßig harmonisches Zusammenspiel. Das ist gewiß ein großer künstlerischer Mangel, der erst verschwinden wird, wenn das Wesen der fahrenden Gesellschaften aufgehört hat. Und das wird erst möglich sein, wenn sich die soziale Lage gebessert und geklärt hat. Meines Erachtens liegt gerade in dem in jüngster Zeit so gewaltig erstarkten Sozialismus die beste Gewähr für eine blühende Zukunft der italienischen Kunst. Schauspiel muß man leider fast ganz missen; denn gerade die Duse hat es in den letzten Jahren vorgezogen, ihre Lorbeeren zum größten Teil im Auslande zu pflücken.

Es würde zu weit führen, noch eingehender über die moderne italienische bildende Kunst zu berichten. Was ich im letzten Jahre persönlich in italienischen Ateliers und auf kleineren Ausstellungen zu sehen Gelegenheit hatte, hat meinen Hoffnungen für ein baldiges Erwachen auf diesem Gebiete kräftigen Untergrund gegeben. Nicht umsonst warnte jüngsthin ein italienischer Kritiker seine Künstler vor der deutschen „Moderne", womit er speziell auf den Jugendstil hindeutete. Auch hier ist das eigentliche Volk der wahre Träger der Kunst. Wie es sich Sonntags in den Galerieen ergeht, wie es mit den halberwachsenen Kindern an der Hand die alten Meister bewundernd und schweigend

betrachtet, wie das Kind aus dem Volke vor seiner Madonna ehrfurchtsvoll niederkniet, so stirbt die gesunde, naive Freude an künstlerischen Dingen nie aus in der Seele dieses herrlichen Volkes, dem kulturell genommen eine neue Blüte bevorsteht. Der überirdische Schöpfer göttlicher Schönheit hat ihm in seinem blauen Himmel, in seinen dunklen Pinien vor den weißen Marmorpalästen das natürliche Empfinden für Farbe, für künstlerische bellezza ins Herz gelegt, und Italiens lachende Sonne läßt in den Seelen dieser Menschen keinen Trübsinn aufkommen. Wie sich in Zukunft Italiens soziale Lage gestalten mag, sicherlich ist, daß sich der frohe künstlerische Impuls, dessen Träger das gesamte Volk ist, eines Tages aufringen wird, dem großen Lichte entgegen, das die höchste künstlerische und ästhetische Schönheit bedeutet.

Florenz. *Dr. Georg Biermann.*

---

# Die staatlichen Aufgaben für das höhere Schulwesen.

I.

Gesellschaftliche Einrichtungen können nur dann recht verstanden werden, wenn ihre Geschichte klar erfaßt ist, nicht ihre äußere, sondern ihre innere: die Antriebe, aus deren Ineinandergreifen und Widerspiel sie sich entwickelt haben. Richtig werten dagegen kann sie nur, wer sie an einem Ideal mißt, das von einer unbefangenen Einsicht in die lebendigen Antriebe der Gegenwart und der abseh-

baren Zukunft aus geschaffen ist. Aber jeder einzelne ist Partei, Unbefangenheit für das beschränkte Individuum unerreichbar, die Schätzung dessen, was nottut, völlig verschiedenartig. Einigen Schutz gegen solche Befangenheit gewährt wiederum nur die historische Einsicht in die Kräfte, welche für die Gegenwart wirksam geworden sind. Nur von solchen, durch die Einsicht in die geschichtliche Entwicklung geläuterten Idealen aus kann ernstlich reformiert, ein gegenwärtig Besseres an die Stelle des früher Guten gesetzt werden.

Die Tatsache, daß in den geistig führenden westeuropäischen Ländern das Schulwesen im Verlauf der letzten Jahrhunderte fortschreitend verstaatlicht worden ist, ist allgemein bekannt. Sie ist das Ergebnis einer Kulturentwicklung, die nicht wieder aufgehoben werden kann.

Die christliche Kirche ist in den romanischen und germanischen Staaten die Mutter der Schule gewesen, weil sie ursprünglich die Wissensantriebe der Kultur beherrschte. Sie ist ihre ausschließliche Pflegerin geblieben, so lange das Wissen lediglich im Dienste des Glaubens stand, für die Entwicklung der Staaten und Städte also nur eine untergeordnete Bedeutung hatte, weil es keine wirtschaftliche und politische Macht gewährte.

Der Bruch mit dieser Tradition vollzieht sich in dem Maße, als jene Konzentration des weltlichen Wissens um den Glauben schwindet, als das Wissen demnach auch für die Lösung der weltlichen Kulturaufgaben wieder wesentlich wird.

Deutliche Anfänge dieser Umbildung finden wir, wenn wir von vereinzelten früheren Spuren absehen, schon im zwölften Jahrhundert. Das Geistesleben der Renaissance dokumentiert nur die Tatsache, daß die weltlichen Aufgaben der westeuropäischen Kulturentwicklung jene Unterordnung des Wissens unter den Glauben nicht mehr vertragen: es zeigt die Einflüsse des antiken Wissens und der antiken Kunst, die seit dem zwölften Jahrhundert wirksam





geworden waren, in stärkster Energie und weitestem Umfang. Das Erwachen der Individualitäten in den wirtschaftlich entwickeltsten Ländern dieser Zeit ist wesentlich nur ein Reflex der erstarkenden weltlichen Interessen.

Bis um die Mitte etwa des siebzehnten Jahrhunderts löst sich das weltliche Wissen auch von der Abhängigkeit, in der es zum antiken Denken gestanden hatte.

Die Medizin mit ihren Hülfswissenschaften, der Zoologie und Botanik, die Astronomie, die Physik, sie alle finden unter dem fortschreitenden Einfluß der mathematisch fundierten, mechanischen Naturauffassung selbständige Aufgaben und Methoden. Die Staats- und Geschichtstheorieen des Naturrechtes klären durch ihre Ableitung des Rechts aus dem Vertrag, der den Naturzustand abschließt, die Gedanken, welche Macchiavelli als das Fazit der zeitgenössischen staatlichen und kirchlichen Entwicklung gezogen hatte. An die Stelle der trüben Lehre von der zweifachen Wahrheit, welche durch die Gärung der Geister seit dem dreizehnten Jahrhundert aufgekommen war, tritt die prinzipielle Scheidung des natürlichen Lichts der Vernunft von dem Licht der Offenbarung. Die Philosophie wird zur Repräsentantin des weltlichen Wissens gegenüber der Theologie.

Neue Weltbilder erfüllen die Geister, welche ihre Zeit verstehen. Aus den Zusammenhängen des neuen weltlichen Wissens werden solche Weltauffassungen in reicher und tiefer Gedankenarbeit abgeleitet: von Gassendi, Descartes und Hobbes, Leibniz und Locke, Spinoza und Hume.

Schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts werden die so vertieften Grundlagen des weltlichen Wissens zu dem eklektischen Rationalismus der Aufklärung verbreitert, verflacht und verschmolzen. Das Wissen, so erklärt man allerorten, stehe nicht unter der Botmäßigkeit des Glaubens, sondern gebe das Richtmaß für diesen; auch das spezifisch Religiöse wurzele in dem natürlichen Lichte der Vernunft. „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen," sagt Kant, „ist der Wahlspruch der Aufklärung!"



Von dieser Ideenwelt aus vollzieht Rousseau, einer der typischen und einflußreichsten Vertreter der Aufklärung, den prinzipiellen Bruch mit dem Gedanken, daß die Erziehung Sache der Kirche sei. Er formuliert dies Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung mit durchschlagender Energie, eben deshalb mit der vollen Schärfe des Neuerers und zugleich — eng beieinander wohnen auch sich widersprechende Gedanken — mit ahnungsloser Verdammung der intellektuellen Kultur, deren Apostel er ist.

Ein „Naturevangelium der Erziehung", wie Goethe es genannt hat: Nicht für die Kirche sondern für das Leben, nicht für einen staatlichen Beruf sondern zum Menschen will er den von seiner Familie losgelösten Zögling bilden. „*Vivre est le métier que je lui veux apprendre.*" Ein echtes Kind der Aufklärung: „Er soll mit seinen eignen Augen sehen, mit seinem eignen Herzen hören, und keine Macht der Erde soll ihn bestimmen als seine Vernunft."

Was die pädagogische Reformbewegung seit dem siebzehnten Jahrhundert an lebenskräftigen Forderungen gebracht hatte, die Betonung der Realien des Lebens gegenüber der ausschließlichen Bildung durch die Sprachen und die Religion, das fließt in dieses Ideal der Erziehung zur Aufklärung hinein.

Mit bewußter Rücksichtslosigkeit werden von Rousseau und seinen deutschen Nachfolgern alle historischen Bedingungen für die Entwicklung des Schulwesens beiseite gesetzt. Bis zu den äußersten Extremen werden die Forderungen zugespitzt; nicht die Tradition, nur die Vernunft entscheidet: „*Prenez le contre-pied de l'usage, et vous ferez presque toujours bien.*" Dabei trotz allem Nachdruck auf das rein Menschliche die aristokratische Einschränkung auf das Bedürfnis der höheren Stände. Und für deren Individuen rationale Willkür in allem, was durch das negative Gebot „*de ne jamais faire mal à personne*" nicht getroffen wird. „Der wahrhaft Freie will nur, was er kann, und tut nur, was ihm gefällt." Er darf so handeln denn — er ist von Natur gut!



Alle diese Übertreibungen haben auch in Deutschland, wo Rousseaus Gedanken vor allem zündeten, nur kurzlebige Bedeutung gehabt. Sie waren Grimassen der Aufklärung, die mit dieser Kulturphase verschwanden.

Als Rousseau in seinem Emile den Absagebrief der Schule an die Kirche schrieb, hatte sich die weltliche Bildung die Schule bereits erobert und in den deutschen Staaten, welche einer sozialen Tüchtigkeit ihrer Bürger vor allen anderen bedurften, der Gedanke einer Einordnung des Schulwesens in den Staat feste Wurzeln geschlagen. Die Lücke also, welche Rousseaus widerspruchsvolle Nichtachtung der weltlichen Kultur, deren Träger der Staat ist, offen gelassen hatte, war schon im Begriff sich zu füllen. Die Erklärung, welche Friedrich der Große einmal dem Breslauer Konsistorium zugehen ließ, Seine Majestät sei nicht gesonnen, die Sicherheit des Staates auf die Dummheit der Untertanen zu gründen, ist lediglich ein Symptom des Geistes, der diese Bestrebungen beseelte.

Nur langsam allerdings wurde der Gedanke der Verstaatlichung des Schulwesens, dem kirchliche und ständische Interessen widerstrebten, wirkungskräftig. Als das Allgemeine Landrecht, diese imposante Rechtsarbeit der deutschen Aufklärung, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Satz formulierte: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zu besorgen haben," — war auch das preußische Schulwesen noch weit davon entfernt, diesem Gedanken zu entsprechen.

Erst seit der großen Zeit der Restauration des preußischen Staates, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, setzte jene zielbewußte staatliche Fürsorge ein, welche das deutsche Knabenschulwesen zu einem Musterbild für alle übrigen Staaten gestaltet hat. Daß sie mit der Gründung des Deutschen Reiches in Preußen zu dem Kampf mit der katholischen Kirche führte, unter dessen Nachwirkungen



wir noch gegenwärtig zu leiden haben, war ein unabwendbares politisches Verhängnis.

Aber trotz der lähmenden Wirkungen, welche die augenblicklichen Verwicklungen zwischen Staat und Kirche bei uns ausüben, schreitet die Verstaatlichung unaufhaltsam fort. Es ist begreiflich, daß die Parteien, welche kirchliche und ständische Machtinteressen vertreten, an jedem Punkte zu hemmen versuchen, nicht zum wenigsten in den Fragen der staatlichen Schulaufsicht. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß alle diese Bestrebungen die Bewegung nur aufhalten, nicht aufheben können. Die Räder der Geschichte zermalmen diese Hemmnisse über kurz oder lang; das weltliche Wissen kann, wenn die westeuropäische Entwicklung nicht durch eine asiatische Völkerflut gestört wird, nicht wieder an die Kirche zurückfallen und von den Staaten nicht mehr privaten oder ständischen Interessen freigegeben werden.

Innerlich freilich hat sich das Verhältnis von Staat und Kirche im Schulwesen viel weniger verschoben, als der siegesgewisse Rationalismus der Aufklärung sich träumen ließ. Nur abseits Stehende können gegenwärtig an einen späten Religionsunterricht in den künstlichen Schemengebilden einer Natur- oder Vernunftreligion denken. Hüben wie drüben kann nur der philosophisch Unorientierte wähnen, die Ergebnisse der Wissenschaft trieben dazu, das religiöse Bewußtsein aufzuheben. Es ist in der Tat nichts als blöde Bildungsphilisterei, die Religion durch Wissenschaft und Kunst ersetzen zu wollen.

Die scheinbare Auflösung des Glaubens in das Wissen war nur ein Nebenprodukt der Zersetzung, welche das Wissen von den Banden des Glaubens freigemacht hat. Man muß nur auf die leitende Richtung achten, welche in den verschlungenen Wegen der wissenschaftlichen Entwicklung seit dem achtzehnten Jahrhundert erkennbar wird. Nicht eine Anerkennung der Grenzenlosigkeit des wissenschaftlichen Denkens, in der das Wissen im Altertum und

seit der Renaissance bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sich gefiel, sondern die Einsicht in die unaufhebbaren Grenzen des rationalen Denkens ist ein allgemeines Ergebnis der modernen Wissenschaft. Es ist nicht der Beruf der Wissenschaft, den Glauben zu binden, sondern ihn auf dem ihm eigenen Gebiete des Unwißbaren, allerdings nur auf diesem, frei zu lassen. Wer behauptet, daß die objektive wissenschaftliche Einsicht die subjektiven Motive des religiösen Glaubens aufhebe, der versteht den Glauben so wenig wie derjenige, der eine Umkehr des Wissens fordert, das Wissen.

Die Nutzanwendung dieser Beziehungen zwischen Glauben und Wissen auf das Schulwesen verlangt allerdings Behutsamkeit. Die Beziehungen zwischen Glauben und Wissen fallen nicht mit denen zwischen Kirche und Staat zusammen. Dort sind es theoretische Probleme, vor denen wir stehen; hier sind es Machtfragen.

Der Staat versteht seine Aufgabe deshalb nur recht, wenn er das kirchliche Bewußtsein für die Schule lediglich so weit freiläßt, als nicht Verirrungen jenes Bewußtseins die Grundlagen seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklung bedrohen.

Diese kirchenpolitische Einsicht ist nicht notwendig eine Quelle dauernder Mißhelligkeiten. In Zeiten, in denen konfessioneller Friede herrscht und den kirchlichen Interessen nicht zugleich politische Erregungen beigemischt sind, spielen die Fragen des öffentlichen Religionsunterrichts für den Staat nur eine untergeordnete Rolle: auch der konfessionell gemischte Staat darf dann vertrauen, daß im Religionsunterricht seine Kreise nicht gestört werden. Selbst im Staatskirchentum kann er unter solchen Bedingungen sowohl in konfessionellen oder konfessionslosen wie in Simultanschulen seine Ziele gefördert finden. Brennend werden solche Fragen nur in kirchenpolitischen Kriegszeiten. Was in konfessionell gemischten Staaten dauernd erforderlich bleibt, ist Freiheit des weltlichen Unterrichts

von konfessionellen Rücksichten und Ausschluß politischer Parteiinteressen von dem innerhalb seines eignen Gebiets freien Religionsunterricht der Konfessionen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Bonn. *Prof. Dr. Benno Erdmann.*

---

# Paul Bourget, der Prophet*).

*Et erit tamquam lignum, quod plantatum est secus decursus aquarum, quod fructum suum dabit in tempore suo. Et folium ejus non defluet; et omnia quaecumque faciet, prosperabuntur. Non sic impii, non sic: sed tamquam pulvis, quem projicit ventus a facie terrae.*

*(Psalmus I, 3—4.)*

(Und er wird sein wie ein Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit; und sein Laub wird nicht abfallen, und alles was er tut, wird gelingen. Nicht so die Gottlosen, nicht so; sondern wie Staub, den der Wind von der Erde aufweht.)

## I.

Man muß hier durchaus die Vulgata citieren. Die Übersetzung des Ketzers Luther, auf den Paul Bourget von der Höhe seiner schwer errungenen neumodischen Frömmigkeit gewiß mit verächtlichem Mitleid herabblickt, zu benutzen, würde entschieden stillos wirken. Und wenn Bourget auch in seinem neuesten Roman die beiden Psalmverse nicht direkt anführt, sie bilden doch das Leitmotiv des ganzen Werkes. Denn er will uns nichts anderes zeigen als die Glückseligkeit des Gerechten und das Verderben des Gottlosen.

Der Gerechte ist der Gymnasialprofessor Victor Ferrand. Er ist der Vertreter des konservativen Prinzips:

*) Paul Bourget, L'Étape, Paris 1902.

überzeugter Katholik, Gegner der Demokratie, Anhänger der Autoritätsdoktrin, kurz, wie man jetzt in Frankreich sagt, „Traditionnaliste". Der Gottlose ist sein Kollege, der Professor Joseph Monneron. Zwar persönlich ist dieser Gymnasiallehrer ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, ein Idealist durch und durch. Aber sein Frevel besteht darin, daß er Freidenker und unentwegter Anhänger der Grundsätze von 1789 ist, kurz, ein „Jakobiner". —

Monneron hat ohne Mitgift geheiratet. Seine Frau, eine Provinzialin, versteht nicht recht zu wirtschaften. Er haust mit seiner Familie in einer Mietskaserne von schäbiger Eleganz. Er kleidet sich schlecht, er ißt schlecht; ohne Vermögen, muß er seine Kräfte übermäßig durch Privatkurse anstrengen und kommt nicht zu selbständigem wissenschaftlichem Arbeiten. Aber das alles ist nur Nebensache. Wahrhaft unglücklich wird dieser atheistische Professor durch seine irreligiös erzogenen Kinder: Der älteste Sohn, der in einem Bankgeschäft angestellt ist, begeht Fälschungen und Erpressungen, der jüngste, der noch das Lyceum besucht, ist schon mit 15 Jahren ein echtes Pariser „Früchtl", und die Tochter knüpft mit einem jungen Grafen ein Verhältnis an, das nicht ohne Folgen bleibt und das sie schließlich dazu bringt, einen Mord- und Selbstmordversuch zu machen. So häufen sich die Verbrechen in der Familie des beklagenswerten Professors.

Währenddessen lebt Ferrand, der fromme Weise, herrlich und in Freuden. Er bewohnt ein prächtiges altes Haus aus dem 18. Jahrhundert, das aufs behäbigste möbliert ist. Während der arme und überspannte Monneron früh gealtert ist, hat der glückliche Ferrand schwarzes Haar und erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit. Da er im Besitz eines ansehnlichen ererbten Vermögens ist, so braucht er sich nicht mit Privatstunden abzuplacken und hat Muße, sich so oft gedruckt zu sehen, als er nur will. Was aber die Hauptsache ist: er hat eine einzige Tochter, Brigitte, — eine wahre Perle von einem Mädchen; sie schreibt ihm

alle seine Manuskripte ab, ohne auch nur im entferntesten an einen „Flirt“ oder sonstige gesellige Zerstreuungen zu denken. Und um sein Glück vollständig zu machen, bekommt er einen Schwiegersohn ganz nach seinem Herzen: nämlich keinen anderen als den einen tadellosen der drei Söhne seines Gegners Monneron, den trefflichen Jean, der, ganz in „jakobinischen“ Grundsätzen aufgewachsen, unter Ferrands Einfluß sich zum „Traditionalismus“ bekehrt.

Aus alledem geht klärlich hervor, daß der Vorzug des „Traditionalismus“ vor dem „Jakobinismus“ so groß ist wie der Vorzug des Lichtes vor der Finsternis.

## II.

Es ist schwer, ernsthaft zu bleiben, wenn man so die „These“ des Bourgetschen Romans präzis formuliert. Und doch hat dies Buch eine sehr ernste Seite. Bourget will hier nicht eine mehr oder minder interessante Erzählung liefern, er beansprucht für den dargestellten Fall typische Geltung. Er will in diesem Buch Prophet im alttestamentlichen Sinne sein: er will seinem Volke den Spiegel vorhalten, er will ihm seine Irrgänge zeigen und den rechten Weg weisen. Nicht ohne Absicht setzt er die Handlung in das Jahr 1900: das Buch soll eben den Zustand Frankreichs am Anfang des 20. Jahrhunderts schildern. Der junge Jean Monneron, der Sohn des „Jakobiners“, der Schwiegersohn *in spe* des „Traditionalisten“, ist die Verkörperung Frankreichs, das zwischen den beiden Prinzipien schwankt, das zwischen Leben und Tod zu wählen hat.

Für Bourget ist die Revolution von 1789 der Sündenfall in der französischen Geschichte. Von da an datiert nach seiner Ansicht „die Anarchie, an der das Land leidet und zu sterben droht“. Die Revolution hat die organische Entwickelung Frankreichs gewaltsam unterbrochen und an Stelle des Natürlichen das Künstliche gesetzt. Das ist ja eine Anschauung, die in Frankreich nicht bloß von reaktionärer Seite vertreten wird; in Hippolyte





Taine z. B. hat sie einen ihrer bedeutendsten Vorkämpfer gefunden. Aber Bourget geht über seinen Lehrer Taine weit hinaus. Er verlangt nichts weniger, als daß man die Revolution und ihre Resultate einfach ungeschehen machen soll; und er setzt sich dabei mit seinem eigenen Prinzip der organischen Entwickelung in Widerspruch: denn eine Epoche, die über ein Jahrhundert währt, ist, so gewaltsam sie auch in ihren Anfängen gewesen ist, schon durch ihre Dauer allein ein organischer Teil der nationalen Geschichte geworden, den man, gerade von seinem Standpunkte aus, nicht antasten darf.

Das Losungswort der Revolution: Liberté, Égalité, Fraternité, will er durch die Devise: Discipline, Hiérarchie, Charité ersetzen. Er spielt gegen die Freiheit die strenge Zucht aus, gegen die Gleichheit die ständische Rangordnung, gegen die Brüderlichkeit die christliche Nächstenliebe. Sein soziales Ideal ist eine Gesellschaft, in der das geistige Leben durch die Kirche, und zwar durch die katholische Kirche, geregelt wird, und die einzelnen Stände geschlossene Körperschaften bilden. Sein Haß gegen die Demokratie geht so weit, daß er auch die katholische Demokratie als etwas durchaus Unchristliches und ihre geistlichen Führer als Verirrte betrachtet. Das, wonach Bourget lechzt, ist — Autorität!

Nun, wir kennen ja auch in Deutschland diese Lehren. Vor einem halben Jahrhundert hat sie Friedrich Julius Stahl, der Begründer der konservativen Partei in Preußen, in die Formel zusammengefaßt: Autorität, nicht Majorität! Und noch früher haben Adam Müller und Karl von Haller den Versuch gemacht, in gleicher Weise die Staatswissenschaft „zu restaurieren“ und „der Chimäre des künstlich-bürgerlichen Zustands die Theorie des natürlich-geselligen entgegenzusetzen“. Aber das Ursprungsland dieser Staatslehre ist nicht Deutschland, sondern Frankreich: auf Rousseau folgte Bonald, der schon 1796, im Gegensatz zum „contrat social“, eine neue Theorie der politischen und religiösen



Macht lehrte. Er faßte sie zusammen in den Satz: „Gott ist die souveräne Macht über alle Wesen, der Gottmensch ist die Macht über die ganze Menschheit, das Familienoberhaupt ist die Macht in seinem Hause. Da alle Macht nach dem Bilde Gottes geschaffen ist und von Gott stammt, ist alle Macht absolut.“ —

III.

Bonalds Gedankenwelt ist es, die Bourget in seinem Roman vertritt. Selbst die Fabel erscheint wie gemacht, um einen Satz Bonalds zu illustrieren. Da, wo Bonald gegen Rousseaus „Émile“ polemisiert und die unheilvollen Wirkungen der irreligiösen Erziehung nachweisen will, zitiert er mit heiligem Ernst, daß „75 Kinder im Laufe der letzten fünf Monate wegen verschiedener Verbrechen polizeilich verurteilt worden sind“. Also lauter junge Monnerons!

Für Bonald ist die geordnete Familie die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft. Damit aber die Familie diese Funktion erfüllen kann, ist es notwendig — und hier ist der Punkt, wo Bourget ansetzt —, daß sie sich „ruhig und naturgemäß“ entwickeln kann und daß ihre Mitglieder vor allem innerhalb des gleichen Milieus und der gleichen Klasse bleiben. „Man kann nicht sein Milieu und seinen Stand wechseln, ohne daß sich schwere Störungen innerhalb des ganzen Wesens kundgeben,“ meint Bourget. Nun hat aber Joseph Monneron Milieu und Klasse brüsk gewechselt. Ein Bauernsohn, hat er die väterliche Besitzung verlassen, um die École normale zu besuchen und nach jahrelanger harter Arbeit die Befähigung zum Lehramt zu erwerben. Er hat nicht richtig gehandelt. Der Vater Joseph Monnerons, der arme Bauer, hat zuerst gesündigt, weil er danach strebte, seinen „sehr begabten Sohn“ den Liberalismus des modernen Staates benutzen zu lassen, der „dem Individuum das unmittelbare Aufsteigen erlaubt“. Eine Familie aber soll nur langsam aufsteigen, *„par étapes“*. Es fehlt die Zwischenetappe, zwischen der „Kaste“, aus der Joseph Monneron

hervorgegangen ist, und dem Rang, zu dem ihn sein Lehramt erhebt. Der Übergang fehlt zwischen der Scholle, auf der er geboren wurde, und dem Lehrstuhl, von dem er Besitz genommen hat.

Man hat im Französischen den militärtechnischen Ausdruck: brûler l'étape, d. h. einen Etappenplatz übergehen, ohne den Truppen Proviant reichen zu lassen. Der Professor Monneron ist ein solcher „brûleur d'étapes". Daher sein Unglück. „Armer Monneron! Ich beklage in ihm Frankreich. Euch fehlt die Dauerhaftigkeit und die vorhergehende Reife der Rasse, ohne die der Übergang von einem Stand zum andern allzu gefährlich ist. Ihr habt einen Etappenplatz übersprungen, und nun bezahlt ihr das Schmerzensgeld dafür, was ich den französischen Irrtum nennen möchte, und was im Grunde nichts anderes ist als das Verkennen der wesentlichen Gesetze der Familie." Also spricht Herr Viktor Ferrand, der andere Professor, der einer wohlhabenden Gutsbesitzersfamilie entstammt und darum keine Etappe zu überspringen brauchte, um Professor zu werden. „Es gibt keinen plötzlichen Übergang von Stand zu Stand, und es gibt Stände von dem Augenblick an, wo es Familien gibt, und es gibt Familien, sobald es eine Gesellschaft gibt. . . . . Damit die Familien sich entwickeln, ist Beständigkeit notwendig. Sie können nur etappenweise aufwärts gehen. Unser Land hat seit hundert Jahren geglaubt, daß man die Etappen überspringen kann. Man kann es nicht." Wäre Bourget konsequent, so müßte er einfach verlangen, daß die einzelnen Stände hermetisch gegeneinander abgeschlossen würden und daß der Übergang von einem zum anderen unmöglich gemacht würde. Indessen diese letzte Konsequenz zieht er nicht. Er gestattet das Aufsteigen, aber nur „par étapes", langsam, — schade nur, daß er das Tempo nicht etwas genauer angibt!

Bourget findet, daß es einem salto mortale gleicht, wenn ein Bauernsohn Gymnasiallehrer wird. Wunderlich! Weiß er denn nicht, daß innerhalb der Organisation, die er am

höchsten verehrt, innerhalb der katholischen Kirche Bauern- und Handwerkersöhne in großer Anzahl mit dem Kardinalspurpur geschmückt wurden? Weiß er denn nicht, daß gerade in der römischen Hierarchie genau nach der „jakobinischen" Formel verfahren wird, daß „dem Talent alle Carrièren offen stehen sollen!?"

Es ist nicht ohne Humor, daß Bourget einen Gegner gefunden hat in dem Grafen d'Haussonville, einem Manne, der durch Abstammung und Tradition dem alten, glorreichen Frankreich angehört, für das der Autor der „Étape" so schwärmt. Graf d'Haussonville, der christliche Sozialpolitiker, verteidigt das moderne „jakobinische" Frankreich gegenüber dem „roturier" Bourget. Er findet es vortrefflich, daß jedes Individuum seit der Revolution die Möglichkeit hat, sich seinen Platz an der Sonne zu schaffen, ohne durch die Schranken der Kaste, der Körperschaft beschränkt zu sein, und er meint, daß eine Regierungsform um so mehr Aussicht auf Bestand in Frankreich hat, je mehr sie gestatten wird, „de brûler les étapes". Kurz, man gelangt zu der Überzeugung, daß Bourget, der sich immer auf die Macht der Tatsachen beruft und die demokratischen Prinzipien als Phantasmen behandelt, selber mit seinen Forderungen die allerverstiegenste Ideologie treibt.

IV.

Doch — ich habe ganz vergessen, daß es sich um einen Roman handelt. Bourget bringt in seinem Buche so viele nationale, soziale, ethische und kulturelle Probleme vor, daß man das Poetische darüber fast übersieht. Gut ein Drittel des über 500 Seiten zählenden Bandes ist mit theoretischen Debatten und Auslassungen gefüllt; stellenweise leitartikelt es sogar bedenklich. Indessen: das, was übrig bleibt, repräsentiert noch immer eine bemerkenswerte künstlerische Leistung. Der feinsinnige Psycholog, der glänzende Schilderer, der brillante Erzähler verleugnet sich nicht. Bemerkenswert ist das Buch besonders vom romantechnischen Standpunkt.

Die ganze Handlung ist so konzis, daß sie geradezu etwas Dramatisches hat. Sie spielt sich genau in acht Tagen ab, an wenigen Orten, zwischen denen die Personen sich zwanglos bewegen. Nach Zolaschem Muster bringt gleich der erste Tag, dem die Hälfte des Buches gehört, die Exposition und die Verwickelung: in wahrhaft glänzender Weise vollzieht sich an diesem Tag der Aufmarsch sämtlicher handelnden Personen.

Allerdings fehlt es auch nicht, innerhalb der Erzählung, an manchen vulgären Längen: die Fälschungs- und Verführungsgeschichte ist gar zu weitschweifig behandelt. Dafür aber wird man entschädigt; vor allen Dingen hat Bourget in der Schilderung konkreter Zustände eine Kraft erreicht, wie sie der psychologische Analytiker bis jetzt nicht vermuten ließ. Trotz aller polemischen Absichten findet man bei ihm an mehr als einer Stelle das „Gegenständliche". — Alles in allem: L'Étape ist ein Buch, das auf jeder Seite zum Widerspruch herausfordert, das man aber von der ersten bis zur letzten Seite liest!

*S. S.*

---

# Rembrandt als Mystiker.

**Seit der moderne Individualismus den Blick immer mehr auf die Bedeutung des persönlichen Moments in aller Kultur und Entwickelung hingelenkt, hat sich auch in der Kunstgeschichte ein beachtenswerter Wechsel vollzogen. Die früher übliche Form einer katalogisierenden Behandlung der Werke der verschiedenen Künstler, untermischt mit allerlei Exkursen biographischer, ästhetischer, kulturgeschichtlicher Art, beginnt zurückzutreten. Man sucht dafür in erster Linie die menschliche und künstlerische Persönlichkeit eines Genius aus seinen Werken herauszulesen und die letzteren nur mehr als den Ausdruck seines persönlichen Wesens und der in ihm lebendigen Kräfte zu begreifen. Die Künstlerseele als das eigentliche Schaffensmächtige**



und Ursprüngliche zu schildern, sie in ihrer Psychologie zu analysieren, aus ihren Werken herauszuarbeiten und als das eigentlich Wahre zum Leben und Sprechen zu bringen, das ist die Aufgabe, die dem modernen Kunsthistoriker als das höchste auf seinem Gebiete zu Leistende sich darstellt.

Es ist unleugbar, daß auf diese Weise für das Verständnis einer Kunst weit mehr herauskommt als bei der früheren trockenen katalogisierenden Methode, ganz abgesehen davon, daß die Ergebnisse der Kunstgeschichte auch nur so für ein weiteres Publikum genießbar und damit zugleich praktisch wirksam werden. Zumal für die Kunst einer vergangenen Zeit, deren Bestrebungen und Ideen den Heutigen fremd geworden sind, kann nur dadurch das Verständnis wieder neu geweckt werden, daß ihre Schöpfer uns zunächst einmal menschlich näher gebracht und im Zusammenhange mit ihrer Zeit und Kultur begriffen werden. Sind die Künstler gar auch noch eigenartige, für den ferner Stehenden schwer durchschaubare Charaktere und nehmen sie schon dadurch eine Sonderstellung unter ihresgleichen ein, so erscheint es doppelt angezeigt, ihre Kunst aus dem eigentümlichen Wesen ihrer Persönlichkeit und ihrer Schicksale abzuleiten, das scheinbar Zufällige und Willkürliche als ein Notwendiges nachzuweisen und damit die Schranken hinwegzuräumen, welche dem Verständnis ihrer Kunst bei dem lebenden Geschlecht entgegenstehen.

Daß zu diesen Künstlern auch Rembrandt gehört, weiß alle Welt. Wie viele giebt es nicht, die niemals ein intimeres Verhältnis zu Rembrandt gewinnen, die sich von ihm abgestoßen fühlen und den Überschwang der Verehrung nicht verstehen können, womit andere gerade an diesem Künstler hängen. Der großen Masse des kunstliebenden Publikums ist Rembrandt fremd trotz des Ruhmes, den er in der Kunstgeschichte besitzt, trotz der Stimmungen, die sein Name bei jedem Gebildeten auslöst, und daran hat auch das s. Z. vielgelesene Buch des sogenannten „Rembrandtdeutschen“ nichts geändert, das den Künstler zu einer typischen Erscheinung von modernster Bedeutung zu stempeln suchte.

Es war daher ein überaus dankenswertes und aussichtsreiches Unternehmen des Heidelberger Kunsthistorikers Carl Neumann, gerade Rembrandt zum Gegenstande einer Darstellung zu machen, welche die Kunst des Meisters in engstem Zusammenhange mit seiner Persönlichkeit behandelt. Wir haben bis jetzt nur erst verhältnismäßig wenige größere Werke dieser Art, und es mag gleich hier ausgesprochen werden, daß Neumanns Werk*) nicht bloß zu dem Umfangreichsten, sondern auch Erfreulichsten gehört, was wir auf dem Gebiete der Kunstgeschichte besitzen. So viel eingehendste Kenntnis des Gegenstandes, gepaart mit so viel Begeisterung, ist etwas in der

*) Rembrandt, von Carl Neumann, Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann, 1902.



Wissenschaft nicht allzu Häufiges, und wenn man dazu die schöne, oft von poetischem Schwunge gehobene Darstellung nimmt, die niemals trocken ist und auch in künstlerischen und technischen Einzelfragen nicht nur dem Laien etwas Substantielles zu sagen hat, so stehe ich nicht an, das Neumannsche Werk für die bedeutendste Künstlermonographie der Gegenwart zu erklären, wo doch bekanntlich an solchen Monographieen kein Mangel ist.

Indessen mag es andern überlassen bleiben, den kunstgeschichtlichen Wert des Buches zu würdigen. Hier soll nur auf eine spezielle Seite in Rembrandts Wesen hingewiesen werden, die vor allem geeignet scheint, das Verständnis des Künstlers aufzuschließen, und deren eingehende Behandlung bei Neumann zu den gelungensten und schönsten Abschnitten des an fruchtbaren Gesichtspunkten und interessanten Einzelbetrachtungen überreichen Werkes gehört, ich meine Rembrandts Verhältnis zur Mystik.

Schon oft ist der Name Rembrandts im Zusammenhange mit der Mystik ausgesprochen worden, ohne daß bisher ein ernsthafter Versuch gemacht war, die Beziehungen der beiden zu einander einmal klar herauszuarbeiten. Auch das Buch des Rembrandtdeutschen, das übrigens offenbar auch auf Neumann einen starken Eindruck gemacht und von seiten des letzteren eine treffliche Würdigung erfahren hat, sprach von Rembrandt als einem Mystiker und machte auf den Zusammenhang seiner Kunst mit den mystischen Regungen der Menschenseele aufmerksam. Bestimmter pflegte wohl im Hinblick auf des Künstlers eigentümliche Farbengebung und seine Behandlung des Lichtes auf den mystischen Charakter seiner Werke hingewiesen zu werden, und auch die alchemistenmässigen Geheimnisse von Rembrandts Malart pflegten die Betrachter auf diese Seite seines Wesens hinzulenken. Allein inwiefern derartige Hindeutungen etwas mehr als einen bloß gelegentlichen, oft nur rhetorischen Wert besaßen, inwiefern sie wirklich den Kern von Rembrandts Kunstart aufdeckten, darüber pflegte man sich gewöhnlich nicht weiter auszulassen. Neumann zuerst geht der Frage mit Energie zu Leibe. Ihn interessiert sie nicht bloß aus der allgemeinen Überzeugung heraus, daß jede große Kunst in den mystischen, d. h. unbewußten, Tiefen der Menschenseele wurzelt, sondern der mystische Zug seiner Kunst spiegelt sich nach seiner Ansicht auch bei Rembrandt vielleicht mehr als bei irgend einem andern großen Künstler in seinen Werken wieder. Nur als Mystiker erscheint ihm Rembrandt in seinem innersten Kern verständlich, nur in seiner Mystik der Punkt gegeben, wo der Künstler mit den tiefsten Bestrebungen seiner Zeit nicht nur, sondern dem ganzen germanischen Wesen überhaupt zusammenhängt und als typischer Repräsentant dieses Wesens im Gegensatze zur romanischen Art sich darstellt. Alles kommt folglich für das Verständnis Rembrandts darauf an, sich diese Seite seines Wesens völlig klar zu machen, alles darauf, den Künstler als einen Mann zu begreifen, der auf seinem Gebiet und

mit seinen Mitteln ganz das Gleiche erstrebt, was in den mystischen Bestrebungen seiner Zeit und seiner Rasse einen praktischen bezw. begrifflichen Ausdruck gefunden hat.

Zu diesem Zwecke unternimmt es Neumann, in einem höchst interessanten, für ein kunstgeschichtliches Werk vielleicht nur allzu breit geratenen Abschnitte das religiöse Leben in Holland und vor allem Rembrandts Verhältnis zu dem letzteren darzulegen. Pflegt doch von Mystik in der Regel nur im Zusammenhange mit bestimmten religiösen Strömungen gesprochen zu werden und ist doch auch die Mystik wesentlich eine religiöse Empfindungs- und Anschauungsweise, sofern ihr Name nichts anderes ausdrückt als das Verhältnis, in welchem sich jemand innerlich zu Gott befindet. Mystik ist das Bewußtsein der unmittelbaren Wesenseinheit mit Gott. Der Mystiker glaubt, Gott nicht bloß näher zu stehen als die übrigen Menschen, sondern sein Bewußt-Sein erscheint ihm unmittelbar selbst als Gottes Sein, und wie er sich demnach selbst von Gott durchleuchtet und getragen weiß, so erblickt er auch alle anderen Dinge im Lichte des göttlichen Seins, das durch die Vielheit der Erscheinungen als Eines und Ewiges hindurchscheint. Erst aus dieser Grundanschauung, worin das eigentliche Wesen der Mystik beruht, entspringen alle weiteren Vorstellungen, die sich sonst an jenen Namen knüpfen. Sie sind alle nur phantasiemäßige Einkleidungen des mystischen Grundgedankens der unmittelbaren Einheit von Mensch und Gott, wie der Glaube an Geister und Dämonen, bezw. praktische Folgerungen, die der Mensch aus jenem Gedanken glaubt, ziehen zu können, wie die Beschäftigung mit Alchemie, Magie und Astronomie; sie sind mystisch nur als Ausdruck, Modifikation und Verhüllung jenes Grundgedankens und verdanken ihre Entstehung meist nur der Unfähigkeit der meisten Menschen, die abstrakte Einheit von Mensch und Gott als solche festzuhalten, oder aber sie sind die Form, in welche sich der mystische Grundgedanke unter dem Einflusse einer im Grunde andersartigen religiösen Vorstellungswelt zu kleiden und mit der bestehenden Religionsauffassung abzufinden sucht.

Die calvinistische Kirche Hollands mit ihrem kühlen Rationalismus, ihrem alttestamentlichen Gedankenkreise, worin sie sich bewegte, war nun freilich einer solchen mystischen Stimmung und Gesinnung ebensowenig günstig, wie der weltfröhliche und nüchterne Sinn des Volkes. Ihr Belastetsein mit politischen Geschäften und ihr beständiges Paktieren mit den weltlichen Gewalten trug nicht wenig dazu bei, die kirchliche Frömmigkeit zu untergraben, und vollends zog die Freiheit, welche die verschiedenen Kulte in Holland genossen, den religiösen Indifferentismus groß und stieß die tieferen Gemüter ab. In dieser Abneigung gegen die offizielle Kirche waren Remonstranten (Sozinianer und Arminianer), Kollegianten und Mennoniten einig und bestärkten sich gegenseitig in der Pflege des religiösen Individualismus und der Auflehnung gegen allen Dogmenzwang. Auf der andern



Seite war das Judentum in Holland neben dem Calvinismus die Hochburg der kirchlichen Gesinnung, obschon die Freiheit, welche die Juden in jenem Lande genossen, auch auf die starre Gesetzlichkeit der Synagoge nicht ohne Einfluß bleiben konnte. In der alttestamentlichen Färbung des Calvinismus war das Bindeglied, das die offizielle Kirche mit dem Judentum zusammenknüpfte, ja, dieses gegenseitige Interesse ging so weit, daß selbst in den Kreisen der Juden sich Bestrebungen geltend machen konnten, welche darauf abzielten, das Judentum mit dem offiziellen Christentume auszusöhnen. Der Typus dieses christenfreundlichen Judentums war Manasse ben Israel (1604—1657). Jude durch und durch in seinem unerschütterlichen Glauben an den Vorrang der jüdischen Religion, ein Mann, der erfüllt war von den messianischen Hoffnungen seines Volkes, ja, sein ganzes Leben in den Dienst der endlichen Erfüllung jener Hoffnungen stellte, war er doch zugleich zeitlebens um eine gedankliche Aussöhnung der religiösen Gegensätze bemüht.

Aber wenn die messianischen Hoffnungen des Manasse sich auch lediglich auf das Judentum bezogen, so erregte doch die phantastisch-symbolische Art der Schriftauslegung, wodurch er sie zu begründen suchte, auch in nicht jüdischen Kreisen ein ebenso großes Interesse, wie die sonstigen Bestrebungen der Juden, die dürre Kasuistik in der Auslegung des Gesetzes durch eine mystische Auslegung der Schrift zu ersetzen. Ein Volk, das dem Geiste der Mystik sonst so fern steht, wie die Juden, wurde somit in Holland zum Träger dieser Geistesrichtung und schuf, freilich unter Zuhülfenahme gnostischer und neuplatonischer Ideen, in der religionsphilosophischen Geheimlehre der Kabbala ein Werk, das zu einem Mittelpunkte für alle mystischen Bestrebungen der Zeit wurde. Auch der sogenannte Rosenkreuzerorden, der im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von sich reden machte, pflegte kabbalistische Ideen und fand mit seinen okkultistischen Bestrebungen in Holland einen günstigen Boden. Alchemie und Astrologie blühten auf, die Magie wurde als Wissenschaft betrieben, der Geister- und Wunderglaube fand Eingang selbst in Köpfen, deren verstandesmäßige Geistesrichtung uns heute schwer mit diesen Dingen vereinbar erscheint. Vor allem aber war es der Pietismus, der, von diesen Auswüchsen und Abenteuerlichkeiten der Mystik frei, eine reinere Auffassung des mystischen Grundgedankens begünstigte. Hier wurde ein innigeres Verhältnis des Menschen zu Gott gepflegt, hier herrschte wirklich ein aufrichtiges Bestreben, durch Vertiefung der bisherigen Auffassungsweise eine Reform der verweltlichten Kirche anzubahnen. Und schon gingen aus den Kreisen des Pietismus wirkliche Mystiker hervor, wie Theodor a Brakel, die berühmte Schurmann, Antoinette Bourignon, Jean Labadie u. s. w., die von aller kirchlichen Gesetzlichkeit sich lossagten, durch Askese und innerliche Einkehr zur unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott zu gelangen suchten und in der

pantheistischen Weltauffassung eines Spinoza die gedankliche Rechtfertigung ihrer Bemühungen erblickten. Den tiefsten Eindruck aber übte in dieser Richtung der deutsche Mystiker Jakob Boehme aus, dessen Gedankenwelt durch seinen Schüler Gichtel nach Holland verpflanzt wurde und hier in den Kreisen der mystisch Gesinnten die bereitwilligste und begeistertste Aufnahme fand.

Wie stand nun Rembrandt zu diesem religiösen Leben seiner Zeit? Überblickt man die Unzahl an biblischen Bildern, die der Künstler gemalt hat, und die sämtlich eine innige Vertrautheit mit der Bibel verraten, so erscheint die Annahme unausweichlich, daß Rembrandt selbst ein starkes persönliches Interesse für die biblische Vorstellungswelt gehabt und demnach ein guter Christ im Sinne der calvinistischen Kirche gewesen sein muß. Indessen besteht hierüber doch keine Übereinstimmung. So hat man von kirchlicher Seite seine Kunst in ihrer Abneigung gegen alle Äußerlichkeit, ihrer Betonung des innerlich religiösen Empfindungsgehaltes für den reinen Ausdruck spezifisch protestantischer Religiösität erklärt. Dagegen haben andere das Besondere von Rembrandts Auffassung des Christentums in der Betonung des sozialen und proletarischen Elements erblickt, und hat Theophil Gautier seine religiösen Darstellungen geradezu als eine Armenbibel bezeichnet. Wieder andere haben in seiner Bevorzugung strikter Natürlichkeit des Dargestellten ein Anzeichen von Rationalismus gewittert, der nur eine natürliche oder Vernunftreligion anerkennt, ja, man hat seiner Kunst, wie der ganzen holländischen Malerei, jede religiöse Empfindung überhaupt abgesprochen und sie als ein Beispiel der allgemeinen Säkularisation modernen Weltsinnes bezeichnet, wie z. B. Ruskin.

Diesen Urteilen gegenüber erkennt auch Neumann das Abstreifen der mythischen und vergöttlichenden Hülle, das Hervorkehren des Menschlichen und Natürlichen als einen wesentlichen Zug an Rembrandt an. Aber er sieht darin mit Recht nicht so sehr eine besondere Eigentümlichkeit des Künstlers, sondern sucht sie aus dem nüchternen, phantasielosen Wesen des niederdeutschen Charakters überhaupt zu erklären, der im allgemeinen keinen Wunsch und auch keine Fähigkeit besitzt, die Dinge zu vergolden und zu legendarisieren, sondern in seiner Verliebtheit in die Wirklichkeit auch die heiligen Dinge ins Alltägliche und Erlebte zieht.

Hier ist daher auch das Motiv zu suchen, das Rembrandt zu den Juden hinzog. In dem neuen Jerusalem Amsterdams mochte der Künstler glauben, den Schauplatz und das Personal der evangelischen Geschichte und besonders des alten Testaments in greifbarer Wirklichkeit gegenwärtig zu finden. Hier hatte er alltäglich die Gestalten, die Vorgänge um sich, die ihm die Bibel als ein Buch von unveränderlicher Gegenwart erscheinen ließen. „Der Mann, der alle Trödler von Amsterdam kannte, ließ sich das seltsam lebendige Museum der Judengassen nicht entgehen und hat siebzehn Jahre in ihrer unmittel-



barsten Nähe gewohnt. Wenn die italienischen Künstler das Heidentum studierten und mit ihren Kenntnissen heidnischer Antiquitäten auch in biblischen Darstellungen gern Staat machten, so folgte Rembrandt den religiösen Stimmungen und Interessen seines Heimatlandes, die stark alttestamentlich gefärbt waren, und daher schreibt sich der »Anflug von Jüdelei«, der in seinen Werken so unverkennbar ist." Aber nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch hatte Rembrandt für die Juden ein entschiedenes Interesse. Er teilte in dieser Hinsicht die aufgeklärte Meinung der remonstrantischen Kreise und stand sowohl zu Manasse ben Israel wie zu dem Arzte Ephraim Bonus, die er beide radiert bezw. gemalt hat, in persönlicher Beziehung.

Nächst den Juden waren es vor allem die Mennoniten, mit denen Rembrandt sympathisierte. Freilich nicht mit jener strengen Richtung dieser Sekte, die das Prinzip der völligen Streitlosigkeit und des Waffenverbots vertrat, — dagegen spricht schon seine große Vorliebe für elegante Kleidung und Schmuck, sowie die Tatsache, daß er sich gern mit dem Degen oder einer Waffe an der Seite gemalt hat, — wohl aber mit jenem Zweig der Sekte, der den Rijnsburger Kollegianten sich genähert hatte und mit diesen eifriges Bibellesen pflegte. War es doch offenbar nicht das Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft und Bindung, sondern gerade das Verlangen nach religiöser Freiheit, was Rembrandt zu den Mennoniten hinzog. Ein solches Streben aber führt tiefere Naturen mit innerer Notwendigkeit zur Mystik.

Und Rembrandt war eine solche Natur. Hatte ihn in seiner Jugend besonders das alte Testament mit seiner bunten Fülle absonderlicher Vorgänge und Gestalten, seiner wunderreichen Phantastik und Romantik angezogen, so zog ihn später mehr und mehr die Gestalt Jesu an, und zwar nun nicht mehr, wie auch früher schon, dessen Kindheits- und Passionsgeschichte, die verzerrte Leidenschaft in dem tobenden Aufruhr der Ecce homo-Scene und das Gräßliche in der Kreuzabnahme, sondern die hoheitsvolle Gestalt des milden und mitleidigen, des predigenden und helfenden Jesus. Nun lockte ihn das Wunder nicht mehr als Abenteuer, sondern es enthüllte sich ihm als die Lebensatmosphäre einer neuen innerlichen geistigen Welt.

Schon vorher hatte ihn die Mystik wegen ihrer phantastischen Form interessiert und den Künstler zu zahlreichen Schöpfungen begeistert. Er hatte das kabbalistisch- mystische Buch Manasses illustriert, worin die Vision Daniels und seine Deutung von Nebukadnezars Traumbild behandelt wurden, und auch sonst dem Buche Daniel eine Anzahl Stoffe entlehnt, und es war doch wohl nicht allein der phantastische Inhalt, das Abenteuerliche und Wunderbare der Visionen gewesen, was ihn angezogen hatte, sondern der spintisierende Geist der jüdischen Interpretation und Mystik bewegte sich mit seinem eigenen grüblerischen, tüftelnden Sinne auf den gleichen Bahnen. Aber auch die Alchemie und die mystischen Praktiken der Okkultisten fanden bei ihm eine verwandte Stimmung, aus welcher heraus er das



wundervolle Blatt vom Dr. Faust radiert hat. Besonders aber scheint auch ihn die Mystik Böhmes beeinflußt zu haben. Zwar läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, daß Rembrandt die Schriften Böhmes selbst gelesen hat, aber versprengte Gedanken dieses Mystikers müssen auch zu ihm geflogen sein, dessen Schriften seit den zwanziger Jahren bereits in Amsterdam nicht nur im deutschen Original, sondern auch in holländischer Übersetzung gedruckt wurden. „Die geistige Ähnlichkeit ist zu groß und müßte dann aus ähnlichen psychologischen Voraussetzungen und Naturanlagen erklärt werden. Wirklich kann man nicht lange in Böhmes Schriften lesen, ohne an Rembrandt und seine Lichtprobleme denken zu müssen. Böhmes »Quallitäten«, ein Wort, das er vom Quellen herleitet, seine mystischen Visionen von Blitzen und Wetterleuchten, seine Andacht zu Kraut und Gras und Stein und jeglicher Kreatur, was er ferner von den Edelsteinen, dem köstlichen Karfunkel, Rubin und Smaragd sagt, daß sie inmitten der irdischen Trübung versprengte, rein gebliebene Trümmer aus dem Reich des Lichts darstellen: zu all diesen Empfindungen und Anschauungen gibt Rembrandts Malerei die Illustration und ein bestätigendes Zeugnis. Der Schuhmacher von Görlitz, der zum Glück nicht immer bei seinem Leisten blieb, und der Müllerssohn von Leiden, der aus der Lateinschule lief, um drängenden Gesichten als Künstler Gestalt zu geben, sie rücken zusammen und scheinen sich zu grüßen. Beide haben das Dunkel, das den gemeinen Blick ängstigt und befangen macht, als das Reich der Ahnung geliebt."

In der Tat hat man Rembrandts Art der Licht- und Farbengebung von jeher als etwas Mystisches, als ein Ineinander- und Zusammenfließen eines rein ästhetischen mit einem symbolischen Merkmal, eines natürlich-optischen Phänomens und eines Elementes der geistig moralischen Welt empfunden, ohne sich, wie gesagt, genauere Rechenschaft über das Wesen dieses „Symbolismus" zu geben. Während die italienische sog. klassische Kunst auf der Konvention der fixierten Einzelerscheinung beruht, mehr Einzelwesen, nicht zusammen *sieht*, sondern zusammen *stellt*, indem sie dieselben durch Linie und Gesamtumriß der Komposition verbindet, und nur Lionardo sich gegen diese plastisch-zeichnerische Gewöhnung erhob, gab Rembrandt etwas ganz anderes. Er brachte nicht nur eine antiplastische, d. h. malerische Kunst sondern auch eine antiindividuale, eine „Kunst des Flüssigmachens des Gestalteten," wie Neumann es ausdrückt, „eine Kunst des innerlich Durchleuchteten, vor dessen Macht die Form wie Hülle und Schemen, wie vorübergehende Bindung und Lösung ihre Irrealität einzugestehen gezwungen wird." Mit dieser Eigentümlichkeit aber wendet sich Rembrandts Kunst von dem Surrogate einer Wirklichkeit ab, die nur Individuen kennt. Sie giebt die Unbedingtheit körperlicher Existenz auf und setzt dem gewöhnlichen Lichte, das die einzelnen als solche zur Geltung bringt, diesem physikalischen und materiellen Lichte der Erscheinungswelt, *sein* Licht, das Licht als *metaphysi-*

sches Prinzip entgegen. „Sein Licht ist eine irrationale (?) göttliche Macht, welches mit dem Dunkel ringt, das alle Wesen bedeckt. Sein Licht ist etwas Zauberisch-Übernatürliches, das die gemeine dunkle Wirklichkeit durchbricht. Sein Licht ist Magie, und sein Strahl in Rembrandts Hand der Zauberstab, mit dem er die Dinge wandelt und zum Dasein ruft." Sein Helldunkel aber ist der mystische Prozeß der Fleischwerdung und Materialisierung dieses Lichtes. „Diesen großen Prozeß wird er nicht müde, zu studieren; er ist das große Problem, der Sinn und Geist seiner ganzen Malerei. Nicht die Individuation, die Körper und Figuren, die äußere Scheinwelt, die das Thema der italienischen Kunst ist, sucht er wiederzugeben, sondern was er von dem Nichtsinnlichen, dem wirklich Wirklichen ahnt, welches nicht in tausend und abertausend Egoismen parzelliert, sondern ein Allverpflichtetes und Allabhängiges ist. Indem Rembrandts Kunst die Seele sucht und die verhüllende körperliche Form durchbricht und zerbricht, bezeichnet sie kein Grenzgebiet der bildenden Kunst, bereit etwa, Gebietsteile zu besetzen, die der Musik gehörten und nach der seltsamen Lehre von der Hegemonie der Musik ausschließlich mit den Mitteln dieser Kunst beherrscht werden könnten. Vielmehr ist Rembrandt an sich selbst Beweis und hat dargetan, daß in der allgemeinen Bewegung der Künste ein gemeinsames Ziel zum innerlichen und Nichtsinnlichen hinweist, wofür das Sichtbare und Hörbare nur ein Zeichen ist. Seine Kunst hat auf legitimste Weise den Machtbereich der bildenden Kunst überhaupt erweitert und hat aus eigenen Mitteln in der Darstellung des Seelischen und Empfundenen ihr Tiefstes und Mächtigstes gegeben."

Durch diese Art seiner künstlerischen Darstellungsweise bekundet sich Rembrandt wirklich als Mystiker im eigentlichsten Sinne dieses Wortes. Während das Bewußtsein, das nach festen, womöglich anschaulichen Bestimmungen strebt, sich an die gewöhnliche mystische Vorstellungswelt anschließt und in Geistern, Engeln, Wundern und magischen Betätigungen den sinnlichen Ausdruck der mystischen Stimmung sucht und darüber nur allzu oft die Grundüberzeugung der unmittelbaren Einheit von Mensch und Gott aus den Augen verliert, bringt der Genius diese Überzeugung direkt in der Art und Weise zur Erscheinung, wie dem Künstler sich die Wirklichkeit darstellt. Das Gefühl der unmittelbaren Einheit von Welt und Gott setzt sich ihm in das Symbol des Lichtes um, das die Schranken der Individuation durchbricht, das einzelne zur Gleichgültigkeit herabsetzt und das Eine Wesen aus aller Vielheit hervorleuchten und durch die Individuen hindurchscheinen läßt. Damit aber hat sich der Künstler Rembrandt als solcher hoch über die populären, naiv sinnlichen Verkleidungen des mystischen Grundgedankens erhoben, wie sie seine Zeit ihm darbot, damit hat er zugleich den Beweis geliefert, daß es, um Mystiker zu sein, keineswegs des Glaubens an Geister und äußerliche Wunder bedarf und daß das wahrhaft Mystische beim Künstler nicht in der

Wiedergabe wunderbarer Vorgänge und Gestalten liegt, sondern einzig und allein in der Fähigkeit, das Sinnliche als Symbol eines Übersinnlichen, das einzelne als Erscheinung eines Absoluten darzustellen. Die wahre Mystik ist daher auch bei Rembrandt nicht in seinen Darstellungen sog. mystischer Vorgänge, wie der Illustrationen des Buches Daniel u. s. w., zu suchen, sondern in seiner Behandlung des Lichtes, und es tritt als solches naturgemäß um so deutlicher zu Tage und vertieft sich umsomehr, je mehr sich auch der gereifte Rembrandt von der ausdrücklichen Wiedergabe derartiger Vorgänge ab und der Innerlichkeit des rein religiösen Lebens zuwendet. Darum ergreifen uns auch seine Bilder, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, umsomehr, je einfacher und innerlicher der Vorgang ist, der auf ihnen dargestellt ist. Erst in den späteren Darstellungen aus der Geschichte des Heilands in ihrer Ruhe und Abgeklärtheit befindet sich der mystische Inhalt mit der mystischen Form des Künstlers in vollstem Einklang. Es ist nicht das geringste Verdienst des Neumannschen Werkes dieser Vertiefung und Verklärung seiner Kunst mit besonderer Liebe und Sorgfalt nachgegangen zu sein und dieselbe gründlich nach allen Richtungen hin untersucht zu haben.

Karlsruhe. *Prof. Dr. Arthur Drews.*

---

# Berliner Brief.

Kürzlich wurde die Frage sehr ernsthaft diskutiert, ob München als Kunststadt sich im Niedergang befinde, und ebenso ernsthaft stellte man die Behauptung auf, daß Berlin zur Nachfolgerschaft berufen wäre. Frank Wedekind hat dann im Simplicissimus ein kleines Histörchen erzählt, das die Sachlage trefflich illustrierte. Die Exzellenzen, die Liebermann nicht einmal dem Namen nach kennen, die in der beliebten Kunstanschauung: Kunst-Zerstreuung aufgewachsen sind, sie sind wahrhaftig keine Fabel, und man braucht gar nicht so hoch zu steigen, um einen Hauch dieses kulturfeindlichen Geistes zu spüren. Bei uns ist die „Siegesallee“ möglich gewesen, und diese bittere Möglichkeit hat im Rolandbrunnen ihre Krönung erhalten. Gewiß die Kunstverständigen haben gegen diese groteske Lächerlichkeit, die eines kleinstädtischen „Verschönerungsvereins“ würdig wäre, energisch





mit dem bekannten Männerstolz vor Königsthronen protestiert; gewiß der heimkehrende Sommerfrischling, der jetzt die Unnatur eines Popanz, der sich als lebendige Historie gebärdet, noch eins so stark empfand, fand seine trübsten Ahnungen sternenweit übertroffen, immerhin der neue Kulturfleck war doch möglich.

Und wenn die Prediger einer künstlerischen Kultur mit Engelszungen redeten, sie würden die erträumten Ziele, denen sie nachjagen, doch nie erreichen. Unleugbar ist gerade in den letzten Jahren viel geleistet worden. Konnte sich das alte Museum dank der trefflichen Fürsorge Bodes schon immer mit Ehren sehen lassen, so nahm Tschudi von der Nationalgalerie den Makel des philiströsen Hurramuseums, das neben dem Patriotismus noch die Herzlichkeit des Familienlebens, die biedermännische Frömmigkeit und das Innig-Minnig-Sinnige der ersten Liebe pflegt. Wenn es ein Stolz echter Kunstsammlungen ist, gewisse Bilder nicht zu haben, so darf man mit Befriedigung konstatieren, daß Sichel, Siemiradski und Konsorten fehlen. Auf die Alleinherrschaft Schultes, der den künstlerischen Adel noch immer mit dem Pöbel mischt und in seinem Sonntagspublikum die ganze Zerfahrenheit der reichsstädtischen Kultur treulich widerspiegelt, ist die wirksame Konkurrenz anderer Salons gefolgt, die allen Unkenrufen greiser Kritiker zum Trotz sich dem modernen Geiste ergeben haben. Ebenso hat die Große, die nur große Kunstausstellung, längst vor der Sezession die Waffen strecken müssen.

Diese Dinge sind bekannt, verdienen aber in einem besonderen Zusammenhange nochmals Erwähnung. Der Fremde muß staunen über die außerordentliche Leistungsfähigkeit auch auf diesem Gebiete. Er wird vielleicht den Eindruck empfangen, in einer wirklichen Kunststadt zu leben. Und dieser Eindruck wird sich noch verstärken, wenn er in den Zeitungen und Versammlungen beredsame Schwärmer von der künstlerischen Erziehung des Kindes, von der geistigen Erweckung der breiten Volksmassen predigen hört und sieht. In Wahrheit stehen die Dinge anders. Es fehlt leider das geistige Band zwischen den Höhen und der Masse. Es ist ein Staunen und Lauschen, das sich in Beifall überschreit, um nur nicht den Eindruck des Nichtverständnisses hervorzurufen, kein inneres Begreifen und keine packende Notwendigkeit. Es fehlt ferner das Band zwischen den geistig Erleuchteten, so daß sie keine Macht repräsentieren, die in ihrer Gesamtheit imponieren könnte. Und so fällt einer nach dem anderen von allen denen, die in freiwilliger Frone begeistert ans Werk gingen, mit resignierendem Lächeln von der Sisyphusarbeit ab. Wie eine Flutwelle verrauscht die Begeisterung, die sich je nach der Saison auf glänzende Namen wie Moderne Kultur, Sezession, Renaissance des Variétés u. dergl. einschwört. Etwas bleibt: die Auslagen in den Schaufenstern werden geschmackvoller und verraten den gesteigerten Sinn für Linienführung und Farbe. Auf dem bunten Brettl blitzt ein Lied voll Grazie und Geist zwischen fader Groß-



mannsdichtung auf. Immer aber kreißen die Berge, um uns mit einem neuen Mäuslein zu beglücken. Und seien wir ehrlich: Nicht diese kaum fühlbare Hebung des Geschmacks gibt das eigentliche Kulturbild wieder, für den Historiker unserer Zeit und unserer Stadt ist der kleine Cohn ungleich wichtiger.

Schon jetzt zerbrechen sich die Leute den Kopf, wie das Mäuslein dieser Saison heißen wird. Ohne einen Clou geht es nun mal nicht, aber bis jetzt steht keine Überraschung in Aussicht. Das Brettl hat gründlich abgewirtschaftet; ein Renaissancevariété nach dem andern ist reuig zum Theater zurückgekehrt, weil die neue Moral den Widerspruch der Zahlungsfähigen erfuhr und also nach der heutzutage geltenden Weltordnung doch wohl nicht gut war. Wolzogens Kind ist, vom Vater verlassen, allein übrig geblieben. Es bereitet — den „eingebildeten Kranken" vor. Darum Räuber und Mörder!

Über das vorbereitende Stadium ist die Saison noch nicht hinausgekommen, und wer sich noch vierzehn Tage Urlaub gönnt, hat wahrlich nichts versäumt. Die Theater haben mit einigen Neueinstudierungen und ein paar herzlich belanglosen Novitäten die ersten Fühler ausgestreckt. Im deutschen Theater ist „Wenn wir Toten erwachen" von neuem über die Bretter gegangen und hat im Publikum ein respektvolles Fremdgefühl erweckt, in dem genaueren Kenner dieser Bühne aber die schmerzliche Sehnsucht nach der alten guten Zeit. Man spielt hier immer noch sehr gut, aber der prachtvolle Einheitsstil, der freilich nur durch ein langjähriges Eingewöhnen der einzelnen Akteure ermöglicht wird, ist verloren gegangen. Man war Ibsen, dem Prüfstein moderner Schauspielkunst, schon um vieles näher. Der Abgang Brahms, der am Ende der Saison bevorsteht, bedeutet natürlich mehr als eine bloße Personalveränderung. Ein neues System wird angekündigt unter Lindaus Direktion. Das deutsche Theater soll zur Tradition L'Arronges zurückkehren. Es soll vor allem wieder gut bürgerlich werden. Noch ist es nicht an der Zeit, Brahm die Grabrede zu halten, die mit einer Lobeserhebung beginnen und mit der Anklage starrer Einseitigkeit und mürrischer Abgeschlossenheit gegen junge Talente beschließen müßte. Der Herr Direktor ist dem Vernehmen nach noch gar nicht theatermüde. Er wird die Besten seiner Schar an eine andere Stätte herübernehmen. Augenblicklich spricht man vom Neuen Theater, morgen wieder von einer neuen Theatergründung.

Alles Dinge, die einem nicht den Schlaf der Nächte rauben können. Man beginnt allmählich dem Theater mit kühleren Sinnen zu begegnen, und die Zeiten, wo im Parterre Geistesschlachten geschlagen wurden, sind dahin. Wieder freilich tritt eine Moderne Bühne als Versuchsanstalt in die Schranken, um endlich den dramatischen Messias zu finden, und vielleicht erscheint er gerade, da man ihn nicht mehr mit der alten Sehnsucht erwartet.

Es wäre schade, wenn Berlin in dieser Saison um seinen Clou käme.





Es gibt hier so viele Menschen, die sich für etwas Neues begeistern müssen, und während ich diese Zeilen schreibe, sind sicherlich tausend Schatzgräber auf der Suche nach dem Wunderbaren, das goldene Berge verspricht. Das Gold bleibt, auch wenn sich das Wunderbare am Schluß der Saison als eine simple Alltäglichkeit entpuppt.

Berlin, Mitte September. *Dr. Hans Landsberg.*

---

# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

Es gab Leute, die den Grafen August Dhuym für einen Abenteurer hielten. Bei anderen galt er als feiner Kopf, — eine Art politisches und diplomatisches Universalgenie. Seine Zeit war reich an solchen Genies gewesen, die Zeit der Ritter Bunsen und d'Israeli, die Glanzepoche Louis Philippes und des Koburger Leopold, als alle anschlägigen Köpfe in Europa in Verfassung und Staatengründung dilettierten, zarte Seelen einander Briefe schrieben über Völkerfreiheit, und der englische Hof den Musensitz und Parnaß dieses modernsten europäischen Zauberflötenorchesters bildete, zu dem hochgeborene Klarinetten, weiblich-kreischende Triangel sich vereinten. Die Nationen lauschten in ihrer Weise, — oft brummend, selten applaudierend, bis das Orchester dann schließlich in der greulichen Katzenmusik von achtzehnhundertachtundvierzig auf immer verstummte. In etwas anderer Weise hatten Schicksal und Taten des damaligen Junkers von Hesse einmal weite Kreise selbst über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus beschäftigt. Die Natur hatte den flotten, jungen Hofkavalier reichlich mit jenen Gaben bedacht, die sie manchmal in Mutterlaune ihren Lieblingen gewährt. Die Beine des schönen August waren berühmt, die Tracht damaliger Zeit, sehr kurze Jacke zu hochansteigenden, knappangezogenen Beinkleidern, gestattete ihm, sie ohne auffällige und geckenhafte Koketterie be-



sonders vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Sein Knebelbart senkte sich tadellos nach beiden Seiten und wurde unter der Lippe durch die entzückendste, seidenweichste, braungoldige Mouche zugespitzt. Er verfügte über eine edelgeformte Nase und ein feuriges Auge, jenes Äußere, das Geist und Zärtlichkeit verheißt, ach, so oft trügt! aber dabei immer wieder siegreich ist. August hatte Glück, was man in Dingen der Galanterie Glück haben nennt, die Großherzogin selbst verlor ihr Herz an den verführerischen, jungen Schäfer. Da sie über die Jahre hinaus war, in denen schöne Frauen dergleichen leicht verlieren und junge Männer gern aufnehmen, außerdem auch von durch Erfahrung etwas verbitterter Gemütsart war, wandelte sich die artige Blüette zur Tragödie. Die rasche Dame stellte den Getreuen vor die Zwangswahl: Flucht oder gemeinsamer Tod. Er wählte das erstere, natürlich ebenfalls gemeinsam. Bei den weltberühmten Grundsätzen der Toleranz, die in ihrem erlauchten Hause herrschten, wurde die skandalöse Affäre noch leidlich eingerenkt. Hohe Gönner und Gönnerinnen, gewohnt, peinliche und verzweifelte Angelegenheiten gütlich und patriarchalisch beizulegen, wirkten mit. Der illüstre Menelaus und Gemahl tröstete sich dort weiter, wo er auch vorher schon Trost gefunden hatte. August Dhuym erhielt den Grafentitel und eine Herrschaft aus dem Hausgut seiner Angebeteten; natürlich hatte vorher eine Trauung in aller Stille stattgefunden, wieder in England, dem Eldorado aller freien Herzen und Ellenbogen. Er war jetzt Prinzgemahl, — alles nach berühmten Mustern. Der armen Dame war es nicht beschieden, ihr Schäferglück lange auszukosten; nach ruhelosen Wanderungen durch alle Hauptstädte Europas, Intriguen, fruchtlosen Versuchen, ihren August vorteilhaft in der hohen Verwandtschaft unterzubringen, Anschläge, die sie immer wieder selbst durch Laune und Hochmut verdarb, starb sie plötzlich während einer Rheinreise. Jetzt kam der romantische Teil des Abenteuers. Auf einer schwarzverhangenen Trauerbarke fuhr der beraubte Witwer die Leiche den altberühmten, heiligen Strom der Sagen und Romanzen hinauf; sie hatte ihn in ihrem Testament geloben lassen, sich nie von ihrem Sarg zu trennen. Der hohe Exgemahl, der bisher die lebende Ungetreue ruhig hatte weiterschiffen lassen, fing plötzlich an, sich um die Tote — so getreue und unzertrennliche — zu beunruhigen. Er reklamierte die Leiche. August verteidigte sein Gelübde so gut er konnte. In seiner abgelegenen Herrschaft Dhuym stand der Sarkophag mitten im Weiher auf einer unzugänglichen, von Trauerweiden bestandenen Insel. Wäre nicht das deutsche Vaterland mit Blut- und Moritaten, Kettengerassel und Tyrannentrutz zu beschäftigt gewesen, hätten seine berufenen Barden sicher nicht versäumt, über so viel Treue und Unglück rührend und wirksam in die Leier zu greifen. Die Revolution brachte allerlei Veränderungen, einen Schlagfluß des feindlichen, serenissimen Herrn, Menelaus des Unguten, — man sagte, daß der Ärger ihn getötet hatte, weil die



Frankfurter Deputation mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Papier den Weg nach Berlin nahm, anstatt in seine freundliche, mit Birkenreisern schön geschmückte willkommbereite Residenz, — den Regierungsantritt des Sohnes, seiner Mutter Sohn, friedliche Beisetzung der umstrittenen Leiche — — in der Geusaer Fürstengruft, neben ihrem Geschiedenen! So hatte die Klausel des Vergleichs gelautet. Ob August in seinem Verzicht nur den Forderungen kindlicher und dynastischer Pietät oder auch klingenden Gründen nachgegeben hatte, blieb, wie es sich bei Händeln mit so distinguierten, der Kritik ausgesetzten Parteien von selbst versteht, unaufgeklärt. Der Brave, glücklich liebende Unglückliche, stand nicht gerade pekuniär glänzend. Davongelaufene Fürstentöchter pflegen nicht überreich dotiert zu werden, — es hieße eine Prämie aussetzen. Die Reisen, prinzlichen Angewohnheiten der Verstorbenen hatten große Summen verschlungen, überdies hatte sie ihn trotz schon vorgerückter Jahre, mannigfachen Unzulänglichkeiten einer Lebensart, die man in weniger tragischen und illüstren Sphären zigeunerhaft nennen würde, mit zwei Kindern beschenkt, einer Tochter und einem Sohn. Dieser letztere zählte noch nicht fünf Monate beim Tod seiner Mutter. Sie hatte sich den Säugling ans Bett bringen lassen: „Er wird kein Glück haben, wir haben alle kein Glück," das war ihr letztes Wort gewesen.

Als Zweiundfünfzigjähriger vermählte sich Graf Dhuym zum zweitenmal; das Fräulein war eine Dame aus altadligem, süddeutschem Freiherrngeschlecht, sie lebte still, anscheinend glücklich mit ihm, sieben Jahre; dann starb sie im Wochenbett.

Aus dieser Ehe war Ulrike geboren, ein Wesen der Träume und mit sehr starken, fordernden Lebenstrieben.

Es war schwer, den Reiz eines solchen Geschöpfes zu zergliedern, man mußte wohl zurückgehen in die Zeiten Walters Scotts, seiner Lucia von Lammermoor, Flora Mac Ivor, oder eine gesellschaftliche Schicht niedriger, des schönen Mädchens von Perth, um ihr Urbild zu finden. In einem der Säle von Dhuym hing ein alter, englischer Kupferstich; er stellte eine Dame dar, die, schwermütig an eine Trauerweide gelehnt, über eine verfallene Mauer in die Ferne blickt, ein weißes, edles Pferd grast nicht weit ab; das war Ulrike Dhuym äußerlich. —

Die Figuren, die sie kannte, hießen Lanzelot, Ivanhoe, Lord Byron und Prinz Louis Ferdinand, wundervolle Wesen, aus Tapferkeit, Feuer und Unglück gewoben. An den letzten, den Prinzen von Saalfeld, band sie noch eine besondere geheimnisvolle Vertraulichkeit. Man erzählte sich, daß Graf Dhuym ein unehelicher Sohn von ihm wäre, Frucht der Leidenschaft einer jugendlichen und schönen Hofdame oder einer noch höheren, unglücklicheren Person, dem der Gutsbesitzer von Hesse dann Namen und Vaterschaft geliehen. In diesem Hause, wo die Romantik Leben geworden, um die Insel der Herzogin, gekrönte Porträts und Wappenschilder, liefen solche Geschichten um, raunten die sehr alten Dienstboten flüsternd davon, immer mit tiefem, diskretem



Respekt vor sehr hoher, gefährlicher Größe und Unantastbarkeit, die man antastete.

Ulrike glaubte diese Legende, weil sie sie gern glaubte. Ihr Vater bekümmerte sich nicht viel um die Nachgeborene. Er war fett geworden, den ganzen Tag saß er mit Memoiren- und Briefschreiben beschäftigt an seinem Schreibtisch. Ein Geheimnis waltete um diesen riesigen Schreibtisch mit hunderten von verborgenen Fächern und Schiebladen; es wurde geglaubt, daß er Papiere enthielte, die sehr mächtige Leute kompromittieren, vielleicht Dynastien erschüttern könnten. Mysteriöse Geldsendungen langten zuweilen an, Botschaften und Besuche von Höfen, sehr bekannten, vielgenannten Persönlichkeiten des Tages. Ulrike sah wie durch einen Schleier, im Halbwachen der Kindheit, — hohe, ritterliche Erscheinungen der Mitglieder des regierenden Hauses, dessen Prinzen zu der Zeit den Rang der *first gentlemen* von Europa hielten, goldgestickte Uniformen, seidene Krinolinen der Hofdamen, einmal eine Reckengestalt zu auffallend kleinem Kopf, mit rauher, abgebrochener Sprache, sprühender Malice in den blauen, etwas vorgequollenen Bulldoggenaugen: das war Herr von Bismarck, der damalige preußische Ministerpräsident; zuweilen auch schon stramme, dunkelbaue preußische Uniformen mit roten Kragen, — sie sollte viel von ihnen sehen später! und der Reigen schattenhafter, längst wieder verwischter Eindrücke aus diesen Tagen der Unruhe, huschender Werdebewegung, setzte sich fort. Alle waren elegant, ritterlich, heiter, trugen große Namen, man liebkoste die Kleine, schenkte ihr Bonbonnièren und bemerkte Ähnlichkeiten. Der Graf Vater, obgleich jetzt beleibt, auch etwas kurzatmig, behielt doch in seiner ganzen Erscheinung die Würde des Hofmanns, eines, der jemand gewesen war und mit dem man immer noch rechnete. Es war dieser vollendete weltmännische Anstand gewesen, der die arme Großherzogin bezaubert hatte, als sie noch an den schönsten Geist im schönen Körper glaubte; arme verworrene Frau, mit den Ideen Rousseaus auf dem Thron.

Ulrike kannte ihr Bild sehr gut, es war aus ihrer besten Jugendzeit aufgenommen; sie hielt den Nacken vorgebeugt, die zarten, ringgeschmückten Hände unter dem Busen gekreuzt, wie Tränentropfen fielen glitzernde, länglich geschliffene Steine des Kolliers, das Diadem stützte den kunstvollen Bau der hundert geringelten Löckchen, von den Schultern wallte der Hermelin. Sie war nicht ihre Mutter, Ulrike fühlte sich ihr verwandt, mehr als dem stillen, verschlossenen Nonnengesicht, das die Geborene von Sarnstein darstellte; sie hatte Früchte eingelegt und Handtücher abgesäumt, die andere war eine Prinzessin und hatte geliebt.

Ulrike sehnte sich zu lieben; im Frühlingswerden trieb sie die Sehnsucht durch den weiten, verwilderten Park. Noch lieber war ihr der Mai, wenn unter einer treibenden Fruchtbarkeit ohne Schranken alles Leben wie gelähmt erschien; die Zweige der Sträucher senkten sich unter der Last rosaweißer Blüten, wie Schilde standen die Ahorn-



blätter um scheckiges Geäst, von runden Kuppeldomen der Kastanienbäume reckten sich lichte, schimmernde Opferkerzen, ganz kleine auf dem Rasen drängten sich, bildeten nur noch Farbenflecke, grellhimmelblaue der Vergißmeinnicht, violettsammtne von Stiefmütterchen und die buttergelben der Dotter-Löwenzahnblumen. Kein Windhauch bewegte die keimschwangere, düfteschwere Luft, das Prangen der Rasenflächen war beinahe unerträglich. Ihr Herz krampfte sich zusammen, diese überfruchtbaren, üppigen Gebilde erschienen ihr drohend wie Herausforderungen. Gleich einer Walküre gewappnet vom Wirbel bis zur Sohle stand die Natur, ihr atmender Busen wollte den Panzer durchsprengen; — sie hatte Furcht vor ihr.

Dann war es ihr fast eine Erleichterung, wenn Gewitter kamen. Der Wind peitschte die Pappelruten, Blitze zuckten züngelnd; sehr majestätisch, von einem Ende des Himmels zum anderen rollend, antwortete der Donner. Ulrike liebte diese gewaltige Stimme des Donners; in solchem Moment verstummten alle anderen Geräusche und Stimmen, er allein sprach. Man hatte das Gefühl eines großen Ringens, eines Zweikampfs zwischen wundervollen, überirdischen Mächten, von denen die eine eigenwillig war, störrisch, empört, die andere gebieterisch und allmächtig. Der Regen stürzte in Bächen, blendend, waschend; dann war alles still und heiter.

Die Natur war Ulrikens Hauptgefährtin, sie ahnte eine Verwandtschaft mit duftstäubenden Spiräen, schlanken, speerblättrigen Schilfen. Sie neigte das Haupt wie jene, und manchmal reckte sie sich ganz gerade auf, — vom Kopf bis zu den Füßen erzitternd, sie hatte dann das Gefühl, daß etwas kommen müßte und sie aufnehmen. Nichts kam; die Erregung ließ sie traurig, niedergeschlagen.

Manchmal weinte sie ohne zu wissen warum; es erschien ihr traurig, sterben zu müssen, doch sehnte sie sich auch nach dem Tode. Wie einen schönen, traurigen Jüngling sah sie ihn, er neigte seinen Stab zu ihr und sprach: Schlafe.

Ihre Schwester Henriette war zu dieser Zeit längst verheiratet, an einen Engländer Lord Thomas Dale. Henriette war eine Schönheit, sie galt für hart und hochmütig; die junge Ulrike küßte sie oft leidenschaftlich: „Bleib, wo du bist, hier im Garten, einsam! — Du sollst nicht unglücklich werden wie wir.“

Ulrike wäre gern mit ihr nach England gegangen; Lady Dale lebte in ganz großem Stil, sie besaßen ein Schloß am Meere, man kannte sie als verwegene Reiterin und Sportsdame. Ein wenig fürchtete Ulrike sich vor ihrer Schwester Henriette, aber sie bewunderte sie auch, ihren schneeigen Hals, die schwarzen, hochgetürmten Locken und die feurigen melancholischen Augen. Sie hatte den Gatten Henriettes nie gesehen, irgendwie herrschte ein Unbehagen, wenn auf ihn die Rede kam; es gab so viele Dinge in ihrem Haus, über die man mit dem kleinen Mädchen nicht sprach.

Am meisten liebte sie ihren Bruder Ferdinand. Ferdinand Dhuym



war österreichischer Offizier, er trug eine wunderschöne, weiße Uniform; für Ulrike war er der schönste und wundervollste Mensch, den es gab. Er konnte Geige spielen, alle Poeten wußte er auswendig, manchmal wiederholte er ihr stundenlang kriegerische und bezaubernde Verse, sie paßten in den Sturmwind, gegen den sie nebeneinander ankämpften. Am Teich warf er sich nieder und zog sie an sich: „Deine Augen sind wie der Weiher da, kleine Schwester. Gott segne deine lieben, unschuldigen Augen!"

Oder er stürmte auch fort, ohne sie mitzunehmen; dann kam er bleich mit zerzaustem Haar nach Haus, sie sorgte sich in ihrer Verlassenheit: „Wen, meinst du, habe ich draußen gesehen?" sagte er spaßhaft. — „Den Teufel."

Ihr war gar nicht spaßhaft zu Mut; oft durfte sie mit in seinem Zimmer sitzen, er lag auf der Chaiselongue, sie hockte neben ihm auf der Lehne, bemühte sich, mit dem Finger die Falten wegzustreichen, die schon dies junge, schöne Gesicht entstellten. Auf der Stirn waren welche, „die machen die Schulden. Weißt du, was Manichäer sind, solides, kleines Landfräulein?" Sie schüttelte nur den Kopf und fuhr in ihrem sanften Streicheln fort; in seinen Augen stand ein gelbes, höhnisches Leuchten, er verzerrte den Mund.

„Der Wein, das Bier, und die verdammte Liebe, — höre, was du tun sollst, Kleine! Wenn du achtzehn Jahr alt bist, geh in ein Kloster und schließ deine Zelle zu, oder stopf dir Wachs in die Ohren. Noch besser wär's . . ." er schüttelte sich. „Pfui! ist das ekelhaft zu leben!"

„Warum ist es ekelhaft?" fragte sie ernsthaft.

Er küßte sie nur, suchte sie zu beruhigen, aber sie entzog sich seinen Küssen, seine Lippen kamen ihr unrein vor; sie schämte sich.

„Du auch!" sagte er lachend. „Ihr seid alle dieselben, Zierpuppen oder — — Ich halte mich an das „Oder".

Immer wenn Ulrike an ihren Bruder dachte, während er fort war, dachte sie mit Sorgen. Sie wußte bestimmt, daß Ferdinand unglücklich war; sie sehnte sich da zu sein, neben ihm zu sitzen, ihn zu streicheln.

Wie gut und freundlich er sein konnte! er hatte ein Pastellbildchen von ihr aus dem Gedächtnis gemalt: „für meine kleine Schwester Ulrike", dann schickte er ihr Bücher, zuletzt einen grauseidenen, reizenden Pompadour: weil du nun bald eine grosse Dame sein und ausgehen wirst.

Diese Nacht träumte ihr, daß sie bei ihrem Bruder war, sie saßen ganz eng aneinandergeschmiegt, sie auf seinen Knieen, ihren Kopf an seine Brust gelegt, und es war ganz still in seiner Brust, — ganz still; nun wußte sie, daß er lächelte, zufrieden war.

Ferdinand Dhuym war tot, beim Wettrennen mit dem Pferde gestürzt, auf den Hinterkopf aufgeschlagen. Der Tod war augenblicklich eingetreten, man brachte die Leiche des Gutserben nach Dhuym.

Nie vergaß Ulrike diesen Toten; er war ganz unentstellt, noch



schöner im Tod wie im Leben. Man hatte ihm die Gala-Uniform angezogen, den Säbelkorb zwischen die gefalteten Hände gelegt. Über der Stirn wellten sich die dunklen Locken, die Augen unter den breiten Lidern waren geschlossen, der Mund erschien jetzt ernsthaft, in einem erhabenen, tötlichen Ernst.

Sie konnte sich nicht denken, daß er tot war. Er war so schön; wie ein verzauberter, schlafender Ritter lag er, der im nächsten Augenblick aufstehen mußte, sein Schwert fassen zur Verteidignng der Unschuld und Verlassenheit, sein Schlachtroß rufen, diesen schwarzen, feurigen Hengst mit schnaubenden Nüstern, der ihn zum Todesritt getragen. — Niemals würde er sich erheben, sie war die Verlassene, die kleine, weiße Seele, verloren im wilden Wald, die er nicht mehr verteidigen konnte.

„Wie schön es ist, so zu sterben, — zu schön!" sagte Henriette; sie hatte viel geweint, ihre Stirn und Wangen zeigten rote, gesprenkelte Flecken.

Der Vater blieb sehr ruhig; der Sohn besaß kein glückliches Temperament, er hatte ihm viel Sorgen gemacht; so war es vielleicht am besten, für ihn selbst und für alle.

Immer folgte Ulrike diese Erinnerung: sie sah den Bruder schön, ritterlich, mit seinem Schwert, bereit sich zu erheben, wenn die Unschuld rief. Das weiße Totengesicht in dem schmalen, schwarzen Sarg wich zurück, — weiter zurück. Sie dachte als an etwas Schönes, Poetisches an ihres Bruders Ferdinand kurzes, heißes Leben, in der Maienblüte den Tod. Manchmal fühlte sie ihn ganz nahe bei sich, immer ernsthaft, klar und schweigend, mit der blanken, fleckenlosen Waffe; vergessen waren alle seine Fehler, die sie später viel deutlicher erkannte.

Dies Ereignis in ihrer frühen Jugend, neben der Romantik ihres Hauses, hatte einen Schatten über Ulrike geworfen.

In solchen Umschattungen, geheimen Wünschen, wandelte sie traumhaft, sehr lieblich, dem Leben zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

## VI.

In den Straßen der Stadt herrschte lautes und lebhaftes Treiben; Bürger wie Landleute sah man in hellen Scharen in eifrigem Gespräch umherwandeln, und auf allen Gesichtern lag der Ausdruck einer gewissen Spannung. Am stärksten war das Gedränge unmittelbar am Bahnhof, und hier pflegten einige Spaßvögel von Zeit zu Zeit die Volksmenge durch angeblich eben eingetroffene Nachrichten in erhöhte Ungeduld und Erregung zu versetzen. Dem ganzen Verhalten der Bewohner merkte man zweifellos an, daß ein Ereignis von großer Wichtigkeit bevorstand, dem zu Liebe sich alles auf die Beine gemacht hatte.

Auch Dr. Wegerich befand sich unter den erwartungsvollen Zuschauern. Zwar war er im Grunde abgesagter Feind davon, überall mit dabei zu sein, wo es etwas zu sehen gab, und haßte es von ganzer Seele, sich bei solchen Gelegenheiten drängen und stoßen zu lassen, diesmal aber lag die Sache doch anders. Zunächst hatte ihm beim Verlassen der Wohnung seine Hauswirtin einen langen Vortrag gehalten, daß er sich unbedingt den großartigen Einzug betrachten müsse, da so etwas nur einmal alle Jahrhunderte vorkomme; dann aber und das war die Hauptsache, wirkten die gestrigen Erlebnisse noch so mächtig in seinem Innern, daß von Arbeit oder einer sonstigen nüchternen Tätigkeit gar keine Rede sein konnte. Maja, dies herrliche Mädchen, hatte ihm ihre Liebe geschenkt, ihm, der zu allen weiblichen Wesen bisher stets in scheuer Hochachtung aufzublicken gewöhnt war und mit Ausnahme der mütterlichen noch nie weibliche Lippen geküßt hatte! Sein erster Gedanke beim Erwachen richtete sich darauf, zu ihr zu eilen, um aus ihrem Munde die Bestätigung zu erhalten, daß sein Glück nicht nur ein schöner Traum sei. Das hinderte aber leider der sogenannte gute Ton und die althergebrachte Sitte; zunächst mußte er die offizielle Besuchszeit abwarten, und daher kam ihm das angekündigte Schauspiel zur Dämpfung der inneren Unruhe ganz gelegen.

„Da ist er endlich," rief eine jugendliche Stimme ganz in seiner Nähe.

„Ich sehe nichts," antwortete eine zweite, „ich glaube, dieser Russe oder Türke wird sich überhaupt die Stadt nicht betrachten."

„Na nu," klang es zurück, „dann wären doch wohl die Stadtväter nicht am Bahnhof versammelt und das Militär nicht zum Spalierbilden aufgeboten worden. Wie heißt er übrigens eigentlich?"

„Ein vernünftiger Mensch kann den Namen kaum aussprechen, viel weniger noch behalten."



„Exoritschentsky ist er getauft," mischte sich ein dritter in das Gespräch. „Er soll der Kronprinz eines mächtigen Reiches sein, das noch hinter dem Kaisertum Utopia liegt, und will sich bei uns eine Frau holen."

Ein dicker, behäbiger Metzger, die tadellos reine weiße Schürze vorgebunden und in ebensolcher Jacke, machte seinem Ärger über diese Aufklärung Luft.

„Donnerwetter, zu dem Zweck kann er auch daheim bleiben; dafür wäre mir wenigstens meine Tochter zu gut!"

Da in diesem Augenblick jedoch ein starkes Hin- und Herschieben in der Menschenmasse begann, erregte dieser Gefühlsausbruch keine Aufmerksamkeit. Alle Hälse streckten sich so weit wie möglich in die Höhe; man hörte ein militärisches Kommando und danach die Töne einer fremd- und eigenartig klingenden Melodie. Prinz Exoritschentsky war angelangt und hielt nun in offenem Vierspänner seinen Einzug in die Universitätsstadt. Interessant war seine Erscheinung keineswegs; ein sehr starker, schwarzer Schnurrbart in dem hochmütig blasierten Gesicht war das einzige Charakteristische an ihm. Doch ja, noch eins fiel — besonders jungen Damen und Kindern — blendend in die Augen: die von Gold strotzende, mit Ordenssternen überladene Uniform. Im übrigen durften in dem Signalement des Prinzen alle Fragen wahrheitsgemäß mit „gewöhnlich" beantwortet werden. Die Volksmenge verhielt sich völlig teilnahmslos und einzelne schüchterne Hochrufe wurden sogar durch energisches Zischen zurückgewiesen.

In wenigen Sekunden war der fürstliche Wagen mit seiner militärischen Begleitung vorbeipassiert, und die Zuschauer suchten nunmehr, da die Uhr bereits auf Mittag zeigte, in möglichster Eile nach Hause zu gelangen. Das Durcheinander erreichte infolgedessen einen bedenklichen Höhepunkt; ohne Rücksicht auf den Nachbar strebte jeder nach dem kürzesten Weg, und die Ellbogen leisteten dabei hülfreiche Dienste. Hier und da kreischten Weiber und Kinder laut auf, dazwischen klang, wenn wieder einmal ein schlechter Witz über den Prinzen gemacht worden war, helles Lachen, oder eine Rotte patriotische Lieder singender Straßenbuben schob sich wie ein hemmendes Wehr in den Strom der Erwachsenen.

„Ich kann nicht mehr weiter, Vater," vernahm Wegerich eine weibliche Stimme, „so hilf mir doch, mir wird ganz schwindelig!" und bemerkte, wie in der Mitte eines Knäuels halbwüchsiger, johlender und unverschämt vorwärts drängender Burschen eine Mädchengestalt sich vergeblich abmühte, von der lästigen Umgebung loszukommen. Von jeher hatte jede Roheit Johannes in die höchste Wut versetzt, und obschon das persönliche Eingreifen bei derartigen Gelegenheiten ihm schon manchmal unangenehme Folgen bereitet hatte, brachte er es auch diesmal nicht über sich, tatlos zuzuschauen. Ohne Zeit mit gütlichem Zureden zu vergeuden, stieß er rechts und links die Haupt-

schreier der Bande zur Seite, bot der Dame seinen Arm und führte sie so rasch wie möglich aus dem Gedränge heraus. Sobald sie etwas freier atmen konnten, stellte er sich vor, zugleich die Frage anknüpfend, ob seine Dienste noch weiter in Anspruch genommen würden. Bei dem Klang seines Namens zuckte sein Schützling, dessen Gesicht durch einen dichten Schleier verhüllt war, merklich zusammen und Johannes verstand nur mit Mühe den halbgeflüsterten Ausruf: „O Gott, wo ist denn mein Vater geblieben?"

„Endlich finde ich dich wieder, Carissima," sagte jetzt eine rauhe, männliche Stimme, die dem Privatdozenten merkwürdig bekannt vorkam, und zu seinem größten Erstaunen sah er den Marquis de Poudresec unsicheren und schleppenden Ganges herannahen.

„Freut mich unendlich, Sie wieder begrüßen und zugleich den Dank für den mutigen Ritterdienst Ihnen aussprechen zu dürfen. Sie erinnern sich doch meiner unbedeutenden Persönlichkeit noch? Ich hatte auf dem Spaziergang, den Sie mit meinem Freunde Pietsch unternahmen, die Ehre, Sie kennen zu lernen. Doch gehen wir weiter, wenn es Ihnen recht ist, diese rohe Menge ist mir ein Greuel."

Unaufhaltsam wie ein Wasserfall flossen dem Marquis die Worte vom Munde, während er sich ängstlich bemühte, an seinem Spazierstab einen festen Halt zu gewinnen, da der Oberkörper allerhand Schwankungen nach sämtlichen Richtungen der Windrose vollführte.

Johannes konnte seiner Überraschung immer noch nicht Herr werden; wo kam denn dieses sonderbare Männchen auf einmal wieder her? Und den Pflegevater Majas nannte er seinen Freund? Der wußte doch damals absolut nichts von einer solch engen Beziehung! Und jene Dame war die Tochter von ihm? Na, schließlich war das alles gleichgültig, er hatte jetzt Wichtigeres zu tun, zu Maja wollte er, endlich, endlich sie wieder an sein Herz ziehen; es war ja schon eine Ewigkeit her, daß er keinen Kuß mehr bekommen hatte!

„Darf ich Ihre Liebenswürdigkeit noch für einen kurzen Moment in Anspruch nehmen?" fragte Aspirabella, die sich noch immer auf den Arm des Privatdozenten stützte; „ich fühle mich so angegriffen, daß ich kaum vorwärts kann, und da Papa selbst so schlecht auf den Füßen ist, muß ich auf seine Führung verzichten." Ein eigentümliches Gefühl des Widerwillens, ja, eine direkte Unruhe überkam Johannes, und schon war er im Begriff, ohne weiteres davon zu eilen, da blieb seine Begleiterin plötzlich aufseufzend stehen. „Es geht nicht mehr," stöhnte sie und man sah, wie die ganze Gestalt in sich zusammensank, „meine Kräfte sind zu Ende." „Was fangen wir denn nur an?" jammerte der Marquis. „Ob wohl ein Wagen hier in der Nähe zu haben ist?"

Weit und breit ließ sich jedoch weder ein Mensch noch sonst irgend ein lebendes Wesen blicken.

„Da ist ja eine Wirtschaft," rief Johannes, „wenn das Fräulein sich für ein paar Schritte zusammenraffen wollte, könnten Sie sich dort vielleicht erholen."

Innerlich jubelte er über diesen glücklichen Zufall; nun war er seines Samaritertums ledig. „Zu Maja, zu Maja," vermeinte er eine Mahnung zu vernehmen, „sie wartet sehnsüchtig auf dich; schnell, schnell, du verlierst sie sonst!"

Als er aber an der Türe der recht obskur aussehenden Kneipe Abschied nehmen wollte und sich bereits zum Gehen wandte, begann Aspirabella zu taumeln und wäre zu Boden gestürzt, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Verlassen Sie mich nicht," flehte sie und große Tränen perlten aus ihren Augen, „an dem Vater habe ich gar keinen Halt, er weiß weder ein noch aus, wenn mir auch nur das Geringste zustößt!"

Was blieb ihm nun anders übrig, als gegen seine Absicht doch mit einzutreten? Dieses unglückselige Schauspiel heute Morgen! Warum mußte er auch seiner Gewohnheit, derlei Veranstaltungen fern zu bleiben, untreu werden? O Maja, Maja!

Mittlerweile hatte der Marquis seine Tochter auf dem Sofa in der Wirtsstube vorsichtig gebettet und war mit einem kurz hingeworfenen: „Ein Augenblick, Herr Doktor," aus dem Zimmer verschwunden. Noch ehe Johannes nach dem Befinden Aspirabellas sich zu erkundigen Zeit fand, erschien er schon wieder, hinter ihm die Wirtin mit einer Terrine dampfenden Punsches. Schleunig füllte er drei Gläser und kredenzte das erste der Patientin mit den Worten: „Unser altes bewährtes Mittel, mein Kind, trink und dir wird bald besser sein, dann brauchen wir den Herrn Doktor nicht länger in Anspruch zu nehmen."

Aspirabella schob den Schleier, den sie bis jetzt noch nicht gelüftet hatte, so weit zurück, daß sie ihr Glas bequem an den Mund zu führen imstande war, und tat ein paar auffallend tiefe, beinah gierige Züge rasch hintereinander.

„Und nun, Herr Doktor, müssen Sie auch einmal probieren; es mag Ihnen zwar wunderbar vorkommen, daß ich Sie zur Sommerzeit zu einem Schluck Punsch auffordere, doch werden Sie die wohltuende Wirkung davon bald spüren. Also nochmals herzlichen Dank für die tatkräftige Hülfe bei meiner Tochter Aspirabella!"

Der Marquis und zugleich auch seine Tochter ergriffen ihre Gläser und hielten sie, zum Anstoßen bereit, Johannes entgegen.

„Ich genieße morgens niemals alkoholhaltige Getränke," suchte dieser abzuwehren, doch mußte er aus Höflichkeit wenigstens einmal nippen. Der Marquis hatte in Wirklichkeit nicht übertrieben. Ein herrlicher Wohlgeschmack, würzig und kräftig zugleich, war dem Punsche eigen; man fühlte, wie die Spannkraft des Körpers zunahm und Geist und Gemüt in ganz andere Verfassung gerieten. Ja, so verlockend wirkte er auf den Gaumen, daß Johannes sich nicht enthalten konnte, einen zweiten, entschieden ausgiebigeren Schluck zu nehmen.

Mit graziöser Handbewegung entfernte jetzt Aspirabella den Schleier und wandte zum erstenmal das unverhüllte Antlitz dem Privat-

dozenten zu. Unwillkürlich reagierte dieser durch eine tiefe Verbeugung darauf. Das war ja eine auserlesene Schönheit, die er da vor sich sah! Diese nachtschwarzen, strahlenden Augen, der liebliche Mund, das entzückende Rosa der Wangen, dazu diese üppige Fülle der prächtigen Haare, die das jugendlich pikante Gesichtchen einschlossen, wäre ein würdiges Vorbild für die Darstellung der Schönheitsgöttin gewesen, und glücklich der Maler, dem gestattet wurde, diese herrlichen Züge zeichnen zu dürfen!

„Nun kann ich endlich auch meinerseits Ihnen danken, Herr Doktor," hörte er sie sagen, „wie soll ich Ihnen Ihre Aufopferung jemals entgelten? Lassen Sie mich wenigstens vorläufig auf Ihr Wohl und auf eine ungetrübte Zukunft mit Ihnen anstoßen! Es lebe das Glück und die Liebe!"

Alle diese Worte sprach sie mit einem halb ernsten, halb neckischen Beiklang, so daß man nicht recht merkte, ob dieselben durch Höflichkeit oder wirkliches Dankgefühl veranlaßt wurden. Den Blick hielt sie voll auf Johannes gerichtet, der wie gebannt dadurch rasch nach seinem Glase griff, um ihr Bescheid zu tun. War es nun seine Hast oder Ungeschicklichkeit, jedenfalls goß er sich einige Tropfen der heißen Mischung über die Finger, worauf er, einen kaum unterdrückten Schmerzensschrei ausstoßend, das Glas fallen ließ. Trotzdem der Fußboden mit einem Teppich bedeckt war, zersprang jenes in tausend und abertausend Stücke, und zu gleicher Zeit drang aus einer Ecke des Zimmers deutlich der Ruf: „Johannes, Johannes, wo bleibst du?"

In lebhafter Verwirrung erhob er sich, doch sofort hatte ihm der Marquis ein neues gefülltes Glas in die Hand gegeben und diese unmerklich so geführt, daß ein Anstoßen mit Aspirabella unvermeidlich wurde. Mechanisch trank Johannes bis auf die Neige aus, aber anstatt nun wirklich Abschied zu nehmen, blieb er eine Weile wie geistesabwesend stehen und nahm dann neben des Marquis Tochter Platz. „So lass' ich es mir gefallen, Herr Professor," rief dieser, von neuem eingießend, „gönnen Sie meinem armen Kinde die Gelegenheit, einmal mit einem gebildeten Menschen plaudern zu können; es lebt sonst so einsam und zurückgezogen, und ich alter Invalide bin nicht imstande, ihm genügende geistige Anregung zu geben."

Johannes achtete weder auf den neuen Titel noch darauf, daß der Redner sich schon wieder entfernt hatte; seine Aufmerksamkeit galt einzig und allein der reizenden Nachbarin, die in eine Ecke des Sophas geschmiegt ab und zu einen Schluck Punsch zu sich nahm. Immer mehr umstrickten ihn ihre Reize, immer brennender stieg das Verlangen, sie zu besitzen, in ihm auf und immer heißere Wünsche wurden durch seine erregten Sinne angefacht.

Den Tisch vor dem Sofa schmückte ein umfangreiches, aus allerhand Feldblumen kunstlos zusammengebundenes Bouquet. Er suchte eine der schönsten Blüten heraus und überreichte sie mit einer

scherzhaften Wendung Aspirabella, die zuerst diese Huldigung abweisen wollte, schließlich aber doch die liebenswürdige kleine Gabe annahm. Kaum hatte sie jedoch die Blume in ihrem Gürtel befestigt, da begann jene zusammenzuschrumpfen und zu welken und fiel, wie mit magischer Gewalt wieder herausgezogen, zu Boden. Auch dieser sonderbare Vorgang machte den Privatdozenten nicht stutzig; er fühlte sich nur sehr unglücklich, daß der Marquis bei seiner Rückkehr zum Aufbruch mahnte, und den einzigen Trost gewährte ihm die Einladung, heute Abend in den „Sandhügel" zu kommen und dort an dem einfachen Abendessen teilzunehmen. Ein feuriger, viel verheißender Abschiedsblick Aspirabellas und ein zarter Händedruck sowie von seiten ihres Vaters einige kordiale Redensarten und dann stand er allein in der niedrigen Wirtsstube, die ihm nun unsagbar widerlich und abstoßend vorkam.

Le Grandpoudrier de Sa Majesté l'empereur de Tschimpafiffi und Signorina Tochter wandelten offenbar in der rosigsten Stimmung ihrem Gasthof zu; zwar nahm bei der letzteren die siegreiche Schönheit bei jedem Schritt immer mehr ab, und bald war sie wieder ein altes, grundhäßliches Weib geworden; doch machte diese Veränderung weder auf sie selbst noch auf ihren Vater irgend welchen Eindruck. Der Übermut steigerte sich bei beiden sogar bis zur Ausgelassenheit, die in ganz eigentümlicher Weise zutage trat. Der Marquis brach in ein wieherndes Lachen aus, klappte laut schallend mit dem Unterkiefer auf und ab, und seine Tochter mit dem Ellbogen anstoßend, meinte er: „Das ist uns vorzüglich gelungen mit dem einfältigen Menschen; paß auf, Carissima, den hast du fest. Nun kann noch alles gut werden."

Aspirabella wackelte vergnügt mit dem Kopf.

„Aber nur vorsichtig sein," sagte sie dann, „der scheußliche Mandragorus hätte uns heute beinahe den schönen Plan durchkreuzt. Ein Glück, daß du so schnell mit einem neuen Glase bei der Hand warst!"

„Ja, mein Punsch hat mal wieder Wunder getan, und deshalb habe ich auch keine Sorge, der Vogel möge uns wieder entwischen. Heute abend gebe ich ihm so viel davon, daß du in den nächsten Tagen schon die kleine Operation an ihm vornehmen kannst." Wie wenn er seine innige Freude auch nach außen bekunden müsse, wirbelte der Marquis jetzt als Sandhose durch die Straße, bald himmelhoch in der Luft, bald ganz niedrig auf dem Boden huschend. Als kleines Staubhäufchen tanzte Aspirabella, die an dem Spiel Gefallen zu haben schien, um die große Säule herum, und so trieben sie es eine Weile immer toller und toller. Da flatterte, unbeachtet von ihnen, ein breites Blatt, auf dessen klebriger Oberfläche zahlreiche Tautropfen glitzerten, langsam vom Winde getragen heran und sank gerade an der Stelle zur Erde nieder, wo Sand und Staub für den Augenblick sich vereinigten. Ein guter Teil von beiden blieb nun natürlich an



dem Blatte haften, und zugleich ließ das würdige Paar ein durchdringendes Schmerzensgeheul erschallen. In menschliche Gestalt zurückverwandelt standen sie da, die Kleider waren ihnen größtenteils vom Leibe gerissen, nur noch Fetzen hingen um sie herum, die klapperdürren Glieder eben bedeckend, und hinkend verschwanden sie in dem zu ihrem Glück nicht allzuweit entfernten Gasthof.

„Elendes Gesindel," klang es hinter ihnen her, „du sollst trotz allem nicht triumphieren!" Das Blatt wurde nunmehr zu einer dicken Hummel, die mit lautem Gebrumm von dannen flog.

Der für die Stadt so geräuschvolle Tag ging zu Ende, und am Himmel erglänzten die ersten Sterne. Johannes war nach der Rückkehr in seine Wohnung sehr bald in einen tiefen Schlaf gefallen, der ihm die lockendsten Traumbilder gebracht hatte. Als die Hauswirtin die Lampe hereintrug, erwachte er und erfuhr nun auch, daß mittlerweile ein älterer Herr in Begleitung einer jungen Dame nach ihm gefragt hätte, doch schenkte er dieser Meldung keine Aufmerksamkeit, und getrieben von heftiger innerer Unruhe, ordnete er in aller Eile seine Kleider und lenkte die beflügelten Schritte nach dem Hotel „Zum Sandhügel".

Unterwegs zögerte er einen Augenblick; „Sandhügel?" In welchem Teil der Stadt mochte dieser Gasthof wohl gelegen sein? Doch nun erinnerte er sich, es war ein ziemlich obskures Haus am äußersten Ende, dicht am Walde. Wie kam denn der Marquis gerade dorthin? Ach was, wahrscheinlich hatte er bei der Überfüllung, die heute sicher in allen Hotels herrschte, nirgendwo anders Unterkunft finden können. Aber nun auch keine Zeit mehr verlieren! Ohne die Blicke rechts oder links zu wenden, stürmte er weiter, geriet aber unversehens in ein heftiges Stolpern, und nur das rasche Umklammern des nächsten Laternenpfahls bewahrte ihn vor einem Sturz. Die Ursache war eine vor seinen Füßen liegende rübenartige Wurzel. „Es ist ein Skandal, daß solches Zeug auf der Straße geduldet wird," schimpfte er los und schleuderte die Übeltäterin mit einem energischen Fußtritt weit fort.

Dunkel und wenig einladend lag das Hotel nun vor ihm, aber das leise Unbehagen, das er spürte, wurde alsbald zu nichte gemacht, als die Türe aufsprang und eine Schar von Dienern, hell leuchtende Fackeln in den Händen, ihm entgegenkam, um ihn in das Innere zu geleiten. Dort empfing ihn der Marquis und führte seinen Gast sofort zu Aspirabella. Eine zahlreiche Gesellschaft war bereits versammelt, sehr zum Unbehagen des Privatdozenten, der sicher erwartet hatte, mit seiner Erkorenen allein sein zu können. Außerdem fühlte er sich unter vielen Menschen stets fremd, ja bedrückt und besaß durchaus nicht weltmännische Gewandtheit genug, um sich bei solchen Gelegenheiten harmlos unter ihnen zu bewegen. Alle Eingeladenen gehörten außerdem anscheinend den höchsten Ständen an; da war kein einziger, der nicht wenigstens eine oder mehrere Ordensinsignien trug, ganz





abgesehen von den langatmigen Titeln, die ihm bei der Vorstellung an das Ohr schwirrten. Seine Befangenheit schwand erst, als Aspirabella ihn ins Gespräch zog und es einzurichten wußte, daß sie in einem von dem übrigen Gesellschaftsraum durch einen Vorhang getrennten Kabinett allein blieben. Von dem Vorzug, als einzige Dame das unbestrittene Haupt der Anwesenden zu sein, machte sie überhaupt uneingeschränkten Gebrauch. Mit einfachen Handbewegungen, ohne ein Wort zu verlieren, dirigierte sie selbst die ältesten und würdigsten ihrer Gäste nach Belieben dahin oder dorthin, und niemand widersetzte sich ihren Anordnungen, ja, alle bewiesen eine demütige Unterwürfigkeit. Etwas merkwürdige Gestalten waren diese Fürsten, Grafen und Gottweiß was für Räte, die sich hier zusammen gefunden hatten, ohne Zweifel. Alle hatten sie blasse und fahle Gesichter mit starken Runzeln und alle litten sie an einem unangenehmen, trockenen Husten, so daß man ein fortwährendes Räuspern hörte; ebenso trugen sie alle an dem linken Fuß eine auffallende große, als Schuhschnalle dienende edelsteinbesetzte Kugel. Ihre Bewegungen bestanden eigentlich nur in einem Hin- und Herschwanken des ganzen Körpers, und als Johannes sich wegen der starken Hitze im Zimmer mit dem Taschentuch etwas Kühlung zufächelte, wären einige dieser Würdenträger beinahe über einander gepurzelt.

Doch was kümmerten ihn jene Leute? Er sah und hörte nur Aspirabella, und sein einziges Bestreben war, ihr Herz zu erobern und ihre Liebe zu erwerben! Sie selbst nahm die ihr dargebrachten glühenden Huldigungen sehr gnädig entgegen; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie den Worten des Privatdozenten und als er, seiner Sinne kaum mehr Meister, ihre Fingerspitzen ergriff und einen langen Kuß darauf drückte, überließ sie ihm die ganze Hand und duldete es sogar, daß er sich dicht neben sie setzte.

Ein lautes Klingeln der elektrischen Schelle unterbrach die eifrige Unterhaltung. Diener verteilten kleine Tische und Stühle in dem Zimmer und der Gastgeber forderte seine lieben Freunde auf, einen frugalen Imbiß einnehmen zu wollen. Das Liebespaar wurde nicht gestört, offenbar wagte niemand, sich zu ihm zu gesellen, und selbst der Marquis hatte in ziemlicher Entfernung von ihm Platz genommen. Beide berührten die vorgesetzten Speisen kaum, nur bat Aspirabella um ein Glas des auch hier kredenzten aromatischen Punsches und ermunterte auch Johannes, davon zu trinken. Wie konnte er der Aufforderung aus so teurem Munde widerstehen? Und so trank er, anfangs vorsichtig und langsam, dann aber, wie von verzehrendem Durst gepeinigt, immer schneller und in immer größeren Zügen, ohne zu bemerken, daß ein besonderer Diener hinter ihm das geleerte Glas sofort stets wieder füllte.

Die Signorina legte dem von Sekunde zu Sekunde wachsenden Ungestüm ihres feurigen Liebhabers kein Hindernis in den Weg und duldete schließlich sogar, daß er sie in seine Arme schloß und ihre

schwellenden Lippen immer wieder aufs neue mit brennenden Küssen bedeckte. Nachdem aber der erste Sturm des Entzückens bei Johannes etwas nachgelassen hatte, entwand sie sich seinen Liebkosungen und sagte energisch: „Nun müssen wir Abschied nehmen, Geliebter. Schlafe süß und träume von mir, wie mir auch dein Bild im Traum erscheinen wird.“ Und als er sich entschieden weigerte, jetzt schon wieder allein sein zu müssen, fuhr sie unbeirrt fort: „Leider wird unsere Trennung zwei Tage dauern, denn so lange bin ich gezwungen, dir fern zu bleiben; warum das unerbittliche Schicksal uns solch harte Prüfung auferlegt, sollst du bei meiner Rückkehr erfahren. Ach, wie soll ich es tragen, diese endlose Zeit hindurch dich zu entbehren, dich nicht sehen und an deinem Herzen ruhen zu dürfen? Doch es ist zu unserem Heil, drum zürne nicht und laß einstweilen alles Fragen!“

Noch einmal empfand Johannes die wilde und leidenschaftliche Glut ihrer Umarmung und dann war sie seinen Blicken entschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

---

# CHRONIK.

*Franz Wüllner.*

Es ist nicht ohne Reiz, den am 7. September im Alter von siebzig Jahren gestorbenen Kölner städtischen Kapellmeister und Konservatoriumsleiter Franz Wüllner unter dem Gesichtspunkt der Kultur zu betrachten, des Begriffs also, welcher die Triebfeder dieser Zeitschrift bildet, natürlich ausschließlich der musikalischen Kultur. Wer den Verstorbenen auch nur oberflächlich gekannt hat, sieht sofort ein, daß Wüllner ein ganz hervorragender Kulturträger gewesen ist. Wie wir auch die Bedeutung des Wortes Kultur fassen mögen, im engern Sinne als Urbarmachung eines Brachfeldes zur Gewinnung eines reichen Erntesegens, im weitern Sinne als Herausschälung eines Vollkommenheitsideals und als Erziehung der Menschheit zu dessen Kult, so dürfen wir bei noch so gründlichem Umblick über die Pioniere der musikalischen Kultur nicht zaudern, Wüllner den ersten Platz einzuräumen, und darum darf sein Name gerade im Rahmen dieser Blätter nicht übergangen werden.

Man entsinne sich unserer beiden Begriffsbestimmungen der Kultur: die eine faßt die Kulturtätigkeit mehr im Durch- und Empordringen, die andere als ein Herabsteigen und Emporziehen. Der Kulturträger im ersten Sinne ist mehr ein Herkules, der sich durch harte Arbeit zum Lichte hindurchringt, der andere ein Prometheus, der dies Licht



den Menschen bringt. Wüllner besaß diese beiden Eigenschaften, die Kraft der mühseligen aber ersprießlichen, der unendlich geduldsvollen aber zielbewußten Arbeit, anderseits die fast an Fanatismus grenzende Hingebung für sein Kunstideal und die Zähigkeit, es mit unerschrockener Gesinnungstreue durchzufechten, in außergewöhnlichem Grade. Für die, kurzgesagt, herkuleische Kulturtätigkeit durch seine Abstammung aus einer Lehrerfamilie voraus veranlagt, pflegte er nicht selten auch als alter Herr sich seiner Schulmeisterei zu berühmen: „Man schilt mich einen Schulmeister: ich bin stolz, es zu sein!" klang es oft aus seinen Reden. Der Wiege des schönen Chorgesanges, dem Rheinlande entstammend (sein Geburtsort Münster i. W. sah ihn nur vorübergehend in seinen Mauern), schuf er in Aachen, seiner ersten Wirkensstätte, einen so vorzüglichen Chorkörper, daß ihm der geistliche Chor der Münchener Trinitatiskirche übertragen wurde, und daß er in Dresden vor allem mit dem Chor der Hofkirche betraut wurde. Seine Kölner Erfolge auf diesem Gebiete sind zu bekannt, um der Hervorhebung zu bedürfen. Aber nicht verschwiegen werden darf, daß sein Vorbild sowohl durch unmittelbare Belehrung wie durch das Beispiel seiner Konzerte, endlich auch durch seine Chorbücher die Wüllnersche Chorgesangskultur in zahlreichen Ästen über die deutschen Lande verzweigt hat. Wir übergehen den Konservatoriums- und den Orchester-Organisator und Leiter, so sehr Wüllner auch hier die Kultur auf sein Panier geschrieben hat, weil sein Wirken auf beiden Gebieten nicht den gleichen weiten Umkreis beschrieben hat wie seine Tätigkeit im Chorgesang, und wenden uns zu der prometheischen Art seiner Kultursendung.

Charakteristisch für Wüllner war die ungewöhnliche Universalität seines künstlerischen Programms und die schnelle Anpassungsfähigkeit an die ihm fremden Kunstwerke und sogar Kunstrichtungen.

Nur eines ließ er nicht an sich herankommen, das Mittelmäßige. Wir geben zu, daß diese Bemerkung *cum grano salis* gemeint ist, und manchmal schloß der Direktor des Konservatoriums, der einen begabten Zögling in den Sattel heben wollte, der getreue Kamerad, der Freunde aus den Wanderjahren nicht ganz abschütteln wollte, manchmal auch der zu einer Gegenleistung verpflichtete Komponist mit dem künstlerischen Glaubensstreiter ein Kompromiß. Aber es war ergötzlich genug, zu beobachten, wie anders Wüllner seinen Einfluß für eine zweifelhafte Sache in die Wagschale warf oder wie er ein von ihm als wertvoll erkanntes Kunstwerk verfocht, und wie das Thermometer seiner Begeisterung dort kaum die Grenze der lauen Wärme überstieg, während es hier fast den Siedepunkt erreichte. Und das waren doch immerhin nur Ausnahmen, während die Regel, wie gesagt, der Kanon der Kunstschönheit bildete, der strengen lieber als der anmutigen. Und darum hat sein drei Jahrhunderte umfassender Geschmack uns vor allem Bach, Beethoven und Brahms nahegebracht. Und da will es denn wieder einer dieser gleichsam

unterirdischen Gedankenläufe, daß er aus den drei Jahrhunderten grade die drei Erscheinungen herausholte und innerlich begreifen lernte und lehrte, auf die ebenfalls, nur von der nachschaffenden Kunst auf die schaffende übertragen, die obige Begriffsbestimmung der Kultur in vollem Umfange Anwendung finden darf, mit denen sich also Wüllner sowohl durch die Kraft der harten Bearbeitung des Kunststoffes wie durch die Begeisterung für das Kunstschöne innigst verbunden fühlte.

Wenn er daneben, trotz seiner engen Verbindung mit dem Antiwagnerianerlager in München, sich dem großen Musikdramatiker bis zu dem Grade erschloß, daß er dessen Rheingold und Walküre sogar aus der Taufe hob, wenn er sich gar in einen Wirbelgeist wie Strauß, in den ihm innerlich unsympathischen Liszt hineinfand, so gereichte das der Konzertgesellschaft, deren künstlerische Geschäfte er zu besorgen hatte, und weiter der musikalischen Allgemeinkunst zum Vorteil. Innerlich verwandt und verwachsen fühlte er sich jedoch nur mit Trägern der musikalischen Kultur, wie denn auch seine Kulturarbeit reiche Früchte getragen hat und ihm ein dauerndes Andenken in der ernsten musikalischen Welt sichert.

Köln. *Dr. Otto Neitzel.*

## *Die Kunst, Milliardär zu werden.*

Im Anschluß an die Auslassungen unseres geschätzten amerikanischen Mitarbeiters über den Einfluß des Milliardärs dürfte es von Interesse sein, einen Milliardär selbst zu Worte kommen zu lassen. Dazu bietet sich jetzt eine günstige Gelegenheit: Andrew Carnegie, der bekannte Krösus, dessen kolossale Schenkungen an Städte und Institute allgemeines Erstaunen erregen, hat ein Buch erscheinen lassen unter dem echt amerikanischen Titel: „*The Empire of business.*“

Carnegie gibt hier, aus seiner Erfahrung heraus, der Jugend seines Landes Ratschläge, wie sie es anzustellen hat, um in seine Fußstapfen zu treten und, was noch schwieriger ist, den erworbenen Reichtum vernünftig zu gebrauchen. Allem, was er sagt, liegt eine Idee zu Grunde: Sucht Geld zu verdienen, recht viel Geld, denn keine andere Tätigkeit ist eurem Lande so nützlich; aber handelt so niemals aus Liebe zum Gelde an sich, denn es gibt kein elenderes, verächtlicheres Gefühl.

Den angehenden Milliardären gibt Carnegie den Rat, mit dem Anfang zu beginnen. Zögert nicht, wenn es darauf ankommt, so meint er, das Bureau auszufegen. Ich selbst habe es auch getan; wir waren unserer vier, die der Reihe nach diesen Dienst übernahmen, und meine drei Gefährten sind auch zu schönen Stellungen gelangt. Aber man darf beim Kehrbesen nicht bleiben. Sobald man den Fuß im Steigbügel hat, muß man hoch hinaus wollen. Ein junger Mensch, der sich nicht in der Phantasie als Chef eines großen Hauses sieht,



ist nichts wert. Man begnüge sich niemals mit einem untergeordneten Posten, so günstig er auch sein mag. „Jeder von euch muß sich selbst sagen: Mein Platz ist ganz oben. Seid Könige in euren Träumen."

Daß die Chefs der großen Häuser Erben haben, ist nach Carnegies Ansicht ohne Bedeutung für die Karriere der aufwärts Strebenden. Die Kinder eines reichen Mannes sind meist Taugenichtse. „Die Mehrzahl unter ihnen ist unfähig, den Versuchungen zu widerstehen, denen das Geld sie aussetzt, und sie dämmern in verächtlicher Existenz hin. Es heißt einen jungen Menschen verwünschen, wenn man ihm die Last des allmächtigen Dollars auferlegt. Nicht von dieser Seite habt ihr Konkurrenz zu befürchten. Die Söhne des Chefs brauchen euch nicht viel Sorge zu machen. Auf die armen jungen Leute müßt ihr euer Auge richten.... Paßt nur auf den Burschen auf, der die Elementarschule verläßt und sich an die Arbeit macht, der zunächst das Bureau ausfegt: er hat die Chancen, euch zu übertreffen.... Es ist heutzutage Mode, die Armut zu bemitleiden und sie als Übel zu betrachten. Ich, für mein Teil, unterschreibe das Wort des Präsidenten Garfield: Die Armut ist das schönste Erbteil für einen jungen Mann. Alles was es Gutes und Großes geben wird, wird aus den Reihen der Armen hervorgehen. Nicht die Söhne der Millionäre oder Adligen sind es, die der Welt die geistigen Führer, ihre Märtyrer, ihre Erfinder, ihre Staatsmänner, ihre Dichter, ihre Geschäftsleute liefern. All das kommt aus der Hütte der Armen. Nichts entnervt so sehr, beraubt so sehr der Kräfte, die zu großen Taten notwendig sind, als ererbter Reichtum. Die Abschaffung des Erbrechts würde sofort das allgemeine Niveau heben."

Bemerkenswert ist aber auch das, was Carnegie über die Verwendung des Reichtums sagt. Er macht den jungen Amerikanern klar, daß die rechtmäßig erworbenen Reichtümer nicht ihnen gehören, daß sie nur ihre „Verwalter" sind. Es kommt darauf an, sie so zu verwenden, daß sie dem Vaterlande und der Menschheit nützlich sind. Nur so hat der Milliardär Existenzberechtigung. „Danach streben, die Welt besser zu machen, als man sie vorgefunden hat, das heißt, dem Leben ein edles Ziel setzen."

### *Ägyptisches Unterrichtswesen.*

Vor der Okkupation des Pharaonenlandes durch England waren die ägyptischen Unterrichtsverhältnisse äußerst einfach. Außer den übrigens sehr fragwürdigen Schulen, die die ansässigen Europäer zu ihrem Gebrauch errichtet hatten, besaß das ägyptische Volk nur die sogenannten Kuttab-Schulen und die Universität von Kairo. Die Kuttab-, d. h. Schreibschulen sind Elementarschulen, die auch jetzt noch existieren. Von welcher Art sie sind, das mag folgende wahre Geschichte illustrieren. Sie stehen gegenwärtig unter staatlicher



Aufsicht und werden von Zeit zu Zeit von englischen Inspektoren visitiert. Einem Inspektor wurden nun kürzlich Schriftproben einer solchen Anstalt gezeigt, und der alte Kuttablehrer beteuerte, daß sie das Produkt seiner Schule seien. Da die Schriftproben von besonderer Schönheit waren, schöpfte der Inspektor Verdacht und wollte die Schüler bei der Arbeit sehen. Es ergab sich nun, daß die Kinder gar nicht schreiben konnten. „Sie verstehen ja überhaupt nicht zu schreiben," meinte der Inspektor. „Warum sollten sie es auch," erwiderte der Lehrer, „ich habe selbst all diese Proben geschrieben und habe manchen Tag daran gewandt; ich hoffe, daß sie Ew. Gnaden Inspektion würdig sind. Sind sie nicht gut genug?" —

Die Universität von Kairo, das sogenannte El Ahzar, dürfte wohl die berühmteste Hochschule des Islams sein. Sie zählt etwa 10000 Studenten. Natürlich darf sie nicht mit europäischen Anstalten verglichen werden. Das Hauptgewicht wird auf das Studium des Korans und seiner Kommentare gelegt. Im übrigen steht die Hochschule noch auf dem Niveau mittelalterlicher Scholastik: es wird ruhig gelehrt, daß die Erde eine flache Scheibe ist, daß die Sonne aus dem Dunkel auftaucht und im westlichen Meere versinkt, daß das Himmelsgewölbe ein fester Bogen ist u. s. w.

Seitdem der Khedive von britischer Seite beraten wird, haben sich die Verhältnisse geändert. In diesem Land der Paradoxe, wie Lord Milner Ägypten genannt hat, begann man allerdings zunächst mit der Errichtung von Hochschulen. Kairo besitzt jetzt ein ausgezeichnetes medizinisches Institut, eine Rechtsschule, eine polytechnische und eine landwirtschaftliche Anstalt, alle unter englischer Leitung.

Aber außerdem existieren schon mehrere staatliche Mittelschulen, die den Zweck verfolgen, Knaben für eine spätere Berufsausbildung vorzubereiten. Die Schulen haben Parallelklassen, in denen die Unterrichtssprache englisch respektive französisch ist, und es verdient wohl angemerkt zu werden, daß der Besuch der französischen Klassen immer spärlicher wird. Unterrichtsgegenstände sind außer den beiden genannten Sprachen noch Arabisch, Geographie, Geschichte, Algebra u. a. Vortrefflich ist der Sprachunterricht, und junge Ägypter von 14—15 Jahren, die ein perfektes und elegantes Englisch sprechen, sind nicht selten.

Allerdings wirken diese Schulen ziemlich einseitig. Die meisten Besucher wollen nachher Beamte werden. Nun bietet ja Ägypten nach dieser Richtung hin vorläufig noch genügenden Spielraum, aber der Tag wird kommen, wo sich eine Überproduktion geltend machen wird, und wohin dann mit diesem halbgebildeten Proletariat? In Ostindien z. B. wird man bald mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Hindu, der dazu erzogen ist, Beamter zu werden, und sonst weiter nichts versteht, entwickelt sich allmählich zu einer Gefahr für die Allgemeinheit. Es ist auch bedauerlich, daß die junge ägyptische Generation auf diese Weise der Landwirtschaft entfremdet wird.

Der ägyptische Landmann läßt seinen Sohn lieber die Beamtenkarriere einschlagen, wo er festes Gehalt bekommt. Und es ist bezeichnend, daß die schon erwähnte landwirtschaftliche Schule fast gar nicht von der eingeborenen Bevölkerung besucht wird.

Da die Staatsreligion der Islam ist, so wird er auch in allen staatlichen Schulen gelehrt. Vom Christentum wird durchaus keine Notiz genommen, obwohl zahlreiche Schüler koptische Christen sind; diesen ist es freigestellt, am mohammedanischen Religionsunterricht nicht teilzunehmen. Mit jedem der bewundernswerten Schulgebäude ist immer eine prächtige Moschee verbunden. —

## BÜCHER-LISTE.

**Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 20. August bis 17. September eingelaufen:**

*Asmus, Martha,* Im Frühling.
Indiskrete Mitteilungen über Erfahrenes.
Der Liebe Launen.
Sämtlich Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachf.

*Audax, Dr. med.,* Intimstes aus der Sprechstunde eines Arztes. Teil I. Hamburg 1901. Verlag für populäre Medizin.

*Brieger-Wasservogel, Lothar,* Max Klinger. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachf.

*Hagemann, Dr. Carl,* Regie. Studien zur dramatischen Kunst. Berlin und Leipzig 1902. Schuster & Loeffler.

*Hoffmann, Alfons,* Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen seiner Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Halle a. S. 1902. Hugo Peter.

*Istel, Dr. Edgar,* Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels (1858—1872). Berlin und Leipzig 1902. Schuster & Loeffler.

*Karstedt, Fritz,* Im Anfang. Dramatisches Gedicht. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson.

*Kellen, Tony,* Die Not unserer Schauspielerinnen. Leipzig 1902. Otto Wigand.

*Kretzer, Eugen,* Graf Gobineau. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachf.

*Matthey, Maja,* Neue Lieder. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson.

*Presler-Flohr, Johanna,* Gedichte. Dresden und Leipzig 1901. E. Pierson.

*Reinfels, H. v.,* Flammen der Liebe. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson.

*Schluttig, A.,* Ein neues Lied. Romanze. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson.

*Scholz, Wilh. v.,* Der Spiegel. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachf.

*Stratz, Dr. C. H.,* Die Rassenschönheit des Weibes. 2. A. Stuttgart 1902. Ferdinand Enke.

*Wendtland, C.,* Drei Novellen. Dresden und Leipzig 1901. E. Pierson.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

I. Jahrgang * 1902 * Heft 8

# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT



ZWEITES OKTOBERHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

# Die „Kultur"

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur" bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur" Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12. Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste" registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur" gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur" (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)".

---

Das IX. Heft der „Kultur"

erscheint Anfang November und wird u. a. enthalten:

Prof. Dr. Martin Philippson (Berlin): *Neueste Geschichtsschreibung.*

Prof. Dr. O. Harnack (Darmstadt): *Eduard Mörike.*

Dr. J. Marcuse (Mannheim): *Rudolf Virchow.*



# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Zweites Oktoberheft.

INHALT

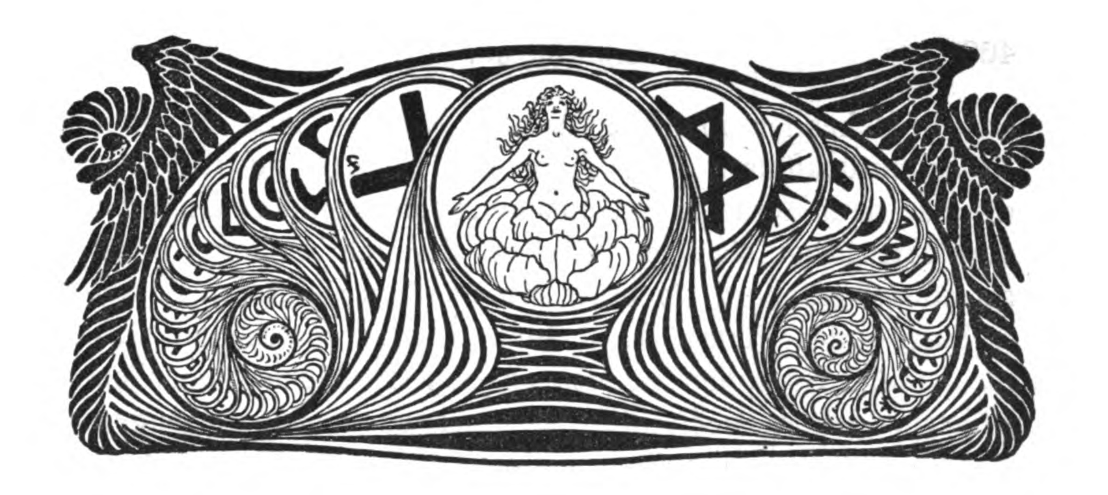


HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Nationaler Sozialismus.

Immer wieder hat man uns versichert, daß wir in einer Übergangszeit leben, und schließlich glauben wir es selbst. Eigen ist allen gärenden, werdenden Zeiten, daß neben dem einen beherrschenden und richtunggebenden Problem, welches die Geister beschäftigt, ein Gewirr von Fragen, Ideen, Wünschen und Bestrebungen ans Licht drängt, scheinbar selbständig und besondere, oft auch entgegengesetzte Wege suchend, im Grunde aber doch aus denselben Tiefen quellend wie der Hauptstrom, von dem getrennt sie schon nach kurzem Dasein zu verrinnen pflegen. Welcher Ideenstrom nun am mächtigsten die Kulturwelt von heute durchflutet, darüber besteht auch bei denen, die sich nicht von ihm treiben lassen, sondern „kühl bis ans Herz hinan“ oder sorgend und warnend am Ufer stehen, kein Zweifel: das ist die soziale Idee, mit andern Worten der Gedanke, daß Kultur, zumal die materielle, das Werk eines allgemeinen und gemeinsamen Arbeitsprozesses sei, dessen Gewinn allen Beteiligten in gleichem Maße zu statten kommen müsse. Der Gedanke ist freilich nicht neu, er läßt sich weit rückwärts durch die Geschichte der Menschheit verfolgen, sogar bis ins Paradies, wohin er ja, wie manche

seiner Bekenner meinen, Adams Kinder eines schönen Tages zurückführen soll. Aber die Formel, zu der sich die aus dem Kern jenes Gedankens aufsteigenden Wünsche verdichten, hat sich im Wechsel der Jahrhunderte mehr als einmal geändert, sie lautet heute anders als in den Zeiten Lykurgs oder Platos. Und auch darin unterscheidet sich die heutige Formulierung des sozialen Problems von allen frühern, daß es noch nie mit einer so stark werbenden Kraft unter die Menschen getreten ist. Aus den 125000 Stimmzetteln, die im Jahre 1871 bei den Wahlen zum ersten deutschen Reichstag in die Urne gelegt wurden, waren bei den letzten Wahlen im Jahre 1898 über zwei Millionen geworden, weit mehr als ein Viertel aller damals abgegebenen Stimmen! Daß angesichts dieser Hochflut ängstliche Gemüter verzagen und nach den Schutzdämmen neuer Gesetzesparagraphen verlangen, ist wohl erklärlich, aber nichtsdestoweniger überflüssig und verkehrt. Blickt man den Dingen auf den Grund, so erscheint das Anschwellen der sozialistischen Stimmzettel als eine fast selbstverständliche Wirkung von Ursachen, die durch das Zusammentreffen gewisser Schwächen und Vorzüge des deutschen Volkscharakters mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Vorgängen des 19. Jahrhunderts gegeben waren. Wer sich dieser Errungenschaften freut, nehme ihre unvermeidliche Begleiterscheinung in den Kauf, und das kann er um so getroster, weil und seit es augenscheinlich ward, daß die sozialistische Propaganda, wenn anders sie sich nicht ihr Grab schaufeln will, ihre kulturwidrigen utopistischen Pläne aufgeben und, anstatt große Worte zu machen und goldene Berge zu versprechen, sich an der ehrlichen Arbeit zur Hebung der untern Volksschichten beteiligen muß. Tut sie das und wirft sie demnächst bei einer neuen Inventaraufnahme die anrüchigsten Stücke ihres alten offiziellen Programms zum alten Plunder, so scheint eine Entwicklung angebahnt oder wenigstens möglich gemacht, die für die Gestaltung unserer politischen, volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, kurz, für das



gesamte materielle und geistige Leben unseres Volkes große, unabsehbare Folgen haben wird.

Zu sehen, daß ein tiefgehender Häutungsprozeß der deutschen Sozialdemokratie trotz allem Sträuben der „Alten" kommen wird oder vielmehr schon begonnen hat, dazu bedarf es nach den Vorgängen, die sich auf den letzten Parteitagen sowohl hinter den Kulissen wie auf offener Bühne abgespielt haben, keines überscharfen Blickes. Vielleicht ist, wenn die Revision des orthodoxen Parteiprogramms fortschreitet und „die um Bernstein" siegen, für die andern Formulierungen des sozialen Problems, die sich teils an der Peripherie der sozialdemokratischen Gedankensphäre, teils außerhalb derselben und im Gegensatze dazu gebildet haben, die Zeit gekommen, die ihnen eine Aussicht auf praktische Bedeutung eröffnet. Vielleicht —! Unter den Parteigebilden aber, von denen man alsdann innerhalb gewisser Grenzen eine fruchtbare Tätigkeit erwarten darf, verdient die in den neunziger Jahren hervorgetretene Gruppe der Nationalsozialen besondere Beachtung, allerdings nicht wegen des Häufleins der 27 Tausend, die sich bei den letzten Wahlen um die neue Fahne gesammelt haben, sondern deshalb, weil ihr Programm unter dem Beiwerk überspannter Theorieen auch manchen kräftigen Ansatz zu einer gesunden Entwicklung zeigt.

Urheber und Pfadfinder der nationalsozialen Bewegung ist Friedrich Naumann, der Herausgeber der vielgenannten „Hilfe". In zahlreichen Schriften und Reden hat er sein sozialpolitisches Evangelium zu verbreiten gesucht, zuletzt in einem Buche, das unter dem Titel „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" die Summe seiner persönlichen Meinungen zieht und zugleich das A und Z, die Elemente und Ziele des nationalen Sozialismus darlegt.*) Die sechs Kapitel oder Vorträge des Buches sollen die Richtung weisen, die Deutschland einschlagen müsse, wenn es seiner Bevölkerungs-

*) Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Berlin-Schöneberg 1902. Buchverlag der „Hilfe".





zahl genügen, sich dem technischen Fortschritt anpassen und die Vorbedingungen seiner politischen Macht und Größe nicht preisgeben wolle. Das Problem der Volksvermehrung — so etwa läßt sich in einigen Strichen der Gedankengang Naumanns skizzieren — bilde den Hintergrund all der dunkeln Fragen, über die man gegenwärtig in Deutschland sich streite. Deutschland werde im Jahre 1925 voraussichtlich achtzig Millionen Menschen haben, ein Wachstum, das auf der einen Seite zwar als Wirkung und Zeichen physischer und sittlicher Gesundheit willkommen sei, auf der anderen aber die Struktur unseres Volkes durchaus verändere, insofern es den Zuwachs, den aufzunehmen der Ackerbau außerstande sei, in die industrielle Arbeit führe. Schon im Jahre 1895, bei der letzten Berufszählung, habe man unsere vom Lohn lebende Bevölkerung auf mehr als vierundzwanzig Millionen berechnet, fünf Jahre später die Gesamtsumme des in irgend einer Form gezahlten Lohnes auf etwa zehn Milliarden Mark; aus diesen Zahlen erkenne man die Bedeutung der Lohnschwankungen für den innern Markt und die verderbliche Tragweite wirtschaftlicher Krisen. Auch der Getreidezoll hange mit dem Bevölkerungs- und Lohnproblem zusammen, weil jede künstliche Steigerung des Brotpreises der einheimischen Arbeit den Wettbewerb mit dem Ausland erschwere. Überdies werde der Getreidezoll der ihm zugemuteten Aufgabe eines Schutzzolles niemals ganz gerecht, denn er wirke weniger dahin, das landwirtschaftliche Betriebskapital zu vermehren und dadurch die Lage der ackerbauenden Bevölkerung dauernd zu bessern, als die Güterpreise zu steigern, ein Vorgang, der natürlich den Ackerbau selbst belaste. Endlich spende der Getreidezoll, wie er auf der einen Seite die Tragfähigkeit der Steuernden unberücksichtigt lasse, so auf der andern seinen Segen weniger den kleinen, notleidenden Bauern als den Besitzern großer Güter mit dem besten Boden; hier wirke er nach dem Bibelwort: „Wer da hat, dem wird gegeben", dort nach dem Worte: „Dem aber, der nichts hat, wird man





auch das nehmen, was er hat!" — Die Frage, wo und wie die kommenden Millionen von Menschen wohnen sollen, beantwortet Naumann mit der Vermutung, daß die großen Städte alsdann noch größer, die jetzt schon mit Menschen angefüllten Industriegebiete noch dichter besetzt werden würden. Wenn die bisherige Entwicklung im Durchschnittstempo der letzten drei Jahrzehnte weitergehe, so werde im Jahre 1925 die Rheinprovinz gegen neun Millionen haben, Westfalen und Berlin je fünf; und während heute noch nicht ganz zehn Millionen in Städten mit mehr als hunderttausend Einwohnern lebten, werde bis zu dem genannten Jahre die großstädtische Bevölkerung Deutschlands auf mehr als zwanzig Millionen anschwellen. Hinter diesen Zahlen aber zeige sich ein düsteres Bild: eine ins ungeheure gehende Steigerung der städtischen Bodenrente mit ihren unheimlichen Folgen, der Bauplatzspekulation und der Wohnungsnot. Wenngleich die Steigerung der Bodenwerte auch erwünschte Wirkungen äußere, beispielshalber mitgeholfen habe, Deutschland zu seiner jetzigen kapitalistischen und industriellen Macht zu führen, so sei es doch im Interesse der materiellen und geistigen Wohlfahrt der Nation geboten, der bisherigen Entwicklung der Dinge entschlossen und nach einem bestimmten Plan entgegenzuwirken. Daß der Staat die Aufgabe, die ihm hier erwachsen sei, noch nicht erfaßt habe, erkläre sich ja vielleicht dadurch, daß es in den verschiedenen Beamtenkategorieen noch keine Stelle gebe, die ihren Inhaber zum Nachdenken über Ansiedlungsprobleme verpflichte. Ein Doppeltes sei zu erstreben: der kolossalen Ausdehnung der Großstädte nach Kräften zu steuern und den Wertzuwachs des städtischen Grund und Bodens mehr als bisher für die Gesamtheit zu beanspruchen. Weil jedoch an eine Aufhebung oder auch nur Einschränkung der Freizügigkeit gar nicht zu denken sei, so lasse sich jenes erste Ziel nur erreichen, wenn es gelinge, den deutschen Osten zu industrialisieren und die Industrie in ihren bisherigen Gebieten zu dezentralisieren. Der Industrialisierung



des Ostens müsse freilich ein anderer Prozeß, die Umwandlung der Rittergüter in Bauernland, vorangehen; denn das allein schaffe, indem es die Bevölkerung festhalte, die nötige Grundlage für eine industrielle Entwicklung. Im Westen des Reiches solle man den Gedanken der Industriestraße zu verwirklichen suchen, mit anderen Worten, dazu übergehen, neue Fabriken an geeigneten Stellen strahlenförmig durch das Land hin anzulegen, anstatt konzentrisch um die bestehenden Industriestädte. Gegen die Wertsteigerung des städtischen Bodens gebe es kein Mittel, daher müsse man sich darauf beschränken, ihre schlimmsten Auswüchse zu beschneiden und einen Teil der Bodenrente, die ja ein Werk der Gesamtheit sei, zu deren Nutzen in Beschlag zu nehmen. Auch von der Baupolizei und der Anlage guter Verkehrsmittel sei einige Erleichterung zu erwarten, dagegen sei der Vorschlag der radikalen Bodenreformer, Grund und Boden ganz in die Hand des Staates zu bringen, eine Ungeheuerlichkeit; denn eine Bureaukratie, die den ganzen Staatsboden und dessen Preise in der Hand hätte, wäre das Ende aller liberalen Errungenschaften, die wir von unsern Vätern ererbt hätten.

Dies sind die Grundzüge der „Neudeutschen Wirtschaftspolitik", wenigstens die Kerngedanken des von Naumann entwickelten Programms. Was er außerdem noch über den Kampf der Frauen sagt, ist ganz allgemein gehalten und bringt kaum etwas Neues. Dagegen sei aus seiner Schlußbetrachtung über Sozialismus und Sozialreform hervorgehoben, daß er mit deutlichen und ernsten Worten den von der sozialdemokratischen Partei genährten Glauben an eine kommunistische Gesellschaftsordnung als eine Wahngeburt ablehnt und seinen Anhängern wie allen Angehörigen der untern Stände zuruft, selbst rührig mitzuarbeiten an der Besserung ihrer gegenwärtigen Lage und dabei namentlich auch dessen eingedenk zu bleiben, daß ihr persönliches Wohl und Wehe mit dem des Vaterlandes aufs engste verknüpft sei. Einige Schlußsätze seien zugleich als Probe

der Naumannschen Sprache im Wortlaut angeführt: „Wer lebendig in seiner Zeit leben will, muß im Werden darin sein wollen. Diejenigen, die sich zurückziehen in den ruhigen Winkel, wo die Vergangenheit märchenhaft am moosbewachsenen Brunnen sitzt, mögen in ihrer Ecke behaupten, sie hätten das gute Teil erwählt, aber sie leben nicht, sondern sind grünes Moos am alten Holz geworden; denn leben heißt doch nur, die geschichtliche Bewegung, die ein Volk in einer Zeit durchmacht, in seiner eigenen Seele miterleben. Wie viel Inhalt unser Leben hat, hängt davon ab, wie viel Volksgeschichte neben unserer Berufsarbeit durch die Seele hindurchgeflutet ist. Daß wir das Glück haben, in einem wachsenden Volke zu sein, aufsteigende Masse vor uns zu sehen, ein edles soziales Ringen um uns und hoffentlich in uns zu haben, das ist wahrlich ein Geschenk, das man durch Eifer und Tätigkeit so viel wieder gut machen soll, wie man nur kann." —

Ich könnte hier schließen, denn ich bin mit der Aufgabe, ein kleines Bild von dem Wesen und den Zielen des nationalen Sozialismus zu entwerfen, am Ende; indessen der Leser hat, wie ich zugebe, Anspruch auf ein zusammenfassendes und abschließendes Urteil über den Wert und die Schwächen des oben skizzierten Programms. Zuerst ein Wort über seine Schwächen. Naumann ist, so sehr er sich davor zu bewahren sucht, doch jener Versuchung erlegen, die an alle warmherzigen idealgesinnten Menschen, die sich mit den sozialen Problemen beschäftigen, heranzutreten pflegt: im sehnenden Hinstarren nach einer glücklichern, besser regierten Welt die zähe Schwere der gegebenen Verhältnisse zu unterschätzen und unerläßliche Zwischenetappen der Entwicklung zu übersehen. Das verleitet ihn, um einige seiner Grundirrtümer anzuführen, bei Schilderung unserer künftigen wirtschaftlichen Entwicklung die große Bedeutung, die die einheimische Landwirtschaft für unabsehbare Zeiten behaupten wird, ganz zu verschweigen; auch der Glaube an einen allgemeinen Übergang zum industriellen



Großbetrieb, der alle Brücken hinter sich abbreche und alle kleinen und mittlern Betriebe aufsauge, entspringt jenem Fehler. Kurz, wo immer er volkswirtschaftliche und soziale Fragen erörtert, spürt man, daß er allzu einseitig an die ihm vor den Augen liegenden Zustände und Verhältnisse einer industriellen Riesenstadt denkt. Wohl kann er zu seiner Rechtfertigung sagen, er male Menschen und Dinge, wie er sie sehe, aber er soll uns nicht einreden, daß es außer seiner Welt keine andere gebe oder daß Berlin Deutschland sei. Hätte er mit offenen Augen in einem andern Industriezentrum, zum Beispiel im Nordwesten des Reiches, seine Beobachtungen angestellt, so wäre er einigen der oben angeführten Irrtümer voraussichtlich entgangen.

Die gesunden Punkte seines nationalsozialen Programms sind im allgemeinen schon in dem oben gebotenen Überblick ausreichend hervorgetreten. Am sympathischsten wirkt neben der patriotischen Grundstimmung und der Warnung vor utopistischen Träumen der Appell an die Einsicht und den guten Willen der Arbeiter und Unternehmer, in deren gemeinsamem Interesse es liege, ihre sonstigen Gegensätze zu überwinden und sich zur Förderung des industriellen Fortschritts zu vereinigen. Nimmt man diesem letzten Gedanken die Spitze, die Naumann ihm gegen das agrarische, um nicht zu sagen ackerbautreibende Deutschland aufgesetzt hat, so würde man der Richtung, die damit dem Gang unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung gewiesen wird, ohne Bedenken folgen können.

Köln. *Dr. J. Kreutzer.*

---



# Die staatlichen Aufgaben für das höhere Schulwesen.

II.

Bedeutsamer ist für den Staat, wenn er rechter Pflege des religiösen Bewußtseins in der Jugend sicher sein kann, die Ausgestaltung des weltlichen Unterrichts.

Es sind ungemein viele, zum Teil recht verwickelte Aufgaben, die hier in Betracht kommen, für das Knaben- wie für das Mädchenschulwesen, für die bei uns kaum organisierten Mittelschulen wie für die Volks- und die höheren Schulen.

Nur diejenige sei hier herausgegriffen, welche gegenwärtig vor allem einer prinzipiellen Klärung bedürftig ist: die Frage nach dem inneren Zusammenhang der weltlichen Bildung für die höheren Schulen.

Wir stehen vor der Tatsache, daß Preußen die beiden jüngeren Arten höherer Schulen, deren deutliche Anfänge etwa auf den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zurückdatiert werden müssen, das Realgymnasium und die Oberrealschule, dem Gymnasium, dem modernen Umwandlungsprodukt der alten Lateinschulen, gleichgestellt hat.

Fürs erste ist damit eine Dreigliederung des höheren Bildungswesens bei uns besiegelt. Wie sehr diese Gleichstellung einem Bedürfnis der Zeit entspricht, hat die fast allgemeine Zustimmung erkennen lassen, welche dieser Plan, wir dürfen wohl sagen, unseres Kaisers, bei der letztberufenen Preußischen Schulkommission sowie im Landtage gefunden hat.

In der Tat bedeutet die Maßregel für den Augenblick einen wesentlichen Fortschritt. Die mathematische und naturwissenschaftliche Schulung des Denkens ist damit als ein gleichwertiger Faktor für das Schulwesen neben der altsprachlichen anerkannt. Es ist der vorläufige Abschluß der geistigen Entwicklung des weltlichen Wissens, die, wie



wir sahen, mit dem siebzehnten Jahrhundert eingesetzt hat. Aus der Betonung der Realien für den Gesamtunterricht in jener Zeit, aus den unscheinbaren Anfängen einer mechanisch-ökonomischen Realschule, aus der ungefügen Häufung der Elemente wirtschaftlicher Mittelschulbildung in den Realschulen seit 1750, aus den Bedürfnissen einer städtischen Mittelschulbildung seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sind die Bestrebungen der Realschulbildung herausgewachsen. Der Staat hat sie anfangs nur zögernd anerkannt. Nur langsam hat er sie auch dann von sich aus zu organisieren begonnen, als sie mit dem Anspruch hervortraten, eine der altsprachlichen gleichwertige allgemeine Bildung zu geben. Zeitweilig, in der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre, hat er sie aufzuhalten versucht. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten sind sie zu jener Macht angewachsen, welche den jetzigen Sieg über die herkömmlichen Ansprüche des Gymnasiums möglich gemacht hat. Die eigentliche Trägerin der Bewegung ist die Oberrealschule geworden; das früher von der Unterrichtsverwaltung begünstigte Realgymnasium ist ein Stiefkind geworden.

Nun kann kein Kundiger die Bedeutung verkennen, welche die Geistesarbeit des klassischen Altertums für die Entwicklung unseres weltlichen Wissens besessen hat. In viermaliger Hochflut hat die Rezeption der antiken Geistesarbeit befruchtend gewirkt: in der ersten Ausgestaltung der christlichen Dogmatik, in der Entwicklung zur Blüte der Scholastik, in der Renaissance bis zum Späthumanismus, endlich in dem Neuhumanismus, welcher die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ablöste.

Kein Orientierter kann überdies den Einfluß leugnen, den die sprachliche Bildung auf das gesamte Denken ausübt. Unsere sprachliche Symbolik ist ein Produkt unseres Denkens. Nur weil sie uns in den Stand setzt, jeden möglichen Bewußtseinsinhalt festzulegen, dessen Inhalt und Beziehungen sicher zu analysieren, ja, im entwickelten Denken des Geübten den Bedeutungsinhalt geradezu zu

ersetzen, hat sie das wesentliche Medium für die Mitteilung werden können.

Die sogenannten alten Sprachen ferner, das Griechische und Lateinische, geben durch den Reichtum ihrer noch lautlich ausgeprägten Formen gerade dem Anfänger ungleich mehr die Möglichkeit, die gedanklichen Beziehungen, welche sich in ihnen darstellen, bewußt zu erfassen, als etwa die lautlich abgeschliffenen „modernen“ Sprachen, das Französische oder gar das Englische.

Endlich, und nicht am wenigsten, ist die fremdsprachliche Bildung das grundlegende Hülfsmittel für das Eindringen in die Geisteswelten anderer Individuen, Zeiten und Völker, für den Gedankentakt, sich im Bewußtsein des Anderen zurechtzufinden; dadurch ist sie das Instrument für alle historische Bildung.

Aber auch die der Mathematik und den Naturwissenschaften eigenen Formen des deduktiven und des induktiven Denkens verlangen gebieterisch das Recht, in den höheren Schulen entwickelt zu werden, und sie können dies nur an dem jenen Wissensgebieten eigenen Material. Wir sind, wie Erben der Vergangenheit, so auch Kinder der Gegenwart. Die Bedeutung, welche diese Formen des modernen Denkens für die geistige Kultur der Gegenwart besitzen, wächst seit Jahrhunderten unaufhaltsam, in immer schnellerem Tempo. Und wir sind in erster Linie Kinder der Gegenwart, erst in zweiter Enkel der Vergangenheit. Die Ideale unseres tätigen Lebens liegen nicht in der toten Vergangenheit, welche die Gegenwart vermittelt, sondern in der Zukunft, die durch die lebendige Gegenwart vermittelt wird. Und Leben heißt jetzt mehr denn jemals Tätigsein.

Es ist ein Kennzeichen dieser Sachlage, daß es notwendig war, die Gründe auszuführen, welche die Bedeutung der überlieferten Gymnasialbildung erkennen lassen, daß es dagegen überflüssig ist, die Bedeutung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung für unsere Zeit zu illustrieren.

Die Dreigliederung unseres höheren Schulwesens — das



Gymnasium mit verschämter naturwissenschaftlicher Bildung auf der einen Seite, die Oberrealschule mit verschämter sprachlich-historischer auf der anderen, das Zwittergebilde des Realgymnasiums in der Mitte — ist das Produkt jener Sachlage.

Unvermeidlich ist diese Teilung für die Gegenwart. Aber ist sie auch für die Zukunft geboten?

Gewiß nicht! In dieser Zersplitterung ist vielmehr ein wesentliches Moment unserer Schulbildung unheilvoll verkümmert. Wir besitzen keine Schulstätten für höhere allgemeine Bildung mehr, wenn diejenige höhere Bildung allgemein ist, welche die Grundlagen für ein lebendiges Verständnis aller wesentlichen Antriebe für das nationale Leben der Gegenwart schafft. Der wesentlichste positive Gewinn der Schulentwicklung seit dem achtzehnten Jahrhundert droht uns zeitweilig verloren zu gehen. Zwei nach Inhalt und Denkformen wesensverschiedene Bildungsweisen stehen nicht bloß nebeneinander, sondern einander gegenüber.

Für jede von beiden werden die kümmerlichen Elemente der anderen, die ihr zugemischt sind, schnell eine Summe vergessener Kenntnisse. Und was schlimmer ist: das Nichtverstehen bedingt Abschluß gegeneinander und gegenseitige Geringschätzung. Unsere höhere Schulbildung bereitet nicht mehr den Boden für eine Vermittlung der Gegensätze, die unser Leben bewegen, sondern legt die Grundlage für ihre spätere Verschärfung.

Es beraubt sich des zweiten Auges, wer die Mathematik und die Naturwissenschaften, in denen jene erst lebendig wird, vernachlässigt, so könnten wir mit dem alten Gesner sagen. Aber genau Entsprechendes gilt von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung hinsichtlich des historischen Geistes.

Wir sind darauf angewiesen, mit beiden Augen zu sehen, sollen wir die Zeit, in der wir leben, recht erkennen und recht in ihr wirken.

Der vornehmlich mathematisch und naturwissenschaftlich



Geschulte kann der Einsicht in die Kräfte nicht entraten, welche den historischen Zusammenhang der Zeit mit der Vergangenheit bedingen. Er braucht, soll er das Leben seiner Zeit recht begreifen, Verständnis der Kulturarbeit der vergangenen Geschlechter, deren Ergebnisse ihm den Blick für die Aufgaben der Gegenwart geschärft haben, und Verständnis für die geistige Arbeit, die auf den ihm fremden Gebieten geleistet wird. Nur auf der Grundlage einer einseitigen Schulung des Denkens auf diesem Gebiete entsteht jener blinde Glaube an die vermeintliche Allmacht des eigenen Wissens und des Wissens überhaupt, die wir in unserer populären Literatur, und nicht nur bei jugendlichen Stürmern erleben.

Und ganz Analoges gilt von der einseitig sprachlich-historischen Bildung, die sich vornehm und blöde gegen die Methoden und Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Realien abschließt, oder gar dieses ihr fremde Wissen als ein geringwertiges, bloß äußerliches, technisches beiseite schiebt. Die Vertreter solchen Denkens haben die Einsicht in die Grenzen, und damit den Maßstab für das eigene Wissen nicht weniger verloren, als die Extremen der entgegengesetzten Partei.

Das sind die extremen Standpunkte welche unter dem bestimmenden Miteinfluß unserer geteilten höheren Schulbildung möglich werden. Andere Motive zu diesen Einseitigkeiten entspringen aus den vielfachen Spannungen, welche unsere verwickelte geistige Kultur mit sich bringt. Aber eben weil die Antriebe zu diesen und anderen Gegensätzen vorhanden sind, soll die Schule am wenigsten dazu beitragen, sie künstlich zu schärfen.

Was die höheren Schulen säen, soll auf den Universitäten und den verwandten abschließenden Bildungsanstalten zur Reife für das Leben gebracht werden.

Zwei Aufgaben sind allen diesen Anstalten, den neuen kaufmännischen Hochschulen nicht weniger als den alten



Universitäten, sowie den verschiedenen Gruppen technischer Hochschulen gestellt. Einmal sollen sie die allgemeine Bildung zum Abschluß bringen; sodann sollen sie die Konzentration, welche für das Fachwissen unerläßlich ist, herbeiführen. Und sie sollen die Berufsbildung so herbeiführen, daß die allgemeine Bildung die Grundlage bleibt, sowie die Zielpunkte für die Wertung des speziellen Wissens und Könnens gibt.

Nicht leicht ist es den Hochschulen gemacht, ihre allgemeine Aufgabe zu lösen.

In der Mannigfaltigkeit, zu der sie angewachsen sind, wiederholt sich die Differenz, die unsere höhere Schulbildung spaltet, in zweifacher Form.

Fürs erste kehrt sie in dem Gegensatz wieder, der zwischen den Universitäten und den übrigen Hochschulen besteht, der in den letzten Jahren zwischen den Universitäten und den technischen Hochschulen im engeren Sinne doch nicht bloß um der Äußerlichkeit des Doktortitels willen akut geworden ist. Es liegt vielmehr eben derselbe innerliche Rangstreit zu Grunde, der jetzt die Oberrealschulen den Gymnasien koordiniert hat. Die Universitäten haben eben aufgehört, die universitas litterarum zu repräsentieren. Denn es ist nur ein verhängnisvolles Vorurteil, daß einzelne unter ihren Vertretern noch der Ansicht sind, als ob die Pflege der reinen und freien Wissenschaft ihnen nach wie vor ausschließlich zufalle. Die Beziehung zu praktischen Berufen ist in den theologischen, juristischen, medizinischen und selbst in den philosophischen Fakultäten nicht mittelbarer als bei den anderen Hochschulen. Und die spezifische Färbung der „Gelehrsamkeit“ geht in einer Reihe der herkömmlichen Universitätsberufe der späteren Praxis nicht weniger verloren als in den Berufen, für welche die anderen Hochschulen vorbereiten.

Auch in speziellerer Form tritt der Gegensatz, um den es sich für uns handelt, in den Hochschulen zu Tage: in den philosophischen Fakultäten der Universitäten. Diese





haben ihren alten Charakter als „untere“ Fakultäten nur insofern gewahrt, als ihnen auch jetzt noch die Lösung der obenbezeichneten allgemeinen Aufgabe obliegt. Sie haben den Beruf behalten, die allgemeine Bildung zum Abschluß zu bringen, so sehr auch der Zug der Zeit diese Aufgabe zeitweilig verkümmert hat. Zugleich aber haben sie seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die spezielle Aufgabe übernommen, die Fachbildung für die künftigen Lehrer an den höheren Schulen zu geben. In ihrem speziellen Arbeitsgebiet wiederholt sich daher die Trennung der geistes- und der naturwissenschaftlich-mathematischen Disziplinen. Unter dieser Trennung leidet ihre allgemeine Aufgabe so schwer, daß ihr innerer Zusammenhang, und damit die Einheitlichkeit der Universitätsaufgaben überhaupt, fast in der Auflösung begriffen ist.

Die Lösung ihrer allgemeinen Aufgabe aber, sowohl für ihren speziellen Beruf als für die speziellen Berufe der anderen Fakultäten, wird um so mehr erschwert, je stärker die unheilvolle Zersplitterung unserer höheren Schulbildung sich bei Hörern und Lehrern geltend macht.

Wie wenig der Weg, der im Augenblicke eingeschlagen werden mußte, zum Ziele führen kann, wenn er dauernd betreten wird, bekundet schon die Tatsache, daß die erste Bedingung jedes gedeihlichen Unterrichts in einer gleichmäßigen Vorbildung der Schüler besteht. Was helfen dagegen die kleinlichen Mittel eines nachträglichen „akademischen Schulunterrichts“ im Lateinischen und Griechischen, die jetzt unerläßlich geworden sind? Weniger als nichts! Sie sind im Grunde nichts anderes als ein verdecktes Eingeständnis, daß die nichtgymnasialen Anstalten eben nicht leisten, was sie für den Universitätsunterricht sollen, und ein verstecktes äußerliches Zugeständnis an das alte Gymnasium.

Der unmodern gewordene Gedanke einer Einheitsschule also ist es, der hier vertreten worden ist. Er weist, soll er realisiert werden, wie er muß und wird, auf das bisher unorganisch entwickelte Realgymnasium hin.



Allerdings ist die Forderung einer solchen Reform leichter zu begründen, als die Reform selbst zu realisieren. Von beiden Seiten muß scheinbar Wesentliches aufgegeben werden: dort das Griechische mit seinem reichen Bedeutungsgehalt; hier insbesondere ein nicht einfach zu bestimmender Anteil des physikalisch-chemischen Wissens, denn die biologische Schulung bedarf einer Verstärkung.

Schon deshalb ist der Eintritt dieser innerlich unabweisbaren Reform nicht von heute auf morgen zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß im Augenblick die Probe abgewartet werden muß, welche den Ansatz für das jetzt versuchte Exempel als verfehlt erweist.

Aber diese Reform vorzubereiten, ist kein Moment zu früh. Und die beste Vorbereitung ist die Einsicht in die Gründe, welche die Reform notwendig machen. Die Geister klären, um die rechten Taten zu sichern! Darin besteht doch das Wesen unserer geistigen Kultur und damit der Kultur überhaupt, daß sie mit den Schwierigkeiten die sie schafft, auch die Mittel kennen lehrt, sie zu bewältigen.

An stillem Widerspruch wird es den hier geäußerten Gedanken so wenig fehlen, wie der Reform, wenn ihre Tage gekommen sein werden, an lautem Widerstand. Aber der Widerspruch, der von den Freunden des überlieferten Gymnasiums ausgeht, muß daran scheitern, daß es nicht angeht, den naturwissenschaftlichen Unterricht in einer Anstalt, die um die alten Sprachen konzentriert ist, wirklich fruchtbar zu machen; daß es ferner unmöglich ist, dem klassischen Altertum eine unmittelbare Beziehung zu den Aufgaben der Gegenwart zu verschaffen. Und der Widerspruch der unbedingten Anhänger der Realschulen kann diesen Anstalten nicht den historischen Geist einpflanzen, für den ihre Hauptfächer keinen Nährboden bieten.

Aus Gründen ferner, die unschwer durchsichtig sind, bleibt die vielfach auch von der Unterrichtsverwaltung erstrebte Konzentration um die „nationalen" Fächer, Geschichte und Deutsch, sowie die Religion, für beide Arten von



Schulen ein bloßer Schein. In Wirklichkeit ist weder das Gymnasium noch die Realschule um diese Fächer konzentriert oder konzentrierbar. Man muß den Gang der geschichtlichen Entwicklung völlig unbeachtet lassen, um auch nur die letzte dieser beiden Annahmen für realisierbar zu halten.

Am wenigsten stichhaltig endlich erscheint das Bedenken, das am häufigsten, insbesondere von gymnasialer Seite, geäußert wird, die Furcht vor der Gefahr einer Halbbildung durch ein beziehungsloses Vielerlei. Gewiß ist die Halbbildung, wie überall, so insbesondere für die Schulbildung in höchstem Maße verderblich. Aber wer diese Bedenken erhebt, sucht das Wesen der allgemeinen Bildung in dem Stoff, an dem sie gewonnen werden soll, nicht in den Formen des Denkens und Anschauens, die durch diesen Stoff gebildet werden sollen. Nicht der Reichtum des Stoffes aber ist das Entscheidende, sondern die Konzentration der geistigen Schulung, die erreichbar ist: die unwillkürlich durch den Unterricht herauszuarbeitende Einheit der beiden Komponenten unseres weltlichen Wissens unter einander und die Einheit des weltlichen Wissens mit den berechtigten, aber auf ihr Gebiet beschränkten religiösen Gemütsbedürfnissen. Nicht also ein zufälliges Vielerlei von Wissen, das die Bedürfnisse des Augenblickes scheinbar wünschenswert machen, soll erstrebt werden, sondern die innere Einheit unserer gesamten Kultur soll in der allgemeinen Bildung zum Ausdruck kommen und, soweit die Mittel der Schule reichen, gepflegt werden. Der Gedanke, daß es nur ein Wissen, nur eine geistige Kultur, nur eine Wirklichkeit gibt, darf auf die Dauer für die Schule nicht verloren gehen.

Bonn. *Prof. Dr. Benno Erdmann.*

---





## Alexei Wassiljewitsch Kolzow.

(Aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages.)

Die erste Pflanzschule russischer Bildung und Kunst war die Kirche, welche ihre eigene, der Masse des Volkes unverständliche Sprache hatte. Im Gegensatz zu dieser slawonischen, durch ihre Schrift, wie durch ihren Wort- und Satzbau im Griechischen wurzelnden Kirchensprache, wurde die volkstümliche Sprache des Landes zur Trägerin der besonders an lyrischen Erzeugnissen überaus reichen Volkspoesie.

Mit der Versöhnung und wechselseitigen Durchdringung dieser sprachlichen Gegensätze beginnt die Zeit der russischen Kunstpoesie, welche in Fürst Kantemir († 1744) und Lomonossoff († 1765) ihre Vorläufer, in Dershawin († 1816) ihren Begründer und in Puschkin, dessen ebenbürtige Nachfolger Lermontoff und Kolzow waren, ihren höchsten Ausdruck fand. Fürst Kantemir war in seinen Satiren ein begeisterter Kampfgenosse seines kaiserlichen Herrn. Lomonossoffs und Dershawins Oden, obwohl sie das Gepräge des byzantinischen Servilismus an sich trugen, förderten doch europäische Bildung. Besonders der reichbegabte Dershawin begann damit, dem aus der Fremde eingeführten poetischen Gold spezifisch russische Prägung zu geben, indem er Erze, die in Rußland falschen Klang hatten, ausschied. Nur was dem Genius der russischen Sprache und Poesie analog war, eignete er sich zu dauerndem Schmucke an. Vonwisins poetisches Schaffen war sozial-politisch gefärbt, Dmitrijew schilderte in kräftigen Satiren die Not, die ihn umgab. Shukowskys geniale Übersetzungen machten Rußland mit den Literaturen des Westens bekannt; Krylow geißelte in prachtvollen Fabeln die Bresthaftigkeit seiner Zeit; Gribojädow dramatisierte mit Molièrescher Kraft und Urwüchsigkeit die Fehler und Lächerlichkeiten seines Volkes; Puschkin und Lermontoff endlich faßten all das zusammen, was ihre Vorgänger an sprachlichen und dichterischen Werten



hinterließen und stellen sich derart an die Spitze der älteren russischen Literatur. Sie verliehen der Sprache die Fülle des Wohllauts. Sie gaben ihr die Kraft und Schöne und machten sie zugleich zu dem geschmeidigen Werkzeug und dem erlösenden Organ ihrer komplizierten Gefühle und Stimmungen.

Zur schlichten großen Offenbarerin ward sie Alexei Kolzow, dem russischen Burns, wie Bodenstedt ihn nennt. Er baute sich aus der Sprache und den primitiven Ideen des Volkes ein Instrument, dessen Saiten seine tonkundigen Finger tiefe und in ihrer Schlichtheit gewaltige Melodieen zu entlocken wußte. Bei ihm ist die reiche, bildsame und klangvolle russische Sprache mit gleichem Glück zur Trägerin nordischer Kraft, Klarheit und Tiefe, wie südlicher Sanftmut und Formenschöne geworden.

Im Herzen der Steppe unter Bauersleuten aufgewachsen, lernte er das Volk und seine Eigenart von ganzer Seele lieben. Die kleinen Leiden und Freuden teilte er mit den urwüchsigen Menschen, und ihre Prosa und Poesie nahm er mit tiefer Empfänglichkeit in sich auf. Nicht aus Kulturgeschichten, Sittenschilderungen oder aus dem Munde anderer etwa lernte er seine Landsleute kennen. Mit eigenem Ohr lauschte er dem Pochen ihrer Herzen, in denen ebenso viel Treue wie Verschmitztheit, erotische Glut wie religiöse Leidenschaft verborgen lag. Er vernahm ihre rauhe, erddampfende Sprache, hörte ihre bestrickenden Koseworte und unglaublichen Flüche; er sang ihre wehmütigen, von unausgesprochenen Schmerzen durchbebten Lieder mit, Gesänge, die sich bald wie das Heulen hungriger Wölfe, bald wie das süße Klagen einer einschmeichelnden Geige anhörten. Er sah, wie sie in der Trunkenheit in Tränen ausbrachen und sich wie Mädchen abküßten und wie sie in der nächsten Minute wieder, alle Sentimentalität abstreifend, in toller Leidenschaft einander beschimpften; wie die tiefsten Probleme über Gott, Ursprung und Ende des Lebens zwar vag und dunkel ihre Herzen aufwühlten und





wie sie sich dennoch einander betrogen und belogen. Nichts milderte, nichts idealisierte Kolzow. Vielleicht, daß er seine Lieder mit einem zu heftigen Pessimismus durchtränkte; dieser war aber schließlich nur das notwendige Resultat seines wenig freudereichen Lebens. Dennoch sprach er aus der Seele des Volkes heraus, die selber mehr zur Trauer, als zur Lustbarkeit neigte, denn was er persönlich an und in sich erlebte, wurde Volksgut.

* * *

Alexei Wassiljewitsch Kolzow ist am 2./14. Oktober 1802 (nach Theodor von Lengenfeldt 1801, nach Bodenstedt 1809, nach Fiedler 1808) zu Woronesch geboren. Sein Vater Wassili Petrowitsch war ein wohlhabender Bürger, der einen bedeutenden Handel mit Holz und Vieh trieb, für die Erziehung seines Sohnes aber nur das Allernotwendigste tat. Von ihm hat der junge Kolzow die Verschlossenheit und den Eigensinn, von der Mutter, Praßkowja Iwanowna, Sanftmut, Güte und Verstand geerbt. Im zehnten Jahre erhielt Kolzow von einem Seminaristen Unterricht im Lesen und Schreiben, wurde dann, schlecht vorbereitet, von seinem Vater in die Kreisschule geschickt, die er ungefähr ein Jahr besuchte, um sie als ein mangelhaft erzogener, geistig schwach entwickelter Knabe zu verlassen. Sein Leben lang hatte er weder von Grammatik noch von Orthographie eine rechte Ahnung; nur mit Mühe konnte er lesen. Trotzdem kaufte er sich für sein ganzes Taschengeld, das er zu Spielzeug verwenden durfte, Märchenbücher, die er gierig las.

Die Eindrücke seiner Umgebung konnten zunächst nur wenig in ihm wecken oder modeln. Er brachte als Hirte tage-, ja wochenlang im Regen und Schmutze zu, rings von der Prosa des Lebens angegähnt. Sein Vater hatte ihm alle Raffinements und Gaunereien des Viehhandels beigebracht und ihn zum Aufseher der Gesellen gemacht. Im Sommer wurde er auf die Viehweide geschickt, im Winter



lebte er in der Stadt, gänzlich seinen Märchenbüchern, besonders „Tausend und eine Nacht“ und Cheraskows „Kadmus und Harmonia“ hingegeben. Kolzow kannte bis zu seinem sechzehnten Jahre keine Gedichte. Der Zufall spielt ihm jetzt eine Gedichtsammlung des Dmitrijew in die Hände, die er mit Entzücken — singt, wie er denn in der Folge auch seine eigenen Gedichte stets singend niederschrieb und rezitativisch deklamierte. Er dichtet nun im Schweiße seines Angesichts ein Monstrum, das er „Drei Visionen“ betitelt, später aber vernichtet. Allmählich kauft er sich beim Buchhändler Dimitri Kaschkin die Werke der Lomonossoff, Dershawin, Bogdanowitsch u. a., denen er die Äußerlichkeiten eifrig abguckt, legt demselben Buchhändler seine ersten poetischen Versuche vor und erhält, trotz des abfälligen Urteils, eine russische Prosodie zum Geschenk, ferner die Erlaubnis, sämtliche Bücher unentgeltlich zu benützen, — ein Anerbieten, von dem Kolzow überreichlich Gebrauch macht. Er kauft sich allmählich Shukowskis, Puschkins und Delwigs Werke und ist um ihr Verständnis heiß bemüht.

Ein Offizier, der den jungen Kolzow in der Steppe kennen lernt, wo er, in seinen Schafpelz gehüllt, im Grase liegt und dichtet, wünscht dem Vater Glück zu dem bedeutenden poetischen Talent seines Sohnes. Der Alte hält nun einmal den Viehhandel aber für ein einbringlicheres Geschäft als das Dichten und unterdrückt deshalb die Versuche seines Sohnes, so gut er kann. Aber wie Druck immer Gegendruck erzeugt und der Quell, der einmal zu sprudeln begonnen, trotz aller Hemmnisse sich sieghaft dem Licht der Sonne entgegendrängt, so hatte die strenge Obhut des Vaters einen nur um so größeren Freiheitstrieb des Sohnes zur Folge, und was im Keim erstickt werden sollte, wurde desto lebendiger und lebensvoller. Es beginnt eine kurze aber fruchtbare Periode für Alexei Kolzow. Gedicht über Gedicht entblüht seiner reichgesegneten Seele; sein Freund Andrei Sserebrjänski, ein kritisch scharfer Kopf,

jätet das Überwuchernde aus; er ist gewissermaßen der Maulwurf, der den psychischen Boden von allem Ungesunden, von allem, was das schöne Wachstum hemmen könnte, befreit.

Diese starke dichterische Schaffenslust Kolzows entspringt jedoch dem menschlichen Jungbrunnen: der Erotik. Einem hübschen südrussischen Bauernmädchen, Dunja, der Leibeigenen seines Vaters, gehört seine ganze entfesselte Leidenschaft. Ihr ist all sein Sinnen und Trachten gewidmet und er findet auch glühende Gegenliebe.

Aber auch in diesem Falle sah der allzuweise Vater ein, daß eine Heirat mit einer reichen Kaufmannstochter seinem Sohne gewinnbringender werden mußte als die Verbindung mit einer Magd — und er trennte die Liebenden. Während er dem Sohn Geschäfte auftrug, die fern von Woronesch zu erledigen waren und lange Zeit in Anspruch nahmen, verkaufte er die Geliebte einem Gutsbesitzer am Don, wo sie einen Kosaken heiraten mußte. Als Kolzow endlich nach Hause zurückkehrte und die schmachvolle Hintergehung seines Vaters erfuhr, riß etwas in seiner Seele entzwei.

„Was einst die junge Seele mir entzückte,
Was einst mein Herz zum erstenmal
Mit zärtlich reiner Glut beglückte,
Mit liebetreuem Segensstrahl —
Das will ich mit Gewalt vergessen, will
Dem wilden Herzen, den erregten Sinnen
Gebieten, lenken sie zum andern Ziel,
Will flammend eine andre liebgewinnen!
Umsonst! die erste Liebe — die
Vergißt man nie!
Kaum schlaf' ich ein, so schwebt sie hold und mild
Zu meinem Lager, gramerfüllt,
Reicht traurig mir die Hand,
Beseligt mich mit süßen Traumes Glück
Und heftet unverwandt
Ans Auge mir den tränentrüben Blick . . .“

Ein Fieber überfiel den jungen Kolzow, dessen Beute er bald geworden wäre. Mit Aufbietung aller Willenskraft

genas er langsam und schickte nun Boten aus, seine Geliebte zu suchen. Sie meldeten ihm aber nur ihren Tod.

„Rausche nicht, o Korn,
Mit der Ähre Gold!
Schnitter, singe nicht
Von der Steppe Pracht!

Zwecklos ist es, jetzt
Sparen Geld und Gut;
Zwecklos ganz und gar
Ist der Reichtum mir.

Vormals sparte ich,
Sparte Geld und Gut —
Nicht zu eigner Lust:
Für mein holdes Lieb!

Süß war's mir, zu schau'n
In ihr Augenpaar,
In das liebevoll
Treue Augenpaar.

Ach, erloschen ist
Jener Blicke Strahl,
Ach, den Todesschlaf
Schläft die Herzensmaid!

Schwerer denn ein Berg,
Dunkler denn die Nacht,
Lastet finst'rer Gram
Auf der Seele mir.

Von diesem Schlage erholte sich Kolzow denn auch niemals wieder, und seine ganze Poesie bekommt von nun erst eigentlich ihr charakteristisches Moment. Wenn man seine traurigen, pessimistischen Lieder vollkommen genießen will, darf man nie vergessen, was im Dichter zugrunde gegangen ist, was man in ihm gebrochen hat und woran sich sein krankes Herz noch klammern konnte. Seine erotische Hoffnung, die stärkste eines Dichters, wurde brutal vom eigenen Vater zerstört. Und somit auch sein Glaube an die Aufrichtigkeit und Treue der Menschen. Wenn selbst der eigene Vater gegen den Sohn intrigierte, was war das dann für eine Welt? Und aus solchem Schmerz heraus werden seine Lieder geboren.

Leben, ach, warum lockst
Und verführest du mich?
Hat mein Dasein doch stets
Einer Liebe entbehrt!

Meine Seele durchdrang
Oft der Leidenschaft Glut,
Doch ein fruchtloser Gram
Hat das Feuer erstickt.

Dichter Nebel umgab
Meine Jugend — und ach,
Was die Zukunft mir bot,
Hab' ich nimmer erspäht.

Seinen Spott trieb mit mir
Nur mein arges Geschick;
Erst der Seelenkampf hat
Meine Kräfte entnervt.



Gab mir Winter nur Frost,
Der die Glieder erstarrt —
Gab mir Alter nur Reif,
Der die Locken entflocht.

Früh schon hat mir das Weh
Meine Wangen gebleicht,
Und das Tränengift zog
Manche Furche darein . . .

Leben, sprich, warum lockst
Und verführest du mich?
Gäbe Gott mir die Kraft —
Ich zertrümmerte dich!

Kolzow mied von nun ab die Menschen; er wurde scheu. Er besuchte zwar eine Versammlung junger Männer, die ihre eigenen Gedichte vorlasen und der gegenseitigen unbarmherzigen Kritik aussetzten, aber seine Einsilbigkeit und Verschlossenheit warb ihm keine Freunde. Finster saß er da, der kleine, breitschulterige Kolzow, mit dem eckigen, unsympathischen Gesicht und den listigen, ängstlichen Augen. Freier atmet er im Felde draußen. Die Steppe, deren Reize er ehedem nicht kannte, bekommt Leben und spricht zu ihm in ihrem tausendstimmigen Rauschen.

Während dieser ganzen Leidenszeit ist Sserebrjänski sein treuer Genosse. Er läutert des Dichters Geschmack, hält ihm auf einsamen Spazierwegen ein ästhetisches Privatissimum und wird ein unparteiischer und strenger Richter und Zensor seiner Gedichte. Inmitten seiner Sippen- und Verwandtschaft begegnet man ihm entweder mit Hohn oder mit Gleichgültigkeit; seine Umgebung kennt zwar die Kniffe des Viehhandels genau, will aber nichts von den Geheimnissen und Rätseln des Lebens wissen, die Alexei mit sich herumträgt. Er selbst verschachert Talg, Leder und Vieh und dichtet nebenbei von Natur, Liebe und Freundschaft. Diese Dichtungen wären vielleicht nimmer bekannt, nimmer Weltgut geworden, wenn nicht der Freund Kolzows, N. W. Stankewitsch, sie auf seine Kosten hätte drucken lassen. Erst machten sie ihn in Woronesch über Nacht, bald darauf aber auch in ganz Rußland zu einer Berühmtheit. Das Erscheinungsjahr 1835 war noch in andrer Beziehung epochemachend für den Dichter. Er machte für seinen Vater eine geschäftliche Reise nach Moskau und Petersburg, wo

er die literarischen Größen seines Vaterlandes kennen lernte und sich in ihnen Freunde, Förderer und Bewunderer erwarb. Bielinski, Aksakow, Platnow, Kukolnik, Delwig, Roßtopschin, Katkow bildeten den Moskauer literarischen Kreis; Shukowski, Fürst Wjäsemski, Odojewski, Krajewski waren die Petersburger Sterne. Sie alle unterstützten sowohl seine literarischen als auch seine geschäftlichen Unternehmungen nach Kräften. Krajewski vermittelte ihm die wertvollen Bekanntschaften des russischen Lafontaine: Krylow, des Komponisten Glinka und vor allen Dingen Puschkins, von dessen herzlichem Empfang er vollkommen bezaubert war und von dem er später nur mit Tränen in den Augen sprach. Shukowski stellte ihn dem Zar Nikolaus und dem Tronfolger Alexander II. vor. Plötzlich fühlte er, daß es noch eine andere Welt gab als die, von der er in seiner öden Steppe geträumt und gesungen, und daß die Menschen der gebildeten Welt seinem Herzen näher standen als die sentimentalen und stupiden Bauern seiner Heimat. Kolzow stieg von nun ab mächtig in der Achtung seines Vaters, der den Ruhm seines Sohnes ausschließlich kaufmännisch ausnützte und mit den kaiserlichen Konnexionen des Dichters prahlte. Der Weihrauch des Lobes war aber endlich auch dem jungen Kolzow selbst zu Kopfe gestiegen, eine ganz natürliche und wohl zu verstehende Reaktion auf all die Jahre der Unterdrückung, der Pein, des Unverstandenseins, der seelischen Verbohrtheit und unbefriedigten Sehnsucht und der Niedergedrücktheit im elterlichen Hause und in der Heimatstadt. Die Naivität, die seine Freunde und Verehrer vordem an ihm so entzückt hatte, artete in Manieriertheit aus; aus dem bescheidenen Volksdichter wurde ein hochmütiger Geselle. Nachdem er erst das Opfer seines Ruhmes geworden war, wurde er auch das Opfer seiner Leidenschaft. Er verliebte sich noch einmal mit verzehrender Glut in eine Demi-monde, Warwara Grigorjewna Lebedewa, die alle Vorzüge und Nachteile einer Weltdame in sich vereinigte. Sie war geistreich, liebenswürdig, außer-

ordentlich schön — und nur allzusehr geneigt, allen Liebesversicherungen williges Gehör zu schenken. Auch Kolzow trank das Gift des Genusses in vollen Zügen; im Genuß jedoch verschmachtete er nach Begierde.

Glühend flammt der Sommersonne Strahl,
Doch mich armen Burschen wärmt er nicht!
Ach, erstarrt ist mir vor Frost das Herz
Ob dem Treubruch der Geliebten mein!

Schweres, banges Wehe senkte sich
Auf mein Herz, vor Kummer trüb und krank,
Meine Seele martert Todesqual,
Aus dem Körper will das Leben fliehn.

Hilfeheischend sucht' ich Menschen auf —
Lachend kehrten sie sich ab von mir;
Ging zu Vaters, ging zu Mutters Grab —
Doch auch sie ließ ungerührt mein Flehn!

Dunkel ward es vor den Augen mir,
Und ich sank besinnungslos ins Gras . . .
Erst in finstrer Nacht ein wilder Sturm
Riß mich von der Eltern Grab empor . . .

Warf bei Nacht und Sturm mich auf das Roß,
Ritt davon, des Weges unbekannt —
Auszukosten Lebens Leid und Lust,
Abzurechnen mit dem Mißgeschick . . .

Ein gefährliches Nervenfieber überfiel den Dichter, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Was er während dieser Krankheit zu leiden hatte, übersteigt all seine früher erduldete Qual. Nicht nur, daß man ihm keine Ruhe gönnte, deren er so dringend benötigte, man ließ ihn im Hause seines Vaters sogar hungern. Es kamen Tage, wo er nicht soviel besaß, um sich Tee und Zucker, um sich ein Licht zu kaufen. An einen Freund schrieb er damals: „Alles rennt durch mein Stübchen, man scheuert den Fußboden in demselben, und für mich ist die Nässe der Tod; dichter Tabaksqualm erfüllt alle Räume, der ebenfalls Gift für meine angegriffene Lunge ist. Schon wieder ist eine sehr



schmerzhafte Entzündung eingetreten, zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite oberhalb des Herzens. Einige Tage lang hing mein Leben an einem Haare; der Arzt besuchte mich, trotzdem ich ihm nur sehr wenig für seine Visiten zahle, dreimal täglich. Um mich herum beständig Lärm, Geschrei und Getrampel; bis Mitternacht steht die Tür in meinem Zimmerchen nicht eine Minute still; bitte ich, nicht zu rauchen, so pafft man noch mehr; bitte ich, nicht zu lärmen, so wird der Radau nur noch stärker."

Um etwas Ruhe zu gewinnen, griff der Sterbenskranke zu folgender List. Er gab vor, er fühle sich dem Tode nahe und bat alle um Verzeihung für die Unannehmlichkeiten, die er ihnen durch seine langwierige Krankheit verursacht hatte — und dies wirkte. „Jetzt," schreibt er ein andermal, „lebe ich wie im Paradiese; man belästigt mich nicht mehr. Das Mittagessen ist kräftig, und auch an Thee und Zucker läßt man es nicht fehlen. Mehr will ich ja auch nicht. Auch gesundheitlich geht es mir besser; ich bin schon spazieren gegangen und sogar bereits zweimal im Theater gewesen. Der Arzt hofft, mich bis zum nächsten Frühjahr wieder vollkommen herzustellen."

Diese Hoffnung war jedoch trügerisch. Am 19. Oktober 1842 starb Kolzow, und mit ihm erlosch der letzte des russischen Dreigestirns, das mit Puschkin aufgegangen und mit Lermontoff seinen höchsten Glanz ausgestrahlt hatte. Alle drei starben vor dem vierzigsten Lebensjahre.

Wie Puschkin und Lermontoff, bestimmte auch Kolzow seine Zeit nicht so sehr durch den Ideengehalt, wie durch das Temperament und die tiefe Empfindung, die aus seinen Dichtungen sprach. Er war ein Schatzgräber an der Volksseele, die er so innig liebte und so gut begriff. Erhobene und trübe Stimmung, Liebe und Abwendung, das Gegenklingen der Seele gegen Landschaft und Menschen setzen ihr natürliches Empfundenwerden bis in sein Lied hinein fort. Bei ihm hat das Gefühl noch alles Trübe, allen Drang, alle Unruhe seiner Erdgeborenheit und gestaltet sich zu

einem Liede, das explosiv aus des Dichters Seele bricht. Zugleich hat es seine reinste künstlerische Form, und wer es in Stunden der eigenen Bedrängnis hört, dem tönt es erlösend entgegen.

Berlin. *Dr. J. E. Poritzky.*

---

# Das antarktische Problem und die deutsche Südpolarexpedition.

## I.

Noch vor einem Jahrzehnt gab es keine akute antarktische Frage. So lebhaft die Teilnahme für die Erforschung des hohen Nordens war, so wenig bekümmerte man sich im ganzen um den fernen Süden, und mit dem, was etwa um die Mitte des XIX. Jahrhunderts bekannt geworden war, mußte sich die geographische Wissenschaft wohl oder übel begnügen. Und doch war nach A. Supans Berechnung der Flächenraum des uns verschlossenen Landes, welches den südlichen Drehungspol des Erdballes umlagert, ziemlich so groß, wie derjenige Europas — eine Tatsache, welche den sonst berechtigten Stolz, mit dem man auf die Überwindung von Raum und Zeit hinzublicken pflegt, empfindlich dämpfen mußte. So machte sich denn allmählich der Wunsch, eine klaffende Lücke unseres Wissens von der Erde auszufüllen, immer entschiedener geltend, und heute stehen wir am Eingange einer neuen Epoche. Da ist denn auch gewiß am Platze, einen Blick auf das bisher schon Erreichte und auf

die Grundgedanken zu werfen, von denen sich die Südpolarforschung der Gegenwart vorzugsweise leiten läßt.

Das Altertum und Mittelalter scheiden aus einer Erörterung der geschichtlichen Entwicklung der Polargeographie vollständig aus. Denn seit Aristoteles war es eine feststehende Doktrin, daß zwischen den Wendekreisen wegen der unerträglichen Hitze und jenseits der Polarkreise wegen allzugroßer Kälte kein Mensch existieren könne, und gegen diese, mit der Zähigkeit, die sonst nur Glaubenssätzen eigen ist, festgehaltene Lehre wagte sich nur ganz schüchterner Widerspruch hervor, obwohl die Ansiedelungen der Normannen in Grönland einen Gegenbeweis hätten erbringen können. Erst das Entdeckungszeitalter brach mit einer von der Wirklichkeit allerorts durchbrochenen Anschauung, ohne daß allerdings dadurch zunächst diese erweiterte Erkenntnis praktische Folgen gehabt hätte. Die auf zahllosen Karten und Globen des XVI. und XVII. Jahrhunderts uns entgegentretende Ansicht der Geographen, daß ein großer Südkontinent, eine „terra australis“, den Südpol umgebe, stützte sich zunächst auf theoretische Betrachtungen, von denen uns der berühmte Kartograph Gerhard Mercator einen deutlichen Begriff gibt. Man wußte, daß die großen Festlandmassen auf der Nordhalbkugel vereinigt sind, und daß südlich vom Äquator das Wasser räumlich ganz bedeutend vorwiegt. Damit nun der Erdschwerpunkt nicht allzu weit vom geometrischen Mittelpunkte der Kugel abweiche, hatte die Natur jenen selbständigen Erdteil gebildet, dessen Zweck es war, das Gleichgewicht der beiden Erdhälften aufrechtzuerhalten. Auch Magalhães war, als er die später mit seinem Namen belegte Meerenge durchfuhr, der Überzeugung, daß jene den Körper Südamerikas von dem Südlande trenne, und aus diesem Grunde ward fürs erste die verhältnismäßig kleine Insel Feuerland in ungeheuerlicher Größenverzerrung abgebildet. Sophus Ruge hat die quellenmäßige Geschichte der Hypothese vom Australkontinente geschrieben, dessen Namen wir, freilich in ganz anderm

Sinne, noch heute oft genug in den Mund nehmen. Denn Johann Reinhold Forster, der Begleiter Cooks auf dessen zweiter Weltreise, machte um 1780 den Vorschlag, jene Rieseninsel, deren Umrisse durch Tasman und Cook endgiltig aufgeklärt worden waren, als einen besondern fünften Erdteil anzuerkennen und ihm allein den Namen jenes immer sagenhafter werdenden Australlandes zu geben. So ist „Australien“ dem eisernen Bestande der Erdkunde einverleibt worden.

Daß wenigstens im Bereiche des südlichen Polarkreises kein Land von größerer Ausdehnung vorhanden sei, war ebenfalls durch Cook außer Zweifel gestellt worden, der im Jahre 1773 zuerst von allen Menschen in das Innere der südlichen Polarzone eindrang und es daselbst so ungemütlich fand, daß er sich zu dem — glücklicherweise nicht prophetischen — Ausspruche veranlaßt fand, es werde wohl niemand Lust haben, ihm auf diesem Wege nachzufolgen. Zunächst freilich schien es so, als solle er recht behalten. Man begnügte sich einstweilen mit der Entdeckung einiger am Rande des südlichen Eismeeres gelegener Archipele, der Kerguelen-, Bouvet-, Crozet-Inseln, zu denen Cook selbst das durch die Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1882 berühmt gewordene Eiland Süd-Georgien hinzufügte. Wegen des Robbenfanges wurden diese subpolaren Gruppen häufig aufgesucht, aber weitere Entdeckungen knüpften sich nicht an die Fahrten, die zumal von französischen Pelzjägern und Trantierfängern dorthin unternommen wurden. Es war nicht die menschliche Erwerbslust, sondern wissenschaftlicher Forschungsdrang hauptsächlich im Spiele, als man ernstlich daran ging, die von Cook gezogenen Grenzen weiter hinauszurücken und neue, noch ganz unberührte Gegenden der südlichen Eiszone zu erforschen, aber auch das erstgenannte Motiv fehlte dabei nicht gänzlich, und es war sogar einem einfachen Robbenschläger ohne tiefere Bildung vergönnt, einen Rekord zu schaffen, der erst sehr viel später überholt werden konnte.

Der russische Kapitän F. G. v. Bellingshausen erschien auf seiner Erdumsegelung im Dezember 1819 an der Nordgrenze des südlichen Polarmeeres und kam sowohl damals als auch im Januar 1821 über den Polarkreis hinaus, den er nicht weniger als sechsmal in seinem Kurse durchschnitt. Die Inseln Peters des Großen und Alexanders des Ersten halten die Erinnerung daran wach, daß auch Rußland an der Entschleierung der Antarktis seinen ehrenvollen Anteil gehabt hat. Gleichwohl hatte er noch vor Erreichung des 70. Parallels wieder umkehren müssen, wogegen James Weddell im Februar 1823 das große Glück hatte, noch viel weiter südlich eine durchaus eisfreie See anzutreffen und mit seinen kleinen Schiffen „Jane“ und „Beaufoy“, welch letzteres sein Kollege M. Brisbane befehligte, bis zu 74° 15′ s. Br. vorstoßen zu können. Man wußte jetzt also, daß die wohlbekannten Schwierigkeiten einer Befahrung dieser südlichen Meere doch auch gelegentlich überwindbar sind, und so sehen wir denn in den folgenden zwei Jahrzehnten unternehmende Seeleute englischer, amerikanischer und französischer Nationalität erfolgreich um neue Entdeckungen bemüht. J. Biscoe, Kemp, Balleny, Morell, vor allem aber Ch. Wilkes und S. C. Dumont D'Urville sind unter diesen Pfadfindern zu nennen, und auf sie sind gewisse Bereicherungen der Landkarte zurückzuführen, über deren eigentlichen Charakter sich allerdings zunächst noch keine Entscheidung treffen ließ. Enderby-Land, Kemp-Land, Clarie-Land, Adélie-Land, Sabrina-Land sind Errungenschaften dieser Periode, durch welche so viel festgestellt war, daß es an Festlandsfragmenten rings um den Südpol herum nicht fehlt, wenn auch die Frage, ob dies isolierte Inseln oder kontinentale Ausläufer seien, noch offen bleiben mußte.

Am 30. September 1839 ging von England ein kleines Geschwader zu weiteren antarktischen Forschungen aus, auf welches man mit gutem Grunde die größten Hoffnungen setzte. Denn an dessen Spitze stand James Roß, der schon im Nördlichen Eismeere sich die Sporen als hervorragend



tüchtiger Schiffsführer erworben und die versuchtesten Schiffe und Mannschaften mit sich hatte. Ihm selber unterstand der „Erebus", und unter ihm diente F. Crozier als Kapitän des „Terror", ein kühner Seemann, der seine Begeisterung für den schweren Dienst des Explorers nur wenige Jahre nachher, als Gefährte des unglücklichen John Franklin, mit dem Tode besiegelte. Ihnen verdankt man die Kenntnis einer Reihe hoher Vulkanberge, die sich an der Küste des neu aufgefundenen Viktoria-Landes hinzieht; Mt. Sabine, Mt. Minto, Mt. Adam, vor allem aber die beiden noch tätigen Feuerberge Erebus und Terror beweisen, daß die nämlichen unterirdischen Kräfte, die in niedrigeren Breiten so erheblich zur Gestaltung des Erdbodenreliefs beitrugen und noch beitragen, auch in den entlegensten Regionen nicht schlummern. Fast um vier volle Breitengrade drangen Roß und Crozier südlicher als Weddell vor; ihr äußerster Punkt, am 23. Februar 1842 erreicht, hatte 78° 10′ s. Br. bei 161° 27′ w. L. (von Greenwich). Leider mußten die kühnen Briten die physische Geographie aber auch mit einer recht unliebsamen Wahrnehmung bereichern, die vollauf die mehr vereinzelten Beobachtungen ihrer Vorgänger bestätigte; auf ungeheure Entfernungen zieht sich eine lückenlose Eismauer hin, welche jedem Versuche des Durchdringens spottet und auch den Versuch einer Ersteigung illusorisch machte. Roß beabsichtigte, nachdem ein längerer Aufenthalt auf den Falkland-Inseln seine Flottille wieder in brauchbaren Stand gesetzt hatte, einen neuen Angriff auf das Eis zu machen, allein diesmal war ihm das Glück nicht in gleichem Maße hold, und er mußte schon bei 71° 30′ s. Br. den Rückweg antreten. Seine Zeit war abgelaufen; befand er sich doch schon im vierten Jahre auf der See! Als die beiden Schiffe am 2. September 1844 wieder in Folkestone eintrafen, war die große Zeit der antarktischen Forschung vorüber, und der Gewinn, den die gelehrte Welt aus den in jeder Hinsicht klassischen Reisen des jüngeren Roß zog, mußte ein halbes Jahrhundert lang vorhalten. James Roß hatte den Ruhm

seines Oheims John, des versuchten Nordpolfahrers, tief in den Schatten gestellt.

Wie sich aus unserer obigen Andeutung ergibt, nimmt nunmehr eine lange Pause ihren Anfang, während der das Entdeckungswerk zwar nicht ganz und gar stockte, aber doch nur in weit bescheidenerm Maßstabe weitergeführt wurde. Von einiger Bedeutung war lediglich die Fahrt des deutschen Kapitäns Dallmann in den Sommern der Jahre 1873 und 1874. Sie galt dem sogenannten Dirk Gerritsz-Archipel, der direkt südlich vom Kap Hoorn gelegen ist und vom Polarkreise durchschnitten wird. Dieses Inselgewirre ward genauer untersucht, und man erfuhr, daß Palmer- und Graham-Land, die man bis dahin für einen zusammenhängenden Komplex gehalten hatte, durch die Bismarck-Straße getrennt werden. Indessen handelte es sich hier immer nur um die Grenzbezirke der eigentlichen terra incognita, welche auch auf den großen Seereisen eines „Challenger", einer „Gazelle" und anderer Schiffe, die zur Förderung der Meereskunde ausgesandt waren, nicht überschritten wurden.

Wenn dieses Interregnum einer gewissen Müdigkeit im Entdecken und Erforschen glücklich überwunden wurde, so dankt man dies zu einem nicht geringen Teile der rastlosen Agitationsarbeit eines Mannes, der anfänglich ohne jedwede staatliche Unterstützung dieser seiner selbst erwählten Pflicht lebte und erst nach und nach in den Stand gesetzt wurde, größere Hilfsmittel dafür aufzubieten, bis ihm dann endlich im hohen Alter das Geschick zu einem vollkommenen Siege über alle Hindernisse verhalf. Der Name des Rheinpfälzers Georg v. Neumayer (geb. 1826), der seit 1876 als Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg wirkt, ist mit dem gewaltigen Fortschritte, den die Geographie der Antarktis in jüngster Zeit gemacht hat, untrennbar verbunden. Schon als er gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts astronomische und geophysikalische Beobachtungen in Australien anstellte, drängte sich ihm die Notwendigkeit einer systematischen Durchforschung des süd-





lichen Polargürtels unabweisbar auf, und beträchtlich mußte ihn in der längst gewonnenen Überzeugung seine Teilnahme an den Arbeiten jener internationalen Polarstationen bestärken, welche auf Weyprechts 1875 gestellten Antrag hin von den Regierungen aller Kulturstaaten eingerichtet wurden. Die Menge der Reden, Berichte und Denkschriften, welche von dem Hamburger Gelehrten ausgingen, ist eine erstaunliche; erfreulicherweise kann man sich jetzt leicht ein Bild von dieser in ihrer Art wohl einzig dastehenden Wirksamkeit machen, weil gegen Ende des Jahres 1901 der Verlag „Vita" in Berlin eine Buchausgabe aller dieser Dokumente eines mehr denn vierzig Jahre unentwegt einem bestimmten Ziele zugewendeten Strebens veranstaltet hat.

Ehe jedoch in Deutschland die Frucht vollständig ausgereift war, brachte ein junger Norweger, von jener tatkräftigen Art, die durch Nansen bekannt genug geworden ist, von sich aus den Stein ins Rollen. Egeberg Borchgrevingk aus Christiania (geb. 1864), ein junger Forstmann, hegte für das eisumstarrte Südland von jeher ein so lebhaftes Interesse, daß er sich 1894 entschloß, unter sehr erschwerenden Umständen eine Fahrt des Walfischbootes „Antarctic" mitzumachen. Dadurch lernte er Viktoria-Land kennen, und als er von da zurückgekehrt war, fanden die Mitteilungen, welche er in England über seine Reise machte, so großen Anklang, daß es ihm in Bälde möglich ward, den Plan einer umfassenden, rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Südpolexpedition einem größeren Publikum vorzulegen. In G. Newnes fand er einen Mäcen von bereitwilligstem Entgegenkommen, in C. Archer, der schon für Nansen das Expeditionsschiff „Fram" hergestellt hatte, einen Schiffsbauer, der allen Anforderungen an ein zweckmäßiges Eisfahrzeug gerecht zu werden wußte. So konnte denn die „Southern Croß", an deren Bord sich ein Stab jüngerer Forscher befand, im Dezember 1898 unter den günstigsten Auspizien von Hobarttown in Tasmanien auslaufen. Schon im Februar des nächstfolgenden Jahres war Kap Adare, der



westlichste Vorsprung von Viktoria-Land, erreicht, und hier wurde eine Winterstation eingerichtet, während das Schiff selbst in Neu-Seeland die kalte Jahreszeit zubrachte. Von dort in die Polarregion zurückkehrend, holte es die Besatzung der Station ab, welche ihre Zeit inzwischen aufs beste angewendet hatte. Mittelst Schlittenreisen war man bis zu 78° 50′ vorgedrungen, 40 Bogenminuten oder 75 Kilometer weiter als Roß. Auch sonst hatten wertvolle Beobachtungen angestellt werden können, durch welche unser Wissen von der Physis des südlichen Zirkumpolargebietes die mannigfachste Bereicherung erfuhr. Ein besonders großer Fortschritt, den Borchgrevingk einleitete, liegt darin, daß erstmalig jene Methode, welche sich in der Antipodengegend so trefflich bewährt hatte, auch im Süden zur Durchführung gelangt war. Nicht mehr ließ man, wie zuvor, ein volles Halbjahr, während dessen sich die Schiffe in wärmere Striche zurückzogen, vollständig unausgenützt, sondern man verbrachte auch den Winter „im Terrain“ und bewerkstelligte von einem festen, möglichst gemütlichen Unterstandsplatze aus eine planmäßige Untersuchung des Binnenlandes, vor welchem die Seeleute ganz natürlich hatten zurückweichen müssen.

Gleichzeitig mit derjenigen des kühnen Norwegers befand sich eine zweite Unternehmung im südlichen Eismeere, diejenige des belgischen Marineoffiziers De Gerlache, dem als Naturforscher der Pole H. Arctowski zur Seite stand. Das Schiff „Belgica“, welches der Expedition zur Verfügung gestellt war, ging sogar schon im August 1897 von Antwerpen aus in die See, mußte aber bis zum Januar 1899 im Eise verbleiben, so daß erst am 28. März jenes Jahres der chilenische Hafen Punta Arenas an der Magalhaësstraße erreicht werden konnte. Die Küste, an welcher die „Belgica“ ihre Leute ausschiffte, war ein Teil des Alexander-Landes, südlich vom Feuerland und etwa 120° östlich von Kap Adare gelegen. Auch hier waltete das Streben ob, eine möglichst hohe Breite zu gewinnen; doch lagen an dieser Stelle die Dinge minder günstig, und man mußte sich mit einer Polhöhe von 71° 35′ begnügen. Gerade in der Antarktis hat man





aber allen Grund, nicht sowohl auf die Erreichung eines dem Pole möglichst benachbarten Punktes, sondern auf die Erforschung der so viele neue Ercheinungen darbietenden Landesnatur Gewicht zu legen, und nach dieser Seite hin wurde eine überaus reiche Ernte unter Dach gebracht, wovon wir uns gleich nachher des näheren überzeugen werden. Mit vollem Rechte wird man folglich die Behauptung aufstellen dürfen, daß die neue Ära der Südpolarforschung, welche durch die Jahrhundertwende eingeleitet wird, in den Namen „Southern Croß“ und „Belgica“ ihre Signatur empfangen hat.

Solche gleich anfänglich erzielten Erfolge mußten zur Nacheiferung anreizen. In England wie in Schottland, dessen Bewohner sich trotz politischer Zusammengehörigkeit gleichwohl nicht selten von einem ausgeprägten, in solcher Form aber nur durchaus billigenswerten Partikularismus beseelt zeigen, wurde lebhaft für selbständige Forschungsreisen Propaganda gemacht, und auch Deutschland konnte nicht zurückbleiben. Von Kapitän Dallmann abgesehen, hatte kein Deutscher noch an der antarktischen Aufklärungsarbeit aktiven Anteil genommen, und so erschien es als eine Ehrenpflicht für das Reich, in diesem Wettkampf der Nationen um ein rein ideelles, materieller Nutzbarmachung gänzlich entrücktes Ziel nicht zurückzubleiben. Wir werden die Teilnahme Deutschlands einer besonderen Betrachtung unterziehen; fürs erste indessen liegt uns die Pflicht ob, unser augenblickliches Wissen von der Gegenpolarzone mit einigen großen Strichen zu zeichnen und auf die Aufgaben hinzuweisen, deren Lösung man eben von den Expeditionen erwartet. Wer tiefere Belehrung zu erhalten wünscht, muß an das schöne Werk „Antarktis“ von K. Fricker (Berlin 1898) verwiesen werden, welches diesen lange Zeit nur stiefmütterlich hehandelten Teil der Erdkunde umfassend darstellt und, wiewohl die neuesten Forschungsresultate noch nicht hatten berücksichtigt werden können, auf Jahre hinaus den besten Berater für alle einschlägigen Fragen abgeben wird. (Ein zweiter Artikel folgt.)

München. *Prof. Dr. S. Günther.*



# Vor den Kulissen.

I.

Die Theatersaison ist nun allenthalben in vollem Gange. Würde man die kulturelle Bedeutung einer Institution nach dem Platz abschätzen dürfen, den sie äußerlich im öffentlichen Leben einnimmt, man würde sich versucht fühlen, unsere Zeit für eine Blüteperiode dramatischer Kunst zu halten. Niemals seit dem Erlöschen der antiken Kultur hat es in der zivilisierten Welt so viele Theater gegeben, und speziell in Deutschland ist ihre Zahl beständig im Wachsen begriffen. Die wenigsten Großstädte begnügen sich jetzt mit einem Theater, die meisten haben zwei, drei und mehr, und alljährlich steigen immer neue Theaterpaläste empor. In Köln hatte man vor Jahresfrist nur eine Bühne, jetzt besitzt man deren drei, d. h. also: die rheinische Metropole rechnete früher nur auf 1600 Theaterbesucher und jetzt auf 4200. In Leipzig ist zu den schon vorhandenen zwei Theatern nun noch ein drittes hinzugekommen. In Frankfurt wird das alte unzulänglich gewordene Schauspielhaus geschlossen und ein prächtiges neues bezogen. Mittelstädte, die vor einem Menschenalter zufrieden waren, wenn sie einige Wochen hindurch eine reisende Truppe zu sehen bekamen, haben jetzt den ganzen Winter hindurch ihr ständiges Theater, und selbst viele Kleinstädte, wo man früher „Komödianten" wie Wundertiere anstaunte, haben jetzt, wenn sie nur nicht gar zu weit ab vom Verkehr liegen, ihre mehrwöchige Saison.

Diesen Verhältnissen entsprechend spielt denn auch das Theater eine bedeutsame ökonomische Rolle. Wollte man alle Theateretats Deutschlands zusammenstellen, es würde eine Riesensumme herauskommen, und die Leute, die ausschließlich für das Theater und von dem Theater leben, zählen nach vielen, vielen Tausenden. Der Beruf des dramatischen Dichters ist niemals so einträglich gewesen

wie jetzt, und die Situation der dramatischen Künstler ist zweifellos in steter Besserung, wenn sie auch noch vieles zu wünschen übrig läßt.

Es hat Zeiten gegeben, wo mehr für das Theater geschrieben wurde. Aber sicherlich niemals ist mehr über das Theater geschrieben worden. Keine dickleibigen Bücher allerdings; aber wollte man alle Theaterkritiken auch nur eines einzigen Winters aus der Tagespresse und Zeitschriftenliteratur sammeln, man würde eine stattliche Reihe von Folianten damit füllen können. Eine ganze Armee von Reportern und Kritikern ist beständig auf den Beinen, um jede nur einigermaßen bemerkenswerte Aufführung zu besprechen, zu telephonieren, zu telegraphieren, ja wenn es nötig sein sollte, auch zu kabeln. Die Blätter aller Parteien sind darin einig, regelmäßig Theaterkritiken zu bringen, und es ist kein Blättlein so klein, es hat sein Rezensentelein. Diese Steigerung des Theaterwesens ausschließlich durch den zunehmenden Wohlstand und die Erhöhung des ganzen *standard of life* in Deutschland erklären zu wollen, geht nicht gut an. Denn es läßt sich nachweisen, daß arme Länder durchaus nicht diejenigen sind, wo der Theaterbesuch am schwächsten ist; unter allen europäischen Städten hat Lissabon, die Hauptstadt des armen Portugal, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl die meisten Theater, während im reichen England die Anzahl und die Bedeutung der Theater verhältnismäßig gering ist.

## II.

Das Verhältnis der einzelnen Nationen zu ihrem Theater ist verschieden, und hier läßt sich wirklich ein fundamentaler Unterschied zwischen Romanen und Germanen nachweisen. Die führenden romanischen Völker sind Theatervölker *par excellence*, d. h. die dramatische Kunst ist für sie nicht bloß eine Zerstreuung, sondern entspricht einem tiefen



Bedürfnis ihrer Natur. Daher hat das Theater bei ihnen von der Zeit an, wo es sich überhaupt zu einer Kunst ausgebildet hatte, also seit dem 17. Jahrhundert, wo Franzosen und Spanier ihr klassisches Drama erhielten und die Italiener die ihnen adäquate Form in der Oper fanden, ununterbrochen eine bedeutsame nationalkulturelle Rolle gespielt.

Anders bei den germanischen Völkern, bei denen man ein An- und Abschwellen des Theater-Interesses wahrnehmen kann. Am glücklichsten mit ihrem Theater sind die Engländer gewesen: bei ihnen fiel die Blütezeit der dramatischen Produktion mit der Zeit des höchsten Interesses des Publikums zusammen, was durchaus nicht immer der Fall zu sein braucht. Die Shakespeareschen Dramen wurden von den Gebildetsten der Nation wie von dem letzten Matrosen und Lastträger goutiert. Im 17. Jahrhundert begann dann der Verfall des englischen Theaters. Zwar besaß es noch mehrere ansehnliche Talente, aber die Teilnahme des Publikums nahm ab, und dabei ist es eigentlich bis heute geblieben. Daran hat weder die geniale Kunst eines Garrick etwas ändern können, noch in unsern Tagen die gutgemeinte dramatische Produktion eines Pinero oder Stephen Philipps.

Etwas Ähnliches wie in England konnte man in Skandinavien, speziell in Norwegen und Dänemark, beobachten, nur daß sich hier der ganze Prozeß in sehr kurzer Zeit abspielte. Das norwegisch-dänische Drama hat in Ibsen und Björnson zwei einsame Gipfel; den beiden Gewaltigen ist kein ebenbürtiger Nachwuchs erstanden. Und so kommt es denn, daß das skandinavische Publikum, in dem der Theatersinn an sich schon sehr schwach ist, sich immer mehr vom Theater ablöst. Die Gebildeten besuchen es sehr selten; sie lesen sehr viel, aber die Bühne übt auf sie keine Anziehungskraft aus. Und es ist sehr bezeichnend, daß der glänzendste Kritiker des Landes, Georg Brandes, niemals in den Kopenhagener Theatern zu sehen ist.



III.

Die Blütezeit des deutschen Dramas umfaßt ziemlich genau ein Jahrhundert: von der „Minna von Barnhelm" bis zu den Hebbelschen „Nibelungen". Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Hebbel und Ludwig, das ist ein Siebengebirge, dessen Höhe nicht wieder erreicht ist. Indessen kann man durchaus nicht behaupten, daß wir gegenwärtig in einer Zeit des Verfalls leben. Hauptmann, Sudermann, Halbe, Schnitzler sind Dramatiker, die der jungen französischen und italienischen Generation durchaus nicht nachstehen. Daß daneben Blumenthal und Kadelburg oder Philippi große Bühnenerfolge haben, beweist nichts; auch während unseres klassischen Jahrhunderts waren Kotzebue, Iffland, Raupach, die Birch-Pfeiffer u. s. w. statistisch die Beherrscher des Theaters.

Damit das Theater ein wichtiger Kultur-Faktor ist, bedarf es nicht immer eines Hochstandes der dramatischen Produktion; unbedingt notwendig aber ist eine bestimmte Beschaffenheit des Publikums. Während des klassischen Jahrhunderts war Deutschland kein eigentliches Theaterland. Es gab nur eine Reihe von Theaterstädten, die obendrein noch ziemlich häufig wechselten; die Hegemonie — wenn man überhaupt von einer solchen sprechen darf — schwankte zwischen Hamburg und Gotha, zwischen Mannheim und Weimar, zwischen Berlin und Wien. Aber überall, wo die weltbedeutenden Bretter aufgeschlagen wurden, da fand sich als Publikum die geistige Elite der Nation ein. Die wahrhaft Gebildeten, die wirklich Edelsten und Besten, kurz, die eigentlichen Träger der geistigen Kultur Deutschlands hegten eine entschiedene Vorliebe für das Theater. Hier suchten sie nicht Zerstreuung, sondern Sammlung, nicht Unterhaltung, sondern Erbauung, und die Eindrücke, die sie hier empfingen, wirkten später in ihrem ganzen Tun und Schaffen nach. So war das Theater von kultureller Bedeutung. Man lese nur Briefe und Memoiren aus dem gedachten Zeitraum, bis zur Mitte des vorigen



Jahrhunderts, und man wird konstatieren können, wie tief der Einfluß war, den das Theater auf die Gebildeten ausübte. Man gestatte mir die Analogie: die deutsche Theaterwirtschaft war damals nicht so extensiv wie jetzt, dafür aber um so intensiver.

Das hat sich jetzt von Grund aus geändert: seit einem Menschenalter sind die gebildeten Elemente dem Theater immer mehr entfremdet worden. Die Ursachen zu erörtern, würde hier zu weit führen. Nur so viel ist sicher, daß keineswegs die Beschaffenheit des Theaters daran die Schuld trägt; das Repertoire ist jetzt durchaus nicht minderwertiger wie früher, und gespielt wird im Durchschnitt nicht schlechter. Es sind eben andere Dinge, die den Gebildeten vom Theater abziehen, vor allem die Musik und die bildende Kunst. Die gewaltige Entwickelung des Konzert- und Ausstellungswesens ist dem Theater gefährlich geworden. Der Gebildete geht jetzt lieber ins Konzert als in die Oper, lieber in die Ausstellung als ins Schauspiel. Nicht als ob es ihm an Interesse für die dramatische Literatur fehlt; aber er liest die Dramen lieber, als daß er sie sieht, und die hohen Auflagen, die manche Dramen von Hauptmann, Sudermann u. a. erlebt haben, sind auf diese Weise zu erklären.

IV.

Wer also besucht jetzt in Deutschland das Theater?

Da ist zunächst die Plutokratie, die Leute „von Besitz", aber keineswegs immer „von Bildung". Sie gehen im Winter ins Theater, wie sie im Frühling an die Riviera reisen und im Spätsommer an die Nordsee: es gehört eben zum *bon ton*.

Dann kommen die Pseudo-Gebildeten, die Leute, die alles gesehen haben müssen, wovon die Zeitungen berichten, denen es weniger auf den Gehalt einer Erscheinung ankommt als auf ihre Neuheit.

Und endlich: die große Schar der Gedankenlosen schlechtweg, die im Theater nichts weiter als Zerstreuung suchen,



denen es nur darauf ankommt, ihrem eigenen armseligen Ich, mit dem sie sich entsetzlich langweilen, zu entfliehen. Man wird zugeben müssen, daß diese drei verschiedenen Schichten, die natürlich häufig ineinander übergehen, für unsere geistige Kultur wenig bedeuten.

Nun wird auch das Theater vom „kleinen Mann“ besucht, d. h. vom Handwerker, Arbeiter, kleinen Beamten u. s. w. Auf diese Klasse könnte das Theater eine außerordentlich bedeutsame Wirkung ausüben, wenn es ihr — zugänglich wäre; aber bei den gegenwärtigen Zuständen, wo das Theater als Privatbetrieb behandelt wird und nicht, wie Museen oder Bibliotheken, als öffentliche Angelegenheit, ist der Proletarier dort ein so seltener Gast, daß das Theater als kulturelles Moment für ihn kaum in Betracht kommt. Die Versuche mit Volkstheatern und Volksvorstellungen sind bis jetzt im ganzen so spärlich, daß sie nur einer ganz kleinen Minorität zu gute gekommen sind. Resümiert man so das bisher Gesagte, so ergibt sich, daß wir auf demselben Wege sind wie England und Skandinavien. Daran ändert das äußere Prosperieren des Theaterwesens durchaus nichts. Daran ändern auch nichts die sogenannten „stürmischen Premièren“. Denn jeder Eingeweihte weiß, daß es sich dabei nicht um die Meinungsäußerung eines kunstbegeisterten Publikums handelt, sondern um Mine und Gegenmine. Zwei Cliquen, denen das Losungswort schon früher ausgegeben worden, kämpfen einfach darum, wer das Feld behaupten soll. Und wenn noch solche Unsummen in Theatergeschäften umgesetzt werden und noch so viel Tinte vergossen wird: in seiner Wirkung ist das deutsche Theater der Gegenwart ein Vergnügungs-Institut, kein Kultur-Faktor. *S. S.*

---

# Gedichte von Friedrich Perzyński.

## Aus der Finsternis.

Die Nacht ist wie ein Bild Cazins.
Acht kleine Häuser stehen dicht
Beisammen, Dach an Dach gelehnt.
In einem Fenster brennt noch Licht.

Ein schmaler Wiesenpfad führt hin.
Dies ist das Bild. Es ist nur klein.
Und doch ergreift es mich so sehr.
Ich wandre stockend querfeldein.

Du Licht in grauverhängter Nacht,
Du Stern von tränenfeuchtem Glanz,
Was winkst du mir? Bist du ein Ziel?
Zeigst du den Weg zum höchsten Kranz?

Liegt hinter dir die Einsamkeit,
Die große, die ich nie errang?
Und sind dort alle Stunden tief?
Ist jedes Wort ein Glockenklang?

O Licht am nächtigen Horizont
Leuchte zu mir, der im Gewühl
Der Welt den rechten Weg verlor.
Ich habe ihn so im Gefühl.

Ich schreite hin, mein Herz pocht laut:
Bald hab' ich meinen Stern erreicht!
Hell tanzt vor mir sein Silberlicht.
Mein Fuß geht schnell, die Brust wird leicht.

Das Licht blieb stehn am Horizont.
Ich gab nicht auf die Stunden acht.
Ich schritt und schritt. — Im Stern den Blick,
So wandre ich die ganze Nacht.

---





## Ich kann nicht schlafen . . .

Ich kann nicht schlafen. Immerfort
Fällt mir dein süßes Lächeln ein.
Es gleitet durch den tiefsten Traum,
Es läßt mich keine Nacht allein.

Dein frohes Kinderangesicht
Und deine biegsame Gestalt
Taucht auf, wenn mich die Arbeit ruft,
Nachts, wenn der Straßenlärm verhallt.

Wenn leise meine Lampe surrt
Und die Gedanken schneller gehn,
Verscheucht dein Lächeln sie und bleibt
Wie eine dunkle Wolke stehn.

Auf jedem Buch, auf jedem Bild
Zittert dein feiner Schattenriß.
Ich lösche meine Lampe aus
Und brüte in der Finsternis:

Wir, die wir kalt und ruchlos sind,
Was höhnten wir, wenn liebeswund
Ein armer Mensch sein Herz aufschloß?
Nun hängen wir an einem Mund.

---

## Besuch.

Wie bist du schön im schwarzen Seidenkleide!
So blaß, wie Frauen oft im Winter sind.
Kein Ring, kein Silberpfeil, kein Halsgeschmeide
Belebt dein Bild, das schwarz in weiß verrinnt.

Das Licht der Kerzen übergießt die Wände
Mit einem warmen, märchenhaften Schein.
Oft taucht dein Antlitz, tauchen deine Hände
In diesen Lichtdunst seltsam nackt hinein.

O, bliebest du in diesem Rahmen stehen!
Mit diesem Mund, der dürstend sich bezwingt.
Mit diesem Blick, aus dem oft Tränen sehen,
Wenn mir ein übervolles Wort gelingt.

Du hast die Kunst, so nachdenklich zu schweigen,
Daß im Gespräch die Seele überfließt.
Sie schämt sich nicht, sich einmal nackt zu zeigen,
Sie ist so froh, daß du sie frieren siehst.

Sie friert, — du kannst ihr neue Gluten geben. —
Doch deine Lippen scheinen plötzlich rauh,
Dein Blick so hart. Ich weiß, mein kleines Leben
Ist nur ein Spiel in deinem, schöne Frau.

Du gingst. — Ich taste mich zurück ins Zimmer.
Die Luft ist blau vom Zigarettenrauch.
Unruhig hängt darin der Kerzenschimmer,
So flackert meine arme Seele auch.

Ich schleiche mich entlang an alle Wände,
Hier blieb ein schwacher Duft von deinem Kleid!
Hier standest du! Hier lagen deine Hände!
In meinem Hirn ist alles Trunkenheit.

---

# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg*.

(Fortsetzung.)

Graf Dhuym hatte es für seine Pflicht gehalten, seine Tochter in die Gesellschaft einzuführen.

Ulrike wurde nun eingeladen, ging zu Soireen und Bällen, auch in Dhuym wurden zu angemessener Zeit Feste veranstaltet.

Die neuen Eindrücke gingen ziemlich spurlos an ihr vorüber; es war im Gegenteil, als ob die Wand von Träumen, die sie von der Außenwelt schied, dichter wurde. Im Zauberreich der Kunst fühlte sie sich jetzt noch heimischer als in der Natur; sie hegte den glühenden Wunsch, Schauspielerin zu werden. Alle großen Rollen wie Iphigenie,



Gretchen, Jungfrau von Orleans, wurden ihr geläufig; sie wiederholte sich diese Verse voll Feuer und Schmerz, tönender, monumentaler Weisheit. Ihre Haltung nahm davon Adel an; nichts Edleres gab es für sie, als den Vestalinnen gleich in heiliger Halle das unsterbliche Feuer zu hüten; gern würde sie alle Schmerzen der Menschheit aufnehmen, sich selbst als reines, unentweihtes Sühnopfer darbieten.

Man fand Ulrike Dhuym noch weltfremder in Gesellschaften. Sie war überall eine Zierde mit ihrem feinen Köpfchen einer jungfräulichen Heiligen, Santa Cäcilia oder Katharina; natürliche Sanftmut und Liebenswürdigkeit machten sie sehr angenehm. Kein hartes oder rohes Wort konnte aus diesem Mund kommen, aber das strahlende Feuer in ihren Augen war nicht von dieser Welt, augenblickliche Heiterkeit oder unschuldige Sinnenfreude. Freundinnen, die klug genug waren, den Reiz dieses seltenen Geschöpfs abschätzen zu können, selbst weltlich, voll von Heirats- und Unterkunftssorgen, umarmten sie wohl: „Du bist besser wie wir, du bist gut, Ulrike!"

Zu den jungen Herren, die sie in den ihr bekannten Häusern häufiger traf, gehörte ein Leutnant von Winnstedt. Er war Offizier in dem damaligen großherzoglichen Kontingent, am Hof erzogen, aus einer der angestammten, mit dem Fürstenhaus durch tausend Bande und Traditionen verknüpften Familien. Die Winnstedts waren arm, obgleich vornehm und wohlgeachtet; der Vater, früh verstorben, hatte seinen Tod im unmittelbaren, persönlichen Dienst des Großherzogs gefunden. Frau von Winnstedt mit ihren Töchtern bekam Wohnung angewiesen in einem Seitenflügel des alten Stadtschlosses selbst; allerdings beehrte der hohe Herr seine Residenz nur selten. Die Mädchen, ihrer fünf, waren alle häßlich, bescheiden, gutherzig und immer vergnügt. Felix war der einzige Sohn, der Stolz der Seinen, ein bildhübscher Mensch mit demselben heiteren und glücklichen Temperament der Familie, das die Winnstedts dem Fürsten vertraut und angenehm gemacht hatte. Von Jugend auf am Hof, Page der Herrschaften, dann Adjutant bei einem der Prinzen, hatte er sich im höchsten Grad diese weltmännische Leichtigkeit des Verkehrs erworben, gefällige Formen und Redewendungen, die über eine tiefere Geistes- und Herzensbildung ebenso gut hinwegtäuschen, wie sie verbergen. Der schöne Felix war nicht ohne die üblichen Jugendabenteuer geblieben, Fama sagte ihm deren nach, — sogar noch über das normale Maß hinaus.

In einer Hofgesellschaft, wo ein gewisser lockerer Ton schon beinah guter Ton geworden war, nahm man es damit so genau nicht; dem immer lachenden, eleganten und kecken Kavalier war eigentlich jeder gewogen, von der gutmütigen, etwas pedantischen, übrigens tadellosen Großherzogin herab bis zu den Damen und Dämchen, die eine Laune oder Leidenschaft des Gebietenden für Tage oder Wochen bedeutend und einflußreich machte. Leicht und sicher wie der geborene Pilot bewegte sich Felix Winnstedt in diesem Umkreis,

voll von Klippen, unter scheinbarer Seichtigkeit gefährlichen Tiefen. Der junge Mann mit den blanken, weißen Zähnen, deren gleißende Reihen beim Lachen sehr deutlich sichtbar wurden, den begehrlichen, dreisten Augen, dem schwarzen, krausen Lockenkopf war sicherlich kein Joseph. Schon der Anschein hätte ihm übel angestanden, ebensowenig konnte man ihm Laster oder Unschicklichkeiten nachsagen. Er galt für streng verschwiegen; wenn es eine Tugend gibt, die an einem frivolen und skandalsüchtigen Hof die Schönen zu schätzen wissen und dafür dankbar bleiben, so war es diese. Man hatte Felix Winnstedt gern, aber es hieß von ihm: er ist leichtsinnig; — für große Passionen empfahl er sich nicht.

Es war wohl der Gegensatz, der Ulrike anzog, dies ausgesprochen Lebendige, Lebensvolle, das in ihrer träumenden Tiefe den antwortenden Funken weckte. Er sprach zu ihr so ganz wie zu einem gewöhnlichen Menschenkind, diesen Kecken schreckte die sanfte Verträumtheit ihrer Augen nicht. Leicht und gewandt plauderte er über kleine Tagesereignisse, Kleider, festliche Veranstaltungen, sogar die Kunststücke seines Terriers wurden nicht verschmäht als Unterhaltungsstoff. Er biß herzhaft in seine Picknickbutterbrote, bekannte sich zu seinem Hunger, auf beiden Backen kauend. Zu der romantischen Legende von Dhuym lächelte er, das gutmütig nachsichtige Skeptikerlächeln des Eingeweihten. Ulrike führte ihn zu der Insel im Weiher; ihr kam es immer vor, als klänge dort das Schilf von unendlicher Klage, diese Weidenzweige drückten tiefe, weihevolle Trauer aus, selbst die Schwalben, die hier wie überall in der Dämmerung strichen, erschienen ihr wie besondere, geheimnisvolle Wesen, fußlos, Abgesandte. — Er jagte sich mit einem Salamander, der im welken Laub schlüpfte, brachte ihn ganz zärtlich und behutsam und zwang sie, ihn anzusehen. Sie hatte sich immer vor solchen feuchten, nackthäutigen Tieren gegraust; jetzt sah sie, daß er hübsch war; der Leutnant ließ ihn entschlüpfen: „Geh, freu dich an der Sonne."

Dem etwas pomphaften, geheimnisvollen Wesen des alten Grafen gegenüber fand er ebenfalls den rechten Ton; auch auf diese Leier war er abgestimmt; seine kleinen, höflichen Gemeinplätze rollten so glatt, diskret, über soziale Reform, zukünftige Verschiebungen, wie er ein Ballarrangement besprach oder Gräfin Lotti Trast von einem unbequemen Partner errettete. In seinem innersten Herzen, mit dem offenen Blick des Praktikers, übersah er sie alle in ihrer redseligen Schwäche und kleinlichen Geheimniskrämerei. Er glaubte an die großen Gesetze vom Schwergewicht, einem Ausgleich der Kräfte; er selbst, Felix Winnstedt, stand zu niedrig, als daß ihn irgend ein Gewitter in den hohen Regionen treffen konnte; seine Beschützer waren zu solide fundiert, trotz aller genialischen Hirn- und Zungenentgleisungen, um sich ernstlich zu schaden. Diese hageren, wortkargen Preußen, mit denen er in den Nachbargarnisonen gelegentlich zu tun hatte, imponierten ihm, er ahnte da die zurückgehaltene Kraft, Disziplin, Ordnung.



Vorläufig hatte er sich in Dhuym mollig eingenistet. Die schöne, junge Sentimentale reizte, rührte ihn. Sie errötete dunkel, wenn sie ihn sah, sie war so verwirrt, holdselig in ihrer Verwirrung und Scham, die ihr Geheimnis dem Erfahrenen so seltsam offenherzig preisgab, daß er sich in Acht nehmen mußte, sie nicht zu küssen, den Apfel vorzeitig vom Baum zu schütteln. Er war sich über seine Absichten nicht ganz klar; man nannte die Verhältnisse in Dhuym ziemlich derangierte, die mysteriösen Verwandtschaftsbeziehungen boten nur zweifelhafte Aussichten, reizten ihn nicht. Ulrike würde nicht viel mehr als die zur Kaution geforderte Summe zu erwarten haben. Felix Winnstedt wußte den Wert des Geldes zu schätzen, — zu Hause hatte er eine Mutter, fünf unversorgte Schwestern; aber vor den stummen, schwärmerischen Rehaugen Ulrikes zerstob jede Berechnung.

Das Mädchen ging wie in einem prangenden, innern Jubel einher. Ihre Haltung war noch edler geworden, zugleich demutsvoll, ihre Lippen, beinah sehnsüchtig, hoben sich zu seinen Lippen, sie sah ihn voll Anbetung an, sah nur ihn, selbst wenn sie nicht allein waren, größere Gesellschaft sie umgab.

Natürlich tuschelte und sprach man von dieser ausschließlichen und naiven Leidenschaft, man nannte die Gräfin das „Kätchen von Heilbronn". Ulrike Dhuym wurde jetzt sehr beachtet in der Gesellschaft; es fanden sich Freier, vornehme und begüterte Grundherren der Umgegend, die dem Grafen besser zugesagt hätten als der vermögenslose, etwas leichtsinnige Hofjunker. Ulrike bemerkte weder die Auszeichnung, deren Gegenstand sie war, noch die ehrgeizigen Schiebungen ihres Vaters; selbst die Betroffenen konnten ihr kaum zürnen. Sie war so weit weg, so ganz selig, nachtwandlerisch eingehüllt in dem einen Gefühl für diesen Einen, daß man ihr verzieh, ja, sie bewunderte.

Eine Freundin übernahm es, sie aufzuklären. Martha Sonsdorf war ein kluges Mädchen, schon älter, ohne Reize, im Begriff, eine vorteilhafte und ehrenvolle Vernunftheirat einzugehen. Sie wollte ihr bedeuten, daß ein Mädchen seine Gefühle nicht so klar zeige: „Was erwartest du eigentlich, Ulrike?" Vor der zuversichtlichen, demütigen Glut dieser Maria verstummte ihre praktische Beredsamkeit: „Ich liebe ihn; laßt mich doch lieben, Martha!"

Nun versuchte man einen Druck auf Felix auszuüben; er wand und schlängelte sich wie ein Aal. War er verlobt oder nicht verlobt? ja, wenn sie am Hofe soviel wüßten! Er sagte Lotti Trast Fadheiten und Konstanze Hymmen Anzüglichkeiten, die eine hielt sich die Ohren zu, die andere lachte; dem Schlaufuchs war nicht beizukommen.

Tatsächlich befand sich Felix Winnstedt in einem Konflikt, dessen Ernsthaftigkeit ihn selbst erstaunte. Er sah sehr klar, daß vor ihm ein ganzes Leben der Einschränkung, beengter häuslicher Umstände liegen würde. Ulrike trug einen vornehmen Namen, aber nicht überall



diente dieser Name als Paßwort. Würde diese ganz Weltferne, strahlend Ehrliche verstehen, sich durchzuwinden, immer in der Verteidigung gegen hochmütige Arroganz von der einen, niedrigen Neid, Klatschsucht von der anderen Seite? Er zweifelte keinen Augenblick, daß trotz tönender Worte, großer Projekte ihre Tage als selbständige, kleine Armee eines unabhängigen Staatswesens gezählt waren. Sein gesunder Menschenverstand des Realisten begrüßte diese Wendung sogar mit einer gewissen Genugtuung. Die Einigkeit Deutschlands im weiteren oder engeren Umfang, trotz vornehmen Zerrungen und Zettelungen, war so sehr praktisches Bedürfnis des täglichen Lebens geworden, daß wirklich nur noch der Hammerschlag fehlte, der das fertig Genietete und Abgepaßte ineinanderschweißte. Die metallene Stimme des eisernen Mannes in Berlin war der Ton, auf den ganz Deutschland lauschte.

Ulrikes Herz hing an Österreich. Dort war der alte Glanz; die Romantik der Hohenstaufen umwob die Kaiserkrone. Die Debatten des Frankfurter Parlaments, als großartiger Ausbruch der sehnenden Volksseele, hatten Nachhall in ihr gefunden, Heinrich von Gagerns Stimme, des edelschönen, kerndeutschen Mannes, der Notschrei um Schleswig-Holstein, den Alldeutschlands Mutterherz ausstieß, während noch die Regierungen zögerten und feilschten. Wie eine Muse des beleidigten Vaterlands sang sie: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" — „Schleswig-Holstein meerumschlungen!"

Die Männer debattierten und stritten; man hörte die fettige, etwas atemlose Stimme des Grafen ein Memorial des Prinzgemahls in englischer Sprache vorlesen, — vom Flügel erklang es in vollen, wehmütigen Akkorden: Wir hatten gebauet ein stattliches Haus . . .

Graf August erhob sich: „Das darfst du nicht spielen, Ulrike! Ich gestatte in meinem Haus den Vortrag revolutionärer Lieder nicht!"

Gehorsam schloß die Tochter den Flügel. Felix Winnstedt, dem Opportunisten und leichtherzigen Höfling, blieben die ernsten, tränenvollen Augen von Ulrike Dhuym unvergeßlich; es konnte keine ganz schlechte Sache gewesen sein, um die solche Augen weinten.

Alles Gute, Einfache in der Natur dieses jungen Mannes rang mit dem Klugen und Vielfältigen.

In ihrer sieghaften Einfalt fand Ulrike den rechten Weg; der Zufall half ihr.

Es war auf einem Sommerfest in ihrem eigenen Hause, ihr leichtes Mousselinekleid hatte an einer der im Park aufgestellten Windfackeln Feuer gefangen. Inmitten eines allgemeinen Aufschreis, planlosen Hin- und Herrennens war Felix Winnstedt der einzige gewesen, der seine volle, tatkräftige Besinnung behielt. Er hatte im ersten Moment seinen dicken, wattierten Tuchrock abgerissen, ihn um die flammende Gestalt gepreßt.

Das Mädchen lag bebend in seinen Armen. Er sah die Unordnung des reinen, weißen Busens, fühlte das pochende Herz, das dem seinen entgegenschlug. Das Feuer hatte ihm Hemd und Weste versengt, er





hielt sie gegen sein Fleisch gepreßt, dieses Fleisch, das soeben um sie gezittert, erschauert war in der Vorstellung der lieblichsten geliebten Form, einer schrecklichen und grauenhaften Zerstörung preisgegeben. „Mein Retter!“ stammelte sie, außer sich vor Bewegung und Dankbarkeit; sie hatte seine Hand ergriffen, bückte sich, um sie zu küssen.

Er hob ihren Kopf und küßte sie auf die Lippen. — Sie waren Verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

## VII.

Mehrere Tage waren nunmehr verflossen, seitdem Herr Peter Pietsch aus Feuchtenhagen in der Universitätsstadt eingetroffen war. Wenn auch in der äußeren Physiognomie derselben sich während dieser Zeit nichts verändert hatte, so trat doch in dem Leben und Treiben der Einwohner ein durchgreifender Umschwung zu Tage, der allerdings den daran Beteiligten nicht im mindesten auffiel. Die früher so beliebten Klatschereien, die Sucht, von dem lieben Nächsten immer nur das Schlechteste weiter zu erzählen, die Freude, wenn es dem Nachbar nicht recht gelingen wollte, im Leben vorwärts zu kommen, alle diese weit verbreiteten Charaktereigentümlichkeiten verloren ihre Macht, wogegen eine behagliche Lebensfreude und das Verständnis für harmlose, Herz und Gemüt erfrischende Vergnügungen immer mehr an Ausbreitung gewannen. Hätte man aber irgend jemand gefragt, wo die Ursache dieses Wechsels liege, so würde zunächst bestritten worden sein, daß es jetzt überhaupt anders als früher sei, jedenfalls aber hätte kein Mensch den Urheber selbst nennen können.

Einzelne feine Beobachter wiesen auf Herrn Pietsch hin, und es mußte zugegeben werden: er war in der ganzen Stadt nicht nur bekannt, sondern geliebt, und jeder fühlte sich geschmeichelt, wenn er von ihm gegrüßt wurde. Doch wie sollte wohl Herr Pietsch es



fertig gebracht haben, die innere Persönlichkeit fast aller Bürger, von den Honoratioren an bis herab zu den Stiefelfüchsen der Studenten umzustimmen? Sein Benehmen in der Gesellschaft war genau ebenso, wie er es am ersten Tage seiner Ankunft im Hotel „Zum halben Mond“ zur Schau getragen hatte. Schweigend hörte er an, was andere sagten, und nur die Augen waren unablässig in Bewegung, um sich bald auf jenen, bald auf diesen zu richten. Der von dem Blick Getroffene aber spürte alsbald gewissermaßen eine geistige Aufrüttelung, so wie im Zirkus die lange Peitsche des Stallmeisters das Pferd zu dauerndem Galopp in der Manege antreibt.

Nach außen hin stets gleichmäßig heiter und vergnügt, erschien Herr Pietsch seit kurzem in denjenigen Augenblicken, wo er allein war oder bei seiner Pflegetochter weilte, vollständig verwandelt. Tiefe Sorgenfalten gruben sich alsdann in sein Antlitz, Mißstimmung und Kummer spiegelten sich in den Gesichtszügen, und ganz in sich versunken konnte er teilnahmslos vor sich hinbrüten. Weder Wendeline Unbestand noch Maja gelang es, ihn auch nur vorübergehend zu erheitern oder ein Lächeln bei ihm hervorzulocken. Und dabei trug die arme Maja, die sich Mühe gab, den Vater auf andere Gedanken zu bringen, selbst am allerschwersten an ihrem Herzensjammer! Ach, wo blieb er nur, ihr Johannes? Hatte er sie schon wieder vergessen? oder gar seine Liebe jener anderen zugewendet, mit der sie ihn neulich zusammen bemerkt hatte? An dem Morgen nämlich, als der fremde Prinz seinen Einzug in die Stadt hielt, war sie nicht müde geworden zu betteln und zu flehen, bis der Vater ihr versprach, das Schauspiel mit anzusehen. Warum sie eigentlich so stark danach verlangte, war ihr selber unerklärlich, doch drängte es sie mit zwingender Gewalt heraus, und in ihrem Zimmer zu bleiben hätte sie zur Verzweiflung gebracht. Und nun, als wenn die Strafe dem törichten Beginnen gleich auf dem Fuße folgen sollte, mußte sie mit eigenen Augen wahrnehmen, wie ihr Bräutigam sich anscheinend lebhaft interessiert um eine fremde Dame bemühte! Wenn er wenigstens sofort darauf ins Pensionat geeilt wäre, um ihr von dem Erlebnis zu erzählen; aber nein, heute begann schon der vierte Tag, und noch immer blieb Johannes verschwunden! Am meisten litt sie darunter, daß niemand überhaupt von ihm sprach! Suchte sie bei dem Vater Trost in ihrer Betrübnis, so nickte er nur stumm mit dem Kopf und strich ihr liebkosend über das schmerzende Haupt, und brachen schließlich ihre Tränen mit elementarer Gewalt hervor, dann zog er sie auf seinen Schoß oder küßte sie auf die Stirn, aber sie erfuhr kein Sterbenswörtchen davon, was er eigentlich über das rätselhafte Fernbleiben dachte! Dazu kam noch, daß täglich der eine oder andere von den Studenten, die bei Johannes Kolleg hörten, vorsprach und sich erkundigte, was denn ihr Lehrer anfange? Seine Vorlesung halte er nicht mehr, botanische Ausflüge, die sonst regelmäßig stattfänden, kämen nicht mehr zustande, und er sei doch der einzige, bei dem





man wirklich etwas lernen könne und unter dessen Leitung man Liebe zu der Wissenschaft fasse.

In diese Nacht der Trübsal war nun in der letzten Nacht ein freundlich erhellender Trostesstrahl gefallen; Maja hatte einen wunderbar tröstenden Traum gehabt. Sie erblickte in demselben eine prächtige Sonnenblume, deren Blüte sich bald in das Gesicht eines alten, freundlich blickenden Mannes verwandelte. „Ich bin Mandragorus," sprach er zu ihr, „und dir gnädig gesinnt. Sei getrost, du wirst siegen; sei tapfer und halte aus, dann wendet sich alles zum Guten!" Allmählich wurde das Gesicht wieder zur Blüte, deren schmale, gelbe Blätter länger und länger wuchsen; schließlich waren es goldene Strahlen, die Majas Körper ganz einhüllten und emporhoben, so daß er von Gold umflossen zu schweben schien. Und nun flog sie in rasender Schnelligkeit auf Johannes, der in weiter Ferne blaß und elend da lag, zu und voller Freude wollte sie ihm zurufen: „Gleich bin ich bei dir!", da traf ein Sonnenstrahl ihr Auge und weckte sie.

Dies Erlebnis, wenn es auch nur eine Ausgeburt ihrer erregten Phantasie zu sein schien, wirkte trotzdem anregend auf ihre Stimmung; sie atmete seit langer Zeit einmal wieder leichter und freier und brachte es sogar fertig, den Vater und Fräulein Wendeline zu einem Spaziergang zu überreden. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie heimlich nach der Stätte ihres so rasch entschwundenen Glückes, nach dem Walde hin, und alle ihre Gedanken beherrschte das bestimmte Gefühl, daß sich dort ihr Schicksal entscheiden müsse. Als sie mit ihren Begleitern die letzten Straßen der Stadt beinahe passiert hatte und das frische Grün der Bäume schon erblicken konnte, hörte sie zufällig die Unterhaltung zweier Arm in Arm einher spazierender Studenten.

„Soeben ist mir auch Dr. Wegerich begegnet," sagte der eine, „er fuhr in einem offenen Wagen mit einer tief verschleierten, anscheinend noch jungen Dame, und dabei saß noch ein altes Scheusal, das fortwährend mit dem Unterkiefer klapperte. Sie hatten offenbar eine Waldpartie vor, denn der Alte erklärte dem Kutscher den Weg nach —"

Die Fortsetzung des Gespräches ging Maja verloren, da die Studenten in eine Querstraße einbogen. Das Wenige jedoch, was sie vernommen hatte, genügte, um einen kühnen Entschluß in ihr zu erzeugen,

„Bitte, bitte, lieber Vater," schmeichelte sie klopfenden Herzens, „laß uns einen Wagen nehmen, ich fühle mich etwas angegriffen!"

Herr Pietsch warf einen erstaunten Blick auf seine Tochter, winkte aber dann einem der in der Nähe haltenden Rosselenker und überließ es Maja, demselben die weiteren Anweisungen zu geben.

Der Schüler des Privatdozenten hatte sich nicht getäuscht. Johannes war mit Aspirabella und dem Marquis auf einer Spazierfahrt begriffen. Die Tage nach dem herrlichen Abend, den er im „Sandhügel" zugebracht und der ihm die Gewißheit gegeben hatte, daß jene ihn wiederliebe, zählten zu den qualvollsten seines Lebens. Das fruchtlose Nachsinnen, aus welcher Veranlassung die Geliebte sich so plötzlich und

so lange von ihm trennen mußte, Zweifel, ob sie nicht ein frivoles Spiel mit ihm treibe, dann wieder Vorwürfe, daß er auf solche Gedanken geraten könne, alles dies vereint mit einer unerträglichen körperlichen Unruhe, trieb ihn fortwährend umher und verscheuchte auch den Schlaf in der Nacht. Mindestens drei-, viermal hatte er sich schon in dem Hotel erkundigt, ob die Herrschaften noch nicht zurückgekehrt seien, aber jedesmal erhielt er denselben negativen Bescheid. Endlich, endlich, lächelte ihm das Glück! „Der Herr Marquis nebst Tochter sind vor einer Stunde angelangt, und das gnädige Fräulein hat schon nach dem Herrn Doktor gefragt,“ meldete ihm der Wirt. Und dann — o Seligkeit — war er in Aspirabellas Arme geeilt, um sich an ihren Küssen für all die ausgestandene Qual zu entschädigen. Der Marquis begrüßte ihn sofort als lieben Sohn und erzählte in weitschweifiger Weise, welche Not er mit dem Töchterchen unterwegs gehabt und daß er nur durch Aufbietung der väterlichen Autorität eine vorzeitige Rückkehr vereitelt habe. Auf seinen Vorschlag hatte man sich dann zu einer Wagenfahrt in den Wald vereinigt nach einem „mir gehörigen niedlichen Schlößchen, das, versteckt gelegen, sich so recht zu dem Aufenthalt für ein frisch gebackenes Brautpaar eigne“ — so flüsterte er Johannes ins Ohr. Aspirabella bat sich vorher noch ein Viertelstündchen für ihre Toilette aus, denn im Reisekleid könne sie unmöglich an der Partie teilnehmen. Seufzend fügte sich Johannes, aber doch mußte er lachen, als ihm der Marquis zur Verkürzung der Wartezeit eine Kristallflasche vorsetzte. „Du kennst ja mein Leibgetränk,“ sagte er dabei, „es wird auch diesmal dir seinen Trost nicht verweigern.“ Darauf zog er sich mit Aspirabella zurück.

Kaum waren Vater und Tochter allein, als letztere die hastige Frage stellte: „Hast du das Instrument bei der Hand?“

„Alles in Ordnung, Schätzchen,“ antwortete der Marquis und reichte Aspirabella einen schmalen, langen Dolch „und hier ist auch die Salbe. Haha, werden sich die überklugen Ärzte mal wieder den Kopf zerbrechen, warum der Herr Doktor sein Leben hat aufgeben müssen! Niemand wird die Wunde am Herzen finden, sie haben ja keine Ahnung davon, daß es eine Salbe gibt, die jede Stichwunde, ohne daß eine Narbe entsteht, in ein paar Minuten zur Heilung bringt!“ „Nun möchte ich noch einmal gehörig von dem Elixir trinken,“ erklärte Aspirabella, Dolch und Salbe in der Tasche verschwinden lassend, „heute muß ich besonders sinnverwirrend aussehen.“ Tief atmend reichte sie nach einiger Zeit einen bauchigen Krug dem Marquis zurück und erkundigte sich weiter: „Ist das Schlößchen an Ort und Stelle?“

„Vorhin habe ich den Befehl erteilt, in mäßiger Entfernung von hier ein für dich würdiges Obdach hervorzuzaubern. Auch für eine lauschige Grotte ist gesorgt, wo du ungestört so viel Blut trinken magst, wie du willst. Nur halte dich nicht zu lange dabei auf; der Ball des Prinzen Exoritschensky beginnt ungewöhnlich früh, deshalb



müssen wir zeitig aufbrechen. Hoffentlich bringst du diesen Sprößling königlicher Ahnen schon heute Abend so weit, daß morgen die offizielle Verlobung mitgeteilt werden kann. Erst der eine und dann der andere! O, diese dummen Menschen! Komm, mein Herz, es lebe unsere Schlauheit!“

Beide stimmten ein schallendes Gelächter an, dessen Spuren noch auf ihren Zügen lag, als sie zu dem ungeduldig wartenden Dr. Wegerich zurückkehrten.

Auf dem Platz vor dem Gasthof hielt eine große, bequem gebaute und hochelegante Equipage, mit zwei kräftigen Grauschimmeln bespannt. Unter zahlreichen Verbeugungen öffnete der Wirt in eigener Person die Wagentür, Aspirabella und Johannes nahmen im Fond Platz, der Marquis setzte sich ihnen gegenüber und in feurigem Galopp stürmten die Rosse von dannen. Mit Windeseile und infolge des weichen Bodens ohne jedes störende Geräusch jagte der Wagen durch den Wald, und schon bildete sich der Privatdozent ein, zwischen den Bäumen die Mauern eines Schlößchens, von dessen Existenz er übrigens noch nie etwas gehört hatte, wahrzunehmen, da kreuzte ein anderes Gefährt ihren Weg. Beim Erblicken desselben suchte die Tochter des Marquis sich in ängstlichem Eifer zwischen den Polstern zu verstecken und brach in den erschreckten Ruf aus: „Sie sind uns auf der Spur, Vater!“

Auch Signore Pulverino schien lebhaft betroffen, beruhigte sich aber sehr bald und murmelte zwischen den Zähnen: „Überrumpeln lassen wir uns nicht!“ Und nun erlebte der Wald etwas ganz Unerhörtes: eine dichte Staubwolke erhob sich urplötzlich, hüllte Pferde wie Equipage wie ein schützender Mantel allseits vollständig ein und verschwand dann wieder ebenso rasch. Der Marquis und seine Gesellschaft waren darauf aber nirgendwo zu erblicken.

„Täuschte mich mein Auge, Väterchen, oder saß Johannes wirklich da eben mit einer Dame zusammen?“ klang Majas Stimme aus dem zweiten Wagen. „Er war es, mein Kind,“ erwiderte Herr Pietsch „aber wie hier auf dem feuchten Moosboden ein Staubwirbel entstehen kann, ist mir unerklärlich.“

Fräulein Wendeline, die bisher vor Erstaunen noch keine Worte gefunden hatte, machte sich gerade bereit, eine fulminante Rede über die Schlechtigkeit der Männer vom Stapel zu lassen, als sie das wütende Schimpfen und Fluchen des Kutschers unliebsam daran hinderte.

„Ich komme nicht mehr weiter, Herr,“ rief dieser und hielt mit einem ärgerlichen Hü! die Pferde an, „der Weg ist so herrgottsmiserabelschlecht, daß Pferde und Wagen draufgehen, wenn die Fahrt noch weiter gehen soll!“

Die anfänglich breite und bequeme Waldstraße hatte sich in der Tat unvermerkt ganz beträchtlich verschmälert, tiefe Gleise durchfurchten sie, außerdem lag eine große Anzahl von Baumstämmen



kreuz und quer darüber, und endlich fiel das Terrain rechts steil ab, während es links steil anstieg. „Ich weiß gar nicht, in welche Gegend wir überhaupt hineingeraten sind," fuhr der Rosselenker fort, „früher gab es doch hier weder Berg noch Tal! Es ist wie verhext! Wenden kann ich auch nicht! Es bleibt nichts anderes übrig, als daß die Herrschaften aussteigen und ich versuche zurückzusetzen!"

In diesem Moment klopfte ihm jemand von hinten auf die Schulter mit den Worten: „Aber, guter Freund, warum wollt Ihr Euch denn unnützerweise quälen? Seht doch, hier um die Ecke herum ist der Weg ja ganz passabel. Laßt Eure Gesellschaft nur ruhig Platz behalten, ich fahre Euch die paar Schritte, dann könnt Ihr nachher schon wieder allein weiter."

Ohne eine Einwilligung abzuwarten, schwang sich der Helfer in der Not auf den Bock, nahm die Zügel und trieb die Gäule mit einem kurzen Peitschenschlag zum Laufen an. Auf der völlig glatten Bahn ging es nun mit immer gesteigerter Schnelligkeit weiter, Fräulein Unbestand verlor vor Schrecken fast die Besinnung, da standen die Pferde still. „Hier sind wir am Ziel," sagte der Wagenlenker No. 2, „wenn Sie den Park durchschreiten, werden Sie bald das Schlößchen bemerken." Mit einem kühnen Satz schwang er sich von seinem hohen Sitz herunter und war den Blicken entschwunden, als wenn die Erde ihn verschlungen hätte. Der Wagen hielt an der Eingangspforte eines starken Stachelzaunes, hinter welchem ein prachtvoller Park, dem Auge durch reiche Abwechslung zwischen saftig grünen Wiesenflächen und malerischen Baumgruppen stets neuen Genuß gewährend, weithin in den Wald hinein angelegt war.

„Was sind das nur für rätselhafte Erlebnisse, Papa?" rief Maja aus; „warum führte uns der Fremde gerade hierhin? Wir hatten doch gar kein bestimmtes Ende unserer Spazierfahrt festgesetzt! Und ein Schlößchen soll hier sein? Davon weiß ich ja gar nichts! Doch was sehe ich denn da?" fuhr sie in erregtem Tone fort; dort hielt ebenfalls eine Equipage und sogar dieselbe, die Johannes mit den anderen benutzte! „Ob die auch das Schlößchen besuchen wollen? Doch komm, Vater, die Luft hier drückt mich zu Boden; mir ist auf einmal so ängstlich zu Mute, als wenn mir etwas Schreckliches bevorstände! Unter den Bäumen drüben wird's mir hoffentlich besser werden!"

Von Fräulein Wendeline sorgsam gestützt, trat sie in den Park ein. „Ah, hier ist's schön," sagte sie tiefaufatmend, „solch wohltuende Frische gegen die Schwüle vorhin! Wie neugeboren komme ich mir vor! Nun wollen wir uns auf die Suche nach dem unbekannten Schloß machen; wer es zuerst gefunden hat, darf sich nachher etwas wünschen. Hier an dieser Eichengruppe treffen wir wieder zusammen und jetzt Glück auf die Reise und auf fröhliches Wiedersehen!" Mit einer ihr sonst absolut fremden Erregung und Bestimmtheit hatte Maja gesprochen und so sonderbar ihren Begleitern der



Plan, sich zu trennen, auch vorkam, sie fügten sich der getroffenen Anordnung und jeder schlug einen andern Weg ein.

Ein lustiges Liedchen trillernd und ohne auf die Richtung zu achten, wandelte Maja weiter und entdeckte schon nach wenigen Schritten, daß der Boden zu ihren Füßen mit zahlreichen Vergißmeinnichtblüten bestreut war. Fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Hier muß ich ja zum Ziele kommen," rief sie triumphierend, „ein solch liebenswürdiger Wegweiser kann nicht irre führen. Wie wird sich Fräulein Wendeline ärgern, wenn ich die erste bin, wo sie sich doch auf ihren feinen Spürsinn so viel einbildet!"

Immer dichter breiteten sich die freundlichen blauen Blüten vor ihr aus und lagen in geradezu verschwenderischer Fülle vor dem Eingang einer engen Felsengrotte, die durch die herabhängenden Zweige mehrerer Trauerweiden gegen die Außenwelt abgeschlossen war. Einem unwiderstehlichen Drange folgend, trat Maja näher, ohne jedoch wegen des in der Grotte herrschenden Halbdunkels irgend etwas bemerken zu können. Allmählich aber gewöhnten sich die Augen an die Dämmerung, vorsichtig wagte sie einen zweiten Schritt in das Innere, — da taumelte sie mit einem Entsetzensschrei zurück, die Sinne drohten ihr zu schwinden und nur durch eine gewaltige Willensanstrengung gelang es ihr, sich auf den Füßen zu erhalten. Aber schon im nächsten Augenblick hatte sie die Fassung wieder gewonnen. „Halt, Elende, was tust du? Johannes, mein Johannes, wach' auf, wach' auf!" rief sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft und stürzte sich ohne Zögern auf eine im Hintergrund sitzende weibliche Gestalt.

Signorina Aspirabella Philaema war es, die, das Haupt des fest schlafenden Johannes in ihrem Schoß bettend, seine Kleider über der linken Brustseite vorsichtig beiseite geschoben hatte und nun eben im Begriffe stand, eine bläulich schimmernde Dolchklinge in sein Herz zu stoßen, als Maja die todbringende Hand mit festem Griff umklammerte. Dadurch fiel der Dolch zwar zu Boden, allein es gelang der Übeltäterin eine kleine silberne Pfeife aus der Tasche hervorzuholen, der sie einen schrillen Ton mehrmals hintereinander entlockte. Johannes rührte sich nicht, sein Schlaf schien nicht zu verscheuchen zu sein, und Maja überkam die heiße Angst, daß er trotz ihres Dazwischentretens den Tod bereits erlitten habe. Doch blieb ihr keine Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen, denn mittlerweile hatte sich die Grotte mit zahlreichen, unendlich widerlichen und sonderbaren Geschöpfen gefüllt, die augenscheinlich nur auf den Befehl harrten, Unheil und Verderben um sich zu verbreiten. Kindskopfgroße Spinnen, bewehrt mit scharfen Zangen, die sich an Stelle der ersten ihrer sechs Beine befanden und in gleichmäßigem Tempo leise knirschend sich öffneten und schlossen, Schlangen, so dünn und fein, daß sie kaum bemerkbar waren, aber von schier unendlicher Länge, glühende Blicke aus den Augen schießend und die



spitzen Zungen begehrlich vorstreckend, Nachtschmetterlinge in dem Umfange eines Vogels, deren ekelhafte Leiber sich wie in Krämpfen hin und her krümmten, Motten und Käfer der verschiedensten Art, dies ganze Gesindel umwimmelte und umschwärmte die unglückliche Maja, während gleichzeitig ein atemraubender Staub aufwirbelte. Von Schrecken und Entsetzen gefaßt, glaubte sie ihr Ende gekommen und suchte durch eine letzte Kraftanstrengung Schutz hinter dem Körper des Geliebten zu finden, da erscholl ein Ruf so machtvoll und laut, daß die Wände der Grotte erzitterten.

„Hollahe! Hier bin ich, mein Kind! Herbei, herbei, ihr treuen Vasallen! Helft eurer Schwester und bringt Verderben über die feindliche Brut!“

Nun brauste ein gewaltiger Windstoß herein, der mit einem Male die Luft vollständig reinigte und köstlichen Wohlgeruch mit sich führte. Ihm folgte ein Heer von Blumenelfen, sofort emsige Tätigkeit entfaltend. Königskerzen sorgten, daß das Halbdunkel hellem, freundlichen Lichte weichen mußte. Rittersporn, Stechpalmen und Disteln zwangen durch ungestümen Angriff das Gewürm, in feiger Flucht das Weite zu suchen, und Gnomen und Erdmännchen schafften die Körper der getöteten Feinde mit großer Gewandtheit ins Freie. Jedesmal aber, wenn einer der tapfern Elfen ermattete oder in seinem Eifer nachließ, dann schlüpfte rasch ein Sonnenstrahl herbei und gab ihm einen herzigen Kuß, und sofort begann der also Gekräftigte mit verdoppelter Energie das Vernichtungswerk aufs neue. So sehr auch Aspirabella wütete und durch zornige Zurufe den Mut der scheußlichen Schar frisch zu beleben bestrebt war, ihre Mühe blieb erfolglos; schließlich wurde sie selbst von ältern, erfahrenern Feen mit einem aus Mondschein gewebten, feinen Gespinst so fest umschnürt, daß sie kein Glied mehr rühren konnte und sich im Triumph unter der sichern Bedeckung von Männertreu-Elfen führen lassen mußte.

Das Strafgericht hatte die Übeltäterin nun erreicht, aber um welchen Preis! Da lag der arme Johannes noch immer bleich und regungslos, und alle Bemühungen Majas, ihn durch ihre Küsse wieder zum Leben zu erwecken, erwiesen sich als vergeblich. Ganz in ihren bittern Schmerz versunken, entging es ihr daher, daß eine hohe königliche Gestalt, umwallt von einem in allen Farben schillernden Mantel und eine Blumenkrone auf dem Haupt, in die Grotte eingetreten war und ihrem verzweifelten Treiben mitleidig zusah. Erschreckt fuhr sie in die Höhe, als eine Hand ihre Stirn sanft berührte und die tröstlichen Worte erklangen:

„Er soll dir wiedergeschenkt werden; nun hat er genug gebüßt für seinen Leichtsinn! Pneumo, Saivon und Anemos, eilt zu mir und tut eure Schuldigkeit!“

Drei niedliche Zwerge, auffallend durch den bei jedem mächtig entwickelten Brustkorb, erschienen alsbald und pusteten gleichzeitig Johannes in die Nase und die beiden Ohren. Daraufhin entwich aus



dessen Mund eine ganze Wolke von Staub, der von den geschickten Künstlern sofort auch aus der Grotte geblasen wurde, und als das letzte Atom mit ihnen und ihrem Gebieter entschwunden war, schlug Johannes mit einem tiefen Atemzug die Augen auf.

„Maja, mein Glück, mein alles und mein Leben," jubelte er und aufspringend umfing er sie in seliger Umarmung, „kannst du mir verzeihen? O, welch' schreckliche Zeit habe ich überstanden!"

„Dem Himmel sei Dank, da finde ich euch ja endlich," unterbrach der jetzt atemlos herannahende Pietsch, „ich bin kreuz und quer gelaufen, habe aber kein Schlößchen zu Gesicht bekommen. Wo steckt denn unsere Wendeline?"

„Mir ist es grade so ergangen," antwortete diese, ebenfalls mit stark gerötetem Gesicht und rasch schlagenden Pulsen herbeieilend; „ich bin überzeugt, daß wir mit diesem sogenannten Schlößchen gründlich angeführt worden sind. Dem merkwürdigen Kutscher habe ich von Anfang an nicht recht getraut." „Na, sei dem, wie ihm wolle," entschied Herr Pietsch, „die Hauptsache ist, daß wir unseren Johannes wieder haben. Deshalb schlage ich vor, wir kehren unverzüglich nach der Stadt zurück, und bei einer ordentlichen Bowle kann uns dann der Herr Privatdozent wohl einiges Interessante aus den jüngst verflossenen Tagen erzählen."

Eine so lange Rede hatte Herr Pietsch noch nie gehalten; sie war aber jedenfalls allen aus dem Herzen gesprochen, und sein Vorschlag fand allseitige Billigung. In froher, glücklicher Stimmung traf man in der am Ende des Waldes gelegenen Sommerwirtschaft ein, und die Ratschläge, welche Herr Pietsch bei der Zubereitung des Maitrankes gab, förderten ein solch Herz und Gemüt erquickendes Produkt zu Tage, daß das schlimme Leid und die böse Angst der letzten Zeit alsbald von allen Beteiligten vergessen und überwunden war.

(Schluß folgt.)



# CHRONIK.

## *Eine fürstliche Freidenkerin.*

Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die Schwägerin Ludwigs XIV., die pfälzische Prinzessin, die am Hofe des Sonnenkönigs die Madame sans gêne markierte, wird dem deutschen Publikum jetzt wieder durch ein historisches Lustspiel von Heinrich Stobitzer („Liselott") ins Gedächtnis zurückgerufen. Das Stück, dessen Heldin sie ist, ist herzlich schlecht; aber vielleicht wird es das Gute haben, den einen oder anderen zu veranlassen, die Briefe der Herzogin, (die übrigens auch in einer von Ludwig Geiger veranstalteten sehr geschmackvollen Auswahl in der Kollektion Spemann für weniges Geld zu haben sind) zu lesen. Diese Briefe sind fraglos neben Grimmelshausens Simplicissimus und einiger Lyrik das bedeutendste Denkmal der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Sie zeichnen sich nicht nur durch die Gegenständlichkeit ihrer Schilderungen und die Frische ihres Humors aus; sie beweisen auch, daß die Schreiberin eine tiefe Natur war, die über die großen Rätselfragen des Daseins viel nachgedacht hatte und sie in durchaus eigener Weise zu beantworten suchte. Sehr merkwürdig nach dieser Richtung hin ist ein Brief, den sie am 2. August 1696 an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, Leibnizens Freundin, richtete. Es ist von ungewöhnlichem Reiz zu beobachten, wie unter der theologischen Hülle der materialistische Skeptizismus, dem sogar die Lehre vom Kreislauf des Stoffes nicht fehlt, ja, ein geradezu moderner Agnostizismus durchbricht. Der Brief folgt hier in einer etwas modernisierten Orthographie und Fassung:

„Ich kann nicht begreifen, was die Seele ist . . . . Nach meinem schlichten Sinn zu raisonnieren, sollte ich eher glauben, daß alles zu Grunde geht, wenn wir sterben, und nichts von uns übrig bleibt, und jedes Element, wovon wir werden, seine Partie wieder zu sich nimmt, um wieder was anderes zu machen, es sei ein Baum oder Kraut oder sonst was, das wieder zur Nahrung der lebendigen Kreaturen dient. Die Gnade Gottes, deucht mir, kann allein die Seele unsterblich glauben machen, denn natürlicherweise kommt es einem eben nicht im Kopf, insonderheit wenn man sieht, wie die Leute werden, wenn sie einmal gestorben sind. Gott der Allmächtige ist so unbegreiflich, daß mir deucht, daß es seiner Allmacht zuwider und zu kleinerlich ist, wenn wir ihn in den Schranken unserer Ordnung wollen einschließen. Wir Menschen, die Regeln haben, können gut oder bös sein, jenachdem wir die Regeln befolgen oder dawider handeln. Aber wer kann dem Allmächtigen Gesetze geben? Auch ein rechtes Zeichen, daß wir nicht begreifen können, was Gottes Güte ist, ist, daß unser Glaube uns weist, daß Er zwei Menschen erstlich



erschaffen, denen er gerade einen Anstoß gegeben, um zu fehlen. Denn was war es nötig, einen Baum zu verbieten, hernach den Fluch auf alle die zu setzen, so nicht gesündigt hatten, indem sie noch nicht geboren waren? Nach unserer Rechnung geht das gerade gegen Güte und Gerechtigkeit; gegen Güte, indem er das Übel verhindern konnte, gegen Gerechtigkeit, indem die gestraft werden, so nichts davor können und nicht gesündigt haben .... Also deucht mich, daß es unmöglich ist zu begreifen, was Gott mit uns macht. Derwegen nur seine Allmacht zu admirieren, ist aber unmöglich von seiner Güte und Gerechtigkeit zu räsonnieren."

Man sieht wohl, Voltaire und Lamettrie hatten schon im 17. Jahrhundert ihre Vorläufer.

### *Die französischen Komödianten in Deutschland.*

Der französische Literarhistoriker Jean Jacques Olivier arbeitet gegenwärtig an einem Werk, das für die Erkenntnis deutscher Geistesgeschichte von außerordentlicher Bedeutung zu werden verspricht: es behandelt die französischen Schauspieler an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts. („Les comédiens français dans les cours d'Allemagne au dix-huitième siècle.") Der erste Band bezieht sich auf den kurpfälzischen Hof; der eben erschienene zweite Band hat den Hof Friedrichs des Großen zum Gegenstand. Die Oliviersche Arbeit hat um so mehr Wert, als in ihr durchweg die Resultate genauester archivalischer Forschung mit feinem Geschmack dargestellt werden.

Wenn man bedenkt, daß die französischen Bühnendichter im 17. und 18. Jahrhundert das gesamte europäische Theater beherrschten, aber doch nirgends so viel gespielt wurden wie in Deutschland, dann begreift man auch, daß die Oliviersche Arbeit vor allem die Aufmerksamkeit deutscher Literarhistoriker verdient. Wenn man Olivier gelesen hat, dann versteht man erst die Hamburgische Dramaturgie; man weiß dann erst, welcher Mut zu einem so entschiedenen Angriff gegen die allmächtige Mode gehörte, aber auch, wie notwendig er war, wenn anders ein selbständiges deutsches Drama erstehen sollte.

Der entschiedenste Verehrer des französischen Dramas in Deutschland war bekanntlich Friedrich der Große, und Olivier erzählt uns nun ausführlich die Geschichte des französischen Theaters, das der König in Berlin begründet hatte. Das französische Drama wurde da in allen seinen Abarten gepflegt, als Tragödie und Komödie, als heroische und als komische Oper, — aber immer war die bekannte Altfritzische Sparsamkeit maßgebend, von der besonders die Schauspieler betroffen wurden.

So verlangte einmal der Balletmeister Poitier, ein Liebling des Publikums und des Hofes, zahlreiche Statisten zur Füllung eines Ballets. Der König scheute die große Ausgabe und befahl, daß freiwillige



Dilettanten herangezogen werden sollten. Daraufhin weigerte sich Poitier, das Ballet ferner zu leiten. Der König entließ nun den widerspenstigen Künstler; aber dieser rächte sich, indem er die erste Tänzerin Mlle. Roland, die seine Geliebte war, mit sich entführte. In seinem Zorn wurde nun der König zum Theaterkritiker. Er schrieb für die „Berlinische Zeitung" folgende Notiz, die natürlich anonym erschien: „In den letzten Tagen waren Graf Gotter und Baron von Sweerts, die Direktoren der Oper, genötigt, den Balletmeister Poitier wegzujagen, der eine tyrannische Brutalität gegen die Tänzer ausübte, und dessen Anmaßung so weit ging, daß er tausend Frechheiten gegen seine Direktoren beging. Ohne hier genauer sein unpassendes Benehmen darzulegen, was das Publikum nur langweilen würde, bedauert man nur das Fräulein Roland, eine treffliche Tänzerin, deren sanfter und liebenswürdiger Charakter in gewissem Sinne die Unverschämtheiten ihres Genossen wieder gut machte. Ohne sich hier mit der Art des Bandes, das Frl. Roland mit Herrn Poitier vereinen kann, weiter zu befassen, sei nur mitgeteilt, daß man sie bis jetzt nicht hat trennen können, und man kann den Besitz einer der größten Tänzerinnen Europas nur erkaufen, indem man sich gleichzeitig mit dem brutalsten und frechsten Narren belastet, den Terpsichore jemals unter ihrer Herrschaft gehabt hat. So gibt es kein Gold ohne Schlacken, keine Rose ohne Dornen." Zum Überfluß erhielt noch Jordan, der französische Korrespondent des Königs, den Auftrag, diese Notiz auch in die Pariser und Londoner Zeitungen einzurücken.

Übrigens hat sich der König auch als dramatischer Dichter versucht. In der Gesamtausgabe seiner Werke findet man zwei Lustspiele: einen Einakter „Le Singe de la mode", eine Nachahmung der „Précieuses ridicules", und einen Dreiakter „L'École du monde," beides sehr flache und dilettantische Arbeiten.

*Die Entvölkerung Frankreichs.*

In deutschen Blättern sind schon soviel Klagen französischer Patrioten über die Abnahme der Bevölkerung in Frankreich verzeichnet worden, daß es wohl interessieren dürfte, auch einmal von einer Ansicht Kenntnis zu nehmen, die von den bisherigen Stimmen wesentlich abweicht. In der „*Revue bleue*" bespricht O. Gevin-Cassal die Bevölkerungsfrage. Er hält die Malthusianische Lehre, die in Frankreich immer mehr Anhänger findet, gar nicht für so gefährlich, wie viele andere. Er sagt, es sei ja gar nicht möglich, die Zahl der Kinder zu vermehren, wenn die Franzosen keine Lust dazu haben. Dagegen müsse man darauf bedacht sein, die Kindersterblichkeit zu verringern und den Zuzug zu den großen Städten, wo so viele ehemalige ländliche Arbeiter vor Elend umkommen, einzuschränken.

Die Entvölkerung des platten Landes ist so stark, daß sogar ganze Dörfer ausgestorben sind. So ist z. B. vor zwei Jahren in dem Dorfe Le

Fayel, das noch vor 50 Jahren 150 Einwohner zählte, der letzte Insasse gestorben. Die Kirche und die Häuser verfallen, und die umliegenden Felder und Weinberge werden nicht mehr bebaut. Drei Stunden in der Umgegend haben binnen 30 Jahren fünf andere Dörfer ihre Selbständigkeit eingebüßt, weil die Einwohnerzahl so sehr abgenommen hat, daß man keine eigene Gemeindeverwaltung und keine Lehrer mehr unterhalten konnte.

Die Ursachen dieser Entvölkerung sind die Abschaffung des Anerbenrechtes, die Verlockung der höheren Löhne in den Industriestädten, die die Bauernsöhne schon während ihres Militärdienstes kennen lernen, ferner die hohen Steuern, die auf der Landwirtschaft ruhen. Dazu kommt das Sinken der Preise der landwirtschaftlichen Produkte und die allgemeine Abnahme der Bodenrente.

Um der Landflucht entgegenzuwirken, bildet sich gegenwärtig in Frankreich ein Verband für ländliche Wohlfahrtspflege, der hauptsächlich folgende Ziele ins Auge faßt: Herabsetzung der Steuern auf Landbesitz, Gründung kleiner Landwirtschaftschulen für heranwachsende Knaben und Mädchen, landwirtschaftliche Kurse für die Soldaten, Verbreitung von landwirtschaftlichen Kenntnissen durch Broschüren, Anschaffung landwirtschaftlicher Maschinen seitens der Gemeinden, Veranstaltung von Vorträgen und Volksunterhaltungsabenden durch Lehrer und andere Personen.

Die Kindersterblichkeit ist in Frankreich sehr groß. Jährlich sterben 150 000 Kinder von einem Tag bis zu einem Jahr. Hiervon könnten nach Dr. Budin jährlich 80 000 am Leben erhalten bleiben. Man hat deshalb ärztliche Inspektoren ernannt, die monatlich einmal, in einzelnen Departements während der Sommermonate zweimal, die von der öffentlichen Armenpflege den Ammen übergebenen Kinder untersuchen und die Ammen in der Kinderpflege unterrichten. Dort, wo dieser Dienst gewissenhaft versehen wird (dies ist allerdings nicht in allen Departements der Fall) hat man bereits eine nennenswerte Abnahme der Kindersterblichkeit konstatiert. In einzelnen Städten, z. B. in Badeorten, wo die Ärzte eine rentablere Praxis haben, widmen sie jener Arbeit nicht die genügende Aufmerksamkeit, weil sie nur ein geringes Honorar dafür erhalten. In einzelnen Departements funktioniert die durch das Gesetz Roussel vorgesehene Einrichtung überhaupt noch gar nicht regelmäßig, obwohl seit dem Erlaß desselben schon 20 Jahre verstrichen sind. Man verlangt deshalb jetzt mit Recht eine strengere Durchführung desselben, die allerdings nur möglich ist, wenn die Departements die nötigen Mittel dazu bereitstellen. Außerdem verlangt man, daß aus öffentlichen Mitteln die Pflege der Mütter und der kranken Kinder der bedürftigen Klasse bezahlt werde. Die öffentliche und private Wohltätigkeit tut allerdings schon viel auf diesem Gebiete, aber jene Unterstützungen obligatorisch machen, hieße doch den Gemeinden sehr bedeutende Opfer auferlegen. Gewiß wären diese Ausgaben sehr zu rechtfertigen, aber



bekanntlich hat man in Frankreich, wie in andern Ländern, so viel andere Bedürfnisse zu befriedigen, daß für derartige Zwecke kein Geld übrig bleibt.

Ferner werden Maßregeln zur Bekämpfung der Tuberkulose, die jährlich in Frankreich 60 000 Opfer fordert, verlangt. Durch diese und ähnliche Maßregeln hofft man die Bevölkerungsziffer eher heben zu können, als durch die vielen andern Mittel, die bisher bereits vorgeschlagen worden sind, und die schon deshalb zwecklos sind, weil der Staat ja doch nicht imstande ist, die Familien, die nur wenig Kinder zu haben wünschen, zu einer Vermehrung ihrer Zahl zu veranlassen, geschweige denn zu zwingen. *T. K.*

### *Die Zukunft Südamerikas.*

In der neuen französischen Revue „*La Renaissance Latine*" findet sich eine merkwürdige Auslassung Luis B. Taminis, eines Südamerikaners, der als angesehener Journalist in London lebt, über seinen heimatlichen Kontinent. Er meint: „Gestehen wir es nur, daß unsere südamerikanische Demokratie ein schlechter Witz ist. Was sehen wir in Südamerika? Auf der einen Seite die offizielle Kaste, die das Land rein ausplündert und im Herzen „*plus royaliste que le roi*" ist, auf der anderen Seite die Canaille, d. h. ein Sklavenhaufe, der auf Kommando schreit: „Hoch der Señor Presidente!"

Was nun diesen betrifft, so nimmt er die Präsidentschaft ein, als ob es sich um die Ausbeutung einer Edelmetallmine handelte, und er hört während seiner Amtsdauer nicht auf, so viele Gold- und Silberbarren herauszuziehen, daß für seine Nachfolger nichts übrig bleibt.

Wäre es nicht logischer und würdiger, zu bekennen, was wir sind — nämlich eher alles andere als Republikaner und Demokraten —, und einen großen Bundesstaat zu bilden unter der Hegemonie des Königs Carlos VII. . . . Besser nach einem Großprotektor, wie Don Carlos oder seinem Sohn Don Jaime, streben, als sich der Tyrannei und Plünderung jämmerlicher Zaunkönige aussetzen, wie es die meisten südamerikanischen Präsidenten sind. . . . Wir Südamerikaner wissen alle, daß der exilierte König Don Carlos der legitime Erbe des großen Kaisers Karl V. ist, und wenn sich morgen ein großes hispano-amerikanisches Protektorat bilden würde, so hätte er oder sein Sohn Anspruch, sich an seine Spitze zu stellen. Ich bin dessen sicher, daß wir Südamerikaner, die wir an der Expansion unserer respektiven Länder arbeiten, Carlisten sind. Bei diesen Zaunkönigen, die sich Präsidenten nennen, hat Südamerika alle Unannehmlichkeiten des monarchischen Systems zu ertragen, ohne die Vorteile. Weder der Nordamerikaner noch der Südamerikaner sind im Herzen Republikaner. Sie nennen sich wohl aus Stolz Republikaner; aber in Wirklichkeit laufen sie Titeln und Ehren nach, wie es nicht einmal die Aristokraten des alten und höfischen Europa tun. Einige Nordamerikaner haben



angefangen, ihren Kindern Beinamen wie Graf, Lord, Baron beizulegen, damit sie einst in der guten Gesellschaft als Adlige von Geburt figurieren können.

Südamerika, das sich niemals von selbst hat vereinigen können, würde das schwierige Problem lösen, wenn es an seine Spitze den legitimen Abkömmling seiner alten Herrscher, den König Don Carlos oder seinen Sohn Don Jaime berufen würde. Es würde so an Ruhe und Sicherheit gewinnen und seine aristokratischen Tendenzen befriedigen."

Es wäre doch interessant, zu erfahren, ob Tamini in seiner Heimat zahlreiche Gesinnungsgenossen hat, und ob es in Südamerika wirklich einen Imperialismus von so eigentümlicher Prägung gibt.

---

## BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 18. September bis 4. Oktober eingelaufen:

*d'Annunzio, Gabriele,* Traum eines Herbstabends. Tragisches Gedicht. Berlin 1903. S. Fischer.
*Bang, Hermann,* Tine. Roman. Berlin 1903. S. Fischer.
*Bulcke, Carl,* Silkes Liebe. Roman. Dresden und Leipzig 1902. Carl Reißner.
*Dukmeyer, Friedr.,* Einer für alle. Tragödie in 5 Akten. München 1901. Staegmeyrsche Verlagshandlung.
*Ernst, Paul,* Die Prinzessin des Ostens und andere Novellen. Leipzig 1903. Insel-Verlag.
*Geijerstam, Gustav af,* Die Komödie der Ehe. Roman. Berlin 1903. S. Fischer.
*Jensen, Wilhelm,* Der Schleier der Maja. Roman. Leipzig und Dresden 1902. Carl Reißner.
*May, R. E.,* Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen und ihr Vorbeugemittel im Zeitalter des Monopols. Berlin 1902. Ferd. Dümmler.
*Powell, J. D.,* 18th Annual Report of the Bureau of American Ethnology 1896—1897. 2 Vols. Washington 1899. Government Printing Office.
*Samosch, Siegfried,* Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. Minden i. W. 1901. J. C. C. Bruns.
*Samson-Himmelstjerna, H. v.,* Anti-Tolstoi. Berlin 1902. Hermann Walther, Verlagsbuchhdlg. G. m. b. H.
*Trebitsch, Siegfried,* Weltuntergang. Novellen. Berlin 1903. S. Fischer.
*Wassermann, Jakob,* Der Moloch. Roman. Berlin 1903. S. Fischer.
*Weressájew, W.,* Bekenntnisse eines Arztes. Einzige vom Verfasser genehmigte Übersetzung. Stuttgart 1902. Robert Lutz.
*Wichert, Ernst,* Der zerbrochene Krummstab. Novelle. Dresden und Leipzig 1902. Carl Reißner.

---



---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

I. Jahrgang * 1902 * Heft 9

# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT



ERSTES NOVEMBERHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.



# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

## Das X. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte November und wird u. a. enthalten:

Emile Zola.

Gustav Landauer (Hermsdorf, Berlin): *Die neue Welterkenntnis.*

Marcel Arpad (Hermannstadt): *Wilhelm Hauff und die morgenländische Romantik.*

Elsa Hertzog (Berlin): *Individualität in der Frauenkleidung.*






Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Erstes Novemberheft.

## INHALT



HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Neueste Geschichtsschreibung.

Bis vor wenigen Jahren schienen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Deutschland hauptsächlich dazu bestimmt zu sein, die Vergangenheit Preußens und vorzüglich die Weisheit seiner Fürsten durchgehends zu verherrlichen. Die großen nationalen Erfolge der jüngsten Vergangenheit ließen es gewissermaßen als eine sittliche Pflicht erscheinen, auch weiter rückwärts Brandenburg-Preußen und zumal sein Herrscherhaus im blendenden Lichte zielbewußten Kämpfens für Deutschlands Einheit und Größe darzustellen. So entsprach man auch am vollständigsten und sympathischsten der unter unseren „Gebildeten" vorwaltenden Hurrastimmung. Die wirkungsvollen Trompeten, Fanfaren und Trommelwirbel der brausenden, von einem wahren poetischen Talente komponierten Treitschkeschen Geschichtsmusik brachten endlich jeden Widerspruch zum Schweigen. Preußen hatte für diese Geschichtenschreiber immer recht gehabt, immer weise gehandelt; alle seine Gegner, bis in die fernste Vergangenheit, waren Toren oder Verbrecher — besonders das letztere — gewesen. Die brandenburgisch-preußischen Regenten hatten immer das Richtige getroffen, auch wenn der Nachfolger den ganz diametral entgegengesetzten Weg verfolgt hatte als der Vorgänger.

Der gesunde Sinn des deutschen Volkes und zumal die Gewissenhaftigkeit des deutschen Gelehrtentums haben glücklicherweise diesem Byzantinismus bald ein Ende gemacht. Man besann sich auf die methodischen Lehren Rankes, des großen Schöpfers der neuern Historiographie. Man gedachte des ersten Grundsatzes jeder Wissenschaft, daß sie die Wahrheit, die ganz voraussetzungs- und parteilose Wahrheit suchen und lehren müsse, und man verwarf entschlossen eine Richtung, die die Geschichte zur Dienerin politischer und religiöser Bestrebungen herabsetzte und damit ihres wissenschaftlichen Charakters beraubte. „Ranke“ wurde wieder das Losungswort der zünftigen Geschichtsschreibung, und die Reaktion wider das einseitige Borussentum der siebziger und achtziger Jahre wurde so stark, daß man, im Gegenteil, Preußens Vergangenheit vielfach etwas am Zeuge zu flicken geflissentlich bestrebt war.

Unabhängig von diesen Strömungen war eine andere, besondere Schule emporgekommen. Anknüpfend an Thomas Buckle und Karl Wilhelm Nitzsch, sucht Karl Lamprecht die geschichtliche Entwicklung als auf streng gesetzmäßige Notwendigkeit begründet und überwiegend von den materiellen, ökonomischen Bedingungen des Lebens beherrscht nachzuweisen. Politik, Krieg, ja, Literatur und Kunst werden als nebensächliche Erscheinungen betrachtet und treten auch in der Darstellung in den Hintergrund; Erwerb und Besitz sind das eigentlich Bestimmende wie in der Wirklichkeit so in der Geschichtsschreibung.

Eine so einseitige Anschauung mußte lebhaften Widerspruch erwecken. Fast die gesamte Welt der Historiker lehnte sich gegen sie auf, zugleich im Sinne des Idealismus und der Wirksamkeit großer Individuen. Hüben und drüben wurde der berechtigte Kern der miteinander ringenden Auffassungen vielfach verkannt. Und doch hat dieser Streit, wie jeder, der aus Überzeugung und mit Sachkenntnis geführt wird, eine segensreiche und anregende Wirkung geübt. Die Anhänger Lamprechts — und ihr Meister selber —





verzichteten in der Praxis auf die Ausschließlichkeit der materiellen Betrachtungsweise und ließen auch den geistigen und eigentlich politischen Bestrebungen ihr Recht widerfahren. Der bedeutendste Vertreter dieser gemäßigten Lamprechtschen Schule ist Kurt Breysig mit seiner monumentalen, allerdings noch in den Einleitungen steckenden „Kulturgeschichte der Neuzeit". Jedenfalls hat diese Richtung den bleibenden, bedeutenden Erfolg gehabt, daß die gesamte zeitgenössische Historik es aufgegeben hat, nur die „Haupt- und Staatsaktionen" in Betracht zu ziehen, und auf die innere ökonomische wie soziale und geistige Entwickelung der Völker ein nicht minderes Gewicht legt.

Die Gegner der Lamprechtschen Schule haben dieser vor allem die Willkür vorgeworfen, mit der sie die ungeheure und bunte Menge historischer Vorkommnisse behandle, nur diejenigen darunter auswähle, die ihrer Betrachtungsweise entsprächen, die dieser widerstrebenden dagegen entstelle oder ganz verschweige. Da ist es aber auffallend, zu sehen, daß solche Subjektivität, derartige Willkür sich in neuester Zeit gerade unter denjenigen geltend macht, die sich als die eigentlichen Schüler Rankes ansehen und bezeichnen, desselben Ranke, dem voraussetzungslose Objektivität und strenge, aus den Quellen entwickelnde Methodik — unserer Ansicht nach mit vollem Rechte — als die Grundbedingungen seiner Wissenschaft erschienen. Man begann, die Geschichte zwischen den Zeilen zu lesen, was man selber dort zu finden wünschte, — ganz wie die „Borussen" und sonstigen politischen und konfessionellen Tendenz-Geschichtsschreiber, die man doch unwillig als unwissenschaftlich verwarf. Man beleuchtete mit der Fackel der persönlichen Intuition die dunkeln Abgründe der Vergangenheit und entdeckte darin plötzlich bisher unbekannte Gestalten. Alles mußte umgewertet werden. Der bei aller Genialität so scharf und nüchtern urteilende Friedrich der Große wurde da zum „politischen Dämon" unbegrenzter Eroberungssucht; der riesenhafte







Egoist und Kriegsfürst Napoleon I. zum wohlwollenden Landesvater, den nur fremde Schuld immer wieder gegen seinen Willen in den ihm verhaßten Krieg verwickelt; der träumerische und eigensinnige Mystiker Friedrich Wilhelm IV. zum klarblickenden Vorkämpfer deutscher Einheit; der alte, kranke und entschlußunfähige Napoleon III. von 1870 zum geistvollen und kühnen Weltherrscher, der Preußen lediglich dazu zwingen wollte, Europa mit ihm zu teilen! Der ausschweifendste und abenteuerlichste Führer dieser subjektiven Richtung ist der reichbegabte, aber mit überschwänglicher Einbildungskraft und schrankenlosem Selbstgefühl ausgestattete Hans Delbrück, dem jedes Erzeugnis seiner Phantasie sofort als unbestreitbare Wirklichkeit erscheint. Die Tatsachen, die den willkürlichen Vorstellungen dieser Schule widersprechen, werden entweder übergangen oder durch Darlegungen beseitigt, die bald an Advokatenreden, bald an die subtilen Kunststücke der Scholastik erinnern. Die unbestreitbarsten Quellenaussagen werden als unzuverlässig oder beweisuntauglich bezeichnet, wenn sie den selbstgeschaffenen Voraussetzungen dieser Geschichtskünstler im Wege stehen. Diese eigenwillige Umkehrung aller geschichtlichen Werte hat zum Glück wenig Aussicht, durchzudringen. Sie wird nur von den unmittelbaren Schülern Delbrücks und vereinzelten Anhängern an anderen Orten geübt und findet sonst scharfen Widerspruch.

Wir sehen, in wie lebhafter Gärung, in wie ausgesprochenem grundsätzlichen Parteikampfe die neueste deutsche Geschichtsschreibung sich befindet. Diese allseitige Bewegung bringt uns den Vorteil, daß sie der Geschichtsforschung nicht mehr das Einzelgeschehnis, das Detail als solches, sondern dessen geistigen Gehalt, das wirklich historisch und menschheitlich Wichtige darin als das für den Forscher Bedeutsame erscheinen läßt. Hiermit ist der Mißstand beseitigt, der aus der Waitzschen und Droysenschen Schule hervorgegangen war: die Lust der meisten jüngeren Historiker am unendlich Kleinen; die Vorliebe für die Mono-



graphie als solche, ohne Rücksicht auf den innern Wert des von ihr behandelten Gegenstandes; die unendlich breite Behandlung ganz nebensächlicher Aufgaben. Es war ja nicht schwer, auf Grund der auf dem Seminar erlangten technischen Unterweisung einen beliebigen Punkt aus den Quellen gründlichst zu erörtern, es gehörte dazu nur Fleiß und Handwerk, aber keinerlei geistige Anstrengung. Die Geschichtsbehandlung drohte bisweilen ganz in derartigen Einzelschriften aufzugehen. Dabei kam die Ansicht auf, ein wirklich wissenschaftlicher Historiker dürfe die neueren und neuesten Zeiten nur auf Grund handschriftlicher, zumal archivalischer, bisher uneröffneter Quellen bearbeiten. Man kann nun selbstverständlich den unschätzbaren Wert archivalischer Forschung nicht verkennen. Nur sie hat es ermöglicht, die Ereignisse in ihrer wahren Bedeutung, die Persönlichkeiten in ihrem wahren Wesen zu erfassen. Nur sie gibt, wenn mit methodischer Kritik und schaffender Einsicht behandelt, das richtige Bild der geschichtlichen Entwickelung. Allein für manche Zeiträume und Personen ist diese Forschung bereits dahin gediehen und hat so eingehende und umfassende Quellenveröffentlichungen veranlaßt, daß alle Seiten des Gegenstandes hinreichend beleuchtet sind und nur noch der Bildhauer fehlt, um ihn plastisch der Welt vorzuführen. Der Fanatismus aber für das „Unveröffentlichte" wollte das lange nicht begreifen. Als ein so bewährter und bekannter Historiker, wie Hermann Baumgarten, vor beinahe zwei Jahrzehnten die zahllosen Quellenpublikationen und Einzelschriften, die über Kaiser Karl V. erschienen waren, zu einem Gesamtbild zu vereinigen unternahm, fiel fast die ganze Kritik über ihn her, weil er nichts „Neues" gebracht, und betrauerte ihn wie einen Verlorenen. Er besaß leider diesem Lärmen gegenüber nicht den Mut, seinem Plane treu zu bleiben, sondern suchte reuig in verschiedenen Archiven nach „Neuem" und brachte so richtig sein großes Werk nicht zu Ende. Wir haben deshalb heute wohl viele Hunderte von Schriften zur Geschichte jenes Kaisers, aber

noch keine dem Stande moderner Wissenschaft entsprechende Gesamtbiographie. Jedoch, es beginnt hier jetzt eine Besserung einzutreten. Man sieht ein, daß es Zeit sei, auf den Ruhm des „Unveröffentlichten“, nur um seiner selbst willen, zu verzichten, die Massen von Urkundensammlungen und Einzelschriften, die über die meisten Epochen der vier letzten Jahrhunderte vorliegen, zu vereinigen, zu prüfen und zu ebenso wissenschaftlich veranlagten wie allgemein ansprechenden Gesamtdarstellungen zu verarbeiten.

Unter den geschichtswissenschaftlichen Erscheinungen, die das Jahr 1902 uns bisher gebracht, ist eine der wichtigsten der erste Band einer Biographie des großen Freiherrn vom Stein, von dem Göttinger Historiker Max Lehmann (Leipzig, Hirzel). Das Leben des berühmten Staatsmannes — mit Hardenberg des einzigen preußischen Ministers, der seinem Volke auf dem Wege freiheitlicher Entwickelung entschlossen vorangegangen ist — wurde schon von Pertz in sieben Bänden beschrieben; aber das ist eine unförmliche und dennoch stofflich unzureichende Materialiensammlung. Lehmann hat sie durch eingehende Studien vervollständigt und zu einem wohlabgerundeten, ähnlichen und fesselnden Bilde des Reichsfreiherrn ausgearbeitet. Der erste Band umfaßt die Vorbereitungszeit bis zu der schmählichen Entlassung Steins als Finanzministers im Januar 1807 durch König Friedrich Wilhelm III., der das Genie seines Dieners haßte, weil es seiner Mittelmäßigkeit, Furchtsamkeit und Selbstgenügsamkeit unbequem war.

Gleichfalls einer Epoche gewaltsamer und tief einschneidender Umwälzungen gehört die öffentliche Wirksamkeit Ludolf Camphausens an, die uns — wenn auch in recht ungenügender Weise — Anna Caspary darlegt (Stuttgart und Berlin, Cotta). Camphausen, ein hervorragender rheinischer Geschäftsmann und zugleich Vertreter des vormärzlichen Bourgeois-Liberalismus, wurde unmittelbar nach den Revolutionstagen von 1848 preußischer Ministerpräsident. Aber, mit den besten Absichten, ließ er sich von dem Könige und dessen in-



triganter Umgebung zum Werkzeuge der Reaktion mißbrauchen und diente, gegen seinen Willen, dazu, die junge Freiheit wieder zu ersticken. Als er dies erkannte, nahm er als Ehrenmann seine Entlassung, — aber das Übel war bereits geschehen. Das Buch ist besonders wichtig wegen der sehr interessanten neuen Aktenstücke, die es zur Geschichte Preußens während der Jahre 1848 und 1849 beibringt.

Dem Nachlasse eines andern, entschiedener liberalen Politikers, Eduard Laskers, ist die Veröffentlichung des Geheimrats W. Cahn entlehnt (Aus Laskers Nachlaß, Bd. I., Berlin, G. Reimer). Sie bringt das Fragment der Lieblingsarbeit Laskers, einer parlamentarischen Geschichte Preußens, die leider nur bis zum Jahre 1878 geführt ist. Sie setzt vor allem die inneren Zusammenhänge, die großen Ursachen und Folgen, sowie die charakteristischen Züge der parlamentarischen Entwickelung des führenden deutschen Staates auseinander: mit tiefem politischen Verständnis und fast übermenschlichem Gerechtigkeitssinne, zum schlagenden Beweise, daß der berühmte liberale Redner sich nicht von verschwommenem Idealismus leiten ließ, sondern einen klaren Blick für die Erfordernisse und Aussichten des wirklichen Lebens besaß.

Der Kampf, der die Vorbedingungen für die Einigung Deutschlands schuf, der Krieg von 1866, hat einen vorzüglichen Darsteller in einem unserer ersten Militärschriftsteller, dem Generalmajor Oskar von Lettow-Vorbeck, gefunden (3. und letzter Teil, Berlin, Mittler). Der Verfasser gehört der neuen Richtung militärischer Historiker an, die sich nicht mit dem trockenen Aufzählen der Gefechtseinheiten und der Angabe der kriegerischen Schachzüge begnügt, sondern die politischen und materiellen Grundbedingungen der Kriege, die Persönlichkeit der Heerführer, die innere Beschaffenheit der Truppenkörper mit Sachkenntnis und scharfer Kritik erfaßt und darlegt. Die so verstandene Kriegsgeschichte gewinnt ein starkes psychologisches, ethnologisches und politisches Interesse und bietet





im Spiegel der Vergangenheit die wichtigsten Aufschlüsse für die Zukunft.

Der geniale Einiger Deutschlands, Otto von Bismarck, hat einen trefflichen Darsteller in dem Berliner Historiker Max Lenz gefunden (Geschichte Bismarcks, Leipzig, Duncker und Humblot). Lenz hat die schwere Aufgabe, die Geschichte des gewaltigen Mannes in verhältnismäßig engem Rahmen auszuführen, in geistvoller, energischer Weise gelöst und ein Buch aus einem Gusse geschaffen. Er ist ein enthusiastischer Bewunderer Bismarcks, allein das verhindert ihn nicht, die natürlichen und tatsächlichen Schattenseiten dieser ehernen Persönlichkeit, sowie die relative Berechtigung seiner Gegner anzuerkennen, deren Bestrebungen vielfach nicht minder sachgemäß und oft idealerer Natur waren. Wie bitter wurde der Verfasser dieser Zeilen angegriffen, als er zum ersten Male, in seiner Biographie Max von Forkenbecks, die Tatsache darlegte, daß Bismarck den Verfassungskonflikt der sechziger Jahre absichtlich verschärft und verlängert hat, um so den widerstrebenden Wilhelm I. auf die Bahnen seiner eigenen auswärtigen Politik und in den Kampf mit Österreich zu ziehen! Lenz erkennt das jetzt offen an (S. 179, 184, 229). Er gibt zu, daß Bismarck gegen Friedrich von Augustenburg formell im Unrechte war (S. 246 ff.). In der Geschichte der Entstehung des französischen Krieges nimmt er eine mittlere Linie ein, indem er den Franzosen die eigentliche Schuld an dem Ausbruche des Kampfes zuschreibt, dessen tatsächlichen Beginn aber dem Einschreiten des Kanzlers. Wenn Lenz aus dessen Niederlage vor Zentrum und Sozialdemokratie auch nicht die entsprechende Folgerung zieht, daß solche die notwendige Konsequenz der Unterschätzung der Ideen und der Überzeugungen durch Bismarck war, so gesteht er jene doch offen ein. Der Historiker, der Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" bereits scharfer kritischer Beleuchtung unterzogen hat, erkennt deren tatsächliche Unzuverlässigkeit wiederholt an. Aber diese tiefen Schlagschatten heben das

gewaltige Relief des großen Staatsmannes nur um so plastischer hervor.

Einer der eifrigsten und begeistertsten Helfer bei dem Werke der Einigung Deutschlands war der edle Großherzog Friedrich von Baden. Zu seinem fünfzigsten Regierungsjubiläum ist eine Anzahl rückblickender Broschüren erschienen, von denen leider keine der Bedeutung der dargestellten Persönlichkeit gerecht wird. Die lesenswerteste dieser Schriften ist die von Ottokar Lorenz, dem es gestattet war, aus dem Tagebuche des greisen Fürsten selbst zu schöpfen (Berlin, Pactel). Allein auch sie ist sehr fragmentarisch und dabei so vorsichtig und diplomatisch gehalten, daß sie die Wißbegier mehr anregt als befriedigt. Es scheint, eine wirklich angemessene Lebensbeschreibung des Großherzogs muß bis auf die, hoffentlich noch sehr weit entfernte Zeit verschoben werden, wo der hochverehrte Fürst nicht mehr auf Erden weilt.

Berlin. *Prof. Dr. Martin Philippson.*

# Das antarktische Problem und die deutsche Südpolarexpedition.

## II.

Die fundamentalste Frage von allen ist zweifellos die, wie wir uns die Naturbeschaffenheit des vom Polarkreise umschlossenen Raumes vorzustellen haben. Erfüllt denselben ein einheitliches Festland, von dem den bisherigen Entdeckern bloß einige äußerste Vorposten zu erkennen gelang,



oder haben wir es mit einem Ozean zu tun, in dessen Bereiche allerdings das flüssige Wasser großenteils durch festes, durch ungeheure Eismassen, ersetzt sein würde. Die bisherige Autopsie, nur in wenigen Fällen durch vorteilhafte Eisverhältnisse außergewöhnlich begünstigt, ist offenbar nicht imstande, hierüber eine Entscheidung zu treffen, und man muß theoretischen Wahrscheinlichkeitsschlüssen vorläufig noch ihr volles Recht zu teil werden lassen. Man kann da von der geologischen und klimatologischen Seite ausgehen. Den ersteren Weg betrat im Jahre 1886 H. Reiter, indem er sich auf jene geniale Konstruktion der großen Leitlinien der Erdoberfläche stützte, mit welcher kurz vorher Eduard Sueß' bahnbrechendes Werk „Das Antlitz der Erde" der Wissenschaft neue Zielpunkte vorgesteckt hatte. Viele Geographen, unter denen namentlich Peschel hervorzuheben ist, erblickten in dem von andern gemutmaßten Südkontinente ein länderkundliches „Gespenst"; teilweise wohl deshalb, weil dadurch der beliebten, bereits von Bacon of Verulam vertretenen Ansicht, daß drei Kontinente (Amerika, Afrika, Australien mit Tasmanien) in Spitzen auslaufen müßten, während jenseits dieser Spitzen nur noch Wasser die Erde bedecke, eine unentbehrlich erscheinende Stütze entzogen war. Man hat gegen Reiters Kombinationen, die freilich an dem nicht zu vermeidenden Übelstande unzureichender Kenntnis der geognostischen Zusammensetzung der Festlandfragmente litten, Einwände aller Art erhoben, und in der Tat wird sich ein Verfahren, welches aus ganz allgemeinen Gesichtspunkten auf die Wirklichkeit zu schließen unternimmt, von dem Vorwurf einer großen Kühnheit nicht frei sprechen lassen. Allein der Umstand, daß auch eine ganz verschiedene, durchweg von Erfahrungstatsachen getragene Prüfung des Sachverhaltes zu einem wesentlich übereinstimmenden Ergebnis führte, gereicht den gewagten Hypothesen des deutschen Geographen zur Entlastung. Auch die Meteorologie sieht sich zu dem Geständnis genötigt, daß das vor-

handene Beobachtungsmaterial sich weit besser mit der Annahme eines antarktischen Festlandes, als mit der eines antarktischen Ozeans verträgt.

Vor kurzer Zeit allerdings war es umgekehrt. Aus den Aufzeichnungen von Roß, die sich mit denjenigen des „Challenger" gut vereinbaren zu lassen schienen, mußte man auf ungemein niedrige Temperaturen, sowohl im Sommer als auch im Winter schließen, und diese klimatische Eigenart der Antarktis wollte durchaus nicht zu dem bekannten Typus des Kontinentalklimas passen, welches ja durch einen schroffen Gegensatz zwischen Sommerhitze und Winterkälte ausgezeichnet ist. Auch die niedrigen Barometerstände, von denen die Beobachtungsregister der Engländer berichteten, konnten von J. Hann nur in dem Sinne gedeutet werden, daß die zur Zeit von Menschen betretenen Gebiete, die einen nicht allzu breiten Gürtel um den Polarkreis herum bilden, von zyklonalen Luftbewegungen, von stürmischen Winden, beherrscht werde, als deren gemeinsames Ausgangszentrum ein Bezirk höheren Luftdruckes in größerer Nähe am Pole anzusprechen war. Als nun aber zum ersten Male zusammenhängende winterliche Registrierungen vorgelegt wurden, mußte gar manche Vorstellung aufgegeben werden, die vollkommen berechtigt war, so lange man mit den Klimastudien sich auf einen Teil des Jahres hatte einschränken müssen. Sehr eingehend hat A. Supan zumal die von Arctowski gesammelten Daten untersucht und ihnen eine Widerlegung der bisherigen Auffassung eines rein maritimen Klimacharakters in höheren antarktischen Breiten entnommen. Bemerkenswert ist auch, daß selbst dort jene föhnartigen warmen Winde nicht fehlen, die man ehedem als eine Besonderheit unserer Alpen gelten lassen wollte, deren Vorhandensein aber auch Rink und A. Paulsen in Grönland, P. Vogel auf Süd-Georgien nachgewiesen haben. Den nunmehr entsandten Expeditionen liegt die Verpflichtung ob, die klimatologischen Zustände auch anderer Bezirke des weiten Zirkumpolarringes zu ermitteln



und die Wahrscheinlichkeit eines mehr kontinentalen Gepräges des eigentlichen Südpolarklimas durch neue Reihen gleichmäßig über Winter und Sommer ausgedehnter Witterungsbeobachtungen fester zu begründen.

Der Klimacharakter bestimmt auch Häufigkeit, Menge und Art der atmosphärischen Niederschläge, und von diesen hängt wiederum die Eigenart der Eisbildung ab, welche im hohen Norden und tiefen Süden keineswegs als eine einheitliche angesehen werden kann. Dort sind größere eisfreie Landstrecken nichts Seltenes; hier fehlen sie gänzlich. Auch im Hochsommer scheint der Festboden von Schnee und Eis allenthalben verhüllt zu sein. Und insbesondere in der Abstammung des Eises macht sich ein namhafter Gegensatz zwischen Arktis und Antarktis bemerkbar. Wenn man nämlich die quantitativ gar nicht in Betracht kommenden Eistafeln ausnimmt, welche sich von der Oberfläche gefrorener Flüsse und Bäche loslösen und in die See hinausgeflößt werden, kommt den schwimmenden Eismassen insofern eine abweichende Entstehung zu, als die einen sich auf dem Festlande, die anderen im Meere selbst gebildet haben. Die „Eisberge" sind nichts anderes als Bruchstücke von Gletschern, deren Zunge sich bis an oder in das Wasser vorgeschoben und hier unter dem Einflusse des Gesetzes der Schwere eine Zertrümmerung erlitten hat, so daß nun die spezifisch leichteren Trümmer im Salzwasser davonschwimmen können; die Erosion der warmen Luft, des Regenwassers und die Sprengkraft des in Hohlräumen gefrierenden Schmelzwassers gestalten den treibenden Eisstrunk dann rasch in der bekannten Weise um, so daß er dem Auge einen mehr oder weniger pittoresken Anblick gewährt. Ganz anders sehen die „Eisfelder" oder „Eisflarden" aus, die durch Gefrieren des Meerwassers entstanden sind. Auch sie bestehen aus Süßwassereis, denn während der Gefrierungsprozeß im Gange ist, haben sich die Salzbestandteile ausgeschieden und bedecken in eigentümlicher Anordnung, wie sie uns Arctowskis Zeichnung der „Rassol Flowers"



vor Augen stellt, die Eisfläche. Diese Felder ragen für gewöhnlich nicht weit aus dem Wasser hervor, es sei denn, daß der gigantische Druck, den Winde und Meeresströmungen auszuüben vermögen, sie zu „Schraubeneis" („Hummocks") oder „Packeis" ineinander und aufeinander preßt. Das nördliche Eismeer ist erfüllt von Eis dieser zweiten Gattung; nur östlich und südlich von Grönland herrschen die Eisberge vor, die von dieser durch und durch vergletscherten, noch im Eiszeitalter befindlichen Rieseninsel ausgestoßen worden waren. Die antarktischen Meere im Gegenteile sind ziemlich arm an Feldeis, unverhältnismäßig reicher an Landeis, und darum darf jeder Seemann, dem die Bezwingung der Eisbarrière gelang, sich mit der Hoffnung tragen, auf ein weites, freies Meeresbecken zu stoßen, wie die „Weddel-See" eines ist. Gestaltlich zeigt sich nun aber wiederum ein beträchtlicher Unterschied zwischen den Eisbergen des Nördlichen und des Südlichen Polarmeeres.

Jene kühnen Formen, die an Ritterburgen, Türme, Obelisken, Dolomitfelsen erinnern, kennt die Antarktis nicht. Hier sind es pontonartige, schwerfällige Klötze, welche die landschaftliche Physiognomie des Meeres kennzeichnen; die Art und Weise, wie sie sich von den Eisflächen des Inneren abtrennen, ist eben wohl auch eine ganz andere und bedingt durch die Bodengestalt des Inlandeises, welches ohne wesentliche Bewegung sich über den selten zu Tage tretenden Felsboden ausbreitet und nicht mit kräftigerem Gefälle als Gletscher zum Meeresspiegel herabsteigt. Soviel man aus den von Roß vorgenommenen Lotungen ersehen kann, sind auch jene Eiswälle, deren wir oben Erwähnung taten, und welche sich vielenorts als das schlimmste Hemmnis für tieferes Eindringen in das Hinterland offenbarten, keineswegs fest aufgelagerte Eismassen, sondern auch sie schwimmen, indem sie unausgesetzt an den Rändern verkleinert und durch Nachschub vom Lande her wieder ergänzt werden. Allen Südpolfahrern fällt die charakteristische Streifung der Eisberge auf; weiße und blaue Eisschichten

wechseln miteinander ab, und dazwischen sind auch Streifen von Gerölle, Moränenschutt und vulkanischen Eruptionsstoffen eingebettet. Solche ausgesprochene Schichtbildung kann man am besten dann studieren, wenn ein Binnenlandgletscher mit einem mächtigen Eiswalle an der Küste absetzt, und dieser Abbruch kann nach Arctowski sogar als eine typische antarktische Uferform bezeichnet werden.

Die Eisverhältnisse erschweren im Süden weit mehr als im Norden ein tiefergehendes Vertrautwerden mit der Geologie der „Länder"; was man als gesichert erachten kann, legte E. Philippi, eines der Mitglieder der deutschen Südreise, im Mai 1901 dem Breslauer Geographentage vor. Gewiß dürfte sein, daß sehr altes Gestein, dem Urgebirge und dem älteren Paläozoikum angehörig, den Hauptkörper des bis jetzt entdeckten Festlandes ausmacht. Die jüngeren Schiefer, die man gleichfalls kennen gelernt hat, sind leider sehr wenig reich an fossilen Einschlüssen, wie sie allein die stratigraphische Altersbestimmung ermöglichen. Von den wenigen Pflanzenversteinerungen, die sich bislang fanden, darf man wohl sagen, daß sie für ein dereinst viel wärmeres Klima in diesen hohen Breiten zeugen. Jungvulkanische Bildungen sind in der Nähe der Viktoria-Vulkane den älteren Felsen übergelagert. Auch die vom Boden des Meeres aufgeholten Grundproben, soweit sie nicht aus gewöhnlichem blauem Tiefseeschlick genommen wurden, verraten nach Murrays sachkundigem Urteile die Zugehörigkeit zu einem wesentlich aus kristallinischen Gesteinen und alten Schiefern aufgebauten Kontinentalblocke. Überaus wertvoll wäre es, wenn sich ermitteln ließe, ob jene grundsätzliche Verschiedenheit zwischen südamerikanischer und indoafrikanischer Gebirgsstruktur, die die Südhalbkugel kennzeichnet, auch auf das Südpolarland in seiner östlichen und westlichen Hälfte übergreift, wofür manche Anzeichen zu sprechen scheinen.

Mit die wichtigsten Errungenschaften stehen, unter allen Zweigen der tellurischen Physik, der Lehre vom Erdmag-



netismus in Aussicht. Die Erde ist ein großes Reservoir magnetischer Kraft und steht als solches in steter, obschon veränderlicher Wechselbeziehung zu anderen Weltkörpern, von denen ein gleiches gilt, vorzugsweise also zur Sonne. Die sogenannten magnetischen Elemente — Deklination, Inklination, Intensität — sind es, in denen sich die magnetische Erdkraft meßbar zu erkennen gibt. Es leuchtet nun ein, daß man von dieser letzteren ein um so besseres Bild erhalten wird, je größer die Zahl der Orte ist, an denen derartige Messungen ausgeführt wurden, und wenn ein so beträchtlicher Teil der Erdoberfläche in dieser Hinsicht ganz versagt, so muß solcher Mangel alle Versuche zu einer Untersuchung über die geographische Verteilung der fraglichen Kraft lähmend beeinflussen. Zu solchen Studien hatte namentlich v. Neumayer in umfassendem Maße angeregt, und in dem Mathematiker Adolf Schmidt in Gotha war der richtige Mann gefunden worden, um das ungeheure Rechnungswerk, das es zu erledigen galt, zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen. Allein, nachdem er vermittelst neuer Methoden die Arbeit soweit geführt hatte, um über deren Erfolg ein sicheres Urteil abgeben zu können, sah er sich zu dem pessimistisch klingenden Ausspruche veranlaßt: „Die endliche Erkenntnis des Wesens der erdmagnetischen Kraft hängt wesentlich davon ab, daß eine magnetische Aufnahme der Südpolarregion durchgeführt wird; ohne Kenntnis der magnetischen Verhältnisse aus jenen Gegenden ist es ein hoffnungsloses Unternehmen, an der allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus weiter zu arbeiten.“ Daß durch diese Erklärung die Südpolarforschung einen machtvollen Anstoß erhalten mußte, und daß sie auch wirklich bei dem Entschlusse, die Kräfte des Reiches für den gedachten Zweck mobil zu machen, eine nicht unbedeutende Rolle spielte, kann als sicher angenommen werden.

Vor allem wäre es wünschenswert, über die Lage des magnetischen Südpoles ins klare zu kommen und zu erkunden, inwieweit die Wirklichkeit sich deckt mit jener



Berechnung, welche der Begründer einer exakten Lehre von den magnetischen Erdkräften, K. F. Gauß, im Jahre 1838 vorgenommen hat. Den nördlichen Magnetpol, der von dem Drehungspole ziemlich weit absteht, kennt man seit dem Jahre 1819; Parry wurde seiner Nähe dadurch inne, daß sich die Neigungsnadel bei der Annäherung immer entschiedener senkrecht zur Horizontalebene einstellte. Auf dieselbe Weise haben auch die Forschungsreisenden der neuesten Zeit ein methodisches Suchen nach dem zweiten Endpunkte der magnetischen Erdachse veranstaltet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bereits eine gewisse Korrektur der Gaußschen Bestimmung, die ja angesichts der Unvollständigkeit der Erfahrungsdaten nur ganz obenhin zutreffen konnte, erzielt worden ist. Nach Borchgrevingk würde der Magnetpol angenähert bei 73°20′ s. Br., 146° ö. L. zu suchen sein. Damit ist dann auch die Möglichkeit gegeben, neue Karten der Linien gleicher magnetischen Mißweisung, Neigung und Stärke, sowie auch jener grundlegenden Größe herzustellen, welche man als „magnetisches Potential" kennt, und von der in letzter Instanz alle magnetischen Kraftäußerungen nach Art und Maß abhängig sind.

Seit einem Jahrzehnte etwa hat sich in den beteiligten Kreisen mehr und mehr die Ansicht befestigt, daß an solchen Erdstellen, in deren Umgebung die magnetischen Elemente ein anderes Verhalten betätigen, als man auf eine Betrachtung der Karte hin vermuten sollte, auch die Schwerkraft gewisse Unregelmäßigkeiten ihres Wirkens verrät. Die Lotlinie fällt nicht mit der Richtung des Erdhalbmessers zusammen, und ein über den Ort der Anomalie gebrachtes Pendel schwingt langsamer oder schneller, als es nach der Berechnung, die sich bloß an die geographische Lage hält, schwingen sollte. Mit gutem Grunde hat deshalb v. Neumayer in sein antarktisches Programm auch Messungen mit dem trefflichen Pendelapparate v. Sternecks aufgenommen, die allenthalben mit den geomagnetischen Beobachtungen



verbunden werden sollen. Nur auf diesem Wege darf man zu einer tieferen Einsicht in die Schwerkraftverhältnisse der Südhemisphäre zu gelangen hoffen, wobei dann zugleich ein bedeutungsvoller Anhaltspunkt zur Beurteilung der Frage gewonnen werden kann, ob die Oberflächenform beider Erdhalbkugeln, wie sie sich „geoidisch" in einer absolut ruhigen Wasseroberfläche ausprägt, genau die gleiche ist oder erkennbare Verschiedenheiten aufweist.

Dem Auge entzieht sich das Vorhandensein einer magnetisch-elektrischen Ladung des Erdkörpers unter gewöhnlichen Umständen, und nur dann wird sie sinnenfällig, wenn jene oft prachtvolle Ausgleichserscheinung ausgelöst wird, die man Polarlicht nennt. Seit 1640 schon wußte man, wie die Nachforschung Bollers ergab, in Südamerika, daß es auch Südlichter gebe, und Cooks zweite Reise (1773) bewirkte ein allgemeineres Bekanntwerden dieser Tatsache; aber erst in jüngster Zeit hat man Übereinstimmung und Abweichung der im Norden und Süden aufblitzenden Polarlichter einem ernst gemeinten Studium unterworfen. Die planmäßig fortgeführten Beobachtungen Arctowskis haben uns einer sehr merkwürdigen Erfahrungswahrheit nahezu vergewissert, daß nämlich Nord- und Südlichter einen zeitlichen Parallelismus erkennen lassen. Die Vergleichung der nach den Tagebüchern der „Belgica" gezeichneten Südlichtkurven mit jenen beiden Nordlichtkurven, welche in Washington und Toronto konstruiert wurden, belehrt uns durch den bloßen Augenschein darüber, daß die Termine besonders kräftiger Entfaltung dieser Lichtphänomene im nördlichen Nordamerika und südlich vom südlichsten Südamerika genau zusammenfallen, und zwar konstatiert man um die gleiche Stunde auch besonders scharfe Ausbuchtungen der den Gang der magnetischen Horizontalintensität darstellenden Linie. Daß solch gleichartiges Verhalten nur ein Werk des Zufalles sein sollte, wird man kaum glauben können. Die Sache fortgesetzter Beobachtungstätigkeit wird es sein, auszumitteln, ob auch in der Südpolarzone jene charakteristischen Ringe sich nachweisen

lassen, auf welche zuerst A. E. v. Nordenskiöld sein Augenmerk richtete, und deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß innerhalb jedes solchen Gürtels die äußere Form der Lichterscheinung — strahlenwerfendes Polarlicht, Draperielicht, Polarlichtgewölke — eine konstante ist.

Weit weniger Interesse, als in der Arktis, gewährt in dem uns hier beschäftigenden Gebiete die organische Welt, denn diese ist nach allem, was wir bis zum heutigen Tage in Erfahrung gebracht haben, hier ungleich schwächer entwickelt, als es mit Rücksicht auf die niedrigen Temperaturen von vornherein zu erwarten war. Die Anthropogeographie und Ethnographie scheiden vollständig aus; Menschen gibt es jenseits des 55. Parallels keine mehr und hat es auch nie gegeben — wenigstens nicht, soweit dauernde Ansiedelung in Betracht kommt. Aber auch für das Gedeihen der Pflanzenwelt gebricht es zumeist an jenen steiler geböschten Hängen, von denen das Schmelzwasser rasch abfließt, und welche zudem von den schief einfallenden Sonnenstrahlen doch unter einem hinreichend steilen Winkel getroffen werden, um eine nachhaltige Erwärmung aufzunehmen. Baumartige Holzgewächse trifft man bereits in Süd-Georgien nicht mehr an, aber immerhin konnte der Botaniker der deutschen Winterstation von 1882 neben zahlreichen Kryptogamen dortselbst 13 Arten von Blütenpflanzen sammeln. Eine physiognomisch bemerkenswerte Pflanze ist das Tussockgras, dessen sonderbare Büschel den Boden weithin bedecken. Bei Kap Adare scheinen hingegen die Phanerogamen gänzlich verschwunden zu sein, und nur in einigen Moosen und Flechten findet noch die Flora einige kümmerliche Vertreter. Dem Botaniker einer antarktischen Reise winkt also in keinem Falle eine so reiche Ausbeute, wie sie sein arktischer Kollege noch unter dem 83. Parallel machen kann. So gibt es denn auch keine irgend nennenswerte Landtierfauna, allerdings abgesehen von einigen Vogelgattungen, die wenigstens die Randzone zahlreich bevölkern und teilweise sogar das Landschaftsbild bestimmen helfen. Die Pinguine, diese



unbehilflichen Gestalten, deren Flügelrudimente derart eingeschrumpft sind, daß die Tiere nur noch zu hüpfen, nicht aber zu fliegen vermögen, sind „die eigentlichen Charaktervögel“ der Südpolarwelt. Im Wasser kommen sie rasch vorwärts, aber ihr Lieblingsaufenthalt ist das Land, und auf allen Bildern, die wir von antarktischen Gegenden haben, bilden sie die Staffage. Die Gattung zerfällt in eine Menge von Arten. Sturmvögel gibt es ferner reichlich, und auch Kormorane und Raubmöven kommen weit nach dem Süden. Daß von Reptilien und Amphibien keine Rede sein kann, braucht nicht erst betont zu werden. So arm aber das Festland an Tieren ist, so reich ist das Meer mit diesen gesegnet. Die größten Exemplare des Robbengeschlechtes, die Seelöwen und Seeelefanten, sind hier zu Hause, und auch sonst noch Seehunde verschiedener Arten; freilich aber hat der oft zwecklose Mordkrieg, welchen die Gewinnsucht gegen diese ebenso harmlosen wie grimmig dreinschauenden Geschöpfe inszenierte, ihre Anzahl sehr vermindert, und nur in ganz abgelegenen Buchten haben sich dieselben ihre ursprüngliche Zutraulichkeit bewahrt, die soweit geht, daß sich der Mensch ruhig auf ihren breiten Rücken setzen darf, ohne sie zu irgendwelchen Zeichen von Mißbehagen zu veranlassen. Wieviel Merkwürdiges zumal an Fischen noch die südliche Polarsee in sich schließt, lassen die an deren Nordrand aus der Tiefe geholten abenteuerlichen Gestalten mutmaßen, welche die „Valdivia“-Fahrt unter Chuns Leitung nach Europa brachte. Krebse, Würmer, Protozoen aller Art, wie sie als „Plankton“ die Nahrung der höheren Meerestiere bilden, bringt das Schleppnetz bei jedem Zuge in den antarktischen Gewässern zu Tage, und auf dem Grunde des Roß-Meeres gibt es sogar — ein der Erklärung noch sehr bedürftiger Fund — Kolonieen lebender Korallen. Es ist somit dafür gesorgt, daß der Zoologe einer den Südpol anstrebenden Expedition ebenfalls auf seine Rechnung kommt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

München. *Prof. Dr. S. Günther.*





# Eduard Mörike.

Still und einsam hat Mörike gelebt. Ein Freund schrieb nach seinem Tode: „So sehr war es ihm gelungen, sich schon bei Lebzeiten aus der Welt Staub und Zank zu retten, daß manche sich wohl bei der Kunde gewundert haben, daß er bis dahin noch gelebt habe.“ „Wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß,“ meinte Gottfried Keller, sei Mörike gestorben.

Nie hat er sein Dichten geräuschvoll ins Getriebe des Lebens sich mischen lassen; nie hat er es künstlich getrieben und gesteigert, um nicht an Berühmtheit zu verlieren, um nicht in der Gunst des Tages überflügelt zu werden. Wie Tassos Dichten glich das seine dem Spinnen des Seidenwurms, der das köstliche Geweb entwickelt, weil er dem Gebot seiner Natur folgt. Seine Natur war tief und rein dichterisch angelegt; die Lyrik war seine Sprache, ob sie auch nur selten erklang; als Geistlicher, als Lehrer, als Gesellschaftsmensch redete er wie in fremden Zungen. Wer nicht wüßte, was Lyrik sei, könnte es besser als durch Belehrung an wenigen Verszeilen Mörikes lernen, die mit lyrischem Leben getränkt und geschwellt sind: „Angelehnt an die Efeuwand dieser alten Terrasse, du, einer luftgeborenen Muse geheimnisvolles Saitenspiel, fang an, fange wieder an deine melodische Klage!“

Wir aber, forschende und kritische Menschen von heute, wollen an den melodischen Klängen uns nicht genügen lassen; wir wollen wissen, wie der Dichter geworden, wer auf ihn gewirkt hat, menschlich und künstlerisch; wir wollen, soweit es möglich ist, seinen Genius nicht nur horchend bewundern, sondern auch begreifen. Zwei Bücher, die im vorigen Herbste erschienen sind, suchen diesem Verlangen entgegenzukommen; das eine von H. Maync (Stuttgart, Cottas Nachfolger) ist mehr wissenschaftlichen Anforderungen angepaßt, umfassend und sorgfältig eingehend; das

andere von K. Fischer (Berlin, L. Behrs Verlag) wendet sich harmloser an einen größeren Kreis. Beide Bücher sind mit voller Sachkenntnis geschrieben; an Quellen fehlte es nicht, die schriftlichen befinden sich teils auf der Stuttgarter Bibliothek, teils im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv; aber auch mündliche Quellen flossen noch in den Mitteilungen der Witwe und der Schwester des Dichters.

Oberflächlich betrachtet, gibt es nicht leicht etwas Reizloseres und Unbefriedigenderes als das Leben Mörikes. Ein Theologe, der ohne große Eignung und Neigung zum geistlichen Amt sich doch jahrelang durch zahllose Vikariatsstellungen hindurchquält und um eine Pfarre bemüht; der, nachdem er sie endlich erlangt, seine Amtspflichten sehr nebensächlich abmacht und mit kaum vierzig Jahren sich pensionieren läßt; der dann sich in lässiger Weise nach dem und jenem umsieht und endlich in einer Lehrerstellung Genüge findet, die kaum mehr als Sinekure ist, bis er endlich schon frühzeitig auch von dieser sich zurückzieht und auch als Dichter verstummend langsam dem Tod sich in die Arme sinken läßt, — was bietet ein solches Leben Interessantes dar? Daneben eine Ehe, die in gleicher Weise unbefriedigend wirkt, weil auch hier Mörike keine Beherrschung der Verhältnisse zeigt; spät geschlossen, kann sie dem eingewöhnten Junggesellen nicht mehr bieten, was er von ihr erträumt hat, — und ist zugleich durch die fortdauernde Lebensgemeinschaft des Gatten mit einer innig geliebten Schwester in der vollen Entfaltung ihres Wesens von Anfang an gehindert, bis sie endlich zu schriller Dissonanz führt und mit einer tatsächlichen Trennung, aber nicht mit gerichtlicher Scheidung schließt.

Doch das Unbefriedigende seines Lebens hat der Dichter selbst nicht so gefühlt, wie es uns scheinen möchte. Er war so sehr Dichter im ganzen Wesen und Weben, daß gegenüber seinem Innenleben, gegenüber dem beständigen, still geschäftigen Leben seiner Phantasie alles andere, alle äußern und innern Beziehungen seines Daseins nur von

untergeordneter Bedeutung waren. Seine Phantasie erfüllte und durchleuchtete alles; sie fand in den kleinsten Eindrücken und Erlebnissen Anregung zu unvergänglichen Schöpfungen, während zugleich die wichtigsten Ereignisse, wenn sie nicht befruchtend auf die Dichterphantasie wirkten, für Mörike nur der Ballast des Lebens waren. Goethe hat gesagt, die Muse verstehe das Leben nur zu begleiten, nicht zu leiten; Mörike hat es von ihr leiten lassen, und im Sinne der hohen Lebenskunst eines Goethe ist sein Leben gewiß nicht der Bewunderung wert; aber er hat auch nie danach gestrebt: er wollte nur träumen, warten, horchen, und wenn er den Quell der Poesie rauschen hörte, ihn in den Marmor der schönen Form fassen.

Worüber man angesichts solcher poetischer Lebensauffassung klagen darf, ist nur, daß die dichterische Ader Mörikes nicht reicher, nicht sprudelnder gewesen. Wir wollen nicht einstimmen in die moralisierenden Worte des stets zum Tadel fertigen F. Th. Vischer: „Talent verpflichtet"; denn seine Dichterpflicht vergessen hat Mörike sicherlich nicht. Aber wir müssen bedauern, daß, wie in physischer, so auch in geistiger Hinsicht es dem Organismus Mörikes an voller Lebenskraft fehlte; der Feinheit des Empfindens war die Kraft des Handelns und Schaffens nicht gewachsen. Es dauerte lange, bis aus dem Mutterboden seines Gefühls auch nur ein lyrischer Keim sich bis zur blühenden Pflanze entfaltete; zu umfangreichen künstlerischen Schöpfungen fehlte ihm, seit den Jugendtagen, da der „Maler Nolten" entstanden, überhaupt die Arbeitsfähigkeit. Aber diese Schranke wird doch nur von dem empfunden, der das Leben Mörikes reflektierend überschaut. Und die Folgezeit wird sie gar nicht mehr bemerken. Wie vieles bleibt denn auch von dem fruchtbarsten Dichter dauernd lebendig? Nur an wenige Schöpfungen knüpft sich meist der bleibende Nachruhm. Wer aber so karg und langsam reifend sich in seinem Schaffen gezeigt wie Mörike, von dessen Werk

wird darum ein verhältnismäßig großer Teil sich probehaltig gegen die auslöschende Macht der Zeit erweisen.

Welche literarhistorische Stellung sollen wir dem Lyriker Mörike zusprechen? Ein so persönlich gearteter Dichter ist nicht leicht zu klassifizieren und zu rubrizieren. Leicht ist freilich die gebräuchliche Antwort, Mörike gehöre zur „schwäbischen Schule". Aber eine solche Schule hat es nie gegeben, nur eine enge landsmannschaftliche Verbindung zwischen den schwäbischen Dichtern der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Mörike hat an ihr natürlich teilgenommen und zeigt auch Verwandtschaft mit den einzelnen Gliedern dieser Gruppe; aber gerade diese Verwandtschaften ergeben die einzigartige Vielseitigkeit seiner Dichterpersönlichkeit. Mit Kerner teilt er den Sinn für das Geheimnisvoll-Unbewußte, für die „Nachtseite der Natur", mit Uhland den für die mittelalterliche Welt, mit Hölderlin den für die Antike, mit Hauff den für das Märchen, mit Schwab den für den Realismus idyllischer Daseinsschilderung; er hat den geistlichen Ernst eines Gerok, die sinnliche Genußfreude eines Waiblinger, den satirischen Humor eines Vischer. Gewiß jede einzelne dieser Eigenschaften gemildert, so daß sie sich nicht unversöhnlich bekämpfen, aber von jeder doch so viel, daß er neben allen Genossen, die wir genannt, als die unvergleichlich reicher angelegte Natur dasteht.

Um für diese Vielseitigkeit den historischen Schlüssel zu gewinnen, erinnern wir uns des Goetheschen Gedankens, daß der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts der Sprößling der vermählten Klassik und Romantik sein müsse. In der Helena-Dichtung hat er ja selbst Lord Byron als diesen doppelt reichen Erben hingestellt. Neben dem schrankenlos sich auslebenden Pair einer weltbeherrschenden Aristokratie steht Mörike, das Glied eines landsmannschaftlich eng zusammenhaltenden, im kleinen eingesponnenen Bürgertums, fremd genug und scheinbar klein da. Aber die innere Weite seiner Persönlichkeit trug gleichfalls den Reichtum des ganzen

poetischen Erbes in sich. Wie lebt und webt er in Geist und Schönheit der Antike! Schon seine Übersetzungen und Nachbildungen der Lyrik Anakreons, Theokrits, Catulls zeigen die persönliche Verwandtschaft seiner Eigenart mit der Eklogik und Idyllik des Altertums. Aber auch in eigenen Dichtungen, mögen sie nun im Hexameter erzählend oder im Distichon epigrammatisch reden, ist antikes Maß leitend und antike Gestaltungskraft herrschend. Besonders charakteristisch ist, daß Mörike selbst einen der dem deutschen Ohr schwersten antiken Verse, den sechsfüßigen Jambus, gern in poetischen Zuschriften, Anreden anwandte und ihn mit großer Sicherheit und Freiheit zu handhaben wußte. — Daneben aber die romantische Neigung in Stoffwahl und Formgefühl. Wie wird die Welt mittelalterlicher Sagen und Märchen lebendig in seinen Romanzen, auch wenn das Erzählte im einzelnen freie Erfindung seiner Phantasie ist. Wie weiß er durch geheimnisvolle, auf der Grenze des Realen und des Magischen stehende Gestalten den Zauber des Romantischen hervorzurufen; wie weiß er, Lyrisches und Episches eng verschmelzend, in den Bildern des Königs, des Töchterleins, des Knaben die ritterliche Welt, aber volkstümlicher, einfacher, als sie wirklich gewesen, lebendig zu machen. Er hat in dieser persönlichen dichterischen Kraft, die sich ohne bestimmte Vorliebe aller gegebenen poetischen Mittel und Überlieferungen bedient, selbst etwas Goethisches an sich, und es lag ein ernstes Urteil dahinter, wenn ein Freund ihm nach Mayncs Bericht scherzhaft schrieb, er scheine Goethes verlorene Lieder auf ungesetzliche Art an sich gebracht zu haben, um sich damit zu brüsten. Mörike selbst hat seine Verehrung Goethes noch zu Lebzeiten des Meisters in dem schönen Sonett „Antike Poésie" ausgesprochen, in dem er den Einzigen feiert, der den griechischen Helikon noch zu beleben vermöge. „Da sah ich Iphigeniens Dichter stehn: Er ist's, an dessen Blick sich diese Höhn so zauberhaft, so sonnewarm erquicken. Er geht, und frostig rauhe Lüfte wehn."

Mörike war Goethe auch darin verwandt, daß er die Poesie nur als Poesie schätzte und meisterte. Obschon Geistlicher, wurde er niemals theologisch, obschon Lehrer, niemals didaktisch in seinem Dichten. Das war eine besondere Bewährung des Poeten zu einer Zeit, da die Poesie fast ausschließlich tendenziös war, als sich in den dreißiger Jahren das „junge Deutschland" einzig in den Revolutionsdichtern hervortat und gegen sie konservative, aristokratische, klerikale Dichter den Kampf aufnahmen. Die künstlerische Enthaltsamkeit und Vornehmheit in diesen Kämpfen hat Mörike schwer damit büßen müssen, daß seine Töne nur langsam durch den Lärm des Tages dringen konnten und seine Werke lange wenig beachtet wurden. Nach seinem Tode noch ist ihm von dem Dichter des „Uriel Acosta" und der „Ritter vom Geist" nachgerufen worden: „Da treibt nichts, da gärt nichts, da will sich nichts gestalten .... Nirgends findet ein Leser den .... die Literatur als Kulturmoment weiter führenden Stoff." Das Wort „Kulturmoment" hat Mörike vermutlich in seinem ganzen Leben nie in den Mund genommen; aber sein Schaffen ist auch nicht wie das Gutzkows ein „Moment" geblieben, sondern es ist eine eigene, in sich selbst ruhende Größe geworden.

Diese Größe ist in vollem Maß freilich nur in seiner Lyrik zu finden. Als epischer Dichter hat Mörike nicht Gleichwertiges geschaffen, und als Dramatiker kann er überhaupt nicht gelten, da das einzige dramatische Werk, das Schattenspiel vom „Letzten König von Orplid", das in den „Maler Nolten" eingelegt ist, seine Bedeutung nur durch die lyrische Schönheit gewinnt. Im Epischen sind nur die der Lyrik verwandten Romanzen auf der vollen Höhe Mörikescher Kunst; schon in der „Idylle vom Bodensee", die im einzelnen den epischen Ton so schön durchführt, ist doch die unglückliche einschachtelnde Kompositionsweise störend. In den Novellen kann ich den Wert, den Mörikes Freunde auch ihnen beigelegt haben, nicht entdecken; es fehlt die überzeugende Lebenswahrheit, es fehlt die siegende,



unwiderstehliche Kraft, die Mörikes Lyrik eigentümlich ist. Es sind gewiß Dichtungen, die hübsch zu lesen sind: aber sie werden von Mörikes anderen Leistungen getragen; sie allein hätten sicherlich nicht ihn unsterblich gemacht, weder die im Märchenlande noch die auf dem Boden der Wirklichkeit spielenden. Eine Ausnahme macht „Mozarts Reise nach Prag"; aber hier ist nicht die novellistische Kunst das Entscheidende. Hier ist das Anziehende und Hinreißende das kongeniale Verständnis eines Künstlers für den andern. Mörike hatte zeitlebens die Bewunderung der Liebe für Mozart. Wäre er ein Historiker gewesen, so hätte er eine Biographie Mozarts geschrieben, — als Musikästhetiker eine theoretische Würdigung; da er ein Dichter war, schrieb er eine Novelle, in der Mozart leibt und lebt, wie kein Geschichtschreiber ihn hinstellen könnte, — und in der die berückende Macht seiner Kunst sich so lebendig erweist, wie keine Reflexion es zu Tage legen könnte. Es ist falsch, wenn man wohl gesagt hat, daß in dieser „Novelle" die geschichtliche Schilderung Mozarts allzusehr überwiege; denn eben diese ist ja hier, was eigentlich dem Dichter am Herzen liegt. Er will Mozart zeichnen, wie er ihn sieht, aber doch den wirklichen Mozart; denn er ist überzeugt, daß er ihn richtig sieht; dagegen ist der Lauf der harmlosen Erzählung hier ganz nebensächlich.

Die Kunst des Fabulierens hat Mörike hauptsächlich in dem Roman „Maler Nolten" bewährt, der in dem engen Raum eine Fülle von Begebenheiten und Gestalten einschließt. Er hat ihn selbst als sein Lebenswerk angesehen und es als innere Nötigung empfunden, noch im Alter das Jugendwerk so umzuarbeiten, wie es seiner gereiften künstlerischen Einsicht entsprach. Wie Kellers „Grünen Heinrich" besitzen wir so den „Maler Nolten" in zwei Fassungen, von denen wir unbedenklich die zweite vorziehen dürfen. Denn Mörike hat nicht etwa in der Umarbeitung sein eignes künstlerisches Wesen verleugnet; nicht das hat er getilgt, was dem gemeinen Urteil der Welt fremdartig erschien, ja,

er ist sogar mit einem gewissen Eigensinn auch seltsamen Irrgängen seiner Phantasie treu geblieben und hat nur insoweit geändert als es von seinen eignen Voraussetzungen aus nach schärferem Durchdenken und künstlerischem Abwägen sich als gefordert ergab. Übrigens ist die Neugestaltung nicht ganz zu Ende gediehen, so daß im zweiten Bande ein Freund des Dichters, Julius Klaiber, die einzelnen Blätter zum druckfertigen Ganzen zusammenschweißen mußte. Fischer gibt ausführliche Nachricht über Art und Maß dieser Nachhülfe.

Doch würde es hier zu weit führen, diese kritische Frage im einzelnen zu verfolgen. Der genießende Leser darf sie auch ruhig beiseite lassen und den „Maler Nolten" unbedingt als ausschließliches Werk Mörikes betrachten. Es ist sogar ein eminent persönliches Werk. Nicht als ob Mörike selbst sich in dem Helden dargestellt hätte, aber so, daß er seine Lebensauffassung darin niedergelegt hat, nicht in der Form einer abgemessenen Gesamtbeurteilung, sondern in der Auswahl dessen, was er im Leben für sehenswert hält und sieht, in der Perspektive, von der aus er die Welt übersieht, in dem Ton und der Farbe, die er in die Welt hineinsieht. Einen großen Raum nimmt die Darstellung der aufopferungsvollen Freundschaft ein; die Liebe erscheint nicht als rein beglückendes, sondern als zugleich quälendes und aufreibendes Element, weil die volle Harmonie zwischen Mann und Weib nicht zu erreichen ist. Das politische und das höfische Lebensgebiet erscheinen durchaus in ungünstigem Licht als untergeordnete Sphären der menschlichen Existenz, wie sie Mörike selbst, ganz und gar Individualist, zu sehen gewohnt war. Kunst und Ethik geben die Atmosphäre, in der das Leben lebenswert erscheint, in der sich die Motive bilden, die ein edles Leben bestimmen. Die Welt des Unbewußten, der Ahnungen, des Hellsehens, der geheimnisvollen Bezüge erfüllt, umgibt und überwaltet die reale Welt in derselben Art, wie der Dichter dies selbst zu glauben geneigt war

und zu fühlen meinte. Die Äußerungen dieser Welt sind hauptsächlich an die Gestalt der Zigeunerin geknüpft, welcher der Dichter zweifellos Züge einer eigenartig geheimnisvollen Persönlichkeit eingewoben hat, die in seinem Jugendleben eine eingreifende Rolle gespielt hat und die von ihm auch in den Dichtung und Wahrheit phantasievoll mischenden „Peregrina“-Gedichten künstlerisch wiederbelebt worden ist.

Man hat den „Maler Nolten“ wohl mit Wilhelm Meisters Lehrjahren verglichen, weil in beiden Romanen ein der Selbständigkeit entbehrender Charakter den wechselnden Einflüssen des Lebens ausgesetzt und durch sie endgültig im Gang seiner Entwicklung bestimmt wird. Aber die Ähnlichkeit, die sich darin zeigt, wird doch weit überboten durch die Verschiedenheit in der Auffassung des Weltzusammenhangs und seiner Einwirkung. Bei Goethe wird der Held durch die Erlebnisse geläutert, geklärt, zum befriedigenden Lebensziel geführt; es waltet eine durchaus optimistische Auffassung der Fügung, der „höheren Hand“, durch die der Mensch geleitet wird. Bei Mörike stimmt alles zusammen, um den „Maler“ in Verwirrung, Schwäche hineinzuziehen und endlich ins Verderben zu stürzen; wie von finstern Mächten umgeben, erliegt er. Wollte Mörike damit eine entschieden pessimistische Grundanschauung zum Ausdruck bringen? Bei seinem religiösen Empfinden ist das doch nicht anzunehmen. Eher wollte er einen gewissen Prädestinationsglauben in der Handlung verkörpern; es gibt Personen, die dem Untergang geweiht, und solche, die zu siegendem Leben bestimmt sind. Aber diese Bestimmung ist keine willkürliche; sie hängt mit der Organisation des Individuums unlösbar zusammen. Mörike hatte vollkommen recht, sich über die zu beklagen, die ein mehr versöhnendes Ende seines Romans wünschten. Das Schicksal der Hauptpersonen ist wohl motiviert aus der eigenen Anlage, und die wunderbaren Ereignisse und Fügungen, die eingreifen, durchkreuzen die natürliche Entwickelung nicht, sondern gehen ihr parallel und stützen sie.



Auf wie unsicherem Grunde das persönliche Geschick Noltens und der ihm Nächststehenden ruht, hat der Dichter schon durch die gewagte, aber hier trefflich passende Erfindung des maskierten Briefwechsels zwischen Larkens und Agnes gezeigt. Ein Liebespaar ist durch inneres Schwanken, nervöse Unsicherheit getrennt worden; der Freund des Bräutigams unternimmt es durch eine Korrespondenz, die er unter dessen Maske führt, das Verhältnis wiederherzustellen. Das Mittel ist charakteristisch für den, der es ersonnen; die Urteilslosigkeit, mit der die Verstellung aufgenommen wird, charakteristisch für die Braut; die Willenlosigkeit, mit der der Bräutigam sich schließlich durch die an seinen Freund gerichteten Briefe wiedergewinnen läßt, charakteristisch für ihn. Es gehört eine ganz naive Sentimentalität dazu, um zu verlangen, daß aus diesen Voraussetzungen sich ein dauerndes Eheglück und eine biedere Hausfreundschaft mit dem freundlichen Vermittler entwickeln soll. Die Personen haben gerade durch diese Handlungsweise gezeigt, daß sie unfähig sind, ein fest gegründetes Gebäude des Glückes zu zimmern. Die Psychologie Mörikes ist eine äußerst feine, und Angriffe gegen sie bleiben unwirksam.

Leicht ist es dagegen, den Roman in Grund und Boden zu kritisieren, wenn man die Komposition oder die epische Erzählungskunst betrachtet. Die unübersichtliche, einschachtelnde Anordnung, die schon in kleineren Produktionen den Genuß erschwert, wird in dem umfassenden Gebiet des Romans geradezu eine Feindin des Lesers, der den natürlichen Gang seines Interesses immer wieder durchkreuzt sieht. Und in der Darstellung ist das fortwährende persönliche Hervortreten des Autors, seine Erklärungen, Beteurungen, Entschuldigungen, Ablehnungen umgemein störend. Gewiß hat Mörike nicht absichtslos so geschrieben, und er würde auf Vorwürfe vermutlich geantwortet haben, daß das eben *sein* Erzählungsstil sei; aber wer sich auf dies Recht zurückzieht, muß auch dem Leser das persön-



liche Recht zugestehen, sich in seinem Urteil nach eignem Gefallen zu richten. Und ich glaube, daß diese persönliche Erzählungsart dem weiten und dem dauernden Erfolg des Malers sehr im Wege ist. Besonders unser heutiges Geschlecht ist wenig geneigt, solchen Einkleidungen und Umschweifen zu folgen; es hat nicht die Geduld dazu, will gerad auf die Sachen losgehn. Und es ist deshalb auch nicht zu tadeln; denn das Problem liegt noch tiefer. Was man epische Gesetze, überhaupt — etwas hochtrabend — „Gesetze“ der Kunst genannt hat, das ist ja nichts anderes als die durch Erfahrung festgestellten psychologischen Wirkungen bestimmter künstlerischer Bedingungen. Und es liegt in der menschlichen Natur, daß diese Erfahrungen sich immer von neuem bewähren, und daß der Künstler, der sie ignoriert, selbst unter den Folgen zu leiden hat.

Der „Maler Nolten“ entschädigt für diese Mängel aber reichlich durch die Fülle der lyrischen Schönheit, durch den Stimmungsgehalt, durch die Mörike eigentümliche poetische Verklärung der Welt, die doch dem Realismus der Darstellung nicht Eintrag tut. Es ist, als wäre alles mehr von Leben gesättigt als im wirklichen Alltagsdasein. In dem Gedicht „Septembermorgen“ hat Mörike die Natur mit den wunderbaren Worten durchsonnt: „Bald siehst du, wenn der Schleier fällt, den blauen Himmel unverstellt, herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließen.“ So wirkt auch seine Darstellung auf uns; gedämpft — auch das Bild der höchsten Leidenschaft, der düstersten Tragik; aber doch von warmem Leben, dem goldenen Leben der Poesie alles erfüllt. In dem Reichtum und der Schönheit der Metaphern tritt dieses poetische Leben besonders hervor. Was für ein Bild gibt Mörike, um zu zeigen, wie das tiefste Leid durch die plötzliche Mahnung an eigne Schuld zum Schweigen gebracht wird! „Du siehst deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnsten Höhe ein Blitz berührt hat, langsam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu Deinen Füßen zucken.“ Oder wie weiß er



die im tiefsten Elend noch fortdauernde Gewohnheit des Daseins, selbst der äußeren Heiterkeit durch ein Bild nicht nur zu schildern, sondern zu erklären! „Ich bin nur eben wie das Schiff, das leck an einer Klippe hängt und dem nicht mehr zu helfen ist; was kann das arme Schiff dafür, wenn mittlerweile noch die roten Wimpel oben ihr Schelmenspiel im Wind forttreiben, als wäre nichts geschehen?“

Ein Dichter von so stiller Eigenart wie Mörike hat natürlich keine Schule machen können; weder junge Dichter, noch Ästhetiker, noch Literarhistoriker, noch Journalisten hat er an sich herangezogen, und eine Macht im literarischen Betriebe ist er nicht geworden. Aber an enthusiastischen Anhängern und Freunden hat es ihm doch nicht gefehlt; neben zahlreichen schwäbischen Landsleuten werden Männer wie Schwind und Storm uns von den Biographen genannt. Und auch von der Fortdauer einer „engsten Mörikegemeinde“ berichten sie uns, die auch schon die esoterischen Neigungen einer Sekte aufweist; sie zieht den „Urnolten“ dem umgearbeiteten Werk vor. Es ist charakteristisch für des Dichters Art, daß eine so stille, aber unbedingt ergebene Schar ihm anhängt; aber darin darf sich seine Wirkung doch nicht erschöpfen. Seine Lyrik muß ein erworbener Besitz des Volkes werden. Manches hat dafür die Musik getan; eine Reihe seiner schönsten Lieder sind durch Kompositionen populär geworden. Aber darüber hinaus reicht die Kenntnis selten. Auch der große Schatz der nicht sangbaren Dichtungen, der antiker Form sich nähernden wie der Gelegenheitsgedichte, muß Gemeingut werden. Mörikes Nachlaß hat neben dem unserer Klassiker im Weimarer Dichter-Archiv seine Stelle gefunden. Möge das ein Symbol dafür sein, daß auch in der Schätzung der Nachwelt der Dichter und die ihm eingeborene poetische Kraft den ersten Größen unserer Literatur beigesellt werde.

Darmstadt. *Prof. Dr. O. Harnack.*

---



# Wie ist des Deutschen Vaterland?

I.

Ich weiß eine sehr zeitgemäße Lektüre: Ludwig Börnes gesammelte Schriften. Wo man diese Feuilletons und Leitartikel aufschlägt, da sind sie nicht bloß interessant, sondern geradezu aktuell, und man meint, daß aus diesen Sätzen, die vor siebzig, achtzig Jahren geschrieben sind, ein Lebendiger, kein Toter zu uns spricht. War das journalistische Genie dieses Mannes so groß oder — haben sich unsere Zustände im Grunde so wenig geändert?

Vor kurzem nun las ich bei ihm folgende, im Jahre 1822 geschriebene Stelle: „Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterei; hat er eine Schmeichelei ins Soll gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungskanzlist hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Notwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß."

Diese Worte klangen noch in mir nach, als ich ein eben erschienenes kleines Buch zu durchblättern begann. Auf einer der ersten Seiten blieb mein Auge auf folgender Stelle haften: „Wie heute diese beiden Stände — gemeint sind der Offiziers- und Beamtenstand — beschaffen sind, wirken sie mehr entfremdend und abstoßend, drücken mehr auf das Volk, als sie dieses emporheben, fühlen sie sich mehr als die Herren denn als Diener der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt, reiben sich gegenseitig und unter

sich auf durch ein pedantisch durchgeführtes und von der Regierung begünstigtes Staffelwesen, durch einen lächerlich entwickelten Kastengeist, in dem der Druck vom Wirklichen Geheimen Rat bis hinab zum letzten Subalternen immer schwerer lastet. Viele Beamte sehen in dem nächsten Vorgesetzten die Grenze aller Weisheit, all ihrer Hoffnungen und Wünsche, in ihren Untergebenen den Diener ihrer Herrschgelüste. Der Volkswitz bezeichnet deshalb den preußischen Beamten als »Radler«. Fragt man »wie so?« so lautet die Antwort: »Na, oben den krummen Buckel und nach unten die Fußtritte«." — Die Ähnlichkeit dieses Gedankenganges mit dem Börneschen, ja, die Ähnlichkeit der beiden Metaphern von der „Sphinx" und vom „Radler" frappierte mich, und ich war einigermaßen verwundert, als ich konstatierte, daß der Verfasser des Buches an anderer Stelle seine politisch konservative und nationale Gesinnung betont. Verwundert und erfreut: denn nun wird man doch nicht behaupten können, daß nur die oppositionellen Nörgler und vaterlandslosen Gesellen Stoff und Grund zur Unzufriedenheit finden.

## II.

Das Buch, von dem ich spreche, heißt: „Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen."*) Sein Autor ist Dr. Ludwig Gurlitt, Oberlehrer am Gymnasium zu Steglitz, übrigens ein Bruder der Kunsthistoriker Wilhelm und Cornelius Gurlitt. Geschrieben ist es, um Klarheit über die Frage zu gewinnen, wie in der deutschen Jugend die Liebe zum Vaterland zu pflegen sei.

Ebensowenig wie Religiosität läßt sich Vaterlandsliebe lehren und lernen: „Durch amtlich vorgeschriebene laute Sedan- und Gedächtnisfeste, durch ruhmredige Nationaldenkmäler, durch einen patriotisch gesteigerten Betrieb des Geschichtsunterrichtes kann wahre Liebe zum Vaterlande

*) Berlin 1902. Verlag von Wiegandt & Grieben.

nimmermehr erzeugt werden.“ Damit der Mensch sein Vaterland liebe, ist es notwendig, daß dieses ihm die Güter sichert, die ihm das Leben erträglich machen. Die deutschen Zustände sind aber gegenwärtig so beschaffen, daß ein denkender Mensch sich schwerlich darin behaglich fühlen kann. Unter zwei Übelständen leidet man in Deutschland: unter dem Übermaß an Bevormundung und unter dem Mangel an Höflichkeit. Diese beiden Dinge hängen keineswegs immer zusammen. Die Franzosen z. B. werden ebenfalls, wenn auch nicht in dem Maße wie die Deutschen, von ihren Regierungen bevormundet, aber niemals wird man in Frankreich Grund zur Klage über Unhöflichkeit haben.

„Der Deutsche,“ so meint Gurlitt, „ist bis heute von der Regierung noch nicht für mündig erklärt worden; ein englisches Schulkind beansprucht und genießt mehr Achtung vor seiner Persönlichkeit, mehr Selbständigkeit im Handeln als der reife deutsche Mann. Die Vorstellung von dem beschränkten Untertanenverstand besteht in unserem öffentlichen Leben noch durchaus zu Kraft. Wir stehen unter der Zucht einer Beamtenhierarchie, die unser Leben von der Wiege bis zur Bahre durch unausgesetzte Vorschriften, Kontrollen, Verfügungen, Prüfungen und Maßnahmen beeinflußt, zumal der Beamte selbst wird mehr und mehr zur willenlosen Maschine. Der Staat schreibt dem Deutschen in allen Lagen des Lebens gebieterisch vor, was zu tun sei. Er muß seine Kinder zur Schule schicken, muß sie teilnehmen lassen an allen Lehrgegenständen, auch an den Religions- und Geschichtsstunden, selbst dann wenn dort Anschauungen vertreten werden, die ihm zuwider sind; muß sich dem Berechtigungszwange beugen, der auf vielen Familien mit unerhörtem Druck lastet, muß seine Söhne — und tut das in der Regel gerne — der allgemeinen Wehrpflicht folgen lassen, steht gesellschaftlich unter der Vorherrschaft der Kirche, des Adels, der Beamtenschaft, zumal der allwissenden und recht unbeliebten Juristen, muß auf

politischen Einfluß verzichten, wenn er nicht der herrschenden Partei angehört, steht täglich unter der Kontrolle einer Polizei, die sich noch immer nicht daran gewöhnen kann, daß sie zum Schutze des Publikums, nicht zu dessen Belästigung da ist. Fast alle unsere öffentlichen Institute arbeiten in polizeilichem Geist und behandeln das Publikum, zumal die Armen und Enterbten, mehr mit Mißtrauen als mit Achtung.“ Daß man im Jahre 1902 noch so schreiben kann, beweist, wie wenig, trotz aller gewaltigen Umwälzungen der äußeren Politik und der ökonomischen Verhältnisse, das deutsche Verwaltungssystem sich geändert hat. Schon vor einem halben Jahrhundert hat Henry Thomas Buckle, als er die Wirkungen des Prinzips der Bevormundung darlegen wollte, Frankreich und Deutschland als Exempel gewählt, aber hinzugefügt, daß das Prinzip des Schutzes oder der Bevormundung in Deutschland noch stärker ist als in Frankreich. „Selbst die besten deutschen Regierungen mischen sich beständig in die Angelegenheiten des Volkes, überlassen es nie sich selbst, kümmern sich immer um seine Interessen und mischen sich in die gemeinsten Angelegenheiten des täglichen Lebens.“

III.

Aber schwerer noch als die Bevormundung, lastet auf dem deutschen Leben der Fluch der Unhöflichkeit oder — um den Begriff etwas tiefer zu fassen — der Mangel an gesellschaftlicher Kultur. Daß in keinem anderen Lande der Kastengeist in so lächerlicher Weise entwickelt ist, wie in Deutschland, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Von viel gefährlicheren Wirkungen ist es, daß in keinem anderen zivilisierten Lande der sozial oder auch nur behördlich höher Gestellte seine Überlegenheit in so brutaler Weise zur moralischen Demütigung des Schwächeren benutzt. Von den oberen Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie wird die Parole zur Rücksichtslosigkeit — „Schneidigkeit“ nennt man das im neudeutschen Jargon —





ausgegeben und überall getreulich befolgt. Und was auf diese Weise an Erbitterung und Entrüstung angehäuft wird, das wird vielleicht noch dereinst bittere Früchte tragen.

Aus seinem eigenen Leben weiß Gurlitt manches Histörchen zu erzählen, z. B. das folgende: „Ich verkehrte in dem Hause eines Hauptmanns, dessen Sohn ich unterrichtete, und der seine ausnahmslos adligen Offiziere öfters mit mir zusammen einlud. Die Herren ließen sich mir jedesmal von neuem vorstellen, und keiner von ihnen hat mich jemals in der Eisenbahn und auf der Straße wieder erkannt und gegrüßt, selbst als wir tags zuvor miteinander gespielt und gesungen und unter dem Schutz der Nacht Arm in Arm zur Bahn gegangen waren. Für solche Proletarier von Schulmeistern, wie unsereiner ist, reicht selbst das durch ein Monokel geschärfte Sehvermögen dieser Herren nicht aus. Die Kollegen von den Ritterakademieen wüßten darüber noch mehr Erbauliches zu berichten, ebenso die Herren, die an Kadettenanstalten tätig sind." Er erzählt weiter: „Wir mußten uns gefallen lassen, daß uns bei unseren Audienzen von den Schulräten kein Stuhl angeboten wurde. Es kam vor in der Zeit der Lehrerüberfülle, daß der schüchterne Kandidat, der in Frack und weißer Binde beim Schulrat eintrat, um seine Dienste anzubieten, schon an der Türe angedonnert wurde: „Was wollen Sie? es ist hier schon alles besetzt, kommen Sie in drei Jahren wieder!"

Jeder Deutsche könnte aus eigener Erfahrung Ähnliches berichten, besonders aber jeder akademisch Gebildete. Es ist merkwürdig: gerade die jungen Leute, die später die geistige Elite der Nation bilden sollen, werden von ihren „Vorgesetzten" mit ausgesuchter Grobheit behandelt, und sie, die sich schon verletzt fühlen, wenn man ihre Hunde schief ansieht, lassen sich oft von Dozenten, Räten, ja, selbst von Subalternbeamten Unglaubliches gefallen.

Wer trägt die Schuld an solchen Zuständen? Doch nicht nur diejenigen, die sie schaffen, sondern, und zwar



in erster Linie, auch diejenigen, die sie geduldig hinnehmen. Man liest die Geschichte, die Gurlitt von den Offizieren erzählt, denen er immer aufs neue vorgestellt wurde, nicht ohne Staunen. Man bewundert die „Ritterlichkeit“ der Offiziere, aber nicht minder die Geduld des Schulamtskandidaten. Aber diese Geduld macht sich auch im großen geltend. Und nur, weil man dies weiß, wagt man es, die Vertreter des Volkes mit bewußter Ironie, die Repräsentanten des Bürgertums wie Lakaien zu behandeln. Gurlitt beruft sich auf die Mahnung Lichtwarks, daß der Deutsche seinen Sklavensinn ablegen solle. Wie aber, wenn es sich hier gar nicht um Sklavensinn handelte, wenn vielmehr das furchtbare Wort Börnes vom „Bedientensinn“ des Deutschen wahr wäre? Der Sklave kann ein freier Mann werden, wenn er seine Ketten zerreißt, der Bediente aber bleibt ewig ein Bedienter.

IV.

Das Gurlittsche Buch enthält noch manches, das zu weiteren Erörterungen Anlaß geben könnte. Wir wollen indessen hier davon absehen und nur auf einen Punkt näher eingehen. Gurlitt ist ein Anhänger der Lehren des Rembrandtdeutschen, Paul de Lagardes, vor allem aber Houston Stewart Chamberlains. Er meint, daß die germanische Rasse mit Recht von Chamberlain als „Edelrasse“ bezeichnet wird, und daß man diese Lehre zur Grundlage aller nationalen Erziehung machen müßte. Abgesehen davon, daß die Rassentheorie eminent atavistisch ist, einer längst überwundenen Kulturstufe angehört und darum entwickelungsfeindlich ist, ist sie am wenigsten geeignet, das deutsche Leben von den Übeln zu heilen, die Gurlitt rügt; im Gegenteil, sie kann sie nur verschlimmern. Denn wenn man die Rassentheorie auf Nationen anwendet, so ist kein Grund vorhanden, warum man sie nicht auch innerhalb der Nation auf die einzelnen Stände anwenden sollte. Ja, man würde es hier noch viel leichter tun können, denn es



ist entschieden leichter, die „Rassenreinheit“ einer ge schlossenen Kaste, wie es z. B. der altpreußische Adel ist, nachzuweisen, als die einer Nation. Nein, nicht durch die Rassentheorie kann das deutsche Leben genesen. Chamberlain selbst meint, daß der Römer sein Vaterland nur darum so geliebt habe, weil es ihm ein menschenwürdiges Dasein sicherte. Das ist's, worauf es ankommt: menschenwürdig. Nicht daß sie einer „Edelrasse“, einem „auserwählten Volk“, einer „grande nation“ angehört, soll der deutschen Jugend eingeprägt werden, sondern die Ideen der Humanität, der Begriff und die Empfindung des rein Menschlichen müssen ihr näher gebracht werden. Die menschliche Würde muß sie wieder achten lernen, in sich und in jedem anderen. Dann werden wir auch wieder Männer haben, eine Menschengattung, von der Gurlitt meint, daß sie jetzt in Deutschland immer seltener wird. —

*S. S.*

---

# Rudolf Virchow.

Ein Name, an den eine Generation sich gewöhnt, zu dem sie aufgeschaut als einem Führer durch die vielverschlungenen Pfade, die zur Erkenntnis führen, ist dem ewigen Naturgesetz verfallen, dem der unermüdliche Geist, die eiserne Disziplin des Körpers bis zuletzt Widerstand zu leisten schienen. Wenn der Wissende der wahre und einzig richtige König nach des Platonischen Sokrates Ausspruch ist, so war Rudolf Virchow ein König im Reiche des Geistes, denn er beherrschte, wie selten ein Mensch, die weitesten Gebiete des Wissens, in die sein nie ruhender Geist, seine kühle, nüchterne Kritik vordrangen. Dieser Kritizismus, der oft hart und verletzend klang, aber die Grundidee jeder ernsten Forschung bildet, waren die Schwingen,



auf denen sich Virchow von Anbeginn seiner Tätigkeit an erhob, und die er nie verlassen; sie waren der Boden seiner großen Leistungen, seiner Arbeit im Dienste der Kultur. Als Virchows rastlose Tätigkeit einsetzte, herrschte souverän in der Entwicklungsgeschichte der von den Begründern der Zellenlehre, Schwann und Schleiden, formulierte Begriff der Urzeugung, der generatio aequivoca, und in der Pathologie die Humoralanschauung Rokitanskys, Lehren, die immanent schienen. Schwann und Schleiden, die die tierische Zellenlehre begründet, hatten die Theorie aufgestellt, daß die Zellen sich aus dem Blastem, einer amorphen Urmasse, bilden, und Rokitansky hatte, fußend auf dieser Zellentstehung, seine humorale Doktrin geschaffen, nach der die meisten bleibenden anatomischen Störungen von einer fehlerhaften Krasis des Blutes ausgingen, die sich in einer spezifischen Ausschwitzung offenbart. Das Ausgeschwitzte war — so meinte man — ursprünglich homogen. Später entstanden darin je nach der species morbi Eiterkörperchen, Krebszellen etc.

In diese nahezu allgemein anerkannten Anschauungen hinein fiel das Virchowsche Wort, das seitdem die unerschütterliche Grundlage jeder naturwissenschaftlichen Forschung geblieben ist, omnis cellula e cellula, jede Zelle stammt aus einer Zelle, aus nichts kann sich nie etwas bilden; es gibt keine spontane, sondern nur eine kontinuierliche Entwicklung, keine freie, von Mutterzellen unabhängige Lebensbildung, keine Entstehung neuer Wesen ohne Anschluß an elterliche Organismen. Die Zelle ist der mikroskopische Lebensherd. Und dieser Zellularphysiologie, die der Zellentstehung das Wunderbare, das ihr bisher anhaftete, nahm, die sie unter die natürlichen, nachweisbaren Geschehnisse einreihte, folgte sein Lebenswerk, die Zellularpathologie, die mit den humoralen Anschauungen der Wiener Schule mitleidslos brach und auch auf diesem Gebiete die Zelle als die ausschließliche Trägerin nicht nur der normalen, sondern auch der krankhaften Lebensvorgänge proklamierte. Jedwedes physiologische wie pathologische Leben ist Zellentätigkeit. Diese Universalität des Grundbegriffs der Zelle ist der rote Faden, der sich auch durch die biologischen und selbst philosophischen Anschauungen und Arbeiten Virchows hindurchzieht. Die Medizin ist für ihn nicht bloß Naturwissenschaft, sondern vor allem biologische Naturwissenschaft und als solche hat sie die Doktrinen des Lebens zu erforschen. So nahe auch diese Begriffe dem Verständnis eines jeden Menschen liegen, so spät haben sie sich zu einer wissenschaftlichen Bedeutung hindurchgearbeitet. Schon bei Hippokrates ist das „Leben" durch die Bezeichnung φύσις, in der lateinischen Übersetzung frühzeitig durch natura wiedergegeben, in eine theoretische Formel eingeschmiedet worden, welche dem freien Denken die größten Nachteile gebracht hat. Die Dunkelheit dieser Ausdrücke gestattete es jeder Willkür, sich dabei etwas anderes zu denken. Das Mittelalter brachte dazu die wechselnden Unterstellungen von besonderen Kräften, die das tote Material lebendig

machen sollten. Bis weit in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein schwankten die Meinungen darüber, ob physikalische oder ob besondere spezifische Kräfte diese Belebung bewirkten. Dynamismus und Animismus wurden die Signatur von Schulen, deren Dauer sich auf Jahrhunderte erstreckt hat, — alle darin einig, zum mindesten einen Dualismus zwischen Kraft und Materie, einen Gegensatz zwischen Energie und Substanz vorauszusetzen.

Das Leben selbst in seinem Wesen und in seinen Vorgängen blieb dabei gleichsam im Hintergrunde. Aus den mystischen Archäen des Paracelsus und des van Helmont erwuchs allmählich die Lebenskraft, ein spiritualistischer Begriff, der die monströsen Blüten des Vitalismus emporsprießen und sich enfalten ließ. Und wie mächtig die Vorherrschaft dieser vitalistischen Auffassung war, möge man daraus ersehen, daß selbst Harveys geniale Entdeckung des Kreislaufs, die nicht nur die Unzulässigkeit des Gegensatzes zwischen Organismus und Mechanismus zeigte, sondern auch weiterhin, wie organische Vorgänge sich auf mechanische Weise vollziehen, diese Irrlehre von der Lebenskraft nicht zu bannen vermochte. Ihren Todesstoß erhielt sie erst, als die Lehre von der Zelle die Möglichkeit gewährte, auch für die zusammengesetzten Erscheinungen des Massenlebens einfache Grundbegriffe zu entwickeln, die für das ganze Gebiet des Lebendigen gelten, als die mechanische Anschauung vom Leben, wie sie Lotze gegenüber dem Vitalismus begründet, in Virchow einen haarscharfen Interpreten fand. „Der Naturforscher," schreibt er im Jahre 1848, „kennt nur Körper und Eigenschaften von Körpern; was darüber ist, nennt er transzendent, und die Transzendenz betrachtet er als eine Verirrung des menschlichen Geistes. Die Körper selbst mit ihren Eigenschaften lernt er durch die Vorgänge an denselben, durch die Bewegung kennen, und da er überall Körper und Bewegung wahrnimmt, da er ohne diese beiden Faktoren überhaupt nichts, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, zu denken vermag, eben weil alle seine geistige Fähigkeit von ihrer ersten Entwicklung an sich aus der sinnlichen Betrachtung dieser beiden Faktoren heranbildet, so sind für ihn die Körper und die Bewegung oder, was dasselbe heißt, die Materie mit ihren Gegensätzen ewig, und wenn er von ewigen Kräften spricht, so meint er damit die allgemeinen Bewegungsgesetze als Produkte der Gegensätze." Und weiter: „Wenn der Naturforscher von Lebenskraft redet, so kann er darunter nur dasjenige Bewegungsgesetz verstehen, dessen sinnlich wahrnehmbares Resultat Zellenbildung ist, denn in diesem Gemeinschaftlichen bewegen sich die beiden Reihen des Lebendigen, Pflanzen und Tiere. Das Gesetz ist ein ewiges, überall zur Geltung kommendes, wo die Bedingungen gegeben sind, unter denen seine Manifestation möglich ist. Und überall, wo wir Zellenbildung verfolgen, finden wir, daß sie von ebenso bestimmten chemischen und physikalischen, das heißt mechanischen Bedingungen abhängt, wie jede andere Bewegung in der Natur, und wir schließen



daraus, daß sie ein ebenso mechanischer Vorgang sein müsse, wie zum Beispiel die Kristallbildung." So gelangte er zu jener, man könnte fast sagen, physiologischen Philosophie, die nicht bloß für ihn zum Leitstern auf den verschlungenen Pfaden der biologischen Forschung geworden ist. Diese Philosophie fußt nur auf Erfahrungstatsachen, welche das Studium der Lebensvorgänge an die Hand gibt; niemals entfernt sich ihr Begründer von dem Boden echter Naturforschung, und nie verschmäht er es, bei der erhabensten Perspektive sich des Zusammenhanges derselben mit den praktischen Aufgaben der Wissenschaft bewußt zu bleiben. Naturwissenschaftlich denken lehren, das heißt, induktiv durch mühsames Studium der Erscheinungen und durch den Versuch, die Wege zu finden, um in das Dunkel, das die Lebensvorgänge bedeckt, einzudringen, war Virchows Lebensaufgabe, und wie er diese positivistische Methode in der Medizin zur allgemeinen Anerkennung brachte, eins seiner unsterblichen Verdienste. Zum zweiten Male in der Geschichte der Medizin mußte die Tradition durch die Autopsie und das Experiment ersetzt werden. War der erste Kampf vor nunmehr 300 Jahren, der mit Bacons novum organum seinen Abschluß gefunden hatte, ein harter und allgemeiner gewesen, so war, wenn auch in geänderter Form, nicht minder mühsam Virchows Beginnen, eine neue Methode für die wissenschaftliche Arbeit zu begründen. War in jenem verzweifelten Ringen zwischen Dogma und Philosophie jene wissenschaftliche Forschung als Frucht hervorgegangen, welche als Inkarnat ihres Wesens Unabhängigkeit und Freiheit verlangte, so führte im neunzehnten Jahrhundert der Reformator Virchow die Medizin zum Siege, indem er an die Stelle der humoralpathologischen Überlieferung die Forschung, an die Stelle des transzendentalen Lebensgeistes das Wissen von der Zelle setzte. Und selbst heute, wo unter den Krankheitsursachen die causae vivae eine fundamentale Bedeutung erlangt, wo die Lehre von der Infektion und der Immunität der modernen Medizin eine von Grund aus veränderte Gestaltung gegeben haben, sind nach wie vor ihre wissenschaftlichen Probleme auf die Ergründung des Lebens der tierischen und pflanzlichen Zellen konzentriert geblieben.

Von der Pathologie und Biologie, der Rudolf Virchow seine Lebensarbeit widmete, der er Lehrer, Lehrstätten und Museen schuf, gehen seine geistigen Beziehungen weiter zu Gebieten, die die Lehre vom Menschen und seinen Lebensverhältnissen in vergangenen und gegenwärtigen Zeiten umfassen, zur Anthropologie und zur Hygieine. Eine Studienreise im Spessart zur Erforschung des Kretinismus bezeichnet den Anfang seiner anthropologischen Tätigkeit, der er von Jahr zu Jahr mehr sich widmete, bis sie wohl den breitesten Raum seiner Arbeiten einnahm. Mußte doch ihn, der in der Biologie das genetische Moment vor allem betonte, der in seinen in das Unermeßliche reichenden Schädeluntersuchungen die Verschiedenheit der Entwicklung und Rasse immer von neuem erblickte, mehr wie jeden

anderen die „Wissenschaft vom Menschen“ zu Studien und Forschungen reizen und bei der Intensität, mit der er jedem Forschungsgebiet nachging, zu neuen Schöpfungen führen. Waren es zunächst kraniologische Arbeiten in weitestem Umfange, Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes in gesundem und krankem Zustande und über den Einfluß derselben auf Schädelform, Gesichtsbildung und Gehirnbau, so reihten sich an dieses grundlegende Werk eine unübersehbare Reihe von Arbeiten; es gibt fast keinen Stamm auf Erden, den er nicht Auge in Auge gesehen und anthropologisch aufgenommen hätte. Trotz dieser unermüdlichen Detailarbeit verlor er die großen, zusammenfassenden Gesichtspunkte nie aus den Augen, und ob es bosnische Tongeräte, peruanische Schädel oder niederlausische Grabstätten waren, überall wurden Funde und Analysen zu einem methodischen Aufbau gestaltet, der, durch ethnologische und archäologische Forschungen unterstützt, ein weiteres Glied in der Kette der Stammesgeschichte des Menschen bildete. In weitestem Sinne kulturell hat gerade auf diesem Gebiete Virchow gewirkt, alle Grenzen und nationalen Verschiedenheiten fielen, und wohin auch nur immer sich Anknüpfungspunkte ergaben, rastlos benützte er sie, um dem Ganzen, seiner Wissenschaft, zu dienen. Nur angedeutet kann an dieser Stelle werden, welchen Einfluß im Inland wie Ausland sein Name hatte, und welch eine Reihe kultureller Taten auf wissenschaftlichem Gebiete seinem Eintreten zu verdanken sind.

Von der Biologie zur Hygieine und öffentlichen Gesundheitspflege ist es scheinbar ein weiter Weg: Allein vor einem Polypragmatiker im edelsten Sinne des Wortes, wie es Virchow war, konnte eine Kluft zwischen Wissenschaft und Leben nicht bestehen bleiben. Sein warmes Herz für die Menschheit, das ihn in der Politik in die Reihen der Demokratie trieb, führte ihn an die sozialen Aufgaben heran, welche die Hygieine als öffentliche Gesundheitspflege zu lösen hat. Die Ätiologie der Seuchen ist die erste Arbeit in dieser Disziplin, der schlesische Hungertyphus im Jahre 1868 das erste Schlachtfeld, auf dem er sich praktisch betätigt. Der soziale Charakter dieser Krankheit wird von seinem weitaus schauenden Blicke erkannt, eine Reorganisation der Bevölkerung als einzige Abhülfe dieses Übels verlangt. Und wie er sich diese denkt, enthalten die Worte: Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantieen für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes. Der Mann, der Jahrzehnte später die Losung ausgab: „Es ist die Aufgabe der Kulturmenschheit, die Tuberkulose zu überwinden, wie sie den Skorbut überwunden hat,“ für den war der Seziertisch, wenn er auch noch so sehr seinen Geist fesselte, zu eng, der mußte seine kulturellen Ideen auch in der Praxis verwirklicht sehen. Und so beginnt die außerordentlich fruchtbare Tätigkeit im autonomen Wirkungskreise, werden unter seiner Ägide Musterhospitäler erbaut, werden Kanalisations- und Berieselungsanlagen geschaffen, die Städte assaniert, kurzum, ein sozialhygieinisches



Riesenwerk vollbracht. Die Erkenntnis von der Hygieine als einem sozialen Problem ist einer der wertvollsten Gedanken, die sich Virchow frühzeitig zu eigen gemacht und die ihn angespornt, auch im praktischen Leben der Menschheit dienstbar zu sein. Ziehen wir das Fazit seines Lebens und Wirkens: Er hat die philosophische Spekulation aus der medizinischen Wissenschaft vertrieben, die alte Humoralpathologie bis auf den Grund zerstört; er hat gelehrt, naturwissenschaftlich zu denken, mit dem Auge zu sehen, mit dem Mikroskop zu schauen und, was man gesehen, zu beschreiben und zu klassifizieren. Und was sonst Virchow war? Der Hygieiniker, der Epidemieen als soziale Übel erkannte, für den Bau von Wasserleitungen, Schulen, Kanälen eintrat; der Anthropologe, der nach mühevollen Schädelstudien die Merkmale der niederen Rassen feststellte; der Ethnologe, der nach Pfahlbautenfunden die Wanderungen der Germanen und Slaven aufdeckte; der Archäologe, der Schliemanns Ausgrabungen uneigennützig und tatkräftig förderte und sich selbst an der Erforschung archäologischer Funde beteiligte; der selbstlose Gelehrte, dem ein Leben voller Mühe und Arbeit keine Last, sondern eine Befriedigung war.

Mannheim. *Dr. J. Marcuse.*

# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Eine Zeit unbeschreiblichen, seligsten Brautglücks für Ulrike folgte, auch Felix empfand sie ganz rein.

Im herbstlichen Dhuymer Park gingen sie Arm in Arm. Der alte Graf hatte keinen Widerstand versucht; als erfahrener Verschwörer von Beruf war er gewöhnt, daß seine Kombinationen zuweilen fehlschlugen, dies geschah sogar recht häufig in letzter Zeit. Ulrike war nie ein sehr hoffnungsvolles Objekt für seine hochfliegenden Intrigen gewesen. Sein Meisterstück in dieser Beziehung blieb die Dalesche



Heirat. Nach dem Tod des Familienältesten war der Lord Herzog geworden; diese Vorstellung schmeichelte ihm, obgleich er wußte, daß Henriette unglücklich war. Graf Dhuym hatte sich die Theorie gebildet, daß eheliches Glück in gewissen Sphären, über die mittlere Höhe hinaus, überflüssig, wenn nicht gar etwas „genre bourgeois" war; wirklich durfte man unter solch glänzenden Lebensumständen der Ältesten einer Liebesheirat der Jüngeren weniger Wert beimessen.

Gerade jetzt nahmen ihn seine Korrespondenzen sehr in Anspruch. Es bereitete sich Großes vor in Europa. Österreich und Preußen hatten die Dänen geschlagen, nun intrigierte man in den deutschen Kleinstaaten für den Augustenburger. Mehr denn je machten sich Familieneinflüsse, ausländische Gönnerschaften geltend, Länder und Provinzen schienen wohlfeil wie Birnen für diese aristokratischen Schacherer um ihre Ehre, ihr Blut.

Auch das junge Paar sprach vom Krieg; Ulrike erschien er noch romantisch, im Licht ihrer Ritterbücher und Trauerspiele; er dachte an Avancement, kommende Veränderungen. Ihr kleiner Staat zwischen Österreich und Preußen mit ihrem Anhang eingeschoben, mußte wählen, möglicherweise würde er eine Zeche zu bezahlen haben. Von solchen unterirdischen Gegnerschaften, praktischen Erwägungen begriff sie nichts; zum Schluß umarmte sie ihn stürmisch, drückte den Geliebten gegen ihre Brust: „Man darf uns nicht trennen! Wenn du von mir fortgehst, sterbe ich."

Diese Überspanntheit beunruhigte ihn, er erfand die einfachste und zweckmäßigste Art, sie zu beruhigen. Er küßte sie, ließ sie in seinen Armen liegen, sah ihr lächelnd in die schönen, so leicht von Tränen überschwemmten Augen. Das ganze reiche und glühende Geschöpf war wie ein schwingendes, sehr, sehr feines, zu straff bespanntes Instrument, das er zerschlagen und süß klingen machen konnte, ganz wie er wollte. Sie litt unter ihren Einbildungen; wenn er einen Tag nur etwas später kam, stürzte sie ihm leichenblaß mit bebenden Lippen entgegen. Er fühlte ihre Hände eisig feucht in der Angst und Erregung. Dann nahm er sie zwischen die seinen, warm und fest: „Ulrike, Kind, was soll das werden? Sei doch gut, mein liebes, gutes Kind!"

Sie war so gebrochen von der ausgestandenen Seelenangst, daß sie hülflos an seiner Schulter lehnte; wenn er ihr in solchem Augenblick ein Messer in die Brust gestoßen hätte, wäre es Erlösung und Wonne gewesen. „Fühle, wie mein Blut wallt," sagte sie, „fühle!"

Sie stand vor ihm mit stark atmender Brust, er fühlte das Herz hasten und flattern wie einen verflogenen Vogel, und dieser junge Mann, in dem nichts Außergewöhnliches war, weder in Empfindungen noch in Ansprüchen an sich selbst, schwur sich innerlich, niemals etwas zu tun, was dies zärtliche und hochklopfende Herz da an seiner Seite elend und kleinmütig machen konnte.

In dieser Zeit reifte Felix Winnstedt zum Mann.



Ulrike im Gegenteil überließ sich ganz ihrer glücklichen Weichheit. Sie fand es süß und ahnungsvoll, mit ihm im Schatten der herbstlichen Lindenalleen zu gehen. Viele gelbe Blätter fielen schon — noch schön —, sie behielten die Herzform ihres Sommers, aber der erste Nachtfrost würde sie zu braunen, runzligen Röllchen zusammenschrumpfen. Dies milde, sonnenheitere Sterben in der Natur entsprach ihrer Stimmung. „Schwöre mir," sagte sie zu ihm vor dem Weiher der Herzogin, „schwöre mir, wenn ich vor dir sterbe, wenn ich jung sterbe, daß du hierher kommst, mich zu besuchen. Hier werde ich sein, du wirst mich fühlen, ich werde dir nah sein."

Ihre Stimmung zwang sie ihm auf; sie hatte etwas von einem schon abgeschiedenen Geist, — in der idealen Pose, den Kopf nach oben gewandt, ihren fließenden, langen Gewändern, die dem Gang sich anschmiegten, wie sie schritt.

Die Vorstellung des Todes beschäftigte sie oft. Sie hätte sich gern einer sanften, träumenden Schwermut ganz hingegeben. Er war es dann, der ihre Gedanken auf das Leben und seine Bedürfnisse zurücklenkte; ihn kümmerten die mannigfachen, kleinen Dinge der Aussteuer. Seine Schwestern waren häusliche Mädchen, die nähten, einkochten Ulrike hate etwas Fremdartiges, Prinzessinnenhaftes unter ihnen; sie waren gutherzig und verehrten sie. Sie selbst trug soviel Liebe in sich, daß sie alles, was zu Felix gehörte, leicht darin mit einschloß, auch diese engen, armen Aschenbrödelexistenzen. Den arbeitenden, unscheinbaren Frauen war der einzige Bruder Sonnenstrahl und Lichtgott. Sie, die Häßlichen, waren stolz darauf, daß er schön war; er war heiter und brachte Heiterkeit in ihr Haus, den düsteren, graugelben, tausendjährigen Kastenbau mit kleinen halbblinden Fenstern. Seine Mutter betete ihn an, und niemals vertrug ein verwöhnter Prinz die Verwöhnung besser. — „Du hast soviel Sonne in dir," sagte Ulrike einmal warm.

„Und du viel Wasser," erwiderte er scherzend mit einer Anspielung auf ihre häufigen Tränen.

„Sonne und Feuchtigkeit gibt das beste Wachstum," meinte sie nun schelmisch.

Sie fühlte die Mutter in sich, noch bevor das Erkennen der Leidenschaft sie zum Weibe geweckt hatte. Ein wohliges Ziehen ging manchmal durch ihre Glieder, daß die Arme ihr schlaff herabsanken. „Es ist soviel in mir, aber ich kann es noch nicht ausdrücken," sagte sie oft.

Er war sehr klar, in sich fertig, schon jetzt in seinen jungen Jahren. Der Großherzog, dieser grausame Skeptiker, gefürchtete Entzauberer, sagte, als er ihm Ulrike vorstellte: „Sie sind ein ganz Feiner, Winnstedt! Das haben Sie schlau gemacht." — Die Verneigung galt der wirklichen Hoheit und Keuschheit in Ulrikes Wesen, die niemand besser als der zynische und geniale Kenner zu beurteilen wußte. Er fand, daß sein junger Adjutant und Schüler in seiner

Wahl ganz den Anforderungen seiner sehr gesunden, praktischen Natur gefolgt war; er selbst, der Herr und Gönner, hätte für ihn nicht besser wählen können; soviel Gesundheit in ihrer doch ganz naiven und egoistischen Lebensäußerung erregte den Neid des Lebenskünstlers. Er behandelte den Adepten fortan mit größerer Hochachtung. „Sie sind ja ein halber Goethe, lieber Winnstedt! — — und die glücklichere Hälfte," fügte seine Königliche Hoheit sarkastisch hinzu.

Bei der Großherzogin war die sanfte Gräfin sofort erklärter Liebling. Dieses einfache und doch in seiner Einfachheit erhabene Wesen tröstete sich in ihrem Unglück mit Wohltätigkeit und guten Werken. Man spottete viel am Hof über die ewigen Suppenküchen, Nähschulen der guten Großherzogin; ihr Gemahl selbst unterstützte sie bei ihrem frommen Tun mit fürstlicher Freigebigkeit. Innige und lautere Religiosität befriedigte in ihr jenes tiefere Sehnen, ohne das selbst eine schlichtere Natur, sofern sie nur eine Frau ist, nicht sein kann. Mit großem Eifer schloß sich die Gute und Redliche an Ulrike an. Es war kein unterhaltender Kreis, in den sie das junge Mädchen einführte, Ulrike war nicht streng kirchlich gesinnt; ihre poetische, in erster Linie gefühlvolle Natur widerstrebte oft dem Formelkram, der öden Pedanterie, die der Protestantismus in seiner Verknöcherung in die Ausübung der Religiosität hineingetragen hat. Die wackere Großherzogin hegte sogar ernstliche Befürchtungen, daß ihr schöner Schützling zum Katholizismus neige, konferierte darüber mit ihrem eigenen besonderen Leibprediger. In der Hauptstadt und im Lande war der Rationalismus in seiner liberalsten Form maßgebende Richtung; so entsprach es den Traditionen des fürstlichen Hauses. Es gab Berufsgenossen, die den Oberhofprediger Domscheidt schon keinen Christen mehr nannten, im übrigen ein eleganter und geistreicher Mann, dessen Einfluß weit reichte; der Großherzog selbst schätzte ihn sehr. Seine scharfe Zunge, die Allüren eines weltlichen Hofmannes und Frauenverehrers, machten ihn Ulrike widerwärtig, obgleich sie ebenso wenig innerlich zu den braunwollenen Schäflein der Herzogin gehörte. — „Braunwolle" war die Lieblingsfarbe der trefflichen Frau, die damit das Nonnenhafte, Entsagende hervorhob. Immerhin war in ihrer Umgebung nicht schlecht sein; die echte Herzensgüte der fürstlichen Dame machte sie Ulrike wirklich lieb.

Am wenigsten verstanden seine früheren Freundinnen Winnstedts Wahl. „Sie werden ihr nicht ein Jahr treu sein," sagte die pikante Lotti Trast, aber Konstanze Hymmen meinte witzig: „Die Gräfin würde es nie merken, auch wenn er sie betrügt."

Felix lachte zu allen beiden Bemerkungen, er wußte, daß er gut gewählt hatte. Dazu kam, daß Ulrike sowohl als Felix noch in einem glücklichen Alter waren; Zündstoff zu allerlei Konflikten lag wohl aufgehäuft, Gesundheit, Zuneigung, angenehme äußere Umstände, ließen vorläufig nichts zu einer Reibung kommen, brachten sogar eine Art wohlgelungenen Ausgleich beider getrennten Naturen zu



stande, der die Liebenden heimlich entzückte, auch Fernerstehenden reizvoll, für die Zukunft verheißend erschien.

So war Ulrike sehr musikalisch, tief innerlich für musikalisches Genießen veranlagt. Ihr Temperament, das zur ästhetischen Schwermut neigte, würde in erhabenen und feierlichen Tonwellen eines Beethoven, Sebastian Bach, geschwelgt haben. Sie vergaß vor ihrem Flügel Zeit und Stunde; ihr Verlobter fand sie da oft mit Tränen in den Augen, blaß, in schmerzlich fragender Wehmut aufgelöst, die ihm für ihr Nervensystem gefährlich erschien. Felix Winnstedt besaß nicht eine Spur von musikalischem Gehör, ihm behagten leichte, heitere Melodieen; es bedurfte des derben Sinnenanreizes der Militär- und Tanzmusik, um ihn empfänglich zu machen. Er tanzte vorzüglich, war Vortänzer bei Hof, ohne auch nur zu wissen, welchen Tanz die Musik spielte, wenn er ansetzte. Sein vollkommen organisierter Körper fand den Rhythmus in der Bewegung selbst, er war unermüdlich im Tanz, liebenswürdig, hinreißend. Er liebte die Künste in dem Maß, als sie das Leben erheitern, den einfachen Sinnengenuß erhöhen; ihren tieferen Wesensursachen ging er gern aus dem Weg. Für Ulrike waren gerade diese Probleme Lebensfragen. Ihr Bräutigam war in religiöser Beziehung Skeptiker; er genoß das Leben, ohne sich viel um den Tod zu beunruhigen, der nun einmal zum Leben gehörte, seine Wesensbedingung war. Er besaß die sorglose, selbstverständliche Tapferkeit seiner Kaste und Erziehung. Ulrike war ängstlich; sie fürchtete große Hunde, unliebsame Begegnungen auf der Straße, — aber man hätte sie für ihre Liebe, Überzeugung des Herzens, an den Marterpfahl binden können; in Momenten der Gefahr war sie heroisch.

Der Tag, der dieses Paar vor den Altar treten sah, war der wundervollste Sonnentag. Ulrike ging buchstäblich über Rosen; Henriette, die Herzogin von Staunton, hatte der jungen Braut den Myrtenkranz aufgesetzt, sie küßte sie auf die reine, weiße Stirn. Die stolze Frau weinte, Ulrike fing die Tränen auf mit ihrem schlanken Fingerchen: „Hier sind meine Diamanten, — daß du mich so lieb hast, du Schönste!“ Die schöne Frau prangte in der Tat in lodernder, aufregender Schönheit. Ein prachtvolles Collier umschloß den Hals, auf den marmornen Armen gleißten und funkelten die kostbaren Steine. „Semiramis“ flüsterten sich die eingeladenen Hofkavaliere zu. Der Ruf Ihrer Gnaden war nicht der beste, man munkelte, daß sie bei Hof schon nicht mehr erschien. Auch das Edle der Züge hatte gelitten, der Mund erschien brutal, begehrlich, sie verwandte schon reichlich Kunstmittel. Henriette Dale als Anblick, wie sie an dem Hochzeitstag ihrer Schwester stand, versteint, — in stolzem Trotz, — königlich, — prägte sich allen ein.

Von ihr, mit derselben diskreten Anzüglichkeit, wandten sich die Blicke dem Großherzog zu, der Frau von Winnstedt, die Mutter, führte. Der hohe Herr wurde fett, die Backen hingen schlaff und gelblich, das Auge blieb noch lebhaft in der alten, zauberischen



Leuchtkraft; es fehlte die Poesie der Jugend, das leichtherzig Sonnige, was diesen begnadeten Fürstensohn einst genial und unwiderstehlich gemacht hatte. Dies war ein hart und skeptisch Gewordener; der Tyrann, den seine Begierden tyrannisierten, der die Hand ausstreckte, nahm, zahlte, überreichlich zahlte, — nicht mehr küßte und vernichtete. Der alte Graf in seiner roten, englischen Horseguarduniform stand ehrerbietig, schweigend, in dem Schweigen, das seine Eigenschaft im Leben gewesen war.

Auch die gute Großherzogin war zur Trauung erschienen, sie betete wohl aufrichtig. Als Brautjungfern fungierten auf Ulrikens ausdrücklichen Wunsch die fünf Schwestern Winnstedts.

Sie hatte die letzten Wochen in einem Glücksrausch gelebt. Man hatte ihr alle Anordnungen über den Kopf weggenommen, die Möbel in die neue Stadtwohnung geschafft, angeprobt, Einladungen versandt. Wohl bemerkte sie, daß diese Tätigkeit eine ungewöhnlich aufgeregte und geheimnisvolle war, sogar der Tag der Hochzeit wurde um zwei volle Wochen früher angesetzt. Felix selbst war heiter und zärtlich wie immer. Oft jetzt, sehr früh schon des Morgens, spät noch am Abend, hörte sie von ihrem Balkonfenster die Signale auf dem Exerzierplatz der Truppen vor der Stadt. Die Trompeten riefen, ein klarer Nachhall blieb sehr lange in der Luft, — sie antworteten sich. Sie dachte nur, daß der Geliebte da mit seinem Bataillon übte, sandte im Geiste zärtlichste Küsse. Zeitungsblätter flogen hin und her, sie sah den Hofrat Altrum, der für den Augustenburger agitierte, sehr erregt ankommen, noch hastiger das Schloß wieder verlassen. Einzelne Infanterieabteilungen, Reiterei mit klingendem Spiel, zogen durchs Dorf, sie kamen von Geusa, von Hemminghausen. Ulrike kannte viele der Offiziere von Bällen und Gesellschaften, sie passierten ohne sich aufzuhalten. Wenn sie an den Gesindestuben vorbeischritt, sprach man von Österreich, Hannover, — Preußen!

Nur Bienensummen war es in ihrem Ohr; andere Akkorde tönten da, ein Wellenschlag von Hoffnung, süßen Ängsten, der ihr fast den Atem benahm, sie des Nachts aufzustehen zwang, hinzuknieen in Tränen, die Hände zu falten. Ihr ganzes Wesen in einer einzigen überstarken Woge warf sie dem Glück, dem Kommenden entgegen, dieser geheimnisvollen, furchtbaren und seligsten Vereinigung zweier Seelen und Leiber, vor der sie erschauerte, sie in glutenden Ängsten herbeisehnte. — Sie sah nichts mehr; wie in der Ekstase schritt sie zum Altar, zum Opfer, — zum Leben.

Ihr Mann ließ sie aus seinen Armen. Sehr sacht bettete er dies selige, verschämte Antlitz gegen seine Brust. Sie lag da ganz still, ohne sich zu rühren, wie erstarrt in einer vollkommenen Hingabe ihres Seins; ihre ganze Seele hätte er ihr von den Lippen küssen können, aus diesen vertrauenden, glänzenden Traumaugen.

„Sei stark, mein Herz! mein gutes, tapfres Lieb! Wir haben heut den Befehl zum Ausmarsch erhalten, — es ist Krieg.“



Der Bruderkrieg, längst unter der Asche glimmend, an vielen Punkten zugleich vorbereitet, gehässig und geschäftig geschürt, zerriß Deutschland. Glücklicherweise verlief er kurz und gnädig.

Winnstedt war in der Schlacht bei Langensalza, die er auf preußischer Seite schon innerhalb des Kontingents seines kleinen Staats mitmachte, schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet worden; eine Blutschuld an das neu adoptierte Vaterland wurde hier sofort abgezahlt, der Kommandeur, Oberst von Wernshagen, war unter den ersten Gefallenen gewesen.

Ulrike eilte sofort herbei; inmitten dieses traurigen Lager- und Lazarettlebens, der Ungewißheit, durchziehender Truppenmassen, wuchs diese Frau, wurde sie in dem neu sich Bildenden heimisch, wurzelstark. — Man zog hier und dort hin, die Sympathieen, obgleich offiziell bei Österreich, neigten vielfach zu Preußen. Trotz gekränkter Eitelkeit, Großmannssucht, einem auch wohl nicht ganz unberechtigten Abwehrbedürfnis gegen Unliebenswürdigkeit, herrisches Bevormundungsgelüst des Nachbars, erkannte man dessen Wert für Deutschland. Preußens Siege hatten den Deutschen ihr Gefühl für nationale Würde wiedergegeben. Gerade in diesen Kleinstaaten, bei für den einzelnen gar nicht ungünstigen Existenzverhältnissen, empfand man das Lächerliche, vor allem auch das Unpraktische eines in sich zerteilten, von hundert Schranken gehemmten, in kleinlichen Klauseln verzwickten Gesamtorganismus. Eine materialistische, kaltblütigere Weltauffassung hatte das alte deutsche Traum- und Spekulationswesen bei den einen zurückgedrängt; das waren die Realisten, zu denen Winnstedt gehörte. Er sagte sich mit Recht, welche Aussichten bot ein Kleinstaat, wo das Avancement beschränkt war, der Hofdienst verknöcherte? Die Loyalität, in naiven Zeiten vielleicht wirklich eine Macht, war durch den Skeptizismus erschüttert, die Fürsten waren die ersten Zweifler an sich selbst gewesen. Das wieder kräftig pulsierende Blut im deutschen Gemeinkörper forderte gebieterisch unbeschränkten Umlauf; sich bewegen, gesund sein, wollte dieser mächtige, überall abgeschnürte und zerstückelte Leib. Was Hirne und Herzen der Patrioten ersonnen und ersehnt, schuf jetzt die starke Faust zum fertigen, lebenskräftigen Gebilde.

Darum war diese Vereinigung so vollkommen, nahtfest, weil sie zugleich ein Bedürfnis und eine Herzenssache war, sinnfällig, reale Notwendigkeit, doch ein begeisterndes Ideal der Jahrhunderte.

Und das Seltsame war, daß über dem Haß, der persönlichen Erbitterung und Benachteiligung dies Gefühl der deutschen Zusammengehörigkeit sich ganz unzweideutig regte. Sie waren keine Feinde, selbst diese gefangenen und entwaffneten Österreicher nicht, die da ruhig und vertraut mit ihren Besiegern sich vermischten; das waren Glieder derselben Familie, Brüder, von denen der jüngste auch stark und erwachsen geworden, die einfach ihre Stärke gemessen.

Sehr klar kam beides, die alte, unselige Zerrissenheit und das





neue werbende Einheitselement in ihrer Tätigkeit, gerade in Mitteldeutschland, zum Ausdruck. Die Wiege des Partikularismus stand hier, aber auch die des deutschen Gedankens, der Reformation, einer nationalen klassischen Literatur, der Burschenschaftsbewegung. Man liebte Preußen nicht, doch verlangte man den Anschluß. Der Anschluß bewerkstelligte sich jetzt ganz aus sich selbst, mit der Gleichgültigkeit eines Naturprozesses, ohne daß berechtigte Interessen tiefer litten, bis auf ganz Vereinzelte, die persönlich gekränkt, verbittert, aus dem öffentlichen Leben zurücktraten. Winnstedt vertauschte ohne Kummer die alte glänzende, goldgestickte Uniform gegen die neue, schlichte. Das Bataillon, auch zum eingereihten Regiment formiert, blieb in seiner alten Garnison. Der Großherzog machte seinen Frieden; er war zu klug gewesen, sich nicht stets einen Rückweg offen zu halten, zu skeptisch, alte Überlieferungen, die ihm immer ein Spott gewesen waren, zu betrauern. Man behandelte die übergetretenen Offiziere mit höflicher Auszeichnung, die der preußischen Staats- und Weltkunst alle Ehre machte. Überall bewies dieser neu heraufgekommene Staat, daß er sich in langer, arbeitsvoller Probezeit nicht nur zum Herrschen, sondern zum Regieren gestählt hatte. Ein frisches, straffendes Element kam hinüber gerade in Staaten, die nie ein ausgesprochenes Nationalgefühl gekannt hatten, wo das öffentliche Leben in Hofklatsch, Sippen- und Intrigenwirtschaft versumpfte. Der Übergang vollzog sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Eine geschäftige, ernste, doch zuversichtliche und hoffnungsvolle neue Zeit folgte, die schon auf eine größere, glorreichere und weltumfassende Erfüllung hinarbeitete. Winnstedt war recht eigentlich in seinem Element. Das Versöhnliche, Gewandte seiner Art kam ihm zu statten, er wurde sofort Regimentsadjutant. Seine guten Beziehungen zum Hof blieben ungestört, deutete man doch an, daß gerade diese gute und langjährige Verbindung bei der Wahl des neuen Adjutanten mitbestimmend gewesen. Der Oberst erwies sich als feiner, nicht pedantischer Weltmann. Selbst den eigentümlichen Verhältnissen dieses besonderen Hofes wurde Rechnung getragen, indem man gesellschaftlich weitherzigere Anschauungen gelten ließ, als die strenge, preußische Ehrbarkeit sonst zugestand. Ein neues, freieres und regeres Leben entfaltete sich in der Stadt, man hatte den Anschluß erlangt und wollte seine Vorteile genießen. Damals entwickelte sich in ihren ersten Keimen eine junge, lebenskräftige und konkurrenzfähige Großindustrie, die nachher wuchernd emporschießen sollte, alle Nachteile eines heimatlosen Proletariats, der eigentümlichen proletarischen Gesellschaftsauffassung in das Weltreich hinübertragend. Banken und riesige finanzielle Unternehmungen fundierten sich über Nacht, man wählte mit Vorliebe das neutrale Terrain des Kleinstaates. Leute bereicherten sich schnell; die Großartigkeit, aber auch das innerlich Faule, Schwindelhafte der nachmaligen Gründerzeit erlebte hier ein Vorspiel im kleinen.

Schwerer, ihrer schweren Natur entsprechend, fand sich Ulrike zurecht. Sie hatte viel Heimatsgefühl; der Boden selbst von Dhuym war ihr teuer, sie empfand wirklichen Schmerz über einen alten Baum, den man fällte, konnte sich schwer entschließen, ein Gartenplätzchen, das durch Neuanlagen seine Physiognomie verändert, selbst verbessert hatte, wieder aufzusuchen, so lieb es ihr vorher gewesen. Sie beweinte das Unglück des Welfenhauses; das Geschick dieses blinden Königs, der, aus seinen Staaten verjagt, heimatlos irrte, rührte ihr Frauenherz, die Schwärmerin und Märtyrerin in ihr. Aber sehr mächtig wirkte daneben ein Größeres, Positives, die uralte Liebe zum Boden, dieser Gedanke des einigen, gefesteten Deutschland, der in seiner Literatur, seinen Träumen geschlummert hatte, seit sechzig Jahren, seit hundert wohl, als der kleine Wolfgang Goethe in der freien Reichsstadt Frankfurt zum ersten Male in seinem Kinderherzen einen Jubelnachhall der Fridericianischen Siege spürte. Wie eine gute, segenschwere, langsam reifende Saat lag dieser Glaube in den Herzen der Besten, nicht zum wenigsten in dem der deutschen Frau. Ferdinand von Schill, Heinrich Kleist, ja, der arme, verwirrte Sand, Robert Blum, waren nicht vergeblich gestorben und verdorben. Nicht umsonst verschmachteten andere ihre besten Jugendjahre in Gefängnissen, legten dritte grollend, doch schöpferisch, deutschen Samen, Kulturerreger, in fremdes Erdreich; die Tränen aller zarten Seelen, der Schwachen und Schwächsten, waren ihnen, ihrem harten Los nicht vergeblich geflossen. Im gesunden Volksleib zur gesunden Tat vereinigt sich so das ideelle und das materielle Moment; Graf Bismarck, der große und unerbittliche Realist, der Mann von Eisen, brauchte sich der Vorfahrschaft nicht zu schämen, Kranker, Armseliger, zerlumpter Schwärmer und Poeten, selbst derer auf dem Märzfriedhof nicht.

Nichts hat mehr beigetragen, das neue Reich, das Tatsächliche, den Vielen, den Frauen, lieb und teuer zu machen, wie diese Romantik aus der Zeit der Besiegten. In ihrer bescheidenen Stadtwohnung, während sie ihr erstes Kindchen, ein Mädchen, Ruth, auf den Armen wiegte, hörte Ulrike viel von solchen Dingen reden, sprach sie selbst ihre Überzeugung aus, daß noch mehr kommen müßte, Reicheres, Weiteres, Romantisches, um das, was sie mit erlebten, vollkommen und ganz lebenskräftig zu machen. Die thüringische Residenz vereinigte zu dieser Zeit eine nicht uninteressante Gesellschaft. Gewohnheit, sich mit politischen Dingen abzugeben, die notwendige Forderung eines gewissen allgemeinen Überblicks, den ausländische Beziehungen des Herrscherhauses bedingten, der Wunsch, wohl auch Zwang für dies selbe Haus, den Herrscher in jedem europäischen Welthandel seine Stimme oder sein Stimmchen mithören zu lassen, hatte in diesen Kleinstaaten einen Stamm von diplomatisch und rhetorisch geschulten Intelligenzen, vielleicht auch bloß Amateurdiplomaten gezeitigt, denen die öffentlichen Angelegenheiten wichtige Lebensfragen





waren. Man schloß auch von diesen Unterhaltungen jedenfalls gebildeter und sachkundiger Männer die Frauen keineswegs aus, ganz im Gegenteil hatte ihnen die vorwiegend künstlerisch-ästhetisierende Richtung der verflossenen Epoche in den Salons fast ein Übergewicht gegeben. Bedeutende Männer hielten es nicht für unter ihrer Würde, es gehörte gewissermaßen zum guten Ton, mit gebildeten und anmutigen Frauen über Fragen der Ästhetik, der Moral und des öffentlichen Lebens zu korrespondieren und zu disputieren. Heute gab es, wie es einst Blaustrümpfe gegeben, politisierende und konspirierende Prezieusen, jede spielte irgendwie ihr kleines Spiel um ihre Prinzipien, wohl auch reelle Vorteile und Stellung. Man wirkte für Augustenburg, die Welfen; die ersten Lebensansätze einer starken sozialistischen Partei zeigten sich damals. Mit wahrhaft fürstlicher Toleranz, dem strahlenden Ehrenpunkt im seltsamen, spiegelnden Schild dieses eigenartigen Ritters — Ritter trotz allem! — für Freiheit und Recht gewährte der Großherzog jeder Richtung, jedem krausen oder klugen Kopf in seinen Staaten Asyl und Tummelplatz. Napoleon III. war das delphische Orakel der Welt; in diesem verschlossenen, lebersüchtigen Gesicht lag die Lösung der Sphynxfrage an die Zukunft; der europäische Hexenkessel brodelte und zischte, während man den Faust noch nicht sah, der sehr ungerührt daneben stand, das lächerliche Spukwesen mit einer Handbewegung abtat, um sich Not und Ernst der lebendigen Gegenwart zu widmen.

Die jungen Winnstets lebten zufrieden, — nicht reichlich. Graf Dhuym hatte seiner Tochter nur das zur Heirat erforderliche Kapital ausgezahlt. Er selbst befand sich in fortwährenden Finanzschwierigkeiten. Die Nachrichten von Henriette lauteten schlecht, während seine eigene unermüdliche Tätigkeit des Schreibens, Konspirierens immer mehr zunahm. Er korrespondierte nach England, hatte seine Quellen in Petersburg, in Paris und Wien; mit den Führern der großen liberalen Partei in Berlin hielt er Fühlung, man sah im Schloß sogar den roten Lenze, einen Häuptling der sich organisierenden, revolutionären Arbeiterpartei. Italiener mit pechschwarzen Augen und Knebelbärten passierten durch, man hörte Staatennamen von Serbien, Bulgarien, neuaufspringenden Parvenünationen, unbekannt bisher im höflichen Zeremoniell des internationalen Salons der Kulturvölker.

Niemals hat man genau erfahren, was dieser Mann mit seiner Tätigkeit bezweckte; vielleicht hat er es selbst nie gewußt, trieb ihn nur dies Bedürfnis, mitzuspielen, einen Anteil in jedem Handel zu haben, das eine auf politische Erfolge gerichtete Eitelkeit, das staatswissenschaftliche Cagliostrotum seiner Zeit, züchtete.

Er starb am Tage von Sedan, als Moltkes Kanonen in Bazeilles das letzte Punktum hinter eine abgeschlossene Periode der Weltgeschichte setzten, Epoche der Ungewißheiten, des Schwindels, des Dilettantismus, höfischer Taschenspielerkunst, deren getreuer Ausdruck und Repräsentant er gewesen war.

Ulrike behielt stets sein Bild in der Erinnerung, wie er bei großen Gelegenheiten auftrat, in seiner englischen Horseguarduniform, etwas steif, mit viel natürlicher Würde, einiger Güte, diesem Nimbus von Romantik, daß er einmal ausersehen gewesen war, Schicksal einer Prinzessin zu sein.

Niemand war um ihn gewesen in seinen letzten Stunden. Ulrike stand vor ihrer zweiten Entbindung, abermals ein Mädchen, bei dem die Großherzogin Patenstelle annahm; es wurde nach ihr Antoinette genannt.

Die kleine Ruth war um diese Zeit ein dreijähriges, sehr zartes Geschöpf, mit schwarzem, krausem Gelock des Vaters, den sanften, braunen Rehaugen der Mutter. Sie erschien sonst wenig hübsch, blaß und still. Ulrike hatte viel unter ihrer nervösen Schwermut gelitten während der Schwangerschaft; es war wohl konstitutionell. Vielleicht auch hatte doch eine Enttäuschung nachgewirkt; dieses ganze, zu hoch gespannte, überströmende Gefühl konnte sich auf gleicher Stimmungshöhe nicht halten. Im Aufruhr der Sinne fühlte dieses feine Wesen Scham des verletzten Übersinnlichen, sie war unreiner geworden, irdischer und litt darunter.

Ihr Mann nahm sie oft auf seine Kniee. „Ist's nicht recht, Kleines? Was ist nicht recht, kleine Frau?"

Sie sagte: „Es ist alles recht." Aber alles war nicht recht. Es war unmöglich, sich ihm verständlich zu machen; die lächelnde Leichtherzigkeit seiner Auffassung scharrte mißtönig gegen die ihre.

In Mutterekstasen suchte sie eine Zeitlang Erleichterung. So unschuldig waren diese weichen, rosigen Geschöpfe, so zart! es war, als entsühnten sie. Sie drückte sie oft gegen ihre Brüste, von denen ihr eigenes Leben in das der Kinder überströmte; die Schmerzen, die sie um ihretwillen gelitten, die Todesnähe der furchtbaren Stunde machten sie sehr teuer, ein Entgelt für jenes andere, die unbestimmte, beschämende Reue, die sie quälte.

Felix fand, daß sie eine beinah übertrieben gute Mutter war; sie war ängstlich, jede kleine Krankheit der Kinder nahm in sorgender Unruhe ein Stück von ihr selbst mit weg.

„Denkst du denn gar nicht mehr an mich?" fragte er zuweilen.

Sie nahm dann seine beiden Hände, preßte sie sehr stark: „O, du — du hast mir doch alles erst gegeben. Du hast mich begreifen gelehrt.

„Möchtest du sein, wie du vorher warst?" fragte er sie.

„Nein, nein!" sagte sie hastig, sie war errötet, — noch immer errötete sie so leicht. „Niemals; nur muß ich noch weiter fortschreiten, noch besser werden, noch m e h r lieben."

Er hätte sie gern weltlicher gesehen, herabgestiegen mit mehr Teilnahme für die kleinen Dinge des Lebens. Es kam vor, daß in diesem Haushalt der Mann der Köchin Bescheid sagen mußte, notwendige Einkäufe anordnete, Kleinigkeiten für Gesellschaften bestimmte.



Ulrike war dann tief erschrocken, sie hatte gar nicht bemerkt, daß etwas fehlte. Viele lachten über diese ganz unpraktische, kindlich weltfremde Frau, seine Freundinnen spotteten: Winnstedt ist Mädchen für alles geworden.

Ihm kam wieder seine Allerweltsgewandtheit zu statten, ein gewisser Augurenhumor: ich weiß ja, daß alles eine Komödie ist, aber ich spiele mit. — Durch diese scheinbare Verlogenheit hielt er sich seine gesellschaftliche Stellung, bewahrte ihre Achtung. Sie dachten, er belustigt sich im Grunde so gut wie wir; daß er sich schlecht und recht in einer Musterehe langweilte, glaubten sie ihm nicht.

Dieser glatte, immer lächelnde Hofmann, der den schlechtesten Witz vertragen konnte, nachsichtig beide Augen zudrückte, wenn sich um ihn her pikanteste Abschweifung die Zügel schießen ließ, dessen Zunge leicht und keck über heikle Materien ging, mußte ihnen ungefährlich erscheinen, ein Eingeweihter, ihr Verbündeter.

So sicherte er sich das feine, zerbrechliche Glück seiner Ehe, die unschuldigste Satyrkomödie spielte sich hier ab; diesmal war diese frivole, verlogene Welt, die jeden zu täuschen meinte, die Getäuschte.

*Vanitas Vanitatum,* hatte sich Graf Dhuym als Grabschrift gesetzt; nach den Bestimmungen des Testaments war Henriette Dale Erbin von Dhuym.

(Fortsetzung folgt.)

# Mandragorus.

Eine phantastische Geschichte
von *Eugen Kühlwetter (Köln).*

## VIII.

Im Pensionat des Fräulein Unbestand fand großer Empfang statt; Gäste über Gäste strömten herzu, aus der Ferne wie aus der Nähe waren alle Freunde und Bekannten, jeglichen Alters und Geschlechts, erschienen; denn niemand wollte ohne zwingenden Grund versäumen, an dem heutigen Tage den Neuvermählten seinen Glückwunsch darzubringen. Die Neuvermählten aber waren der Privatdozent der Botanik, Herr Dr. Johannes Wegerich, und die wohlachtbare und ehrsame



Jungfrau Maja, Pflegetochter des beliebtesten Mannes in der Stadt, des Herrn Peter Pietsch aus Feuchtenhagen. Jeder, der kam, wurde herzlichst willkommen geheißen und freute sich an dem sonnigen Glück des jungen Paares, das, ohne zu ermatten, stets ein freundliches Begrüßungswort bereit hatte und auf alle Fragen die liebenswürdigste Auskunft gab. In den wenigen Momenten aber, in denen sie während der Gratulationscour sich selbst angehören durften, wiederholte Johannes immer wieder aufs neue seinen glühenden Dank für die von der Geliebten bewiesene Treue und Aufopferung, sowie für die Erlösung aus den schlimmen Verstrickungen der bitterbösen Aspirabella und ließ sich zum hundertsten und tausendsten Male den Kampf in der Grotte schildern. Wohl ahnte er, wer der mächtige Beschützer war, der mit starker Hand alles so gefügt hatte, daß die verderblichen Pläne des angeblichen Marquis schmählich zu Schanden wurden, doch war bis jetzt noch keine Gelegenheit gekommen, wo er mit seiner jungen Gattin darüber hätte reden können. Und auch augenblicklich mußte er die Erörterung des interessanten Themas verschieben, denn als der letzte der Glückwünschenden sein Sprüchlein hergesagt hatte, wurden die Türen des Festsaales des Hauses geöffnet, und der Festordner forderte die Anwesenden auf, sich nunmehr den Genüssen einer reich besetzten Tafel zu widmen.

Herr Pietsch und Fräulein Unbestand präsidierten dem Hochzeitsmahl zu beiden Seiten des jungen Ehepaars, und die übrigen Gäste schlossen sich in zwangloser Reihenfolge an, wie sich die einzelnen nach Laune und Gefallen zusammengefunden hatten. Neben den Bewohnern des Pensionats, die ja alle etwas von dem Durchschnittsmenschen Verschiedenes in dem Auftreten und der Art, sich zu geben, zeigten, fielen trotzdem einige Gestalten ganz besonders ins Auge. Am meisten erregte die Aufmerksamkeit ein kleiner, äußerst freundlicher und zuvorkommender Herr mit einer großen Glatze. Zu Anfang des Essens von schmächtiger und hagerer Figur, nahm er im weiteren Verlauf desselben an Umfang immer mehr zu, bis er, als man beim Sekt angelangt war, sich als kugelrund präsentierte, dann aber, je mehr das Ende der Tafel herannahte, sichtlich wieder abnahm, um schließlich überhaupt spurlos zu verschwinden. Vorgestellt wurde er als Graf Luna, versicherte jedoch jedem, daß er mit seinem Namensvetter im Troubadour absolut nicht verwandt sei. Ein auffallendes Interesse zeigte er für junge Leute beiderlei Geschlechts und verstand es mit großartigem Geschick, dieselben zusammen in ein lebhaftes Gespräch zu verwickeln, worauf er sich, wenn dies gelungen war — und das traf stets zu — mit einem zufriedenen Lächeln diskret zurückzog. Älteren unverheirateten Damen gegenübes erzählte er von seinem Schloß, das nur ein paar tausend Meilen von hier entfernt liege, aber ganz eigenartige Beleuchtungsanlagen besitze, deren getreue Abbildung er in seinem hiesigen Hotel, dem „Halben Mond“ sehr gern demonstrieren werde. Ebenso liebenswürdig jedoch, wie er jeden



behandelte, der auf ihn zutrat, ebenso absichtlich hielt er sich von einer prächtigen alten Dame fern und vermied jegliches Zusammentreffen auf die sorgsamste Weise. Und doch war diese Dame, die durch ihr wunderbar schönes, aus gelber Seide gefertigtes Kleid überall Bewunderung erregte, es wirklich wert, daß man sich in eine Unterhaltung mit ihr einließ. Schon wenn man in ihre Nähe kam, spürte man eine behagliche wohltuende Wärme, und obschon sie aus fürstlichem Geschlecht stammte — Durchlaucht Heli von Sonnenberg lautete ihr Name —, konnte ihr gegenüber keine Befangenheit oder Scheu aufkommen, eine solch offene Herzensgüte strahlte aus ihren Zügen. Ihre stete Umgebung bildete eine Schar zwölf adliger Begleiter, deren Namen sonderbar genug fast alle an das Tierreich anklangen; so gab es darunter einen Herrn von Widder, von Löwe, von Krebs und noch vier andere ähnlich genannt. Diese und außerdem eine zwar ältliche, aber noch ganz passable Jungfrau, ein Graf Wassermann und noch mehrere stritten sich lebhaft um die Ehre, in der unmittelbaren Nähe der Durchlaucht sein zu dürfen, während ein Paar Zwillingsschwestern, mit zwei Freiherren von Fische in ein eifriges Gespräch vertieft, sich etwas mehr abseits hielten. Die allmählich hitzig werdenden Auseinandersetzungen wurden plötzlich durch den Eintritt einer imponierend hoheitsvollen und würdigen Mannesgestalt unterbrochen, in welcher Maja sofort den hülfreichen Kutscher bei der schicksalsschweren Wagenfahrt und Retter in der Grotte, Johannes aber den Blumenkönig Mandragorus erkannte. Mit tiefer Ehrerbietung seitens sämtlicher Gäste begrüßt, schritt er auf die jungen Eheleute zu, reichte jedem derselben die Hand und hielt dann folgende Rede:

„Der König des Staubreiches, der unter dem Namen eines Marquis de Poudresec versucht hat, auch in hiesiger, altberühmter Universitätsstadt sein Unwesen zu treiben, um seine verruchte Tochter an den Mann zu bringen, ist vertrieben und wird so bald nicht wieder wagen, sich unter den Menschen zu zeigen. So kann die Phantasie, euch Sterblichen verkörpert durch unsere holde Maja, aufs neue unbeschränkt und frei ihr Szepter schwingen, auf daß echte und wahre Poesie wieder blühe und gedeihe, allen guten Menschen zum Trost und zur Erhebung. Aber auch die Phantasie bedarf eines festen Haltes, auch sie stiftet unendlichen Schaden, wenn sie ausschweifend wird und der richtigen Leitung entbehrt. Deshalb habe ich dich, Johannes, zu ihrem Gatten erwählt. Dein reines, kindliches Gemüt, gepaart mit zielbewußtem, ernstem Streben, wird nie dulden, daß die teure Gattin vom graden Wege abweicht. Der dritte im Bunde aber, der euch als Vater beschirmen und beschützen soll, sei der Humor, mein alter, lieber Freund Pietsch! Poesie, Wissenschaft und erquickender Humor, — die allein können euch Menschen trösten über die Kümmernisse des Lebens und euer Herz frei erhalten von dem erstickenden Staub, in den alle Gebilde roher Sinnlichkeit rasch zerfallen. Doch meine Zeit ist abgelaufen, die Scheidestunde schlägt,



drum nochmals ein donnerndes Hoch auf die Neuvermählten, auf Maja und Johannes und ihren Vater!"

Noch ehe die brausenden Jubelrufe ganz verklungen waren, hatte Mandragorus den Saal verlassen. Statt seiner schwebten jetzt liebliche Blumenelfen herein, die unter Begleitung einer sanften Musik einen viel verschlungenen, reizenden Tanz aufführten, zu dessen Schluß sich ein dichter Blütenregen über Maja und Johannes ergoß, der sie den Blicken ihrer Gäste vollständig entzog. — — —

Fräulein Wendeline und Herr Pietsch waren allein. „Auch ich reise jetzt," ergriff der letztere mit bewegter Stimme das Wort; „das deutsche Volk bedarf meiner sehr, und ich muß trachten, an anderer Stelle ebenfalls meine Saat auszustreuen. Leben Sie wohl, teuerste Freundin, hoffen wir auf ein baldiges, frohes Wiedersehen!"

# CHRONIK.

*Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung.*

Auf dem Wiesbadener Frauentage hob Professor Flesch-Frankfurt hervor, es sei ein Verdienst der Frauenbewegung, wenn das Thema der Prostitution und des Mädchenhandels, das man noch vor kurzem nicht vor keuschen Ohren nennen durfte (recht oft auch nicht vor unkeuschen), nun allenthalben öffentlich diskutiert werde und hierdurch die Möglichkeit einer allgemeinen Stellungnahme gegen diese Übel gegeben sei. Diese anerkennenden Worte dürfen die Frauen als berechtigt annehmen, mehr noch — was immer an der Wiesbadener Frauenversammlung tadelnswert war, tritt zurück bei einem Vergleich mit dem eben stattgehabten Frankfurter Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Von den in Wiesbaden versammelten Frauen zeigten sich viele auf einem hohen Stand sozialwissenschaftlichen Denkens und Fühlens; als das Gebiet der Prostitution zur Verhandlung kam, war mit vollem Bewußtsein das Thema ausgegeben: „Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution." Die Referentin, Frl. Pappritz-Berlin, nebenbei erwähnt, eine der Sympathischsten und



Fähigsten in der Bewegung, wandte sich gegen die Ansicht, die Prostitution, dieses Symptom sozialer Erkrankung, durch Gesetzesstrafen unterdrücken oder durch ethische Erwägungen ausmerzen zu können, — in erster Linie handle es sich darum, die wirtschaftlichen Ursachen aufzuspüren und diese zu bekämpfen.

Der Frankfurter Kongreß ist allen derartigen Schlüssen geflissentlich aus dem Wege gegangen; wir hörten viele schöne Worte von Religion und Moral, von Nächstenliebe und Sittlichkeit, von der Frau als Hüterin der Zucht, von international und interkonfessionell; aber als Henriette Fürth-Frankfurt auf die prophylaktischen Maßregeln besserer Volksbildung, besserer Wohnungs- und Lebensverhältnisse, menschenwürdiger Behandlung und Entlohnung hinwies, hieß es „Zur Sache" und der Rednerin wurde, als der einzigen während des ganzen Kongresses, das Wort wegen Ablaufs der vorgeschriebenen sechs Minuten entzogen. Und als Lida Gustava Heymann-Hamburg gegen die polizeilich geduldete Bordellwirtschaft eiferte und vor allem hier bessere Zustände forderte, als Katharina Scheven-Dresden in demselben Sinne die Worte sprach: „Wer den Markt duldet, kann den Handel nicht ausrotten", fand man gleichfalls, daß dies vorläufig nicht zu erörtern sei, da man sich an das „einstweilen bei den Regierungen Erreichbare halten wolle". Die gesamte Tätigkeit des Kongresses endete damit, daß man den in Paris gefaßten Beschlüssen der Konferenz vom Juli 1902 beistimmte, — diese Sympathiekundgebung hätte sich vielleicht auf einfacherem Wege bewerkstelligen lassen als durch Einberufung eines so zahlreichen und illustren Komitees aus aller Herren Länder, aber dann hätten wir auch all die wohltönenden Reden nicht gehört; der Austausch von Telegrammen mit allerhöchsten Persönlichkeiten, die Komplimente, die sich England, Frankreich und Deutschland gegenseitig machten, wären unterblieben — ein unersetzlicher Verlust für das Volkswohl!

Immerhin hat die Konferenz das Gute gehabt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das schreckliche Gewerbe und die ihm entspringenden Zustände zu lenken. Sicherlich erfuhren viele erst durch die Preßberichte über diese Verhandlungen, daß es sich nicht etwa um vereinzelte Fälle handelt, sondern daß zu Hunderten und Tausenden die Töchter der Armut als Ware in die Freudenhäuser der ganzen zivilisierten Erde verschachert werden, daß ausgebreitete, wohlorganisierte Gesellschaften mit großem Kapital den Export und Import betreiben, hunderte dunkler Existenzen (in Wien sind es z. B. 180) sich vom weißen Sklavenhandel ernähren und meist daran bereichern. Solche Tatsachen können nicht genug verbreitet werden, ebenso wie es dringend nötig erscheint, die Masken und Verkleidungen zu beschreiben, hinter denen sich der Handel abspielt: Stellenvermittlung, Heiratsvermittlung, Vorspiegelung interessanter Bekanntschaften, eines glücklichen, frohen Lebens, künstlerischer Ausbildung und Erfolge und selbst fingierte Eheschließung.



Die Konferenz diente ferner dazu, ihren großen Grundgedanken, die Idee der Internationalität, zu verbreiten und zu stärken. Das gemeinsame Vorgehen gegen Sittlichkeitsdelikte kann, wie die dänische Delegierte, Frl. Gad, ausführte, ein Ausgangspunkt werden für eine allgemeine internationale Gesetzgebung und so den Grund legen zu der großen Idee des Weltfriedens. Über den internationalen Gesichtspunkten der Frage dürfen aber die intersozialen nicht vergessen werden, auf die, außer den Delegierten fremder Staaten, von deutscher Seite nur Rabbiner Horovitz hinwies. Pfarrer Achtnick hat die Mitarbeit der gesamten Frauenwelt gefordert und den anwesenden Damen zugerufen: „Tua res agitur!" (Um deine Sache handelt es sich), — es liegt darin eine Wahrheit insofern, als in jeder besudelten, erniedrigten Frau das ganze Geschlecht erniedrigt wird, als die Folgen, die dem Manne aus seinem Verkehr mit käuflicher Frauenware drohen, auch auf die Intakten, die Tadellosen zurückfallen. Viel direkter aber noch handelt es sich um eine Sache der unteren Stände, um eine Sache des Proletariats. Dem Proletariat gilt es zu sagen: „Tua res agitur"; denn, wie Horovitz hervorhob, „Prostitution und Mädchenhandel entspringen derselben gemeinsamen Doppelursache: der Not der Armen und dem Übermut der Reichen." Gegenüber vielen wohlklingenden Reden, die darauf hinauszielten, für beide Übel die Gottlosigkeit der Zeit, den Mangel an Religion, die verderbliche Kunstrichtung verantwortlich zu machen, verdienen solche Äußerungen, auch wenn sie selbstverständlich scheinen und sozusagen in der Luft liegen, hervorgehoben zu werden.

Der nächste Kongreß soll in drei Jahren zu Paris stattfinden, — möge sich bis dahin schon mehr des Erreichten konstatieren lassen, sonst schließt er am Ende damit, daß man den Beschlüssen der Frankfurter Konferenz von 1902 einstimmig beipflichtet. Das ist dann wie einer jener Rundgesänge, dessen letzte Strophe immer wieder in die erste übergeht.

Es ist gewiß für die Sache aussichtsreich, daß sie von höchster Seite gefördert wird, daß die Teilnehmer- und Delegiertenliste von vornehmen Titeln und Namen wimmelt, aber nur dann, wenn das Wort „intersozial" nicht vergessen wird, wenn man sich entschließt, die wirtschaftlichen Ursachen und Nöte mitanerkennen und mitbekämpfen zu wollen.

Frankfurt a. M. *Adele Schreiber.*

*Bodleys Bibliothek.*

Am 8. November pflegt die Universität Oxford alljährlich das Stiftungsfest ihrer großen Bücherei zu feiern. Es ist dies der Eröffnungstag der Anstalt im Jahre 1602, — einer Sammlung von Büchern und Handschriften, die in England nur derjenigen des britischen Museums nachsteht.



Dieses Jahr hat man den Ehrentag des gelehrten Stifters Sir Thomas Bodley etwas vorausgerückt, die Feier ausgedehnt und Vertreter der ganzen wissenschaftlichen Welt eingeladen, um den dreihundertsten Geburtstag der großen Anstalt in kosmopolitischer Würde zu feiern.

Übrigens ist Bodley, streng genommen, nicht der Gründer der Bibliothek, wenn auch deren hochverdienter Erneuerer. Ihr Ursprung liegt um anderthalb Jahrhundert vor ihm zurück. Es war in jener Zeit, da der hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ende zuneigte, eine Zeit, da roher Fanatismus und wilde Gesetzlosigkeit neben der neuaufblühenden Freude an schönen Formen, an Kunst und namentlich an Literatur dem Zeitalter die Stempel aufdrückten. In jener Epoche der grellen Widersprüche — aber wann hat es in der Geschichte jemals an solchen gefehlt? — kam Humphrey, Herzog von Gloucester — man nannte ihn den Guten —, nachdem er an der Verheerung Frankreichs teilgenommen, auf den Gedanken, daß neben Ländereien auch Bücher wohl ihren Wert hätten, und so entnahm er der bereits bestehenden Bibliothek im Louvre noch vor dem Rückzug die wertvollen Handschriften und übertrug sie in sein eigenes Vaterland, recht napoleonisch. Diese sechshundert Manuskripte gab er der Universität Oxford; sie wurden der Grundstock der Bibliothek, die in einem Nebengebäude der Marienkirche aufbewahrt wurde. Unter dem jungen Eduard VI., dem Sohne des Blaubarts Heinrich VIII., revidierte eine puritanische Kommission die Sammlung dieser „papistischen" Schriften und zerstreute oder vernichtete die Bücher. Als Bodley auf die Bühne trat, fand er, daß der Bibliothekraum ein Pferdestall geworden war.

Bodley, am 2. März 1545 zu Exeter geboren, stammte aus wohlhabender Familie. Als er kaum das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte, mußte er mit seinem Vater aus der Heimat fliehen. Es war die Zeit der Verfolgungen unter der Königin Mary „der Blutigen".

Vater und Sohn wandten sich nach Genf; der junge Thomas wurde der Zögling Calvins und Bezas. Nach dem Tode der Königin Mary konnte er nach England zurückkehren; er bezog die Universität Oxford, wo er sich durch seine Studien auszeichnete. Schon damals soll er den Plan gefaßt haben, die verlorene Bücherei durch eine größere zu ersetzen. Wie dem auch sei, seine günstigen Familienverhältnisse erlaubten ihm, zu seiner höheren Ausbildung 1576 eine vierjährige Reise auf dem Festlande anzutreten, die zu wichtigen Anknüpfungen mit Gelehrten und Staatsmännern Gelegenheit gewährte. Im Jahre 1580 trat er am Hofe Elisabeths in Amt und Würden und ward in die Diplomatie gezogen, wo die Welt- und Menschenkenntnis, die er sich erworben, von Vorteil sein konnten. Er ward also Gesandter in Dänemark, in Frankreich und in dem damals so wichtigen Holland. In den neunziger Jahren fing er an, dieser Geschäfte müde zu werden, wollte heimkehren, ließ sich doch durch das Versprechen festhalten, zum Staatssekretär ernannt zu werden. Endlich aber erging



es ihm wie anderen Günstlingen der „jungfräulichen" Königin, die ebenso wankelmütig als entschlossen sein konnte. Es wurde ihm bekannt, daß sie sich abfällig über ihn geäußert. Das Versprechen des hohen Staatsamtes schien nunmehr nur gemacht oder erneuert, um ihn, im Vertrauen auf dessen endliche Erfüllung, im Staatsdienste festzuhalten. Er wurde verdrossen, sie verdrießlich. „Der Henker mag ihn holen" *(she wished he were hanged).* 1597 kehrte er zurück. Mit dem Ministerwerden war es nun aus. Seine Mittel erlaubten ihm, ein freies Leben zu führen. Er widmete sich nun ganz der Bibliothek, entwarf den Plan der Sammlung, des Gebäudes, unterhielt einen Agenten auf dem Kontinent, soll zweimalhunderttausend Pfund Sterling auf Einkäufe verwandt haben, machte sich aber auch nichts daraus, seine hohen Bekannten um seltene Bücher anzubetteln, die sie etwa besaßen. Es war ja alles für die geliebte Bibliothek, für die Alma Mater. Den Katalog schrieb er eigenhändig. Tag und Nacht arbeitete er an seinem Werke, und so mußte es jeder tun, den er beschäftigte. Sonst blieben sie alle ganz frei: nur nicht heiraten! Als der gelehrte Unterbibliothekar, den er angestellt, dennoch um Erlaubnis bat, einen Ehebund zu schließen, war er außer sich. „Was! hab' ich doch in meinen Statuten den Cölibat als unbedingt notwendig festgesetzt. Und nun will der Mensch heiraten? Unerhört!" Er mußte doch nachgeben, — schweren Herzens. „Ich soll mein eigenes Statut brechen." Er legte harte Bedingungen auf, machte dem armen, verliebten Bibliothekar das Herz recht schwer und das Leben sauer.

König Jakob I., den man den gelehrtesten Narren von England genannt hat, besuchte ihn, nachdem am 8. November 1602 die Bücherei feierlich der Universität übergeben war, — ohne Staatshülfe, bloß durch diese hingebende Privattätigkeit, wie so viel anderes in Großbritannien. Dem Bibliothekar fiel die Aufgabe zu, Seine Majestät mit einer lateinischen Rede zu empfangen. Bodley tat es nicht, aber dies war seine Instruktion: „Die Rede darf nicht länger dauern als eine halbe Viertelstunde. Kurz und angenehm *(short and sweet)* muß sie sein und voll von Materie." Der König ließ sich zu dem nicht überfeinen Wortspiel herab: „Sir Thomas Bodley, Ihr Name sollte Godley sein." Und er kam wieder und hielt den Gründer in hohen Ehren. Bodley hatte zwar das Staatssekretariat nicht erhalten, aber er war doch geadelt worden. Er beschrieb sein Leben bis zum Jahre 1609. Er starb zu Oxford am 12. Januar 1612, der Bibliothek eine gute Dotierung hinterlassend. Sie ist seither vielfach beschenkt worden, nimmt jetzt auch an dem gesetzlichen Tribut teil, den jeder Verleger in acht Exemplaren jeden Werkes für die großen Büchereien zu entrichten hat. Der Erwähnung wert mag sein, daß — im Gegensatz zu deutschen Universitätsbibliotheken — das Ausleihen von Büchern durchaus verboten ist. Und diese Regel wird aufs strengste beobachtet. Als König Karl I. im Verlauf seiner wechselvollen Laufbahn eine trübselige Zeit in Oxford zu verbringen hatte, bat er, daß ihm aus-

nahmsweise ein Buch zur häuslichen Lektüre anvertraut werde. Der Bibliothekar aber sandte ihm nur die Statuten, die das Verbot enthalten. Und dem großen Cromwell, da er zum Lordprotektor aufgestiegen war, ging es nicht besser. Dieselbe Regel gilt auch für das britische Museum, und selbst Thomas Carlyles Freunde bemühten sich vergeblich, für ihn eine Ausnahme zu erlangen. Für und gegen ein solches Verfahren läßt sich mancherlei sagen. Eins scheint wichtig: Die Vorschrift führt zu vielfachen persönlichen Berührungen und zur Erweiterung des geistigen Horizontes. Sie bringt jedes Jahr, und besonders im Sommer, einen Schwarm ausländischer Gelehrten und Schriftsteller nach England. Statt daß sie mit zugeschickten Büchern sich nur im heimlichen Studierzimmer ein weiteres Maß von Buchwissenschaft eintrichtern, finden sie sich, wohl oder übel, in den Strom eines ihnen neuen Lebens gezogen und studieren lebendige Menschen, unbeschadet des Nutzens, der aus Handschriften und Drückerschwärze zu ziehen ist. Da wird doch manches wertvolle persönliche Band geknüpft oder befestigt und manches gemeinschädliche Vorurteil beseitigt oder doch abgeschleift.

London. *Dr. Eug. Oswald.*

*Ein neues Drama von Maxim Gorki.*

Gorki, der Dichter der „Kleinbürger“, hat ein zweites, vieraktiges Drama vollendet, das demnächst erscheinen soll. Es führt den Titel „Na dnie“ „Auf dem Grunde“ und spielt in den untersten, tiefsten Schichten der Gesellschaft. Der Schauplatz ist ein in einem Kellerraum — auf dem Grunde! — gelegenes Nachtasyl, in dem mehrere verkommene Existenzen zusammentreffen. Im Mittelpunkt steht der Vagabund Luka; durch die Berührung mit ihm entfalten auch die übrigen handelnden Personen ihre Eigentümlichkeiten. Er bringt „ein Körnchen Glauben und einen Funken Phantasie in das Reich der toten Seelen und erweckt die schlummernden lebendigen Kräfte“. Er ist der Träger einer Philosophie der Liebe und des Glaubens an die Menschen, der Philosophie der beruhigenden und tröstenden Lebenslüge. Die Insassen des Nachtasyls glauben an nichts mehr. Luka aber verkündet ihnen: „Man muß glauben. Glaubt nur, — das, woran ihr glaubt, das *ist!*“ Und er erzählt ihnen die Geschichte von dem Mann, der das „gerechte Land“ suchte. Dieser Mann, den das Leben mitleidlos quälte, glaubte unerschütterlich, daß irgendwo dieses „gerechte Land“ existiert. Eines Tages, als er in Sibirien war, kam ein Gelehrter mit Büchern und Karten. „Such' mir einmal,“ so sagte der Mann zu ihm, „in deinen Büchern und Karten das gerechte Land.“ Der Gelehrte suchte, aber fand es nicht. „Nein, ein solches



Land existiert nicht,“ meinte der Gelehrte. „Das ist unmöglich, es muß existieren; suche noch einmal.“ Der Gelehrte suchte noch einmal, fand es aber nicht. Alle Länder waren bezeichnet, nur dieses nicht. Also existierte es nicht. Da verlor der Mann die Geduld, ohrfeigte den Gelehrten, ging hin und erhenkte sich. Das Leben war für ihn unerträglich ohne den Glauben an die Existenz eines gerechten Landes.

Und Luka strebt nun danach, jedem seiner Genossen ein Stückchen dieses Landes aus der Ferne zu zeigen und ihm so seine Lebenslast zu erleichtern. Er hält es für das Beste, wenn jeder in seinem Traum und in seiner Lebenslüge erhalten bleibt. Man hat es also mit einer Art von Doktor Relling zu tun, der aber nicht norwegisch-ironisch, sondern slavisch-mitleidig ist. Zwar Lukas Genossen wollen von seiner Lehre zunächst nichts wissen; nur einer, ein verbummelter Baron, Namens Satin, verteidigt ihn gegen ihre Angriffe, und sein Monolog über „die göttliche Lüge“ gibt die Quintessenz des ganzen Stückes. Die Wahrheit ist nur für die Starken; für die Schwachen, für die Unglücklichen bedarf es der Lüge, die allein einen Lichtstrahl in die Finsternis ihres Lebens zu werfen vermag. Ergreifend ist die Szene, in der Luka seine Weltanschauung am Sterbebette eines armen Weibes, Annas, entwickelt. Anna fürchtet noch im Anblick des Todes, daß „es dort unten ebenso sein wird, dasselbe Martyrium“. „Es wird nicht so sein,“ erwidert ihr Luka, „Du wirst da unten ausruhen. Hoffe nur, du wirst sterben und ruhig sein, du hast nichts mehr zu fürchten.“ Und er malt ihr aus, wie der Erzengel Gott den Tod Annas mitteilt und Gott antwortet: „Ich weiß, ich weiß ... Anna .... Sie hat viel gelitten .... Führe sie ins Paradies, damit sie ausruhe!“ —

---

# BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 5. bis 20. Oktober eingelaufen:

*Albert, Adam,* Der Zollkommissär. Ein Roman von der Grenze. Dresden-Leipzig 1902. E. Pierson.

*Angelus, Franciscus,* Die güldene Hochzeit und so dazu gehöret. Aus einer alten Chronik. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

*Cossmann, P. N.,* Aphorismen. 2. Auflage. Berlin-Leipzig 1902. Schuster & Löffler.



*Dukmeyer, Friedr.,* Des Sittenmeisters Ärgernisse. Komödie in 3 Akten. München 1901. Staegmeyrsche Verlagsbuchhandlung.

*Erich, Fritz,* Des Vaters Segen. Drama in 5 Aufzügen. Bielefeld. A. Helmich.

*Falke, Gustav,* Hohe Sommertage. Neue Gedichte. Hamburg 1902. Alfred Janssen.

*Freimaurer, ein Br.,* Was sind die Freimaurer, und was wollen sie? Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.

*Fried, Alfred H.,* Der Theaterdusel. Bamberg. Handelsdruckerei.

*Gruner, Ferd.,* Der Limauer Kollege. Roman. Hamburg 1902. Alfred Janssen.

*Harten, C.,* Wie lernt man reden? Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.

*Harten, C.,* Wie lernt man dichten? Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.

*Hertzog, Caroline,* Aus verschwundenen Gassen. Erzählungen. Dresden-Leipzig 1902. E. Pierson.

*Lachmann, Hedwig,* Im Bilde. Gedichte. Berlin-Leipzig 1902. Schuster & Löffler.

*Milow, Stephan,* Fallende Blätter. Neue Gedichte. Kassel 1903. Georg Weiß.

*Oestéren, Fr. W. van,* Schatten im Walde. Eine Dichtung. Buchschmuck von H. Hendrich. Dresden-Leipzig. Carl Reissner.

*Oesterwitz, Hermann,* Was sind Odd-Fellow-Brüder, und was wollen sie? Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.

*Pröll, Karl,* Auf ferner Wacht. Heerrufe und Heimgrüße. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.

*Schoenberg, Gustav,* Zum Leben verurteilt. Eine Liebesgeschichte. Dresden-Leipzig 1902. E. Pierson.

*Verlaine, Paul,* Gedichte. Eine Anthologie der besten Übertragungen. Herausgegeben von Stefan Zweig. Berlin-Leipzig 1902. Schuster & Löffler.

---



Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang * 1902 * Heft 10

# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT



ZWEITES NOVEMBERHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG

KÖLN A. RH.

# Die „Kultur"

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur" bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur" Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste" registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur" gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur" (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)".

---

## Das XI. Heft der „Kultur"

erscheint Anfang Dezember und wird u. a. enthalten:

Leopold Katscher (Budapest): *Björnson.*

Wilhelm Mauke (München): *Konzertreform.*

Dr. Ph. Aronstein (Myslowitz): *Der Sozialismus in Belgien.*

Dr. Richard Wengraf (Wien): *Wiener Brief.*






Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Zweites Novemberheft.

INHALT

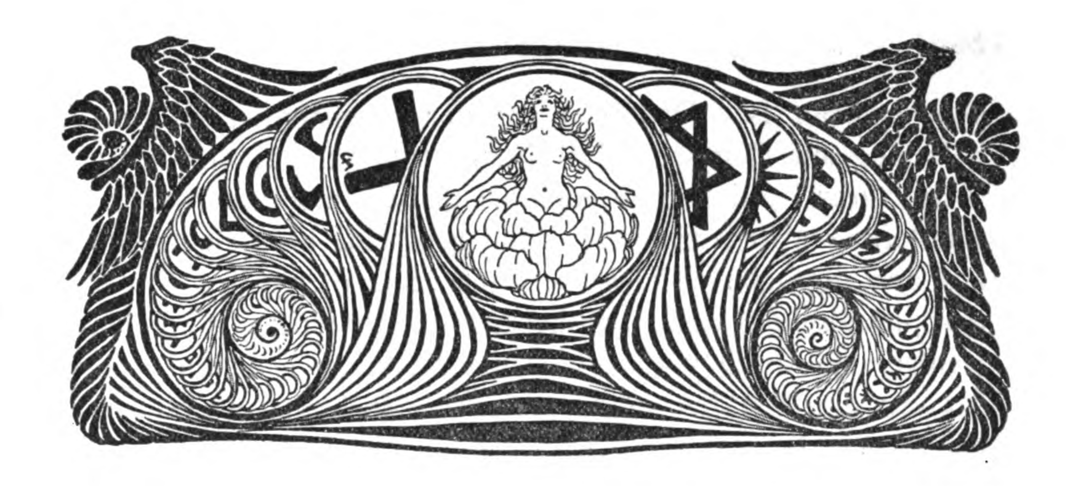


HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg ,Köln.



# Der verborgene Kern des Zollstreits.

Die Schwierigkeiten, welche politische Debatten hervorrufen, sind immer nur Symptome tiefer liegender Schwierigkeiten, die in der Debatte meistens gar nicht erwähnt, manchmal geflissentlich ignoriert werden. Das zweite ist bei der großen Agrardebatte der Fall, die seit zehn Jahren den Hauptinhalt unseres politischen Lebens ausmacht. Die Schwierigkeit, von der die Not der Landwirtschaft und die industriellen Absatzstockungen nur Symptome sind, besteht darin, daß die Bevölkerung unseres Vaterlandes den Grad der Dichtigkeit, bei dem der Volkskörper gesund bleiben kann, überschritten hat. Der Einwand, daß ja Ostelbien untervölkert sei und die dortigen Landwirte Wanderarbeiter aus Russisch-Polen und Galizien brauchen, mag hier gleich *a limine* abgefertigt werden. Die stellenweise Untervölkerung ist Wirkung der Übervölkerung. Diese hat zur Folge, daß Freiland überhaupt nicht mehr vorhanden und daß der in festem Besitz befindliche Boden für die ärmeren Landwirte zu teuer ist; daher sieht deren überzähliger Nachwuchs, dem eigner Besitz unerreichbar ist, sich genötigt, in die Städte und Industriebezirke abzuwandern, wo der Verdienst lohnender und nach Einführung der Saisonkampagnen in der Landwirtschaft sogar beständiger und





gleichmäßiger ist. Daß man bei der sogenannten Bauernbefreiung auf Betreiben der Rittergutsbesitzer die kleinsten Wirte ihres Landes ganz beraubte, hat die moderne Völkerwanderung Mitteleuropas in Fluß gebracht, aber sie würde aus der angegebenen Ursache auch ohne die groben Fehler der preußischen Bodenregulierung entstanden, nur freilich weniger stürmisch verlaufen sein. Nachdem sie einmal die Massen ergriffen hat und durch allerlei Umstände (siehe meine vor drei Jahren bei Fr. Wilh. Grunow erschienene Schrift: „Die Agrarkrisis“) gefördert worden ist, kann sie gerade den tüchtigsten Teil der Bevölkerung dermaßen verstädtern, daß man für innere und äußere Kolonisation kein Material mehr findet, auch wenn man das wohlfeile Land dazu hat. So geht es heute den Engländern, die gern die eroberten Burenländer besiedeln möchten, aber keine bäuerlichen Ansiedler aufzubringen vermögen. Die Erkrankung des Volkskörpers (auch Untervölkerung kann ihn krank machen, wenn sie, wie in Rußland, als Kulturhindernis wirkt), äußert sich also zunächst in ungleichmäßiger Verteilung der Bevölkerung über das Land, dann in der Störung des Gleichgewichts zwischen den Berufsständen, namentlich im Übergewicht der verarbeitenden Gewerbe über die Urproduktion und der Unproduktiven oder nur mittelbar Produktiven über die eigentlich Produktiven, und in der Anhäufung des sozialen Eiters, der Schmarotzer. Endlich in der ungesunden Verteilung des Ertrags der nationalen Arbeit: daß der Händler mehr verdient als der eigentliche Produzent, der Spekulant reich wird, während die Erzeuger der Güter, mit denen er spekuliert, hungern müssen.

Eines der Krankheitssymptome ist nun auch die Not der Landwirtschaft, wie die Not vieler landwirtschaftlicher Grundbesitzer fälschlich genannt zu werden pflegt. Wie weit die Not wirklich vorhanden, das läßt sich vorläufig nicht feststellen, weil eine umfassende Enquête bis heute nicht beliebt worden ist. Fest steht nur, daß die Verhält-



nisse der Landwirte, genauer gesprochen der Landwirtschaft treibenden Gutsbesitzer, nach Landschaften, Nähe und Beschaffenheit des Absatzmarkts, Betriebsgröße, klimatischen, topographischen und historischen Umständen unendlich verschieden sind. Wir lassen also auf sich beruhen, wie viel an den Klagen der Landwirte Übertreibung und wie viel Wahrheit sein und von wie viel und welchen Landwirten die Wahrheit gelten mag. Wir nehmen nur als ausgemacht an, daß ein ansehnlicher Teil der deutschen Landwirte im Verhältnis zu seinen Ausgaben zu wenig einnimmt, ohne dieses Mißverhältnis durch Trägheit, Dummheit oder Leichtsinn verschuldet zu haben. Wir dürfen es annehmen, weil *a priori* feststeht, daß in dem Stadium der Kulturentwicklung und Volksdichtigkeit, das wir heute erreicht haben, solche Not unabwendbar ist. Im Anfange der Besiedlung eines Landes hat der Boden keinen Wert und wirft keine Rente ab. Er nährt, von Mißwachsjahren abgesehen, den, der ihn bebaut. Der Bauer führt ein hartes Leben, ohne Bequemlichkeit, ohne Verschönerung des Daseins durch Kulturgüter. Es wird leichter in dem Grade, als die Arbeitteilung Gewerbe vom Ackerbau abzweigt. Der Dorfschmied, der Zimmermann, der Maurer, der Weber versorgen die Bauern mit Werkzeugen und Bequemlichkeiten und werden dafür von ihnen ernährt. Städte werden gegründet, die Gewerbe vervollkommnen sich, besonders nachdem sich ein Stand geistiger Arbeiter gebildet hat, der die Handarbeit durch die Technik befruchtet. Machen nun die Gewerbtreibenden ein Fünftel, die Bauern vier Fünftel der Bevölkerung aus — der Prozentsatz der geistigen Arbeiter ist noch so klein, daß er außer Ansatz bleiben kann — so tauscht sich der Ertragüberschuß von vier Fünfteln Urproduzenten gegen den von einem Fünftel Gewerbtreibenden aus; das bedeutet: Nahrungsmittel und Rohstoffe sind spottwohlfeil, die Gewerbeerzeugnisse haben Monopolpreise. Die Bodenrente ist entstanden, aber sie bleibt vorläufig sehr niedrig. Die Handwerker werden wohl-







habend, die bäuerliche Bevölkerung strömt deshalb in die Stadt, die zunehmende Menge der Gewerbtreibenden und die steigende Vervollkommnung der Technik vermehrt die Zahl der Gewerbeerzeugnisse, während der Überschuß der landwirtschaftlichen Produkte gleich groß bleibt. Dieser tauscht sich jetzt gegen eine stetig wachsende Menge von Gewerbeprodukten aus, steigt also im Preise, während diese fallen. Es tritt ein Stadium des Gleichgewichts ein, wo die Bevölkerung aus 45 Prozent Bauern, 45 Prozent Gewerbetreibenden, 10 Prozent Händlern, Beamten, Berufssoldaten und geistigen Arbeitern besteht und wo sich alle am wohlsten fühlen. Es ist so viel Brot, Fleisch und Zukost vorhanden, daß sich jeder satt essen kann, der Bauer ist reichlich mit Bequemlichkeiten ausgestattet und entbehrt nicht der Geisteskultur, und die angemessenen Preise und Löhne sind sowohl das Mittel der gesunden Güter- und Druckverteilung als auch das Manometer, das die normale Spannung aller wirtschaftlichen Kräfte anzeigt. Doch die Bevölkerung wächst weiter, der Gleichgewichtszustand wird gestört, weil die Landwirtschaft mit Menschen gesättigt ist und aller Überschuß in die Gewerbe und die unproduktiven Berufsarten abfließen, zuletzt eine Klasse der Beruflosen erzeugen muß. Die Gewerbeerzeugnisse häufen sich im Überfluß, werden spottbillig, und ihre Herstellung vermag die Arbeitenden um so weniger zu ernähren, da die vermehrte Nachfrage nach Nahrungsmitteln bei gleich bleibendem oder nur wenig steigerndem Angebot deren Preis in die Höhe treibt. Die Handwerker und die Industriearbeiter leiden Not, die Landwirte werden reich. Die Landwirtschaft, nun ein höchst rentables Gewerbe, steigert durch verbesserte Technik ihren Ertrag, aber nicht in dem Grade, daß dadurch die Preise ihrer Erzeugnisse gedrückt würden. Vorher schon ist ein Teil des Überschusses der Bauernschaft ausgewandert und hat Neuland besiedelt. Das auf diesem wohlfeil erzeugte Korn und Vieh verkauft sie jetzt, wo die Technik mittlerweile den Transport verbilligt hat, in die Länder, die an

Lebensmittelteuerung leiden, und stürzt die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Der Preissturz wirkt um so empfindlicher, weil gleichzeitig aus dem oben angeführten Grunde die Arbeiter verloren gehen und die noch nicht Entwichenen durch Lohnerhöhungen zurückgehalten werden müssen. (Natürlich verläuft der Prozeß nirgends und nie genau nach diesem Schema; wir müssen alles beiseite lassen, was das Schema durchbricht, z. B. die Modifikation der ländlichen Besitzverhältnisse durch das Latifundienwesen sowie das Eingreifen der Großindustrie und des Kapitalismus in den Prozeß, von dem wir hier nur die eine Seite anschaulich machen wollen.) Das Heilmittel gegen diese Not würde die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts der Berufsstände sein; dazu aber wäre nötig, daß Freiland erschlossen würde, auf dem die überschüssigen Bauernkinder ohne hypothekarische Belastung der väterlichen Güter versorgt werden könnten, und daß die bäuerlichen Ansiedlungen Gewerbtreibende nach sich zögen. Die auf wohlfeilem Boden erzeugten Produkte würden dann auf dem nahen Markte ohne Schädigung der Produzenten wieder zu Preisen verkauft werden können, die auch ohne Zollschutz dem Auslande die Konkurrenz unmöglich machten. Ob solches Freiland innerhalb unserer Reichsgrenzen oder in der Nachbarschaft zu erlangen ist und ob der Kapitalismus und die Weltwirtschaft eine solche Neuordnung im Stile der älteren Kolonisation gestatten würden, wollen wir hier nicht untersuchen, sondern nur die Unfruchtbarkeit der Agrardebatte kurz charakterisieren. Die Agrarier wollen ihre Grundrente und ihren Arbeitslohn garantiert haben, was nur geschehen kann, wenn man die Masse der Industriearbeiter zum Hungern verurteilt. Die Industriearbeiter wollen wohlfeiles Brot und Fleisch, was die deutschen Landwirte auf die Dauer nicht liefern können, ohne sich zu Grunde zu richten. Und die Regierung will beiden helfen, was unmöglich ist, weil sie entgegengesetzte Interessen haben.

Weil man den bei unserer Bevölkerungsspannung und unsern Bodenpreisen unlösbaren Interessenkonflikt leugnet und nur auf Symptome kuriert, ist die ganze zehnjährige Agrardebatte ein Dreschen leeren Strohes. Anfänglich gebärdeten sich die Agrarier kühn und phantastisch. Die Silber- oder Doppelwährung sollte helfen. Das war entweder ein schlaues Plänchen von ein paar Herren, die ihre Hypotheken in entwerteter Münze abzuzahlen und damit ein hübsches Geschäft zu machen gedachten, oder es war reiner Unsinn. Heut spricht niemand mehr davon. Dann wollten sie den Getreidehandel verstaatlichen. Damit waren sie auf der Fährte zu einem an sich vernünftigen Ziele, von dem es nur fraglich ist, ob es erreicht werden kann, nämlich zum Sozialismus. Die Verstaatlichung des Einfuhrhandels würde nämlich die des ganzen Getreidehandels, und diese die Verstaatlichung des Getreidebaues nach sich gezogen haben. Die Gewerbe könnten dann unmöglich im Privatbetrieb zurückgelassen werden. Nun ist es ja klar, daß der Sozialismus allen Nöten ein Ende machen könnte. Es gibt zwei Hauptarten der Wirtschaft: die Bedarfsdeckungswirtschaft und die kapitalistische oder Erwerbwirtschaft. Die Bedarfsdeckung kann auf dreierlei Weise bewirkt werden. So wie in der antiken Oiken- und in der fränkischen Großgutwirtschaft, wo der Herr bestimmte, was jeder seiner Sklaven oder Hörigen produzieren und wie das Produkt verteilt werden sollte. Selbstverständlich ließ er jedes Jahr nicht mehr produzieren, als er für sich und seine Leute brauchte, aber auch nicht weniger. Zweitens in einer sozialistisch oder kommunistisch organisierten Gemeinschaft, wo statt des Grundherrn eine Behörde nach Ermittelung des Bedarfs einem jeden sein Arbeitspensum und sein Futter zuteilt. Drittens in einer freien Tauschgesellschaft kleiner Produzenten, deren jeder für einen festen und bekannten Kundenkreis arbeitet. Daseinsbedingung für eine solche Gesellschaft ist, daß in ihr ruhiges und geordnetes Getriebe keine Konkurrenz einbricht, weder von auswärts

noch von einer in ihrem Innern entstehenden Kapitalistengruppe, daß keine starke Volksvermehrung das Gleichgewicht zwischen den Berufsständen verschiebt und — daß keins ihrer Mitglieder auf Kosten der andern reich zu werden strebt. Nun ist aber in unserer kapitalistisch denkenden und fühlenden Gesellschaft, selbst bei den ärmsten Teufeln, und erst recht bei den Bauern, der Wunsch reich zu werden so allgemein — die Spielwut und die Hineinfälle bei Gründungen, in weniger anstößiger Weise das Verständnis für den kapitalistischen Betrieb der Landwirtschaft beweisen es zur Genüge —, daß die Predigt: *contenti estote*, begnügt euch mit eurem Kommißbrote, d. i. mit einem bescheidenen Lohn für eure Arbeit, taube Ohren treffen würde; nur der zwangsweise eingeführte Sozialismus — und welche Macht der Erde wäre stark genug, ihn durchzusetzen? — vermöchte die Bedarfsbefriedigungswirtschaft älterer Zeiten wieder herzustellen. Jedermann, nicht allein der Bauer, sondern auch der Arbeiter, will heute zwar vom Staate seinen gerechten Arbeitslohn verbürgt haben, wenn er weniger als diesen zu empfangen glaubt, aber die Möglichkeit, mehr zu verdienen oder zu erspekulieren, will er sich von niemandem versperren lassen, auch vom Staate nicht. Das alles werden sich die Herren im stillen überlegt haben, und heute hört man sie nicht mehr nach dem Getreidemonopol und dem Antrag Kanitz schreien.

Auch von der Börsenreform sprechen sie kaum noch. Das Verbot des Terminhandels in Getreide haben sie ja durchgesetzt; auch sind seitdem die Getreidepreise gestiegen, aber nicht infolge des Verbots, und mit dem heutigen Preise sind die Herren noch lange nicht zufrieden. Wenn die Börse den Getreidepreis auf den erreichbar niedrigsten Stand gebracht hat, dann hat sie, so schlechte Menschen ihre Benützer sein mögen, nur ihre volkswirtschaftliche Bestimmung erfüllt, denn die Aufgabe des Handels ist, den Kunden die Güter so rasch und so wohlfeil wie möglich zu vermitteln. Die Behauptung aber, sie



habe den Preis dauernd unter sein natürliches, d. h. durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage gegebenes Niveau gedrückt, ist reiner Unsinn. Den Preis über das natürliche Niveau eine Zeit lang hinauszutreiben, das ist möglich (durch Einsperren der Vorräte, was man in alter Zeit Wucher nannte), nur beim heutigen Weltverkehr und der ungeheuren Menge des Getreides sehr schwierig; der letzte Weizencorner, der Leitersche, ist rasch zusammengebrochen. Aber den Preis dauernd unter dem natürlichen Niveau festhalten, das ist bei einer Ware, die überall in der Welt täglich gebraucht wird, unmöglich. Bekanntlich gibt es arme Länder, in denen jahraus jahrein Millionen hungern, und selbst in den reichsten Ländern gibt es immer noch Hunderttausende, die sich nicht vollständig sättigen können. Deshalb hat jeder Fall der Nahrungsmittelpreise Vermehrung der Käufe zur Folge. Wäre nun der Preis einmal unnatürlich niedrig, so würden die ärmeren Käufer durch größere Käufe den Markt in kurzer Zeit räumen, die Vorräte würden aufgezehrt werden, und die fortdauernde Nachfrage würde den Preis in die Höhe schnellen lassen. Es ist nützlich, sich der erwähnten Forderungen und Vorschläge von Zeit zu Zeit zu erinnern, weil sie beweisen, daß die Theoretiker des Agrariertums nicht Männer solider Wissenschaft, sondern Sophisten und Phantasten sind.

Hohe Einfuhrzölle auf alle Produkte der Landwirtschaft sind das einzige Mittel, das sie noch wissen, und um dieses wird nun zur Zeit gekämpft. Daß niedrige Zölle die gewünschte Wirkung nicht haben, bezeugen ja die Agrarier durch ihr unaufhörliches Geschrei selbst. Helfen könnte ihnen nur ein Zoll, der hoch genug wäre, die Einfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen unmöglich zu machen, und einen solchen erstrebt der Bund der Landwirte. Daß diese versprechen, die notwendige Menge von Getreide und Vieh zu erzeugen, sobald der Preis die Produktion rentabel gemacht haben werde, ist entweder Gedankenlosigkeit oder Schwindel. Abgesehen davon, daß die den Ertrag über das

heutige Quantum hinaus steigernde Intensität des Anbaus immer kostspieliger wird, — wenn die heimische Landwirtschaft genug erzeugt, den Bedarf zu decken, dann bleiben Getreide, Molkereiprodukte und Fleisch so wohlfeil — oder wie man bei der zweiten und dritten Kategorie sagen muß, so teuer — wie sie jetzt sind, so daß die Landwirte mit einem größeren Aufwande von Mühe und Kosten nur den Preis erlangen würden, den sie heute bei vollständig offener Grenze haben können. Die bei ihnen beliebte Redensart: mit fortschreitender Kultur müsse der Preis für Land und landwirtschaftliche Produkte steigen, bezeugt gleich allen ihren Argumentationen die Gedankenlosigkeit und Ungenauigkeit ihrer Art zu beobachten. Nicht die Kultur, sondern die Menschenzunahme steigert, durch steigenden Bodenhunger, den Bodenpreis. Die Kultur, womit hier nur die Technik und die ihr dienende Wissenschaft gemeint sein kann, ist nur insofern beteiligt, als sich der lebhafte Europäergeist gegen jede Not wehrt und jede Konjunktur ausnützt. Wird das Land und damit das Brot knapp, so wird die Landwirtschaft rationeller und intensiver, weil die Hungernden aus Not, die vom hohen Getreidepreis Profitierenden aus Gewinnsucht den Ertrag zu steigern suchen. Aber da im übervölkerten Lande die Zahl der Brotkäufer größer ist als die der Produzenten, so setzen sie die Einfuhr durch, die rascher und gründlicher hilft als die Steigerung der heimischen Produktion.

Nicht weniger gedankenlos oder schwindelhaft ist es, wenn den Arbeitern, zu denen wir hier auch die kleinen Handwerker und Beamten rechnen müssen, eine der Steigerung des Lebensmittelpreises entsprechende Lohnsteigerung verheißen wird. Eine allgemeine Preissteigerung ist gar keine Preissteigerung, sondern Inflation, wie sie durch entwertende Vermehrung der Umlaufmittel über den Bedarf erzeugt wird. Es ist für den einzelnen vollkommen gleichgiltig, ob der Doppelzentner Roggen 10 oder 100 Mark kostet, wenn alle Preise und Löhne entsprechend niedrig

oder hoch stehen. Klagt eine Klasse, daß ihre Arbeit zu schlecht gelohnt werde, so will sie, daß ihr Lohn erhöht werde, der aller andern Klassen unverändert bleibe; wird der aller übrigen Klassen entsprechend mit verändert, dann ist ihre eigne Lage unverändert geblieben. Unter diesen Umständen ist auch das Bestreben der Regierung eitel, durch Innehalten einer mittleren Linie beide Teile zu befriedigen. Die Schwierigkeit besteht eben darin, daß bei gestörter Interessenharmonie die Befriedigung beider Interessenten unmöglich ist. Bei einem Getreidepreise, der den Ärmeren das Sattessen gestattet, schlagen die Gutsbesitzer die Zinsen ihres hohen Anlagekapitals und die Kosten der intensiven Kultur nicht heraus, und bei einem Preise, der die Landwirtschaft rentabel macht, hungern die Massen. Bei einem mittleren Preise leiden beide Teile etwas weniger, aber sie leiden und bleiben unzufrieden. Mit andern Worten: ein übervölkertes Land hat nur die Wahl, ob es sich sofort oder auf dem englischen Umwege über den Industriestaat in die Hölle des chronischen Hungerelends begeben will. Der praktische Politiker, der Minister, der Parlamentarier, der Fraktionsmensch, kann sich selbstverständlich nicht mit der Lösung des Grundproblems beschäftigen, sondern muß an der Entscheidung der schwebenden Streitfrage arbeiten. Die Entscheidung kann nichts anderes sein als ein Kompromiß der streitenden Parteien, und dieser Kompromiß kann nur durch Abstimmungen herbeigeführt werden. Daß man diese Abstimmungen, die Kraft- und Machtprobe hinausschiebt, daß die Parteien einander immer wieder den hundertmal aufgewärmten Kohl ihrer Scheingründe unter die Nase halten und so tun, als wollten sie einander überzeugen, und daß doch jedermann weiß, wie wenig oder vielmehr gar nichts hinter den Redensarten steckt und daß die Machtverhältnisse allein entscheiden, das macht die Debatte über den Zolltarif noch widerwärtiger, als parlamentarische Debatten über alte Streitfragen im allgemeinen zu sein pflegen.





Unsere Landwirte empfinden den auf ihnen lastenden Druck doppelt schmerzlich, weil ihre Väter und Großväter in einer für sie selbst — für andere Leute weniger — herrlichen Zeit aufsteigender Konjunktur gelebt haben, in der Zeit, die eine Fritz Reuter-Figur mit der Bemerkung charakterisiert: früher brachten wir unsere Butter unverkauft vom Markte heim und mußten sie selbst fressen, heut verwandelt sie sich in Glaskutschen. Aber die Natur der menschlichen Dinge bringt es mit sich, daß jede aufsteigende Konjunktur einmal in die absteigende umschlägt, wenn ihr nicht ein Zusammenbruch ein jähes Ende bereitet. Daß in den nächsten Dezennien wirtschaftliche Zusammenbrüche, die sich nicht auf Deutschland und nicht auf den Gutsbesitzerstand beschränken, *tabula rasa* machen und für Neugestaltungen Raum schaffen, ist nicht unmöglich. Die Staatsmänner werden dann, durch die Erfahrungen des neunzehnten Jahrhunderts belehrt, besonders zwei Wahrheiten im Auge zu behalten haben. Erstens, daß jede Volksvermehrung eine wirtschaftliche Krisis bedeutet, da sie eine Neuverteilung des Volksvermögens und die Schaffung neuer Erwerbsgelegenheiten notwendig macht, und daß diese permanente Krisis besonders scharf den landwirtschaftlichen Grundbesitzer faßt, weil der Boden eine unveränderliche, unvermehrbare Größe ist, und die vermehrte Nachkommenschaft jeder Generation die Wahl zwischen drei Wegen hat, die gleich schwierig zu beschreiten sind: Naturalteilung, Belastung des Stammguts mit Hypotheken, Verzicht auf das Stammgut. Auf zweifache Weise kann die immerwährende Krisis abgewendet werden: einmal durch Hemmung der Volksvermehrung. Die besorgten im Mittelalter Pest und Hungersnöte, in Frankreich tut es heut eine raffinierte, die Volksgesundheit schädigende Klugheit. Wenn trotzdem auch in Frankreich die Bauern Grund zu klagen haben, so müssen Fehler der Gesetzgebung und Verwaltung schuld sein. Bei Volksvermehrung aber erspart der Abfluß auf Kolonialland die Krisis. Verstopft sich der

Abflußkanal, dann helfen Intensifizierung der Landwirtschaft und Industrie eine Zeit lang, bis die Grenze erreicht ist, über die hinaus Menschenwitz die Natur nicht mehr zu meistern vermag. Die andre Wahrheit ist, daß nichts die Wirkung der krisenerzeugenden Einflüsse in dem Maße schwächt als gleichmäßige Verteilung der Bevölkerung über das Land und überwiegender kleiner Grundbesitz. Wenn die Mehrzahl der Familien ihre eignen Nahrungsmittel erzeugt und den größten Teil ihrer Erzeugnisse selbst verzehrt, dann wird sie von Absatzkrisen und von Preisfällen teils gar nicht, teils nicht tödlich getroffen. In Ostelbien könnte dieser Zustand nur hergestellt werden, wenn ein Güterkrach das Land entwertet und dadurch innere Kolonisation in großem Stile möglich gemacht hätte. Und wer sollte dann Berlin und die Industriebezirke ernähren? Bauern können das Brotgetreide für Millionenstädte nicht liefern; das können nur heimische oder ausländische Latifundien.

Also gesunde soziale Verhältnisse sind nur von einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Neubau zu erwarten, für den ein großer Zusammenbruch Raum schaffen müßte. Die Sozialisten hoffen freilich, daß das Neue die Verwirklichung ihres Ideals sei und aus dem Kapitalismus als seine Frucht herauswachsen werde, vermögen uns aber weder von einem sozialistischen Nationalstaat noch von der sozialistisch zu gestaltenden Weltwirtschaft eine klare Vorstellung zu geben.

Neiße, 3. November 1902. *Karl Jentsch.*

# Die neue Welterkenntnis.

Man könnte sie allesamt utopistische Kurpfuscher nennen, mag ihr Interesse mehr von der Praktik oder von der Weltanschauung bewegt werden — alle, die darauf ausgehen, die Welt von einem Punkt aus zu kurieren. Ich habe die Broschüre eines Berliner philosophischen Schusters gelesen, der alles Elend und alle Krankheit der Menschen darauf zurückführte, daß man sich zur Beseitigung gewisser Verdauungsreste einer sitzenden Beschäftigung überläßt, anstatt eine aus der Turnstunde bekannte mehr wald- und wiesenmäßige Haltung dabei zu wahren, die Heil und Erlösung über das Menschengeschlecht bringen könne. Diesem Mann fehlt es bei Verteidigung seiner Theorie keineswegs an Geist und Gemüt, so wenig wie jenem andern, der die Reformehe erfunden hat, in der man sich einer weder übersinnlichen noch unsinnlichen Enthaltsamkeit von der Fortpflanzung hingeben soll, um dadurch zu erreichen, niemals zu sterben. Ich könnte noch eine ganze Anzahl ebenso lustiger Geschichten erzählen, denn man darf nur einer radikalen Bewegung angehören, so wird man von den Inhabern fixer Ideen als geistesverwandt betrachtet.

Mit einer so fixen Idee, den archimedischen Punkt, um die Welträtsel aus den Angeln zu heben, gefunden zu haben, ist leider auch das letzte Buch Julius Harts behaftet.

Das Buch*) gibt sich als die Fortsetzung eines früher erschienenen, das „Der neue Gott" genannt war; da es aber weniger eine Fortsetzung ist — disponieren ist Harts Sache sowieso nicht — als eine Variation und gesteigerte Aufgeregtheit über dasselbe Thema, braucht der Vorgänger hier nicht weiter beachtet zu werden; nur so viel davon, daß der Leser das ganze Buch entlang im Zweifel darüber ist, ob der Titel kritisch oder begeistert gemeint ist:

*) Julius Hart, Die neue Welterkenntnis. Zukunftsland 2. Band. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

oft klingen die Ausführungen so, als ob der modernen Zeit ein neuer, letzter, gefährlicher Gott in der Annahme der Kausalität erstanden sei, der auch noch totgeschlagen werden müsse; dann aber glaubt man wieder zu merken, der neue Gott sei vielmehr der Mensch, der, wenn er so wie Hart kündet, fühle und denke, gottgleich und göttlich werde. „Die neue Welterkenntnis“ läßt keinen Zweifel mehr darüber, daß diese zweite Deutung die gemeinte ist; nur ist es mir nicht ganz sicher, ob wir nicht aus dem dritten Band, der noch bevorsteht, erfahren werden, der neue Gott sei Julius Hart. Aus dem vorliegenden Band geht wenigstens schon hervor, daß er sich mit hingerissenster Begeisterung als den Stifter einer Religion fühlt, die der Menschheit das zu bringen verheißt, was in allen frühern Religionen höchstens als dunkles Keimen zu finden gewesen sei. So wird auf Seite 40 verkündet: „allen Zweifel für immer zu vernichten, das halte ich für mein Werk“. Von seiten der Theorie also haben wir alles, was für die Schlußreligion der Menschen verlangt werden kann: eine unfehlbare und untrügliche Weisheit. Seite 167 aber erfahren wir ohne jeden Umschweif, daß die neue Religion theoretisch wie praktisch alles leistet, was irgend ein pochender Gläubiger verlangen kann: „Diese Erkenntnis“, heißt es da, „ist aber das Tor zu einer neuen Religion, zu der ersten wahren und reinen Welteinheitsanschauung, die alle Gegensätze und Widersprüche auflöst und vernichtet und alle Furcht und alle Sorge des Daseins von unsern Schultern nimmt.“

Jene zwei wunderlichen Doktoren, die ich nannte, hatten uns praktische Ratschläge gegeben, als sie uns auf die Zentralpunkte unserer Lebensfunktionen verwiesen, der eine nach hinten, der andre nach vorn. Womit aber hilft uns Julius Hart?

Wir stehen vor dem entscheidenden Augenblick, wo wir diese Heilbotschaft erfahren sollen; ich will den Leser noch ein bißchen spannen und retardieren. Betrachten wir erst zwei Bilder.

Ein Professor der Medizin schreibt ein Lehrbuch über Bedeutung und Heilung der Gesichtsrose; er bespricht also dieses Übel, ohne es selbst zu heilen.

Ein frommer Dorfschmied spricht Segenssprüche und unverständliche Worte über die Gesichtsrose der alten Bäuerin, die ihm gläubig vertraut; auch er bespricht die Rose, aber er heilt sie damit.

Wie aber, wenn der Professor schon die suggestive Kraft des Schmiedes gehabt hätte, als er in seinem Buch die Gesichtsrose besprach? Hätte er dann nicht dadurch, daß er den Begriff, den Inbegriff, die Gesamtheit, die Vieleinheit aller Gesichtsrosen besprach, alle Gesichtsrosen — geheilt?

Diese suggestive Methode wendet Julius Hart in seinem Buch der Bücher an: er bespricht alle Fragen als Professor-Schmied, also beantwortet er sie; er bespricht alle Widersprüche, also löst er sie auf; er bespricht — nur ganz beiläufig und unbestimmt, aber es genügt — alles Elend und alle Not — und er entfernt sie. Kein Zweifel — das ist die Kur, die unserm Zeitalter der Suggestion entspricht. Ja, mir scheint, Hart hat mit seinem monoton-hymnischen, benehmenden und einlullenden Stil auch die Hypnose sehr erfolgreich angewandt.

Das Zauberwort, mit dem Julius Hart alle geistigen wie körperlichen Schmerzen behandelt, heißt: Verwandlung. In der Anschauungswelt gibt es weder absolute Gegensätze, noch die Trennung von Ursache und Wirkung, vielmehr verwandelt sich ein und dasselbe fortwährend in neue Erscheinungen. Gegensätze gibt es nur in unserm Denken. Wenn uns in der Welt etwas peinlich und schmerzlich vorkommt, so ist das ein Irrtum, obwohl wir an anderer Stelle sehr gründlich belehrt werden, daß es durchaus keinen Irrtum gibt, daß vielmehr jede Aussage schlechtweg ebenso wahr ist wie die andere. Gleichviel. Wenn ein Schaf von einem Löwen gefressen wird, so hat Schaf wie Mensch unrecht, das Tod zu nennen, und unrecht, sich darüber zu beklagen: das Leben des Schafes hat sich in das Leben



des Löwen verwandelt. Die Natur, die große Künstlerin, liebt nun einmal solche kleinen Kunststücke; es ist sehr schafsmäßig, nicht einzusehen, wie schön diese Zaubervorstellung ist. Man darf nun aber nicht meinen, daß das Schaf darum, weil es sich in den Löwen verwandelt hat, seinerseits verschwunden sei. Es lebt in der Erinnerung all derer, die es gekannt haben, als geistige Form weiter. Das Denken und alle Abstraktion ist eine Welt für sich, und wir haben keinen Grund uns zu beklagen, wenn es sich mit der Anschauung nicht deckt: so wie sich Körperliches ineinander verwandelt, so wie sich im Denken eine Idee in die andere verwandelt, so verwandelt sich auch Körper in Geist. „Genau so", sagt der exakte Julius Hart, „wie sich Wärme in Bewegung umsetzt", verwandle sich das Körperliche in die geistige Form. Wir brauchen also gar nich betrübt zu sein, daß unser Denken gewissen Sinneswahrnehmungen nicht beikommen kann. Der Duft z. B. ist eben Duft und jeder kennt ihn; er braucht nicht gedacht zu werden; das Denken ist eine andere Sphäre. Da es Julius Hart aber in erster Linie darauf ankommt, ein Begriffspriester zu sein, der mit Begriffen Rezepte schreibt und Wunden schließt, vergißt er diesen schönen Verzicht sehr bald wieder. Darum nennt er auf S. 121 diese Resignation, die er vorher selbst gelehrt hat, daß was wir fühlen wir nicht wissen können, eine „ungeheuerliche, tolle, wilde und wahnwitzige Weltanschauung". Und nunmehr macht er aus dem Widerspruch ein Prinzip, und nachdem er früher ganz bescheiden und entschieden kritisch verdienstvoll bewiesen hatte, es gebe das nicht, was man Tod nenne, Tod sei ein unbrauchbares Wort für einen Lebensvorgang, erfahren wir jetzt, daß er es auf dieser Stufe für zweckmäßiger hält, blind jedes Wort, weil es da ist, für eine Realität zu nehmen, die so viel Wert hat, wie irgend eine Sinneswahrnehmung, und er lehrt, es gebe sowohl Tod wie Leben, etwas könne gleichzeitig tot und lebendig sein. Dabei fällt es ihm keineswegs ein, daß dieses „sein" nur



ein anderes Wort ist für „genannt werden“, er glaubt jetzt an Worte, weil sich mit ihnen spielen läßt. Auf diese Weise geht es das ganze Buch durch: kleine Begriffe werden totgeschlagen, dann werden sie unter der Hand wieder vorgeholt, und anstatt kleiner Reformen in der Ausdrucksweise haben wir die Auferstehung und das Leben! Noch ein Beispiel. Wir erfahren etwa auf S. 160: „Alles Sein ist ein bewegtes Sein.“ Das heißt nichts anderes als: Das Wort „Sein“ hat keinen Sinn mehr für unsere Einsichten; wir sollten es aufgeben; es gibt kein Sein, sondern nur Werden, Bewegung. Hart aber schließt ganz anders. Er entzückt sich darüber, daß etwas demnach zugleich fest sein und fortgehn kann; aus bloßen Negationen, die er mit brünstigen Worten bemäntelt, macht er positive Erleuchtung. Auf diese Weise kommt er dann zu so gänzlich abergläubischen Sätzen wie dem folgenden: „Doch ist es weder der Geist, der die Materie, noch die Materie, welche den Geist zur Bewegung bringt, sondern die Bewegung ist ein Drittes . . . .“ Die Bewegung, ein Wort, das unsere arme hülflose Sprache sich erfinden mußte, um von den Anschauungen reden zu können, wird als eine Selbständigkeit hypostasiert, und Hart ist so sehr ergriffen von diesem wahrhaft kindischen Selbstbetrug, daß er hinzufügt: „Da steht das große Dreieinigkeitsding vor uns, welches zum ersten Male der altägyptische Priester ahnend schaute.“

Wollte man nun Hart — im Anschluß an Mauthners Sprachkritik, deren Resultate er gern benutzt, wo sie ihm passen — sagen, daß Sein und Bewegung nur Worte seien, daß es sich in der angeschauten Wirklichkeit nicht um zwei bekannte Dinge handle, die in einem dritten bekannten enthalten seien, sondern eben nur um eine Unbekannte; er habe also nur erklärt, daß gewisse bisher geläufige Vorstellungsarten falsch seien, so würde er wahrscheinlich sehr flink antworten: ihn gehe zur Zeit die Anschauungswelt gar nichts an. In allem Ernst behauptet er Seite 87, daß alle Ideen und Begriffe nur etwas von unserm Denken

aussagen; das ist nicht etwa großer Hohn bei ihm, er meint vielmehr, die Begriffswelt sei ebenso wichtig und ebenso richtig wie die Anschauungswelt und brauche keineswegs im Einklang mit unsern Sinnen zu sein. In Wahrheit aber sagen selbstverständlich die Begriffe, sofern sie nicht fort und fort an Angeschautes erinnern, ganz und gar nichts aus. Hart aber meint (Seite 76), in der Welt des Begriffs seien „die Dinge selber unerkennbar und wir wissen nur etwas von ihren Beziehungen untereinander, von ihren Zusammengehörigkeiten und ihren Verschiedenheiten.“ Ich möchte wirklich gern wissen, ob diese -ungen, -heiten und -keiten nun der dinglichen Welt oder der Begriffswelt angehören sollen. Ihm sind die Kategorieen unserer Logik und die Schubfächer unseres Gedächtnisses ebenso viel wert wie die Wirklichkeitswelt, obwohl sie nur Zeichen für die Sache und unabhängig von den Sachen leere Hülsen sind. Mit diesen leeren Hülsen aber spielt er, diese völlig fiktiven Werte gibt er nicht bloß für theoretisch, sondern gar für praktisch wertvoll aus. Man nennt sonst den einen Gründer, der fiktive Werte für praktisch wertvoll ausgibt; ich fürchte, mit dieser Gründerphilosophie werden sich die begnügen müssen, die von Julius Hart Gründungen ganz anderer Art erwartet hatten.

Harts Verwandlungskunst zeigt sich vielleicht am anschaulichsten in der folgenden Prozedur, die er im Lauf des Buches immer wieder, an demselben oder andern Beispielen, vornimmt.

Eine Mutterzelle *a* teilt sich in zwei Tochterzellen *b* und *c*. Sie teile sich in zwei gleiche Teile. Das ist eine Halbierung, ruft Hart triumphierend aus, aber die Natur spottet eurer Mathematik und Logik, denn es ist gleichzeitig eine Verdoppelung, *b* ist dasselbe wie *a*, und *c* ist auch dasselbe! Ich wäre geneigt, ihm bescheiden einzuwenden, das treffe weder nach Volumen noch Gewicht, weder physisch noch chemisch noch sonst irgendwie zu. Aber gewiß, wird er uns antworten, *b* und *c* wachsen doch, sie reißen Teile der



Außenwelt an sich, sie werden sogar größer als die Mutterzelle. Ich antworte darauf, daß ich gar nicht gesonnen sei, ihm in allem unrecht zu geben; er habe meistens mit der Kritik, mit der er beginnt, ganz recht, versteige sich dann aber dazu, seine eigene Kritik wieder zu eskamotieren und diese gänzliche Leere für positive Erbauung auszugeben. Unsere Sprache hat erstens unrecht, aus einem zusammenhängenden Fluß nur momentane Stadien herauszuheben (aber sie kann nicht anders), und zweitens wird nicht genug beachtet, daß ein formendes Prinzip bei diesen Individualerscheinungen die Hauptsache ist, das aus den heterogensten Nahrungselementen immer den Kern desselben Organismus zu retten weiß. Man mag das Vererbung oder Ewigkeit des Individuums oder Überleben des Stärkeren oder sonstwie nennen, jedenfalls ist es eine wertvolle Anschauung, die mit der Lehre von der psychischen und physiologischen Bedeutung des angeblich Unbewußten innig zusammenhängt. Keineswegs aber hat man das Recht, erst zu erklären, die verschiedenen Namen für ein und dieselbe Sache seien unbrauchbare Hülfsmittel, und dann sofort diese verschiedenen Namen wieder einzuschmuggeln und zu behaupten, eine Halbierung sei zugleich eine Verdoppelung. Ja, Hart rechnet sogar in allem Ernst eine Verdreifachung heraus und kommt so zu seiner Dreieinigkeit. Wir erinnern uns ja noch der Mutterzelle, auch nachdem sie sich geteilt hat! (S. 191.) „Die Mutterzelle, die als körperlich-sinnliche Form verschwand, lebt noch immer als geistige Form in uns. Und so erblicken wir Ur- und Tochterzellen nebeneinander — jedoch in verschiedenen Auffassungen: die Urzelle sehen wir ideell, die Tochterzellen auch materiell.“ Bohrt sich selbst einen Esel, und weiß nicht wie! Das Wörtchen „auch“ ist sehr verräterisch, denn warum spricht er aus demagogischer Anhänglichkeit an uralten Tiefsinn von einer Dreieinigkeit, wo seine eigene Auchrechnung doch offenbar 5 ergibt (*a* ideell + *b* materiell + *c* materiell + *b* ideell + *c* ideell), und ich stehe nicht

an, all diese Ausführungen für Taschenspielerkunst und höhere Charlatanerie zu erklären. Wir sehenalso die Tochterzellen auch materiell! Nebenbei aber auch ideell, woraus hervorgeht, daß ich selbst nicht bloß einmal da bin, sondern noch unzählige Male mich in die geistige Form aller meiner Bekannten verwandelt habe. Ob das nun etwas anderes heißt als eben, daß ich Bekannte habe, das mag Julius Hart entscheiden.

Ich möchte aber — hoffentlich ganz im Sinne Harts — vorschlagen, diese famose geistige Form zur Lösung der sozialen Frage zu benutzen. Wenn der Arbeitslose kein Fleisch und keine Wohnung hat, so soll er sie sich denken. Denn wenn sich, wie wir nicht vergessen haben, Körperliches genau so wie sich Wärme in Bewegung verwandelt, in die geistige Form verwandelt, dann wird doch wohl Julius Hart die Kleinigkeit möglich sein, genau so wie sich umgekehrt durch Bewegung Wärme erzielen läßt, einen ideellen Braten in einen wirklichen zu verwandeln.

Wir erinnern uns rechtzeitig, daß uns ja in der Tat für unser reales Leben Heil und Segen versprochen wurde, und nun finden wir ohne Staunen, daß es uns genau in der eben vermuteten Form zu teil wird.

„Alle die Widersprüche, die uns auf Schritt und Tritt durchs Leben begleiten: spielend lösen wir sie auf.“ So heißt es S. 88, und zwar geht aus der Stelle hervor, daß nicht bloß Theorieen, sondern gerade die Gegensätze, von denen „unser Leben in Staat, Gesellschaft und Familie überfüllt sind“, damit gemeint sind. Die Auflösung ist nun dem Leser hoffentlich bereits geläufig: wenn Tod Leben ist, wenn Herrschen Dienen und Dienen Herrschen ist, so werden wir eben, sowie wir von dieser Anschauung durchdrungen sind, weder den Tod fürchten noch in Zukunft mehr herrschen noch dienen wollen.

Hier aber unterbricht mich der Leser und erklärt, das sei keineswegs die Auflösung der Gegensätze, wie er sie





erwartet hat und wie sie aus dem bisher Dargetanen hervorgehe. Wieso erst in Zukunft? wieso sei das Heil abhängig von gutem Willen und Vorsätzen in dieser gebrechlichen Menschenwelt? Die Sache sei ganz anders und er wisse es besser. In der Welt sei alles Gefressenwerden nur ein Verwandeln, alles Sterben ein Weiterleben in andern Formen, und überdies gebe es nach Harts Lehre keinen Irrtum; es sei also durchaus falsch, daß man das Heil erst von einer neuen Weltanschauung erwarten müsse, die alten seien doch, gleichviel welche, ebenso richtig. Wenn demnach in einem Religionskriege Hunderttausende getötet würden, so sei alles in bester Ordnung; beide Teile hätten recht, und das Sterben sei überdies nur eine Verwandlung. Und ebenso wenn ein Kapitalist seine Arbeiter ausbeutet, da wird eben Menschenfleisch in Tafelgüter verwandelt; die Moral hat da so wenig mitzusprechen, wie wenn der Löwe das Schaf frißt.

Ich muß betrübt zugeben, daß der Leser ganz recht hat, und daß hier die Lehre Harts ein großes Loch hat. Nur durch Sophisterei, Unachtsamkeit und herzlich guten Willen bringt er es zuwege, zwischen seiner Weltanschauung und der Moral, zwischen dem Denken und dem Handeln Beziehungen herzustellen. Aus seiner Lehre geht in Wahrheit hervor, daß die Welt, wie sie auch ist und was die Menschen auch tun, jedenfalls ein erfreulicher und erstaunlicher Künstler ist; daß alles sehr gut ist. Er aber glaubt, es sei darin enthalten, daß alles in der Welt gut *wird*, wenn man an seine Lehre *glaubt*, von ihr erfüllt ist. Was er im Lauf des Lebens, aus tausenderlei Gründen, für recht und erkämpfenswert anzusehen gelernt hat, das soll nun alles getan werden, wenn man so innerlich von der Verwandlungslehre erfüllt ist wie ihr Autor. Auch darin liegt eine gute Wahrheit, nur ist die Essenz der ganzen Anschauung, das Wort „Verwandlung" dabei ganz nebensächlich. Sagen wir statt dessen ein anderes Wort, seien wir etwa erfüllt von der Lehre:



Alles ist (nicht Verwandlung, sondern) Wurst.

*Das Leben ist Wurst,*
*Der Tod ist Wurst,*
*Die Armut ist Wurst,*
*Der Reichtum ist Wurst,*

so folgt daraus, wenn unser ganzes Wesen von dieser Erleuchtung erfüllt ist, genau dasselbe, was Hart mit seiner Religion verbindet: wir werden sehr glücklich darüber sein, wir werden uns nichts anfechten lassen, wir werden es vielleicht auch nicht der Mühe wert finden, andern etwas in den Weg zu legen. Vielleicht — dann müßten wir aber schon ganz in der Wurstigkeit aufgegangen sein. Menschen aber, die Ziele haben, werden nicht ganz von einer Anschauung erfüllt sein können, sie werden das Leben nach dem Leben abschätzen und die Begriffe denen überlassen, denen es Beruf oder Vergnügen ist, damit zu spielen.

So bleibt von der ganzen Aufgeblasenheit nichts weiter übrig, als ein Autor, der ein Buch geschrieben hat, von dem, trotzdem der Geist des Verfassers reich und beweglich ist, lediglich einige bescheidene Wortkritik des Aufhebens wert ist. Noch wäre also, der Vollständigkeit halber, zu untersuchen, wie es kommt, daß ein so glänzend begabter Kopf diese taube Nuß in so anmaßendem Gewand uns hat übergeben können. Ich glaube, das erklärt sich so, daß Julius Hart aus Gründen, die seine private Angelegenheit sind und die ich weder kenne noch suche, das Bedürfnis gegenständlicher Anschaulichkeit verloren hat. Ihm muß es eine Leichtigkeit sondergleichen gewesen sein, Worte auf Worte zu häufen, die jede Beziehung zur Wirklichkeit verloren haben; ihm ist es möglich, ekstatische Inbrunst zu empfinden, wo wir andern durchschauen, daß es sich nur um leere Wortspiele ohne Sinn handelt. Wie sehr sind die aber auf dem Irrwege, die da glauben, die Religiosität, die wir für unser Leben brauchen, werde in einem Wortgebäude wohnen. Niemals wird in dieser Deutlichkeit und Aufdringlichkeit die Lebensführung und

der Gesellschaftsbau auf dem Grunde einer Weltanschauung erwachsen; immer werden wir uns da mit unbestimmten, zitternden Gefühlen begnügen müssen, in denen unser Reinheit gehrender Geist die Brücke schlägt zwischen groß-phantastischem Weltbild und dem schöngeführten Leben, das wir uns selber um der Größe unserer Sehnsucht willen geloben. Es besteht keine Verbindung, die wir nachweisen und fürs tägliche Leben brauchen könnten, zwischen dem Weltall und dem Menschenhandeln, zwischen Gott und Moral, es besteht nur unser Wille, uns ein Bild der Welt zu gestalten, wie wir es fassen und lieben können, und im Einklang damit unser Leben und unsere Einrichtungen zu formen, etwa den schlichten, großen Worten Goethes gemäß, die so von überwältigtem Gefühl und ahnenden Schauern zittern, wie sie weit entfernt sind von Überhebung und Geistesprunk:

„Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervortut?“

Das Werk Goethes, in dem diese Worte sich finden, heißt: Die Entsagenden; und Entsagung ist es, in jedem Sinne, Befreiung vom Sagen und Verzicht auf das Verlangen, dem Unmöglichen bequem beizukommen, was Hart und seinesgleichen not tut. „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt,“ aber wenn er uns mitteilt, er habe das Unmögliche erreicht, ist kein Grund mehr zur Liebe und viel Grund zu scharfer Ablehnung.

Hermsdorf (Mark). *Gustav Landauer.*



# Wilhelm Hauff und die morgenländische Romantik in Deutschland.

## Zum 100. Geburtstage des Dichters.

(29. November 1902.)

Wenn wir in einer Epoche des Niederganges des bislang in der deutschen Literatur dominierenden Naturalismus und des Auftauchens einer verlogenen „Heimatkunst“ den Mut finden, die phantastisch-romantischen Schöpfungen eines Epigonen der druckbelasteten deutschen Biedermeierzeit in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen und ihnen nach Gebühr gerecht zu werden, so geschieht es lediglich aus dem Grunde, weil wir der besten Einsicht sind, daß eine gesunde idealistische Neuromantik, an westöstlichen Formen gebildet, die nächste Zukunft unserer deutschen Weltliteratur darstellen wird.

Daß wir vom überkultivierten Westen, von dem auf literarischem Gebiete wenig Ursprüngliches mehr zu erhoffen ist, allmählich abkommen und dem noch fast unbetasteten Osten unser Augenmerk immer lebhafter zuwenden, läßt sich bereits an einer ganzen Reihe in der deutschen Literatur auftauchender Momente und Bestrebungen beobachten. Während die westliche Kunst in Décadence, Sezession, Mystik, Symbolik und Errata sich auflöst und immer jäher einem Débâcle entgegengeht, birgt der morgenfrische Osten noch unbehobene Geistesschätze von unendlichem Werte. Wie riß man groß die Augen auf, als vor zwei Jahren die prächtigen ursprünglichen Darbietungen eines Gorki dem westlichen Europa bekannt wurden, wieviel Ströme von Tinte sind da nicht bei Gelegenheit der Besprechung und Würdigung seiner romantisch-realistischen Schriften oder besser: Niederschriften nach dem Erlebten und dem Volksleben — verschwendet worden! Das wäre so *eine* Pforte nach dem Osten. Und dabei möchte ich behaupten, daß Gorkis Mittel und Werte im Grunde gar



nicht so ursprünglich sind, wie es den Anschein haben mag: sie liegen seit Jahrhunderten schlummernd eingebettet im tiefsten Schoße dieses bunten östlichen Völkergemisches, das wir mit dem einheitlichen Namen Rußland zu bezeichnen pflegen. Gorki, der abgefeimte, mit Hunden gehetzte Bosjak, er hat auf seinen langjährigen Wanderungen alle diese Schätze erkannt und zu bewerten gewußt; und heute ist es ihm ein leichtes, mit subtilster Findigkeit diese unerschöpfliche Schatzgrube eines reichen Volkslebens zu durchwühlen und für seine Zwecke daraus zu schöpfen. Ein anderes östliches Exempel. Vor etwa sechs Jahren wurde sozusagen über Nacht der britisch-indische Schriftsteller Rudyard Kipling durch seine Dschungelbücher bekannt und als ein vielverheißender Prophet des Heils in aller Welt gefeiert. Dr. G. A. Cruwell-Wien bemerkt ganz zutreffend hierzu: „In allen Schriften Kiplings wohnt eben ein zweifaches Leben, wie es nur aus der klangvollen Vermählung östlichen und westlichen Wesens erklärt werden kann.“ Jawohl, dies ist auch das ganze Geheimnis ihrer mit Urkraft einschlagenden Wirkungsfähigkeit. Aber, hat denn Kipling uns im Grunde auch wirklich etwas Neues geboten? Nein, er bot sogar Altes, recht Uraltes, nur in neue Gewänder gehüllt, aber er bot — Unbekanntes, Fremdes und damit Neues für die breiten Schichten der europäischen Intellektuellen und selbst für die Majorität der zünftigen Kritik und Ästhetik. Denn fürwahr, all diese Allegorie, Symbolik, Philosophie, Phantasterei, diese feinstilisierte Technik, diese herzblutwarme Naturanbetung — all diese Momente schlafen bereits ihren tausendjährigen Schlaf in den Literaturmonumenten des Sanskrit und Pali, ja, gehören sogar zu den Überlieferungen des modernen Hindostani, und bedeuten bis auf den heutigen Tag unbewertbare Literaturschätze für den Orientalisten. Leider dringen alle diese Werte viel zu wenig unter die breite Masse, wovon man sich auf dem diesjährigen Hamburger Orientalistenkongreß wieder einmal überzeugen konnte, und

während die gelehrten Fachgenossen sie auf den akademischen Lehrstühlen liebreich hüten und pflegen oder in dickleibigen, unerschwinglich teuren Bücherwerken erläutern, bleiben diese herrlichen Blüten der frühesten menschlichen Kultur für den Alltagsmenschen zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln, sodaß er dann groß erstaunt, wenn ihm von ungefähr daraus irgendwelche Kostproben in schönwissenschaftlicher Form geboten werden.

Die Quellen der Zukunft liegen im Osten. Man hat es bis vor kurzem nicht recht glauben wollen. Welcher nach neuen Werten lüsterne Autor beachtete indes bis heute das herrliche Narodnaja pjäßnj (Volkslied) der Russen, die mustergiltige Narodna pripovetka (Volkserzählung) der Serben und Bulgaren, die urkräftigen Népdalok (Volkslieder) der Magyaren oder die dramatisch prächtigen Doine (Volksballaden) der Rumänen; von den morgenländischen Schatzwerten gänzlich zu schweigen. Das sind Urquellen, die in üppiger Pracht bisher im Verborgenen flossen und einer Kostprobe wert sind, reine starke Ströme, nicht ausgesogen bis ins Kleinste, wie die Schöpfungen des englischen, französischen, italienischen und spanischen Geistes. Ja, einst war es auch im Westen anders, und da hat man es noch wohlverstanden, alle jene Schätze, die inmitten des Volkes schlummerten, liebreich zu heben und Ökonomie mit ihnen zu halten; bis daß der gekünstelte Naturalismus der jüngsten Jahrzehnte deren endgiltigen Verfall herbeigeführt hat.

Was uns bis heute vielfach verborgen geblieben ist, das hat die subtile romantische Seele eines Hauff bereits vor einem Jahrhundert begriffen und benützt. Zum Danke für die durch ihn uns zuteil gewordenen reichlichen Geistesgaben hat die deutsche Nation sein Angedenken in gerechter Weise geehrt, indem sie den Dichter unter ihre Lieblinge eingereiht hat; seine Tendenzen aber, die er als feinfühlender Poet — also nicht als trocken gelehrter Doktrinär — in seinen Werken niedergelegt hat, sie blieben



unbeachtet, übersehen. Ein Jahrhundert hindurch ist die deutsche Literatur vom richtigen Wege abgeirrt, und während die einen ihrer Vertreter im Westen gebummelt und auf schlüpfrigen französischen Parkettböden zu wandeln versucht, haben andere in urdeutschen Sümpfen herumgeschnüffelt, Bauern salonfähig gemacht oder das Land in die Stadt getragen — anstatt offenen Herzens in die Natur hinauszueilen, liebreich zum Volke hinabzusteigen, dem jungfräulichen Osten näher zu rücken.

So wir Deutsche; Frankreich aber, dieses sonst für fremde Errungenschaften so indifferente Land, es hat wieder einmal vor uns Deutschen herausgehabt, daß — nachdem im eigenen Lande an Ursprünglichem nicht mehr viel zu erhoffen ist — die moderne Literatur ihre Zukunft einzig auf gesunde östliche Elemente aufbauen müsse. Oder hat es Frankreich auch nur den Bestrebungen der zahlreichen in seinem Herzen lebenden und schaffenden östlichen Schöngeister zu danken, wenn ihm diese Erkenntnis früher als uns geworden und seine Aufmerksamkeit vor uns auf die geistigen Errungenschaften des Ostens gelenkt worden ist? Dostojewski, N. Gogol, Tolstoi, Maria Constantinowna Zebrikowa, H. Sienkiewicz, Maurus Jokai, Carmen Sylva und der Jüngste, Gorki, sie sind in Frankreich fast ebenso geläufig und mundgerecht, wie in ihrem eigenen Heimatlande, und daß sie nicht nur aus Neugierde Beachtung finden, sondern auch in ihrem ureigensten Wesen vollends gewürdigt werden, beweisen die an den einen oder andern sich anlehnenden Arbeiten der jüngsten neophytischen Dichterschule Frankreichs. In diesem klugen Erkennen liegt eben der ganze subtile französische Esprit und die gesunde Gesichtspolitik dieses romanischen Volkes. Daß übrigens allgemach auch die deutsche Literatur aus dem dicksten Naturalismus sich errafft und an einem edleren romantischen Geiste Interesse wiedergewinnt, beweist uns Hugo von Hofmannsthals anmutige Poesie, der ein spezifisch orientalischer Einschlag, ausgezeichnet durch eine

redegewaltige, farbenprächtige und phantasiereiche Wortmalerei, verbunden mit einer ans Herz greifenden poetischen Begriffsneologie, einem Formenreichtum und einer plastischen Gedankenformung, die Töne mischt und das ihnen eigentümliche, ansprechende Kolorit verleiht. Wir möchten ihn daher als den vornehmsten deutschen Vertreter einer modernen östlich-romantischen Richtung begrüßen.

Das Augenmerk unserer nachrückenden Dichtergeneration wird sich endlich zweifellos mehr dem Osten zuwenden, jener Richtung, die schon Wilhelm Hauff auf belletristischem Gebiete so erfolgreich eingeschlagen, und die leider nach seinem frühen Tode sich nur allzubald im Sande verläuft.

Zur Zeit, da Hauff seine morgenländischen Märchen, seine „Memoiren des Satan", seinen „Jud Süß" niederschreibt, erfüllt der eben erwachte Kultus der orientalischen Literatur sozusagen die gesamte Luft des Abendlandes. Goethe schrieb kurz vorher seinen Westöstlichen Diwan auf Grund J. von Hammers orientalistischer Literaturstudien, namentlich angeregt durch die von diesem übersetzten Gedichte des Hafis. In Noten und Abhandlungen sucht der begeisterte Dichter seine Stellungnahme zu erläutern und das Studium der orientalischen Literatur anzuregen. Damals leitet er seine zwölf Bücher mit Worten ein, die heute wohl mehr denn je — im Hinblick auf den Verfall der literarischen Produktion des Abendlandes und des traurigen Niederganges ihrer führenden Größen — am Platze sind: Nord und West und Süd zersplittern, — Throne bersten, Reiche zittern, — flüchte du, im reinen Osten — Patriarchenluft zu kosten. —

Gustav Schwab geht fast gleichzeitig als produktiver Balladendichter derselben Spur nach, Fr. Schlegel verherrlicht epochemachend die Weisheit der Inder und spricht zuerst präzis den Gedanken aus, daß die Quellen der europäischen Völkerbildungen in Hochasien zu suchen seien. Das Studium des Sanskrit kommt in Deutschland in Aufnahme, Goethe übersetzt mit Eifer arabische und

persische Gedichte nach ausländischen Übertragungen, neugriechisch-epirotische Heldenlieder (1823), Neugriechische Liebe-Sokolien (1827), während die bereits in seiner Jugend übertragenen östlichen Literaturwerte, wie die herrliche serbische Ballade vom „Klagegesang von der schönen Frauen des Asan Aga", die Bearbeitung der indischen Legende „Der Gott und die Bajadere", „Paria", das „Kophtische Lied", „Zigeunerlied", das prächtige Bruchstück „Mahomets Gesang" und das Fragment „Der ewige Jude" erst jetzt eine gewisse Bedeutung erlangen.

Mitten im Fahrwasser der östlichen Romantik schreibt Spindler seinen „Juden" (1827), der junge Heine sein unvollendet gebliebenes Jugendwerk, den „Rabbi v. Bacharach" und seine vielberufene Tragödie „Almansor" (1821), zu der zweifellos Wielands romantischer „Oberon" Pate gestanden, Byron gewinnt Einfluß mit den „Hebrew Melodies" und seinen prächtigen, morgenländische Glut atmenden Epyllien (The Giour, the Bride of Abydos etc.), seinem Drama „Sardanapalus" und seinen Mysterien „Cain" und „Heaven and Earth"; während Tassos „Gerusalemme liberata" von neuem durch gute Übertragungen in Deutschland Verbreitung findet, häufig gelesen und zitiert wird. Aber auch das nachbarliche Frankreich macht durch einige gute Schöpfungen orientalischer Richtung seinen Einfluß geltend. Der große französische Essayist Chateaubriand veröffentlicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts „Le génie du christianisme" (1802), „Les martyrs" (1809), zwei Jahre später den zu seiner Zeit vielgenannten „Itinéraire de Paris à Jérusalem". Mehr oder weniger bereits ein Vorläufer der französischen Romantik, schafft er Gestalten, bei denen die Leidenschaftlichkeit, verbunden mit einem religiösen Fanatismus, hervorstechende Züge sind. Bedeutender aber ist der Einfluß der eigentlichen französischen Romantiker. Diese richten ihr Augenmerk ganz besonders aufs Morgenland, die Ursprungsquelle aller Romantik, aller Phantastereien, und Victor Hugo veröffentlicht fast gleichzeitig mit Hauffs

Märchenalmanachen „Les Orientales", bringt übrigens bereits in seinen früher erschienenen Oden und Balladen orientalische Tönung. In derselben Richtung fortschreitend, wählt Eugène Sue, wiewohl etwas später, „Le juif errant" zum dankbaren Vorwurfe, und selbst unser Lenau griff noch in dieser Epoche den „Ewigen Juden" als Motiv auf.

So hat denn besonders die deutsche Literatur im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts eine stark von auswärts beeinflußte, ganz markante morgenländische Romantik aufzuweisen, die ja selbst Goethe aufs nachdrücklichste kultivierte und die genau im Todesjahre des Dichterheroen (mit Lenaus „Der ewige Jude", 1832) ein Ende findet.

Der namhafte Literaturhistoriker und Goethe-Biograph K. Goedeke urteilt über dieses Zeitalter ganz zutreffend wie folgt: „Durch die Tätigkeit der romantischen Dichter und Kritiker hatte die deutsche Literatur einen entschiedenen Zug der Universalität erhalten, den schon das von Herder angeregte Studium der Volkspoesie aller Zeiten und Länder vorbereitet, aber nicht über den Ansatz hinausgeführt hatte. Während des großen Krieges, der alle Nationen durcheinanderrüttelte, . . . wandte sich der Entdeckungstrieb dem noch wenig durchforschten und in Deutschland fast ganz unbekannten Orient zu, in dem man ebenso reiche geistige Schätze zu finden hoffte, wie die materiellen, die er lieferte."

Weiter wird ausgeführt, wie Engländer und Franzosen sich aus dem Osten schon früher so manche literarische Schätze angeeignet hatten, die indes in Deutschland vielfach unbekannt geblieben, und wie erst mit G. Forsters Übersetzung der Sakontala nach der englischen Übertragung allmählich bei den aufstrebenden und Neues ersehnenden deutschen Romantikern das Interesse für den Osten geweckt wurde. Frühzeitig schon übersetzte Goethe einige arabische Kassiden, doch nicht aus der Ursprache; später einige Parabeln der Perser, gleichfalls nach fremden Übertragungen. Indes, bei dem alternden Goethe sind diese oft launenhaften und nur allzu willkürlichen Zugeständnisse





an den Orient nicht immer geglückt und nur in einem verschwindend kleinen Bruchteile als wirkliche Kunstwerke zu bewerten. Denn, während sich einerseits „die blumige mystische Poesie Calderons der des Orients nähert“, ist anderseits der Diwan „wesentlich deutsch und alles, was fremdartig darin erscheint, nur leicht angeeigneter Schmuck, unvollkommenes Kostüm“.

Dies wird jeder Kenner des morgenländischen Schrifttums von den einschlägigen poetischen Versuchen Goethes bekräftigen müssen. Aber wie so ganz anders verhält es sich da mit der jungen, frischgeschulten Schöpfungskraft Wilhelm Hauffs! Dieser hat sich mit seiner ganzen Seele in die Kultur des Orients eingelebt, und daher kommt es, daß seine herrlichen Märchen einen getreuen morgenländisch-romantischen Charakter — in Wiedergabe von Sitte, Lebensanschauung und Gebräuchen — aufzuweisen haben. Der junge Hauff, von Naturanlage ein Phantast, mußte naturgemäß vom romantischen Orient ganz besonders angezogen werden. Seine herrlichste Welt in den Jünglingsjahren war Großvaters Bücherei, wo er sich oft halbe Tage lang in morgenländischen Reisebeschreibungen, Studien über Land und Leute, Märchen- und Anekdotenbüchern, Hammers Verdeutschungen, namentlich aber in den zu jener Zeit in französischen Übertragungen stark verbreiteten, wiewohl äußerst mangelhaft wiedergegebenen Märchenschätzen aus 1001 Nacht vergessen konnte.

Hauff war demnach kein eigentlicher literarischer „Pfadfinder“, denn die Verehrung des orientalischen Geistes war zur Blütezeit der Romantik fast allgemein, er hat vielmehr mit einem feinen Instinkte den jungfräulich-unbetasteten Wert der morgenländischen Poesie erkannt und ihr in der ihm eigenen Weise glücklich nachzuspüren gewußt. So hat Hauff mit richtigem Geschmacke und kluger Werterkenntnis die morgenländische Romantik aufgegriffen, und diesem ästhetischen Feinsinne verdanken wir jene herrlichen Märchenperlen, die als ein unverlierbarer Schatz des deut-



schen Geistes die Gemüter unserer heranreifenden Jugend freundlich erhellen.

Der geistreiche Dichter-Ästhetiker Dr. Flaischlen unterscheidet in der Prachtausgabe der Hauffschen Schriften in Bezug auf dessen dichterische Produktivität drei Hauptzüge: „Hauff ist Novellist, Märchendichter und Satiriker — in allem Romantiker, was die Wahl des Stoffes betrifft, in der Ausführung meistens Realist.“ Das trifft vollends zu, nur möchte ich den Märchendichter an erste Stelle setzen. Denn auf diesem Gebiete ist er am ursprünglichsten, frisch und kraftvoll von der reichlich strömenden Quelle weg, da ist er ganz Romantiker, vollends Idealist, im morgenländisch-farbenfrohesten Sinne. Denn in der orientalischen Märchendichtung liegt überhaupt seine ganze Kraft verborgen. Ja, wenn man recht zusieht, sind selbst die Gestalten seiner romantischen Novellen im Grunde nichts anderes als Märchenwesen, zauberische Phantome, so unantastbar, so ideal, im Glorienschein zerfließend.

Dies ist eine ganz bestimmte Eigentümlichkeit, die Hauff direkt der morgenländischen Dichtung abgelauscht hat, und die wir nur noch in dem herrlichen Märchenbuche der 1001 Nacht ein zweites Mal so urkräftig packend wiederfinden. Daher wird man bei Hauffs morgenländischen Märchen keineswegs, wie bei Goethe, behaupten können, daß sie einfach abendländische Gestalten und Seelen, eingehüllt in eine orientalische Maskerade, darböten — selbst dort nicht, wo etwa abendländische Personen resp. Begebnisse in die Handlung eingeführt werden — mich muten diese Märchen vielmehr an, als läse ich in einem arabischen Märchenschatze, der in veredelten Formen zur Abschrift gelangt ist; und man erfaßt sofort: da ist alles nach Originalcn getreulich studiert, durchfühlt und fein durchdacht. Man könnte mir hier etwa vorhalten, daß man, ohne den Orient aus persönlicher Anschauung zu kennen, wie es etwa Lord Byron vergönnt gewesen, niemals sich in dessen Geist hineinzuleben vermöge; dem möchte ich nur ent-

gegenstellen, daß z. B. unser vortrefflicher J. C. Poestion isländische Monographieen und Kulturstudien geschaffen hat, die unter die ersten strengwissenschaftlichen Arbeiten über jenes Gebiet zu rechnen sind, ohne daß er Island jemals betreten hätte.

Mehr als alle übrigen belletristischen Schriften Hauffs erscheinen charakteristisch für die idealistische Produktionskraft seines Talentes, für die Schönheit des Gestaltens, die rein empfundene vollendete Plastik des Ganzen, für die hohe künstlerische Sicherheit und psychische Beobachtungsgabe: seine orientalischen Märchen. Es sind dies sogenannte Rahmenerzählungen, in ein Hauptstück eingelegte Nebenstücke deren letztere von den im Hauptteile vorgeführten Personen rezitativ dargeboten werden — entlehnen also schon die äußere Form der gebundenen morgenländischen Rhapsodie. Diese in solche Fassung eingelegten Märchenperlen Hauffs gehören zu den herrlichsten Kunstmärchen unserer deutschen Literatur; und nur eine Phantasie, die sich an morgenländischen Kunstwerten geschult hat, vermochte derlei Schätze hervorzubringen.

„Märchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände", betitelt sich die erste, als Märchenalmanach für das Jahr 1826 erschienene Sammlung. Als Rahmen, der diese Märchensammlung zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenfaßt, sind die Erlebnisse einer Karawane und deren Zusammentreffen mit dem Wüstenräuber Orbasan gedacht. Diese farbenprächtigen Märchen und Erzählungen erzielen ihre starke Wirkung in der Hauptsache dadurch, daß sie der Dichter den einzelnen beteiligten Personen in den Mund legt, sodaß sie von diesen als interessante Abenteuer in lebhafter Weise vorgetragen werden. Diese vorgeführten Reisenden, Kaufleute, die von Mekka aus mit einer gemeinsamen Karawane in ihre Heimat ziehen, erzählen sich beim allabendlichen Biwak ihre Reminiszenzen, getaucht in eine morgenländische Glut- und Redepracht. Der Dichter scheint ganz richtig begriffen zu haben, daß dem semitischen Stamme





eine große farbenfrohe Rezitationsgabe innewohne, und wir selbst haben ja in der deutschen Literatur einen solchen prächtigen und gutherzigen Erzähler glutdurchhauchter ländlicher Idyllen aufzuweisen: Bertold Auerbach.

Die artig erfundene „Geschichte von Kalif Storch" leitet die erste Märchensammlung ein. Sie gehört zu den lieblichsten Märchen der deutschen Jugendliteratur. Schlichter als die übrigen gezeichnet, ist sie dafür auch klarer und um so ansprechender. In diesem Stückchen finden sich einige interessante Momente, die auf ganz bestimmte morgenländische Vorbilder hinweisen, auf die hier näher einzugehen leider nicht möglich ist. Nur so viel sei noch bemerkt, daß der ganze Aufbau des Märchens und die Zeichnung des orientalischen Milieus, analog der naiv-phantastischen morgenländischen Erzählungskunst, in deutscher Sprache geradezu vorzüglich getroffen ist.

Einen glänzend erfundenen Stoff weist die „Geschichte vom Gespensterschiffe" auf. Dieser hat — was wohl naheliegend wäre — mit der niederdeutschen Sage vom „Fliegenden Holländer" kaum etwas zu schaffen, da der nächtlich dahinsegelnde Tod auch der orientalischen Volkserzählung bekannt ist. Das „Gespensterschiff" ist Eigentum eines mohammedanischen Piraten, der durch den Fluch eines frommen Derwischs, den er im Jähzorn getötet, fünfzig Jahre lang das Meer durchsegeln muß. — Der an den Mastbaum genagelte grause Capitano ist eine prächtige Märchengestalt, und das spukhaft dahinsegelnde Unglücksschiff mit seinem geheimnisvollen nächtlichen Treiben legt von berückender romantischer Phantasie Zeugnis ab.

Der griechische Kaufmann und Wundarzt Zaleukos rezitiert als drittes Stück seine „Geschichte von der abgehauenen Hand". Dieses stimmungsvoll komponierte romantische Geschichtchen gibt ein prächtiges Exempel von der faszinierenden Erzählungskunst des Autors.

Ein Stück morgenländischer Räuberromantik bietet das fein erdachte und sorgsam geschriebene Märchen von der „Errettung Fatmes".

Besonders charakteristisch für den kräftigen morgenländischen Einfluß auf Hauffs Erzählungskunst ist die bekannte „Geschichte von dem kleinen Muck". Die Szene, wie der zum obersten Läufer am Hofe emporgestiegene kleine Muck von seinen Neidern beim Könige in Mißgunst gebracht wird, weist auf ganz bestimmte morgenländische Vorbilder zurück. Auch die zauberwirkenden Feigen, die das Antlitz des Königs verwandeln, erinnern an ähnliche Episoden in orientalischen Sagen. Übrigens spielt die Feige schon im morgenländischen Paradies eine eigentümliche Rolle.

Auf den Inhalt des schwächlichen „Märchen vom falschen Prinzen" und der einzelnen Märchen des zweiten Buches sowie der später entstandenen Erzählung von „Saids Schicksalen" ersparen wir uns einzugehen, nachdem wir die Art und Weise der Komposition und Technik des Dichters an den besprochenen Märchen in den Hauptzügen hinlänglich gekennzeichnet haben. Alles in allem sind diese Märchen die herrlichste Verkörperung einer gesunden östlichen Romantik unter der Hand eines phantasiereichen Künstlers.

Hermannstadt. *Marcel Arpad.*

---





# Das antarktische Problem und die deutsche Südpolarexpedition.

III.

Nachdem wir so von den Zielen, die einer solchen Fahrt gesteckt sind, Kenntnis genommen haben, wollen wir uns einigermaßen näher beschäftigen mit der Reise unserer Landsleute, die, während diese Zeilen geschrieben werden, bereits aller Wahrscheinlichkeit nach an einem vorläufigen Ruhepunkte angelangt sind. Schon wiederholt, so 1883 und 1885, hatten die deutschen Geographentage, als die berufenen Vertretungen aller einschlägigen wissenschaftlichen Interessen, der Notwendigkeit Resolutionen gewidmet, daß die antarktische Forschung in lebhafteren Fluß gerate; doch stand es noch an bis zum Jahre 1895, ehe diese Anregungen sich zu einem greifbaren Vorschlage verdichteten. Der elfte deutsche Geographentag, unter der alten hanseatischen Devise *„navigare necesse est"* in Bremen zusammengetreten, wählte einen 16gliedrigen Ausschuß zur weiteren Betreibung der Angelegenheit, und durch Zuwahl wurde derselbe auf 27 Mitglieder ergänzt. Diese „Deutsche Kommission für Südpolarforschung" hat sich nun im Laufe von sechs Jahren ihrer Aufgabe so vollständig entledigt, daß sie zu Pfingsten 1901 dem Geographentage, der diesmal nach Breslau einberufen war, das erteilte Mandat zurückgeben konnte. Schon bald war man in der Lage, in dem Berliner Geographen Prof. Dr. Erich v. Drygalski die geeignete Persönlichkeit zu erkennen, in deren Hände die Leitung eines so weitaussehenden Unternehmens vertrauensvoll gelegt werden konnte. Die Anteilnahme der gebildeten Kreise Deutschlands wurde durch die Vorträge geweckt, welche der Genannte in allen Großstädten unseres Reiches hielt, und eine wahrlich nicht verächtliche Summe wurde als Grundstock für die hoch zu bemessenden Kosten von



Privaten gezeichnet. Selbstverständlich aber konnte auch der beste Wille nicht ausreichen; vielmehr machte sich von Anfang an die Hoffnung geltend, daß das Reich mit seinen Mitteln in die Lücke treten werde, und darin hatte man sich auch nicht getäuscht. Der Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Graf Posadowsky, bot die Hand dazu, eine entsprechende Vorlage vor das Parlament zu bringen, nachdem ihr vom Bundesrate zugestimmt worden war, und so wurde von Reichswegen der stattliche Betrag von 1 200 000 Mark bewilligt. Damit hatten die wissenschaftlichen und technischen Instanzen, denen die Ausgestaltung des Planes oblag, festen Boden unter den Füßen gewonnen, und am 28. Juli 1901 erfolgte das kaiserliche Edikt, durch welches Prof. v. Drygalski die Leitung der Expedition endgültig übertragen wurde. Der Plan, wie dieselbe das ihr gestellte Problem in Angriff zu nehmen habe, ward, soweit möglich, in den Einzelheiten festgestellt; der Bau des ihr zur Verfügung zu stellenden Schiffes wurde den Howaldt-Werken übertragen. Marine-Oberbaurat Kretscher lieferte die Entwürfe, bei deren Vorbereitung auch alle beteiligten wissenschaftlichen und seemännischen Experten zugezogen gewesen waren. Den Namen gab dem Schiffe der Kaiser selbst, und zwar nannte er es „Gauß“, zu Ehren des uns schon bekannten genialen Forschers, der, ohne je wesentlich über das heimatliche Niederdeutschland hinausgekommen zu sein, für die Physik der Gesamterde so Großartiges geleistet hatte.

Bei der Herstellung des Schiffes wurden, wie man sich denken kann, alle Erfahrungen der polaren Nautik verwertet, darunter nicht zum wenigsten diejenigen Nansens, soweit die früher erwähnte Verschiedenheit arktischer und antarktischer Eisverhältnisse nicht besondere Rücksichten auferlegte. Eine genaue Beschreibung findet man in der Abhandlung, welche O. Baschin namens der Geschäftsführung den Teilnehmern des 7. internationalen Geographenkongresses zu Berlin (1899) überreichte. Hier findet man ferner



Angaben über die Maschinen, über die dem Hauptschiffe beigegebenen beiden Motorboote „Leipzig“ und „München“, über Bekleidung und Verproviantierung, sowie über Organisation und Personal. Neben dem Führer des Gelehrtenstabes, mit dem wir vorhin Bekanntschaft schlossen, gehören letzterem sieben jüngere Männer an, deren Bestimmungsort allerdings, wie sich gleich herausstellen wird, nicht der gleiche ist. Das Expeditionsschiff weist in seiner Stammrolle außer dem Kapitän Hans Ruser und drei Offizieren noch einen Maschinisten auf; die Bemannung betrug bei der Ausreise 22 Köpfe. Von vornherein hatte man den Entschluß gefaßt, es nicht bei einer einzigen Station im eigentlichen Eisgebiete bewenden zu lassen, sondern es sollten zwei Beobachtungsstationen eingerichtet werden; die eine in tunlichst großer Nähe am Pole, die andere auf den subpolaren Kerguelen-Inseln. Für den Aufenthalt auf diesen waren auserwählt der Meteorologe Dr. Enzensperger, der Magnetiker Dr. Luyken und der Naturhistoriker Dr. Werth, während Prof. Dr. Vanhoeffen den zoologisch-botanischen Teil der im Eismeer selbst zu verrichtenden Arbeiten, Dr. Philippi deren geologische und Dr. Bidlingmaier deren geophysikalische Seite auf sich nahm. Mit dem ärztlichen Dienste wurde Dr. Gazert betraut.

Am 11. August 1901 fand die Abreise von Kiel statt. Es war beabsichtigt gewesen, dieselbe durch einen größeren, der Bedeutung des Augenblicks angemessenen Festakt zu verherrlichen, allein die kurz zuvor infolge des Ablebens der Kaiserin Friedrich eingetretene Landestrauer ließ es dazu nicht kommen. Es war sonach nur ein kleinerer Kreis von Beamten und Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirates versammelt, als das Expeditionsschiff „Gauß“ die Anker lichtete. Mehrere Freunde des Unternehmens, unter ihnen Unterstaatssekretär Rothe, gaben den Polarreisenden das Geleite bis Rendsburg am Nordostseekanale, und am 15. August wurde auch das Feuerschiff Nr. III auf der Unterelbe als letzter deutscher Punkt verlassen, in dessen



Nähe „Gauß" noch ein paar Tage verweilt hatte, um in jeder Beziehung „seeklar" seine weite Fahrt anzutreten. Wir werden sofort über deren Geschick, soweit es zu unserer Kenntnis gelangt ist, Bericht erstatten, möchten jedoch zuvor noch mit einigen Worten der Schwesterexpeditionen gedenken, welche erwähntermaßen von anderen Völkern vorbereitet worden sind.

In England vereinigten sich die *Royal Society* — die nun schon bald 250 Jahre bestehende Akademie der Wissenschaften — und die *Royal Geographical Society,* um eine ähnliche Aktion einzuleiten. Der Staat gewährte wohl seine Unterstützung, aber nicht annähernd in dem Ausmaße des Deutschen Reiches. Die Überwinterungsstation ist an demjenigen Teile der Küste des Viktoria-Landes geplant, welcher dem Mt. Terror zunächst gelegen ist. Leider gelang es nicht, das wissenschaftliche und das spezifisch nautische Kommando in seinen Befugnissen zufriedenstellend abzugrenzen, was den gänzlichen Rücktritt einiger zur Mitwirkung bereiter Forscher zur Folge hatte. Da das deutsche Unternehmen ganz ausschließlich den Stempel der Wissenschaft an sich trägt, so war es nur in der Ordnung, daß auch dem Prof. v. Drygalski der Oberbefehl in aller Form übertragen wurde, während dem Kapitän lediglich die Leitung der Schiffsbewegungen zufällt. Zu dieser Zurückdrängung, wenn man so will, des seemännischen Elementes mochte man sich in England nicht bequemen, sicherlich nicht zum Vorteile der Sache. Ob auch eine schottische Expedition bald zustande kommen wird, läßt sich zur Zeit noch nicht klar übersehen. Dagegen hat am 16. Oktober 1901 das Schiff „Antarctic", welches von schwedischen Privatleuten für die Südpolarforschung gechartert worden war, den Hafen von Göteborg verlassen, um zunächst die Falklands-Inseln anzulaufen und sodann womöglich in Graham-Land ein Winterlager zu begründen. Das Schiff selbst soll nicht daselbst verbleiben, sondern in der Zwischenzeit Aufnahmen und andere Arbeiten an der südamerikanischen Küste vornehmen, um dann





erst die Zurückgebliebenen wieder abzuholen. Der wissenschaftliche Leiter, Dr. Otto Nordenskiöld, ein Neffe des Altmeisters der arktischen Forschung, will mit dem Meteorologen Dr. Bodman und dem Arzte Dr. Ekelöf sowie nebst drei Matrosen an Ort und Stelle überwintern.

Damit die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen, in deren zweckmäßiger Anordnung und Durchführung eine der obersten Aufgaben wissenschaftlicher Reisen erblickt werden muß, ihren Zweck auch voll erfüllen, mußte zuvörderst ein eigenes Programm für internationales Zusammenwirken aufgestellt werden. Über ein solches hat man sich denn auch verständigt, und als ein besonders erfreuliches Entgegenkommen ist dasjenige der argentinischen Regierung zu verzeichnen, welche sich entschloß, eine Station auf der östlich von Feuerland gelegenen Insel Staten-Island anzulegen, welche für die Winterstation der Schweden ungefähr dieselbe Bedeutung beanspruchen darf, welche man dem Observatorium des Kerguelen-Archipels gegenüber dem Überwinterungsplatze E. v. Drygalskis zuerkennen muß.

Über die bisherigen Erfolge des deutschen Forschungswerkes sind wir soeben von zuständiger Seite belehrt worden, und wir begrüßen es als einen glücklichen Umstand, daß der vorliegende Aufsatz noch auf diese offizielle Veröffentlichung Rücksicht nehmen konnte. Dieselbe leitet eine Reihe zwanglos erscheinender Lieferungen ein, welche von dem gemeinschaftlichen Direktor des eben erst ins Leben gerufenen Instituts für Meereskunde und des geographischen Instituts der Universität Berlin herausgegeben werden und dem Verlage der Mittlerschen Hofbuchhandlung anvertraut sind. Das erste Heft, zu welchem Bidlingmaier, v. Drygalski, Enzensperger, Gazert, Philippi, Ruser, Stehr (1. Maschinist), Vanhöffen und Werth, sämtlich Mitglieder der Expedition, Beiträge geliefert haben, gibt authentische Aufschlüsse über die Studien, welche auf der Fahrt von Kiel bis Kapstadt betrieben wurden, sowie über die



Einrichtung der Kerguelen-Station. Man wird es natürlich nur billigen können, daß auch die einstweilen von den Hauptaufgaben noch frei gelassene Zeit möglichst ausgenützt ward; man durchforschte die Kapverden-Insel Saõ Vicente allseitig in naturwissenschaftlicher Beziehung, nahm zahlreiche Lotungen und Grundprobenbestimmungen vor und nahm überhaupt jede Gelegenheit zur Förderung der Ozeanographie im Südatlantischen Ozean wahr. So übten sich gleich auf der Hinfahrt die Fachmänner trefflich ein auf ihre künftige noch ernstere Arbeit; freilich aber war mit dieser Vorschulung auch der Übelstand stärkeren Zeitverbrauches verbunden, so daß der Dampfer „Gauß" von Capetown aus als „überfällig" gemeldet wurde, was in Deutschland doch eine gewisse Beunruhigung hervorbrachte. Dazu hatten freilich auch Windstillen und Gegenwinde das Ihrige beigetragen. Jedenfalls fühlte sich jedermann erleichtert, als durch eine kapstädtische Kabeldepesche am 23. November 1901 die Ankunft des Expeditionsschiffes an dem letzten bewohnten Orte, mit dem es zu verkehren hatte, bei uns bekannt wurde. Dann mußte wieder, falls nicht irgend ein Glücksfall dazwischen trat, auf einen langen Zeitraum ohne alle Nachricht gerechnet werden.

Inzwischen aber war eine andere eingelangt, die von allen Freunden der Sache herzlich begrüßt wurde; sie kam von Kerguelen, dem in Aussicht genommenen Stützpunkte der eigentlichen Eisexpedition. Von den drei der dortigen Station zugeteilten Gelehrten, deren Namen wir bereits kennen, hatte sich Dr. Werth auf dem „Gauß" mit eingeschifft, wogegen Dr. Enzensperger und Dr. Luyken auf dem Lloydschiffe „Karlsruhe" via Suez-Kanal nach Sydney entsandt worden waren, um hier eine Anzahl kamtschadalischer Hunde zu übernehmen, wie sie für polare Schlittenreisen unentbehrlich sind, diese nach Kerguelen zu schaffen und daselbst mit der Einrichtung der Wohn- und Beobachtungsräume vorzugehen. Dieser wichtige Teil der Gesamtaufgabe ist erledigt. Von Dr. Enzensperger weiß das Publikum,



daß er sich im Interesse der Wissenschaft zu einem einjährigen Einsiedlerleben im Zugspitzhause, fast 3000 m über dem Meere, verurteilte, um eine geschlossene hochalpine Serie von Aufzeichnungen über den Gang der Witterungselemente zu erhalten. So hatte er, wie man wohl sagen kann, seinen praktischen Befähigungsnachweis für die Gewöhnung an Eis und Schnee gründlich erbracht, und seine Erinnerungen aus dem im bayerischen Hochgebirge verlebten Jahre werden ihm für dasjenige, das er am Rande des Südpolarmeeres zu verbringen hat, von hohem Werte sein.

Zu Anfang Oktober 1901 trafen die beiden jungen Gelehrten an ihrem australischen Bestimmungsorte ein und übernahmen die dort auf sie wartenden Hunde, ein höchst dankenswertes Geschenk des deutschen Handelsagenten Dattan in Wladiwostok. Die Tiere hatten sich im Zoologischen Garten Sydneys ganz wohl befunden und wurden anstandslos auf dem Dampfer „Tanglin“ verladen. Derselbe lichtete die Anker am 12. Oktober und bekam am Morgen des 9. November die Kerguelen in Sicht. Soweit war alles gut gegangen, allein beim Löschen und Hausbau ergaben sich Unannehmlichkeiten verschiedenster Art, nicht zum wenigsten deshalb, weil die größtenteils aus Südchinesen bestehende Bemannung in dem rauhen Klima arbeitsunlustig und wohl auch arbeitsunfähig wurde; liegen doch zwei dieser Unglücklichen an dem öden Strande begraben. Noch mehr jedoch bedrückte diese Vorposten der Expedition, daß sich deren Hauptmacht nicht zeigen wollte, daß vielmehr Besorgnisse über das Schicksal des „Gauß“ vernünftigerweise kaum mehr abgewiesen werden konnten. Zwar hatte der Leiter der Expedition das deutsche Dampfschiff „Duisburg“ ersucht, auf der Fahrt von Kapstadt nach Australien den Kerguelen einen Besuch abzustatten und denen um Enzensperger Nachrichten zu überbringen; dieser aber hatte den anfänglich ausersehenen Hafenplatz als durchaus unbrauchbar erkannt und war inzwischen nach der vorteilhafter gelegenen „Observatory-Bay“ abgegangen. Die Draht-

meldung des inzwischen in Sydney angelangten „Duisburg", man habe niemand vorgefunden, kam mit dem neuen Jahre nach Berlin und erregte nun auch in Deutschland eine neue Sorge, die aber bald wieder schwinden sollte. Denn am 21. Dezember konnte, nachdem allen Hemmnissen zum Trotze die Einrichtungsarbeiten abgeschlossen worden waren, der „Tanglin" nach Australien zurückgeschickt werden, und am 8. Januar kam ein Telegramm des dortigen Generalkonsuls im Reichsamte des Innern an, welches alle Befürchtungen endgültig hob. Der dienstliche Bericht Dr. Enzenspergers, welchem die gegenwärtigen Mitteilungen entnommen sind, traf gegen Ende Februar in Berlin ein, und ihn begleiteten zahlreiche für die Expedition eigens gedruckte Postkarten, welche der Genannte seinen zahlreichen Freunden in Deutschland übermittelte, und welche gleichfalls vom „Tanglin" mitgenommen worden waren. Erst im März 1901 wurde bekannt, daß auch die Hauptexpedition glücklich die Kerguelen passiert hat und nach ihrem Winterziele aufgebrochen ist. Gleich mit Beginn des neuen Jahres ist sie an der Zwischenstation angekommen und hat sich dort vier Wochen lang aufgehalten; am 31. Januar endlich richtete der „Gauß" seinen Kurs wieder nach Süden. Termination-Land, der genau unter dem südlichen Polarkreise gelegene westliche Ausläufer von Wilkes-Land, ist für die Überwinterungsstation in Aussicht genommen; sollte, was nicht unmöglich, die hier nicht besonders zuverlässige Kartenzeichnung eine Täuschung bewirkt haben, so würde dieser feste Punkt für die weiteren Unternehmungen noch etwas weiter südlich gesucht werden müssen. Obwohl der Südpolarsommer damals schon etwas weit vorgeschritten war, durfte man nach Borchgrewingks Erfahrungen doch einen verhältnismässig freien Weg durch das Packeis noch um diese Zeit zu finden hoffen.

Diese Hoffnung teilt das ganze Land mit seinen kühnen Söhnen, welche der deutschen Wissenschaft in einem der unwirtlichsten Teile unseres Planeten neue Lorbeeren zu



erwerben ausgezogen sind. Groß und schwer sind die von ihnen übernommenen Pflichten, und inwieweit sie denselben nachzukommen imstande sein werden, das hängt wahrlich nicht allein von ihnen, von ihrer Tatkraft, Treue und Intelligenz, sondern auch noch von anderen, weitaus mächtigeren Faktoren ab. Auch hier jedoch wird sich der alte Spruch bewähren: *In magnis voluisse sat est!* *)

*) Das „Institut für Meereskunde" ließ im August 1902 eine zweite Veröffentlichung erscheinen, welche wertvolle Nachrichten über den bisherigen Verlauf der deutschen Expedition enthält. Wir erfahren, wie der kurze Aufenthalt in Kapstadt wissenschaftlich ausgenützt wurde, und wie die Fahrt nach dem Kerguelen-Archipel Gelegenheit gab, Lotungen und Untersuchungen der Meerestiere vorzunehmen. Am 1. Weihnachtsfeiertage 1901 landete „Gauß" auf der Possession-Insel, über welche bisher gar nichts bekannt war, während nunmehr der Grund zu einer geologischen, zoologischen und magnetischen Erforschung derselben gelegt werden konnte. Der Silvestertag brachte die nördlichsten Teile der Kerguelen in Sicht, über deren Natur uns einige gut gelungene Photogramme orientieren; die Pflanzenwelt ist daselbst weit reicher entwickelt als man ihrer geographischen Lage nach zu erwarten geneigt sein mochte. Die für den längeren Aufenthalt in der Hilfsstation bestimmten Genossen traf man bereits ganz leidlich eingerichtet und beging mit ihnen den Geburtstag des Kaisers in improvisierter Feier. Was E. Werth über den Stand der Arbeiten auf Kerguelen mitteilt, gewährt die besten Hoffnungen für die Zukunft. Die neue Lieferung schließt ab mit einem Briefe von Drygalskis, dessen Endworte auch die unseres kleinen Essays sein sollen. „Wenn jetzt," so schreibt er seinen Eltern, „in der Heimat Krieg wäre, so würdet Ihr vier Söhne hinausziehen sehen in weit größere Gefahren. Hier bin nur ich allein, in einem wohl wagemutigen, aber selbstgewählten und wohldurchdachten Unternehmen, und in einer Begleitung, welche die Zuversicht auf Erfolg und Gelingen rechtfertigt. Denkt immer, daß es uns allen wohl geht, und Ihr werdet das Richtige treffen." Setzen wir hinzu: *Quod Deus bene vertat!*

München. *Prof. Dr. S. Günther.*

# Der junge Zola.

> **O Himmel! Vor zwei Monaten gestorben und noch nicht vergessen! So ist Hoffnung da, daß das Andenken eines großen Mannes sein Leben ein halbes Jahr überleben kann.** *Hamlet.*

I.

Anderthalb Monate sind seit Zolas Tod verflossen; da ist es eigentlich gar nicht mehr „zeitgemäß“, von ihm zu sprechen. Bevor noch seine Leiche in die Erde gebettet war, ist er, wie es die Gepflogenheit verlangt, hastig „gewürdigt“ worden; die tausendmal wiederholten Redensarten und Schlagworte wurden noch einmal gebraucht, und nun — rasch ein ander Bild: Gorki oder Maeterlinck oder Frenssen, wie eben gerade die letzte Mode heißt!

Wir aber halten es mit dem Motto aus Hamlet; wir meinen, daß man mit Zola noch lange nicht fertig ist, daß es bei diesem Künstler, der eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, noch vieles zu entdecken gibt. Allerdings ist an Zola-Literatur kein Mangel, und wenn man all das, was im Laufe des letzten Menschenalters über ihn geschrieben wurde, zusammenstellen wollte, es würde eine stattliche Bibliothek ergeben. Es ist aber schade, wenn auch durchaus erklärlich, daß fast alle Zola-Scholiasten nur den Zola der „Rougon-Macquart“ deuten, oder den Zola der „Drei Städte“ und der „Vier Evangelien“, oder den Zola der „Affaire“, der ja nach der Ansicht zahlreicher Banausen und Kunstbarbaren der größte von allen sein soll. Mit dem jungen Zola hat man sich nur wenig beschäftigt. Und doch ist es von eigentümlich herbem Reiz, die Lehrjahre, das Irren und Suchen eines großen Dichters zu verfolgen. Goethe in der „Laune des Verliebten“ und in den „Mitschuldigen“, Shakespeare in „Venus und Adonis“ und in „Lucretia“, Ibsen in „Catilina“ und im „Hünenhügel“ sind gewiß noch nicht Goethe, Shakespeare, Ibsen. Wer aber, der diese Großen wahrhaft verehrt, möchte ihre Jugendwerke

missen? Die vierundzwanzig Jahre, 1869—1893, in denen Zola an der Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich gearbeitet hat, bezeichnen seine mittlere, größte Periode; das darauf folgende Jahrzehnt zeigt ein Abnehmen der schöpferischen Kraft. Den Zola der ersten Periode aber müssen wir in den Jahren 1863—1869 suchen, von seinem 23. bis zu seinem 29. Lebensjahr. Wir besitzen von dem jungen Zola fünf Romanbände, einen Band Novellen und einen Band Kritiken: Material genug, um in großen Zügen seine geistige Physiognomie zu skizzieren.

## II.

Es ist mir nicht recht erinnerlich, wer einmal geäußert hat, daß nur von den jungen Leuten etwas zu erwarten ist, die mit einer Verwünschung auf den Lippen in die Welt eintreten. Jedenfalls: von diesem Gesichtspunkte aus durfte man schon dem jungen Zola seine künftige Größe prophezeien. Denn an der „Verwünschung" hat er es bei seinem Eintritt in die literarische Welt nicht fehlen lassen. Er, der am Ende seines Lebens seinen Gegnern das streitbare „J'accuse" zurief, er schleuderte ihnen als Jüngling ein verächtliches „Je les hais" ins Gesicht.

1865 ist das bedeutungsvolle Jahr im Leben des jungen Zola, das ihn mit einem Schlag bekannt machte. Die Artikel, die er über den „Salon", zur Verteidigung der „neuen Richtung", insbesondere Eduard Manets, schrieb, erregten ungewöhnliches Aufsehen. Aber erst die Vereinigung dieser Aufsätze mit einer Anzahl anderer zu einem Bande läßt eine Individualität mit einer bestimmten Welt- und Kunstanschauung deutlich hervortreten.

Dieser Band Kritiken, der 1866 erschien, führt den bezeichnenden Titel „Mes Haines", „Was ich hasse". Und was ist es, das er haßt? „Es hat mir behagt, mich zu isolieren, und in meiner Einsamkeit das zu hassen, was das Gerechte und das Wahre verletzt. Und wenn ich jetzt etwas vermag, so kommt es daher, weil ich allein bin und weil



ich hasse. Ich hasse die Nichtigen und Impotenten; sie ärgern mich. . . . Ich habe in meinem Leben nicht zwei Schritte machen können, ohne drei Narren zu begegnen, und das stimmt mich traurig. Die Heerstraße ist voll von ihnen, die Menge besteht aus Dummköpfen, die uns am Gehen hindern, um uns ihre Mittelmäßigkeit ins Gesicht zu geifern. Sie gehen, sie sprechen, und ihr ganzes Wesen, ihre Gesten und ihre Stimme, beleidigt mich so sehr, daß ich, wie Stendhal, einen Verbrecher einem Dummkopf vorziehe. . . . Man gebe uns Wahnsinnige, und wir werden vielleicht etwas aus ihnen machen. Die Wahnsinnigen denken; sie haben jeder eine zu stark gespannte Idee, die die Sprungfeder ihres Verstandes zerbrochen hat. Es sind Leute, die krank an Herz und Hirn sind, arme Seelen voll Leben und Kraft. Ich will sie anhören, denn ich hoffe immer, daß in dem Chaos ihrer Gedanken eine höchste Wahrheit aufblitzen könnte. Aber um Gottes willen, man schlage doch bloß die Dummköpfe und die Mittelmäßigen tot, die Impotenten und die Kretins. . . . Es ist Zeit, daß die Leute voll Mut und Energie ihr 93 erleben: die freche Herrschaft der Mittelmäßigen hat die Welt müde gemacht, die Mittelmäßigen müssen en masse auf den Grèveplatz geschleppt werden. Ich hasse sie. Ich hasse die Menschen, die sich in eine persönliche Idee einpferchen, die in Herden wandeln, die sich aneinander pressen, ihren Kopf zur Erde senken, um nicht das große Licht des Himmels zu sehen. Jede Herde hat ihren Gott, ihren Fetisch, auf dessen Altar sie die große menschliche Wahrheit aufopfert. . . . Wo sind die Menschen, die allein leben, entfernt von den Herdenmenschen (troupeaux humains), die jede große Wahrheit aufnehmen, die Koterieen verachten und die Gedankenfreiheit lieben?“

Glaubt man da nicht schon Ibsens Lehre von der Stärke des Einsamen zu vernehmen, nicht Nietzsches Haß gegen die „Vielzuvielen“, gegen die „Herdenmenschen“?

Mit großer Klarheit und Schärfe formuliert der junge



Zola die Aufgabe der Literatur- und Kunstkritik. „Ich werde nicht aufhören, zu wiederholen: Die Kritik, wie sie jetzt ausgeübt wird, erscheint mir als eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit. Abgesehen von der Beobachtung, von der einfachen Feststellung von Tatsachen, von der exakten Analyse der Kunstwerke, ist alles übrige nur Willkür, Fanatismus oder Gleichgültigkeit. Es darf kein literarisches Dogma geben; jedes Kunstwerk ist unabhängig und muß für sich beurteilt werden. Die Wissenschaft des Schönen ist ein Spaß, der von den Philosophen zur Erheiterung der Künstler erfunden wurde. Niemals wird man auf diesem Gebiete eine absolute Wahrheit erhalten, weil die Gesamtheit aller gewesenen Wahrheiten nur eine relative Wahrheit ausmachen kann, die die Wahrheit von morgen schon Lügen straft. Das besagt, daß der menschliche Geist unendlich in seinen Schöpfungen ist, und daß wir ihn nicht reglementieren können. Gewiß, ich glaube nicht, daß es einen Fortschritt gibt, aber es gibt fortwährende Neuschöpfung und eine bedeutsame Ungleichheit der neuentstandenen Werke. Die Schöpfung, die sich in uns fortsetzt, verändert die Menschheit in jeder Stunde. Die Gesellschaftsformen sind andere, die Künstler sehen und denken anders. So schreitet die Kunst durch die Jahrhunderte, immer von neuen Menschen getragen, immer im Besitz neuer Ausdrucksformen inmitten neuer Gesellschaftsformen.“ — Alle Prinzipien moderner Kritik findet man hier ausgesprochen.

III.

„Mes Haines“ war nicht Zolas literarischer Erstling. Zwei Jahre früher, 1864, hatte er einen Band Novelletten „Contes à Ninon“ veröffentlicht: zum großen Teil allegorisch-humoristische Märlein, bald mit einer sentimentalen, bald mit einer satirischen Pointe. Die Hälfte des Buches nimmt die Erzählung ein von den Abenteuern des Riesen Sidoine und des Zwergen Médéric. Sie wächst sich zu einer Satire auf die Zeitverhältnisse aus, insbesondere auf das zweite

Kaiserreich. Und wenn Sidoine, zum König gewählt, in seiner Thronrede sein Programm einfach dahin resümiert: „Krieg nach außen, Friede im Innern“, so liegt die Beziehung zu Napoleon III. sehr nahe. Es heißt da u. a.: „Unsere Soldaten wandeln als Kulturträger einher und schneiden allen die Gurgel ab, die nicht rasch genug die Kultur annehmen etc.“ Man findet in dem Buche manche witzige und manche rührende Stelle, die persönliche Note fehlt aber ganz und gar.

Mit einem ernsthafteren Problem beschäftigt Zola sich in seinem nächsten Werk, einem Roman „La Confession de Claude“ (1865). Er erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der nach Paris kommt, durch Zufall eine Dirne kennen lernt, mit der er eine Zeit lang lebt, und in die er sich sogar verliebt. Und es wird weiter gezeigt, wie Claude sich endlich von dieser schmählichen Liebe befreit, um ein neues Leben zu beginnen. Das Buch ist offenbar unter dem beherrschenden Einfluß der Goncourts geschrieben. Es will nur psychologische Analyse geben, reine Seelentragödie, und hat die Form der Tagebuch-Korrespondenz. Aus dieser Form erklärt es sich, daß das Ganze einen fast lyrischen Charakter trägt und daß das Epische und Deskriptive, Zolas eigentliche Stärke, nur gelegentlich zum Vorschein kommt. Zola mag wohl selbst gefühlt haben, daß dieser Lyrismus ihm nicht lag, und so hat er denn in den folgenden Romanen „Le Vœu d'une Morte“ (1867), „Thérèse Raquin“ (1867) und „Madeleine Férat“ (1868) sich an die rein epische Form gehalten. Die drei Werke gehören auch inhaltlich zusammen, denn sie sind Variationen über dasselbe Thema, über das Thema, das man vielleicht unter Benutzung eines Ibsenschen Ausdrucks als das „dreieckige Verhältnis“ bezeichnen könnte.

In dem „Wunsch einer Toten“ lieben zwei Freunde dasselbe Weib, und der eine verzichtet, um die Geliebte selbst dem anderen zuzuführen — eine Geschichte, die von Edelmut und Sentimentalität trieft und die man, unter

Weglassung oder Änderung einiger unwesentlicher Stellen, selbst Backfischen in die Hand geben könnte, poetisch übrigens recht schwach und unbedeutend. „Thérèse Raquin" vergiftet ihren Mann, um den Geliebten heiraten zu können, aber der Schatten des Toten schwebt über dem schuldigen Paar, das endlich, wie Zola sich ausdrückt, „an der Empörung des zu gewaltsam angespannten Nervensystems" zu Grunde geht. „Madeleine Férat" könnte mit ihrem Mann glücklich leben, wenn nicht ihr früherer Geliebter auftauchte, der zufällig ein intimer Jugendfreund ihres Mannes ist. In allen drei Romanen ist die Formel der Goncourts beibehalten: wenige Personen, dafür aber um so eingehendere psychologische Zergliederung. Nur sind Zolas Linien gewaltsamer, seine Farben greller, und an den Vorbildern gemessen wirken diese Nachahmungen fast wie Karikaturen.

Das eigentliche Temperament des jungen Dichters, das von dem der Goncourts um eine Welt verschieden war, läßt sich aber nicht unterdrücken und macht sich in allerlei Groteskem und Unheimlichem Luft.

IV.

Als Zola 1867 an seiner „Thérèse Raquin" arbeitete, machte ihm der Herausgeber einer kleinen in Marseille erscheinenden Zeitung den Vorschlag, für ihn einen Roman unter dem Titel „Les Mystères de Marseille" zu schreiben. Der Redakteur lieferte ihm als Unterlage dazu die Akten aller bedeutenderen Prozesse, die in den letzten 50 Jahren in Marseille Aufsehen erregt hatten, und daraus sollte Zola nun seine Romanklitterung fabrizieren. Zola, dem es damals herzlich schlecht ging, akzeptierte diesen Vorschlag. Er erzählt selbst: „So machte ich denn, neun Monate hindurch, zweimal wöchentlich mein Feuilleton. Zu gleicher Zeit schrieb ich „Thérèse Raquin", und wenn ich am Morgen oft vier Stunden gebraucht hatte, um zwei Seiten dieses Romans fertig zu bringen, dann schmierte ich am Nachmittag, in einer Stunde, die sieben bis acht Seiten der „Geheimnisse



von Marseille“ hin. Mein Tageslohn war verdient, ich konnte am Abend essen.“

Man wird sich nicht wundern, daß die „Geheimnisse von Marseille“ ein ganz rohes Machwerk sind, daß sie künstlerisch mit „Thérèse Raquin“ und „Madeleine Férat“ nicht im entferntesten verglichen werden können. Ein wahrer Rattenkönig von Verbrechen, meistens von solchen gegen das Eigentum, zieht vorüber, Fabel, Charakteristik, Schilderung, alles ist so flüchtig und handwerksmäßig wie nur denkbar. Und doch glaube ich, daß Zola bei diesem Werk sich selbst gefunden hat, daß er sich hier seiner eigentlichen Kraft bewußt wurde, vielleicht gerade deshalb, weil er, ohne sich viel um Selbstkritik und Vorbilder zu kümmern, sich gehen und so seine unbewußte Schöpferkraft frei walten ließ. Ich lege weniger Gewicht darauf, daß er nach wirklichen Akten, also zum erstenmal nach „documents humains“ arbeitete. Weit bedeutsamer ist es, daß er genötigt war, Massen auftreten zu lassen; alle Gesellschaftsschichten von Marseille führte er vor, er ist zum erstenmal der Dichter der Masse! Und wie er mit wenigen Personen beginnt, immer neue angliedert und zuletzt die Zeitereignisse — hier die Februarrevolution mit ihren Folgen — zum rauschenden Finale benutzt, das erinnert aufs lebhafteste an die Technik der „Rougon-Macquart“. „Die Geheimnisse von Marseille“ sind eine ungelenke, handwerksmäßige Vorstudie zu der großen Familiengeschichte, aber doch eine Vorstudie, die bei der retrospektiven Betrachtung an Wert gewinnt.

Es läßt sich nachweisen, daß Zola gerade bald nach Vollendung dieser „Geheimnisse von Marseille“ volle Klarheit über den richtigen Weg gewann, über den für ihn richtigen Weg. Im April 1868 veranstaltete er eine zweite Auflage der „Thérèse Raquin“ und schickte ihr eine Vorrede voraus, in der er an seinem eigenen Werk strenge Kritik übt. Er gibt zu, daß er einen Ausnahmefall von beschränktem Wert behandelt hat. Und er fährt fort: „Wenn der Dichter heutzutage einen guten Roman schreiben will, so muß er

die Gesellschaft unter einem weiteren Gesichtskreis betrachten und sie in ihren zahlreichen und verschiedenen Erscheinungsformen darstellen.“ Damit hatte er in der Theorie bereits den Übergang von dem „roman d'analyse“ zum Gesellschafts- und Zeitroman gefunden. Ein Jahr später, im Mai 1869, begann er den Entwurf zu den „Rougon-Macquart“. *S. S.*

## Berliner Brief.

Das Gastspiel der Sarah Bernhardt, das unser sonst so kühles Berlin in einen wahrhaft fiebrigen Zustand versetzt hat, ist beendet, und der Impresario wie die Zeitungsverleger, die jeden Augenblick einen Umschwung des Enthusiasmus befürchteten, einen lichten Moment inmitten schwärmerischer Raserei, atmen erleichtert auf, daß die Sache doch noch zu gutem Ende gebracht wurde. Die notorisch wenigen Kritiker, deren Französisch über das Elementarreich des großen Ploetz geht, die zugleich ein unbeirrtes Verständnis für echte Schauspielkunst haben, versuchten vergebens die lodernde Flamme mit schlichten Worten zu beschwichtigen und dem gesunden Urteil zum Recht zu verhelfen. Die Sarah bedeutete eben für die oberen Zehntausend dieselbe Attraktion wie die kaum abgereisten Burengenerale für die Masse des Volkes, nur daß die Heldenverehrung der unteren Schichten sich mit gesundem Instinkt wertvollere Menschen auszusuchen pflegt als eine verblühte Theaterheroine. Ich habe über die Sarah Bernhardt kein berechtigtes Urteil, denn alles, was ich von ihr gesehen habe, waren ein paar Szenen der „Phädra“, die ich von der Bühne des Opernhauses aus belauschte. Ich hörte eine Deklamation, die klassisch gewesen wäre, hätten sich die Töne in der Erregung nicht allzuoft in ein mißtönendes Kreischen überschlagen. Ich hörte nichts, was die Seele ergreift, und damit war der Fall Sarah Bernhardt für mich erledigt. Man verzeihe diese sehr persönliche Darlegung. Aber in diesem kulturarmen, von tausend buntschillernden Kunstgenüssen zersetzten Berlin muß man sich hüten, in den Rausch eines glänzend inszenierten Kunstrummels eingefangen zu werden.

Es gibt Dinge, die a priori unmöglich sind, und zu diesen Unmöglichkeiten gehört die sechzigjährige Diva, die uns nach flammenden Angriffen auf den deutschen Erbfeind liebegirrende Weiblein und sentimentale Cocotten aus der bewährten französischen Dramenfabrik vorführt. Kulturhistorisch ist die Sache ja sehr interessant. Es zeigt sich mehr und mehr, daß die Kunst, sonderlich aber das Theater, zur Ablagerungsstätte von allen erdenklichen Trieben und Gefühlen benutzt wird, die mit wirklichem Kunsthunger nichts zu tun haben. Werden die Bestrebungen derer, die auf das so schöne und gedankenlose Wort: „Die Kunst dem Volke" geschworen haben, vom unbarmherzigen Erfolge gekrönt, so muß der verlogene Wirrwarr, in dem heuer die Kunst eingekeilt ist, noch zunehmen. Vielleicht ist dann auf der höchsten Höhe des Irrtums eine reinliche Scheidung zwischen kapitalkräftigem Banausentum und ehrlicher Kunstverehrung möglich. Bis jener glückliche Zustand eintritt, ist es gut, als getreuer Chronist die Vorfälle einzeln zu notieren. Guido Thielscher hat unter Jubel und Lorbeeren sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum gefeiert. Thielscher ist durch Charleys Tante unsterblich geworden, ein Vorgang, der künstlerisch der Hamlet-Darstellung durch Sarah Bernhardt an die Seite zu stellen ist. Dort spielt ein Mann eine Frau in Verkleidung, hier findet das Umgekehrte statt. Die Brutalität besteht nur darin, daß es sich das eine Mal um Shakespeare handelt. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo solcher Vandalismus verboten und gestraft wird. Die Thielscher-Feier war sehr komisch; alle Lieben und Getreuen hatten sich eingefunden, und von der Bühne herab wurde mit großem Zartgefühl gezeigt und verkündet, was jeder dieser Lieben und Getreuen dem Jubilar geschenkt hatte. Nun muß man zur Erläuterung wissen, daß dieser große Guido, dem wir außer Charleys Tante auch noch den kleinen Cohn zu verdanken haben (wie Goethe außer dem Faust noch die Iphigenie schrieb), ein einfacher Vorstadtkomiker ist, der wesentlich durch sein drolliges Gesicht und seine absichtliche Unbeholfenheit wirkt, trotzdem Brahm einmal den göttlichen Gedanken durchführte, den Liebling der Weißbierwirte und Handlungsgehülfen auf die Bühne des Deutschen Theaters zu verpflanzen, wo er seine Hütte mit kluger Einsicht rasch genug wieder abbrach. Der unbändige Erfolg der „Monna Vanna" ist nicht minder bezeichnend für die Höhe unseres Kunstgeschmacks, für die Wahrheit der alten Weisheit, daß Erfolge immer außerhalb der eigentlichen Bedeutung des Künstlers liegen und durch irgend ein törichtes Spiel von Zufälligkeiten entstanden sind. „Monna Vanna" ist ein Zwitterwerk, in dem nur noch wenig von der seelenkündenden, mystischen Kraft Maeterlincks durchschimmert. So bedeutend und eigenartig der ganze Wurf des Dramas ist, in seiner Totalität wirkt es unwahr und konstruiert. Grundthema: das Weib wird untreu, sobald der Gatte den Glauben an seine Treue verliert. Es trägt in sich die tiefe, geheime Sehnsucht nach dem Wunderbaren, und was ist wunderbarer als der unerschütterliche



Glaube in einer Situation, die allem Zutrauen Hohn zu sprechen scheint. In Hebbels „Herodes und Mariamne" ist das Problem gedanklich tiefer und seelisch feiner gelöst, und für die gegenwärtige Bühne ist Großes nur dann von Maeterlinck zu erwarten, wenn er nach diesem Übergangsstück eine Synthese zwischen alter und neuer Kunstübung, Seele und Körper, Musik und Plastik findet. Noch ein Wort über die Aufführung selbst. Ihre absolute Stimmungs- und Stillosigkeit bewies, daß die Tage des Deutschen Theaters gezählt sind. Es wirbeln hier nicht weniger als drei vollkommen verschiedene Spielarten durcheinander, der pathetische Deklamationsstil, dem der Backfisch mit berauschtem Entzücken folgt, durch Sommerstorff repräsentiert; der nüchterne Realismus ohne Fähigkeit zu höherem Geistesschwung (Reinhart) und ein noch unklarer, tastender Zukunftsstil, der Idealität und Naturalismus zu verbinden sucht (Bassermann).

Es wären noch manche theatralische Betrachtungen anzuknüpfen. So verdient Vollmer, ein wirklich begnadeter Künstler, der um mir unbekannter Sünden verurteilt ist, die abgestandenen Banalitäten des Schauspielhauses jahraus jahrein zu verkörpern, hohes Lob für die wundervolle Zeichnung des gutherzigen Murrkopfs in Bahrs geistreich nachempfundenem Spiegelbild der Wertherzeit, „Der Crampus", und es wäre wohl auch ein Wörtlein über Strindbergs „Rausch" zu sagen, das ich durchaus nur als das Werk eines Wahnsinnigen, desselben schwer belasteten Menschen, der das „Inferrer" schrieb, begreifen kann. Indes, es melden sich noch andere Künste zum Worte, Künste, denen wir gemeinhin mehr bleibende und tiefe Eindrücke verdanken als der Bühne.

Bei Keller und Reiner, wo Klingers Beethoven derzeit ausgestellt ist, herrscht unter den Kunstsalons der stärkste Andrang. Man muß ihn gesehen haben. Im allgemeinen geht das Urteil des Publikums wie der zünftigen Kritik auf das Zugeständnis einzelner gelungener Partieen, hingegen man Idee und Ausführung des Ganzen für verfehlt erklärt. Ich persönlich finde, daß ein großartiger Eindruck nicht ausbleibt. Freilich haben wir nicht das Gefühl, einer Verkörperung Beethovens gegenüber zu stehen, freilich sind die goldprangenden Aufschläge des Thrones unleidlich, aber niemand kann das vollkommen Eigene, rücksichtlos Selbständige dieser Schöpfung leugnen. An gleicher Stelle hat vorher das nun nach Köln übergegangene Triptychon Melchior Lechters, „Die Weihe am mystischen Quell", gestanden und das Gefühl eines gequälten Symbolismus und einer eklektischen Synthese aus den Kölner Meistern, den Niederländern und französischen Symbolisten à la Henri Martin hervorgerufen. Wundervoll in ihrer herben Strenge und doch wieder weichen Anmut sind die für die Glasfenster entworfenen Frauenporträts. Einen völlig reinen und harmonischen Eindruck empfängt man von der Kollektivausstellung des Dänen Kroyer bei Schulte. Kroyer gibt Porträts von sich und seiner Gattin, von Björnson, Lie, Holger Drachmann, Schandorph,



Grieg und Brandes. Was diese Bilder so sehr auszeichnet, ist, daß sie eine über ihren malerischen Wert hinausgehende psychologische Bedeutung haben. Man empfängt in ihnen ein fest umrissenes und doch wieder freiflutendes Bild nationaler Kultur, wie des eigentlichen Wirkungskreises des Dargestellten. Kroyer steht unserm Lenbach an Tiefe und Prägnanz der Auffassung nicht nach, um ihn im Gefühl für moderne Farbengebung natürlich weit zu übertreffen. Er zeigt, daß man den Idealen der Antike und der Renaissance, die einfach nicht mehr die unsrigen sind — dies in getreuester Opposition zur jüngsten Kaiserrede — auf eine unserm Empfinden angepaßte Weise nachleben kann. Bei Kroyer ist nichts von Mode und Richtung, noch von spezifischer Atelierkunst zu spüren. Seine Bilder tauchen unmittelbar ins Leben ein und wirken mit sieghafter Überzeugungskraft. Von der neuen Hochschule der bildenden Künste kann man das gleiche nicht behaupten. Die Architekten Kayser und Großheim haben einen recht konventionellen, nichts weniger als monumentalen Barockbau hingestellt im Stile der Lustschlösser aus der friedericianischen Epoche.

Die Literatur, soweit sie nicht mit dem Theater zusammenklingt, möchte ich für ein anderes Mal aufsparen. Ohnehin wäre nur von Wassermanns neuem Roman „Der Moloch“ zu berichten, ein Werk, das leider stark enttäuscht, ein Stück literarische Schöngeisterei, aber keine Lebensschöpfung. Bisher hat der Weihnachtsmann, der im Buchhandel ja etwas vorschnell eintrifft, das ersehnte Buch der Saison noch nicht gebracht. Wird es eine „Renate Fuchs“ oder eine „Berliner Range“ sein? Jedenfalls wieder ein Buch für die Frauen!

Berlin, 3. November 1902. *Dr. Hans Landsberg.*

---

# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Der Augenblick, als sie ihren aus dem französischen Krieg heimkehrenden Mann empfing, behielt Leuchtkraft durch Ulrikes Dasein. Die Glorie eines die Welt erregenden Heldentums, die damals über der ganzen Armee lag, verklärte jeden einzelnen, mußte ihn dem liebenden Herzen doppelt liebenswert und herrlich erscheinen lassen.



Felix brachte das Eiserne Kreuz mit, seine Majorsbestallung. Er kam ihr schöner geworden vor, männlicher; die bange Sehnsucht von langen Monaten warf sie in seine Arme, mit dem fiebernden Entzücken fast der Brautnacht. In dem Freudenrausch, der ganz Deutschland umfing, zu den prächtigen und majestätischen Klängen der Siegesmärsche, unter wehenden Fahnen, Eichenlaubgewinden, nahm auch jedes persönliche und gesonderte Glück einen neuen Aufschwung. Das Leben lag blühend vor dem starken, neugeeinten Lande, ein Leben der Tätigkeit, in dem alle langeingedämmten Kräfte sich entfalten konnten, Wünsche alter, wehmutsvoller Germanenromantik sich regten. Man glaubte die Zeiten des Mittelalters neu heraufgezogen, als jede Stadt, jedes Gemeinwesen für sich ein blühendes Beet im großen Fruchtgarten des Vaterlandes war, die Schwerter nur sich maßen in fröhlicher Kraft- und Mannesprobe, als die Künste blühten, Albrecht Dürer malte, die Wartburgsänger sangen. Niemals seit vielen Jahrhunderten war deutsche Mannheit gleich herrlich erschienen, zeigte sich deutscher Frauen Opfermut überreicher belohnt; die Trauer der einen gab dem Glück der anderen die ernste Weihe. Der Heimkehrende, der im frohen Willkommentrunk des toten Kameraden gedachte, tat sich selber stillschweigend das Gelübde, hochzuhalten, wofür jener gefallen, und die Frauen, die selige Tränen des Glücks vergossen, fühlten ihr Herz im allgemeinen Mitleid, einer Menschenliebe ohne Grenzen sich erheben.

In dieser Zeit, im Juni 1871, gebar Frau von Winnstedt ihren Sohn Ulrich, das schönste ihrer Kinder, ein junges Wesen voll Feuer und Kraft, der, den sie am zärtlichsten liebte nach den Regeln einer zweiten süßen und geheimnisvollen Geschlechtswahl, die die Mutter dem Sohn, den Vater der Tochter verbindet. Sie hätte ihn gern Ferdinand genannt nach dem frühverstorbenen Bruder. Winnstedt erhob Einwände, er tat es in der ihm eigenen liebenswürdigen Art, er wünsche von Dhuym nur das anzunehmen, fortzusetzen, was er schon besaß. Die Benachteiligung seiner Frau in der Erbschaftssache hatte ihn verstimmt, obgleich er es sie nicht fühlen ließ, es niemals nur erwähnte; vielleicht auch wollte er halb unbewußt eine selbst eingebildete Erbfolge dieses gewaltsamen, unfruchtbaren und unruhigen Temperaments vermeiden, als das ihm der verstorbene Schwager erschien. So wurde Ferdinand nur ein zweiter Name, nach dem ersten Ulrich; ganz heimlich, wenn die Mutter ihr Kind liebkoste, nannte sie ihn so.

Die kleine Ruth war Winnstedts Liebling, vielleicht gerade weil sie so ganz seinen Gegensatz verkörperte, ein ernsthaftes, sinniges Kind. Sie litt schon unter den ersten Schatten vom Fluch des Weibes, daß sie nicht hübsch war. Antoinette gedieh reizend; die Damen, die zu Besuch kamen, liebkosten das hübsche, lebhafte Kind, nahmen sie auf den Schoß, während die kleine Häßliche ernsthaft, vergessen daneben stand. Kein Neid kam auf in dieser reinen Kinderseele;



in Ruths braunen Augen lag ein Ausdruck von Schwermut, sie war über ihre Jahre hinaus folgsam und verständig.

Eigentümlich blieb, daß die feine, gütige Mutter den ganzen Werdegang zum Leiden in ihrem Kind weniger bemerkte als der oberflächliche, robuste Vater. Ulrike war geborene Künstlerin. Die Schönheit und Grazie von Antoinette und Ulrich entzückte sie; sie liebte die wirren Locken der Kleinen zu ordnen, und für ihren Prinzen erschien ihr kein Anzug zu gut und zu teuer. Das Zutrauen dieser reizenden, unschuldig wilden Geschöpfe bezauberte. Das waren Kinder, die ihre Mutter liebten; mit ihnen konnte sie tollen, lachen, ein Kind sein. Ruth blieb immer ernsthaft, die Mundwinkel wiesen feine Gramlinien auf, sie kränkelte oft. Ulrike gewöhnte sich beinah daran, daß die Kleine von Zeit zu Zeit auf Stunden und halbe Tage zur Seite schlich: Ruth hat ihre Migräne. Dann war es der Vater, dieser vielbeschäftigte, elegante Offizier, mehr denn je gesuchte Gesellschafter, der am Bettchen der Kleinen saß: „Was ist's, Ruthchen?"

„Guter Papa!" sagte das Kind.

Einmal war Ruth schwer erkrankt; es zeigte sich das Grauenhafte, daß dieses junge, wohlversorgte, umhegte Kind in einer anerkannt glücklichen, ausgezeichnet gutgearteten Familie gern sterben wollte, kein gesunder, kleiner Tierinstinkt wehrte sich gegen den bitteren Tod. Ulrike entsetzte sich. Diese Wahrnehmung erschütterte sie tief; wieder war es der Mann, der klüger noch und zarter einem zu heftigen Ausbruch der Muttergefühle steuerte: „Du erschreckst unser Vögelchen." — Als Ruthchen zum erstenmal wieder im Familienkreis erschien, sehr blaß noch, zum Zerbrechen dünn, war sie doch der Mittelpunkt; die kleinen Geschwister umdrängten sie, wollten ihr Spielsachen schenken, ihre schöne Mama hatte nur Augen für die Älteste, zärtliche, strahlende Augen.

Das sinnige Geschöpf empfand dieses Übermaß als Schmerz. Am wohlsten wurde ihr in ihres Vaters Stube, wo niemand sie beachtete, sie auf dem Schemel hocken konnte, ohne daß er's wußte; er freute sich dann doch, daß sie da war.

Diese Zeit jungen Ehe- und Mutterglücks war auch sonst eine Glanzperiode für das Paar. Man hatte Winnstedt mit großem Vorteil in eines der preußischen Eliteregimenter versetzt, ein Regiment, welches vermöge seiner Anciennität und Vornehmheit, der engsten persönlichen Beziehungen zum Hofhalt einer sehr hohen, fürstlichen Person, eine besondere und ganz eigenartige Stellung innerhalb der Armee einnahm, in eine Garnison, die ihre Lage vor Berlin selbst und Potsdam zum Mittelpunkt eines reichen Fremdenverkehrs, vielfacher ausländischer Familienbeziehungen des regierenden Hauses machte. Allerlei Erwägungen hatten dabei mitentschieden. Man wollte dem neugewonnenen Kameraden entgegenkommen; Winnstedts sehr dekoratives, elegantes Äußere, seine Hofgewandtheit empfahlen ihn für einen Posten, wo beständiger, manchmal nicht unkomplizierter

Verkehr zu einem ganz besonders gearteten Hof zu unterhalten blieb, der nicht der regierende war, während ihm dennoch von regierender Seite alle Ehrfurcht und Rücksicht, allerdings innerhalb dieses scharf ausgesprochenen Vorbehalts, erwiesen werden sollte.

Wieder gelang es Winnstedt, sich sehr bald eine Position zu verschaffen durch das sozusagen Doppelzüngige seines Auftretens. Man konnte mit ihm über alles reden, er war auf der anderen Seite unantastbar durch sein notorisch glückliches Familienleben, diese liebende, geliebte Frau mit den Schwärmeraugen, der vornehmen Würde einer Märchenprinzessin.

Ulrike war bald ein Liebling der hohen, greisen Frau, die in diesem Kreis den Ton angab; infolgedessen auch des Hofes. Die Zuneigung der zweiten und dritten Gottheiten mochte in ihrem Fall weniger unaufrichtig sein als in anderen; man hielt sie für ungefährlich, niemand traute ihr zu, daß sie einen der kleinen, aber viel begehrten Vorteile ihrer Stellung praktisch ausnützen könnte. Frau von Winnstedt war jetzt sechsundzwanzig Jahre; seit Ulrichs Geburt, in drei Jahren, hatte sie keine Kinder mehr geboren. Sie befand sich in jener gefährlichen, prachtvollen, zweiten Jugend der Frau, wo das Körperliche, Lebens- und Kraftgefühl auf seinem Gipfelpunkt ist, man bewußt anfängt, das Leben zu genießen, nachdem die Träume, Schüchternheit der Jugend abgefallen sind wie Knospenhüllen von der vollerblühten Rose, aber auch ein erster Grad von Gier, eine Ahnung von Welken durch die prangende Sommerpracht bebt.

Äußerlich war sie eine sehr schöne Frau, alle ihre Formen hatten sich gerundet, schwollen reif und üppig dem satten Erntetag entgegen. Die schwarzen, starken Haare senkten sich in zwei Rabenfittichen zu beiden Seiten des edlen, ausdrucksvollen Gesichts; in ihren sanften, braunen Augen huschten manchmal Flammen vorüber wie Sonnenblicke im sehr stillen, tiefen Hochwaldschatten. Der Dienst nahm Winnstedt sehr in Anspruch. Er war fast beständig bei Hofe, der erklärte Günstling seiner Protektorin. Gerade die leichte Art des Allzeitgefälligen, immer Gutgelaunten machte ihn dieser sehr geistvollen, aber grüblerischen, jetzt durch Alter und körperliches Leiden verbitterten Persönlichkeit angenehm, die dennoch mit einem letzten Rest von Frauenkoketterie, der einst gefeierten Schönheit, auch das Äußere zu schätzen wußte, Eleganz und Gewandtheit des stattlichen, schönen Mannes. Winnstedts undurchdringliche, stets gleiche Heiterkeit entwaffnete — hinderte, daß ihm Feinde entstanden. Die hohe Frau, in all ihrer Hoheit, war nicht ausschlaggebend, eine Macht, deren Protektion ebenso schaden wie nutzen konnte; Streber wandten sich nach anderer Richtung.

In dieser Gegend Deutschlands war man einem mehr heiteren Lebensgenuß zugeneigt, der Wein des Landes brachte Heiterkeit ins Blut; durch fortgesetzten Fremdenverkehr bildete sich eine Art internationalen Hotellebens heraus. Die Schönheit der Natur erhöhte diese



Stimmung der Lebenslust, vielleicht selbst die Leichtigkeit, mit der die Religion verzieh. Besonders der Sommer, wo man in benachbarten Sommerfrischen und Badeorten Erholung suchte, brachte ein gewisses Fallenlassen der Schranken mit sich, Auflösung jeder strengeren Etikette.

Ulrike war aufgefordert worden, die heiße Jahreszeit mit dem Hof in einem nahen, hocheleganten und frequentierten Kurort zu verbringen. Natürlich war ein solcher Wunsch Befehl; Winnstedt selbst hielten der Dienst und die Manöver zurück. Für den September plante Ulrike eine Reise nach Dhuym. Seit dem Tode des Vaters lag dort alles im argen; jetzt schickte Henriette ihren Schwager, den Recht Ehrenwerten Reginald Dale, der sich gerade auf einer Kontinentreise befand, um nach dem Rechten zu sehen. Er sollte in dem fashionablen Bad Station machen, Ulrike und ihre Familie kennen lernen.

Reginald Dale war Frau von Winnstedt kein ganz Unbekannter; sie entsann sich seiner von der Hochzeit der Schwester her, als sie, ein kleines, neunjähriges Mädchen, neben dem stattlichen, eleganten jungen Mann, Bruder des Bräutigams, einhergetrippelt war. Er hatte sich sehr ritterlich gegen seine kleine Dame gezeigt, sie wußte durch Henriette, daß er von seinem Bruder sehr verschieden war; dem Einfluß des Jüngeren dankten sie, daß die Ehe überhaupt noch zusammenhielt.

Ulrike hörte später, daß Lord Dale sich die schöne, neunzehnjährige Henriette seinerzeit geradezu gekauft hatte. Graf Dhuym war damals in Geldverlegenheit, er stand vor der Pfändung; man erzählte sich von einer Spielpartie in Hannover unter welfischen Freunden und Bekannten, bei der die Tochter als letzter Einsatz gegolten; wohl keiner der Teilnehmer war ganz nüchtern gewesen. Ein altes Faktotum aus jener Zeit lebte, eine unheimliche, verwitterte Greisin, Geckchen. Zu Ulrikens Zeiten hatte sie in Dhuym nie mit ihr sprechen dürfen; die Erzieherinnen, eigener Widerwille, hielten sie immer fern. Geckchen war jetzt Beschließerin. Wenn sie der jungen Frau von Winnstedt bei einem der gelegentlichen Besuche die öden, verhangenen Räume zeigte, schwatzte sie unausgesetzt. Geckchen war sonst die Diskretion selbst, der Graf hätte sie andernfalls wohl nie geduldet im Hause, Ulrike gehörte zur Familie, ein leidenschaftlicher Mitteilungsdurst hatte sie in der Einsamkeit fast verzehrt, die zurückgestaute Flut entlud sich nun, undämmbar, stromartig aus häßlichen, schmutzigen Untergrundskloaken.

Ulrike hörte ihr wie betäubt zu, die romantische Seite ihres Wesens war benommen. Sie hatte immer heimlich geglaubt, daß über Dhuym, ihrer Familie, ein Fluch schwebte, der frühe Tod ihres Bruders, Henriettes Unglück, hatten sie in ihrem Aberglauben bestärkt. Nur gehörte sie ja nicht ganz zu ihnen; jetzt liebte sie die Sarnstein, ihre eigene, gütige, klare Mutter mit dem Hausfrauengesicht, den fleißigen Händen.



Geckchen schwatzte. Sie betete Lady Dale an, war ihre Amme gewesen. Die stolze Frau bewies noch jetzt eine Ulrike unbegreifliche Anhänglichkeit für das widerwärtige Geschöpf. Es war wohl auch diese ausschließliche Vorliebe für Henriette gewesen, die der Hexe die junge Schwester gleichgültig und unausgiebig gemacht hatte.

Jetzt zögerte sie nicht mehr, Einzelheiten preiszugeben. „Da hat die Lady gestanden im Nachthemd, ihre schwarzen Haare alle lang runter: »Gib mir ein Messer, Geckchen, ich will ihn ermorden.« Auf den Knieen habe ich vor ihr gelegen: »Denk an das schöne Schloß, Hariettchen! Das viele Geld! Unser Herr kommt ins Gefängnis, der Herr Leutnant muß sich totschießen, und die Kleine bleibt auf der Straße.«"

„Der Ferdi" . . ., hat sie gesagt, so ganz weich und wie weit weg, . . . „und die Kleine, ja, das Kleine!" . . .

„Für das Komteßchen Ulrike hat sie ja solch eine Liebe gehabt, auf dem Arm hat sie Sie getragen, was jetzt die junge gnädige Frau ist. Manchmal ist sie an Ihr Bett gegangen, hat geweint und gekniet. Wie eine arme Seele in Pein ist die Henriette vor ihrer Hochzeit gewesen. Immer gewandert — gewandert."

Ulrike haßte solche Geschichten. Sie mußte zuhören, sie sah das Abenteurerleben hinter dem gleißenden Firnis von Romantik und Vornehmheit, den Gerichtsvollzieher, die grinsende Not, Betrug und Roheit. Und Henriette war das Opfer gewesen, ihre stolze, schöne Henriette. Sie wußte, daß die Schwester sie auf ihre Weise liebte, ihre leidenschaftlichen Liebkosungen hatten sie oft mehr erschreckt als gefreut. Mit der Winnstedtschen Heirat war die Herzogin sehr zufrieden gewesen: „Das ist das Rechte. Nur nichts Extravagantes! Versuche nur glücklich zu werden, — nichts weiter als glücklich!"

Das Schicksal der Schwester lief wie ein schwarzer Schatten neben ihrem eigenen schlichten, sonnigen Lebensweg. Sie konnte selbst mit ihrem Mann nicht darüber sprechen, er verurteilte die exzentrische Frau hart, mehr des Skandals wegen, den sie durch ihr Benehmen hervorrief, als um ihr Tun selbst. Dem korrekten Gesellschaftsmenschen, Offizier und Lebensphilosophen in ihm, war diese Art gleich unsympathisch: „Man hat es doch nicht nötig, allem Anstand ins Gesicht zu schlagen, um sich zu amüsieren. Eine Frau von Welt muß die Form wenigstens wahren." Im Gegenteil empfand Ulrike gerade diese Rücksichtslosigkeit der Schwester weniger peinlich, sie sah darin einen letzten Rest von Ehrlichkeit, — Henriettes Stolz. Das Bild der Schwester mit den schwarzen, offenen Haaren, ein Messer suchend, verließ sie nicht; dann war es ihr, als fühlte sie wieder die heißen, tropfenden Tränen auf ihrem Kindergesicht, müßte die Arme um sie schlingen: Sei doch gut, Henriette! sei gut! — Und ganz im tiefsten Grunde zog sie ihre eigene romantische Sehnsucht zu diesen verbotenen, großen Leidenschaften, den alten Geschichten von Blut, Haß, Katastrophen, die in Dhuym schlafend lagen, umherwandelten;



nur eine sanfte Klage um den Weiher, auch im Tod noch ungestillter Zärtlichkeit, hatte sie mit hinweggenommen.

Das Leben überhaupt kam ihr jetzt weiter vor, offener, farbiger. Es sah sie mit großen, heißen Augen an. Manchmal sagte sie sich, daß sie eigentlich bis jetzt gar nichts erlebt hatte; in nervöser Auflehnung sehnte sie sich nach Ereignissen, großen Kämpfen. Die Rollen der Orsina, der Eboli, wurden ihr lieb jetzt; sie begriff Kleopatra. In dieser entzückenden, vornehmen, gezirkelten Gartenlandschaft träumte sie manchmal von indischen Dschungeln, vom Himalayagebirge und tief feurigen Meeresflächen. Die Sentimentale war zur Leidenschaft erwacht, in der Blüte ihres Fleisches regten sich ihre Sinne.

Ihr Mann fand sie ungleicher in ihrer Stimmung, aber sehr reizvoll. In ihre Liebkosungen legte sie jetzt oft eine Leidenschaft, die ihn erstaunte und entzückte; oder sie blieb verdüstert, wie umschattet — lange Tage. Selbst das kindliche Geplauder der Kleinen machte sie ungeduldig, es war gut, daß Ruth schon das verständige, kleine Mütterchen spielte. Antoinette blieb heiter und gutartig — der Liebling aller —, schon voll unschuldiger, putziger Koketterie der zukünftigen Ballschönen. In Ulrich tobten manchmal alle Dämonen; der Junge rollte sich auf der Erde, biß sich in die Stuhlbeine fest im Eigensinn. Und Ulrike konnte sich nie entschließen, den Liebling zu bestrafen, sie sah ihn an mit einem eigenen, kleinen Lächeln: „Geh, Ferdi! sei gut." Dann versteckte der Kleine den Kopf in ihrem Schoß und weinte. Er schämte sich; sie verstand seine Scham, sacht gingen ihre Finger über den krausen, zerzausten Kopf.

Ja, sie liebte ihn am meisten von allen ihren Kindern. Er trug für sie den Namen des Bruders, dem das Kind Ulrike so feurig gehuldigt hatte. Wenn er zuweilen von seinen kindlichen Exzessen verwirrt, übermüdet, bei ihr eingeschlafen war, murmelte sie ihm heiße liebe Worte ins Haar, Zauberformeln gleich: „Werde du ein Held! mein großer! mein schöner! Ein Genie sollst du werden, hörst du" . . .

Kleine Einzelheiten der Hauswirtschaft waren ihr gleichgültig, ermüdeten sie; sie litt selbst unter der Art ihres Mannes, dergleichen wichtig und weitschweifig zu behandeln. Sie hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er eine seiner mittlerweile ganz verwaisten Schwestern ins Haus nahm; so blieb ihr mehr Zeit zum Träumen.

Dies beständige Träumen, Entrücktsein, machte sie sehr schön. Man sah ihr nach, wenn sie durch die stillen, vornehmen Promenadenstraßen ging in ihren leichten, niedrigen Schuhen, den schleppenden, vielgefalbelten, überreich garnierten Seidenkleidern, die die Mode verlangte. Sehr eng schlossen sie sich um die Taille, der Rock zerfiel in bauschende Blätter und Überwürfe, wie in Petale einer Blumenkrone. Sie trug zwei lange, gedrehte Locken an jeder Seite herabfallend, und ihre Augen schienen die Ferne zu befragen: Kommt der Prinz? Ich schlafe schon so lange. (Fortsetzung folgt.)



# CHRONIK.

*Eine Erwiderung von Karl Lamprecht.*

Der in Heft 9 der „Kultur" veröffentlichte Artikel von Herrn Prof. Martin Philippson über „Neueste Geschichtsschreibung" hat Herrn Prof. Karl Lamprecht zu folgender Gegenäußerung Anlaß gegeben:

*Sehr geehrter Herr!*

Im neunten Hefte Ihrer trefflichen Zeitschrift (S. 532) finde ich folgende Sätze:

> *„Anknüpfend an Thomas Buckle und Karl Wilhelm Nitzsch, sucht Karl Lamprecht die geschichtliche Entwicklung als auf streng gesetzmäßige Notwendigkeit begründet und überwiegend von den materiellen, ökonomischen Bedingungen des Lebens beherrscht nachzuweisen. Politik, Krieg, ja, Literatur und Kunst werden als nebensächliche Erscheinungen betrachtet und treten auch in der Darstellung in den Hintergrund."*

Dies soll meine ursprüngliche Auffassung charakterisieren. Dann aber sei — nach dem geschichtswissenschaftlichen Streit gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts — eine Wendung eingetreten.

> *„Die Anhänger Lamprechts — und ihr Meister selber — verzichteten in der Praxis auf die Ausschließlichkeit der materiellen Betrachtungsweise und ließen auch den geistigen und eigentlich politischen Bestrebungen ihr Recht widerfahren."*

Diese Darstellung des sonst vorzüglichen Aufsatzes erzählt ein Märchen, das neuerdings auch sonst, hier und da, in Zeitschriften anklopft und um Einlaß bittet. Es wird gut sein, wenn diese etwas archaische Form der Geschichtsschreibung sogleich *in statu nascenti* richtig gekennzeichnet wird.

Zunächst habe ich zu K. W. Nitzsch methodisch von Anbeginn in Gegensatz gestanden, und Buckle habe ich auch heute noch nicht gelesen. Die Auffassung ferner, daß ich vor dem geschichtswissenschaftlichen Streite einer einseitig wirtschaftlichen Geschichtsauffassung gehuldigt hätte unter Vernachlässigung der Politik und des höheren geistigen Lebens, wird schon durch die bloße Inhaltsangabe des ersten Bandes meiner Deutschen Geschichte, der 1891 erschienen ist, klipp und klar widerlegt. Die Titel der Abschnitte dieses Bandes (notabene: aller, nicht ausgewählter) lauten: Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Die Vorzeit. Vorchristliche Völkerbewegungen in Mitteleuropa; erste, westgermanische Wanderung. Die Entwicklung der natürlichen Gliederung des Volkes. Verfassungsleben der Urzeit. Gesellschafts- und Geistesleben der Urzeit. Rom und die Germanen

in Angriff und Abwehr. Verlauf und Folgen der ostgermanischen Wanderung. Die deutschen Stämme des Westens und das Frankenreich der Merowingen. Politische und soziale Entwicklungen im Merowingenreich. Geistesleben und christliche Mission zur Stammeszeit. Wo steckt hier die wirtschaftsgeschichtliche Einseitigkeit? Aber von Geistesleben und Politik ist in den Titeln die Rede! Jedermann außerdem, der mein Buch in seiner Entwicklung verfolgt hat, weiß, daß es von Anbeginn nach den Zeitaltern des symbolischen, typischen, konventionellen, individuellen, subjektiven Seelenlebens, und das heißt nach rein geistesgeschichtlichen Motiven disponiert war, wie es das auch noch ist. Nichts, gar nichts hat sich da geändert. Am allerwenigsten durch den geschichtswissenschaftlichen Streit. Dem verdanke ich nur Befestigung in meiner Anschauung und Klärung im Urteil.

Richtig ist höchstens, daß der älteren Schule bei leidenschaftlicher, innerlich also unabgewogener Betrachtung die Einführung wirtschaftlicher Motive, weil sie neu war, als das einzig Vorhandene erscheinen konnte. In der Tat bin ich auf Grund solcher Verwechslung jahrelang als „Materialist" verschrieen worden. Aber sobald ruhigere Gegner namentlich von philosophischer Seite, in den Streit eintraten, mußte diese Charakteristik zurückgezogen werden, wie sie dann heute längst aufgegeben ist: denn diese fanden, in Übereinstimmung mit meiner eigenen Überzeugung, daß ich Idealist sei.

Bleibt noch die Möglichkeit, daß man meine ausschließlich wirtschaftsgeschichtliche Periode in das erste Jahrzehnt meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, in die Jahre 1880—1890, verlege. Richtig: da sind vier Bände eines Deutschen Wirtschaftslebens im Mittelalter (1886) von mir erschienen. Aber ist, wer einen wirtschaftlichen Stoff behandelt, deshalb einseitig wirtschaftlich? Die Frage bejahen heißt einen argen logischen Schnitzer machen. Und in demselben Jahrzehnt, ja noch früher, erschien meine Studie „Der Dom zu Köln und seine Geschichte" (1881) und meine „Initialornamentik des 8. bis 13. Jahrhunderts" (1882)! Sind das etwa auch einseitig wirtschaftsgeschichtliche Bücher? Und zuvor, in meinen Studienjahren, hatte ich mich mindestens ebenso mit geistesgeschichtlichen wie mit wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt, und bereits eine meinem Lehrer von Noorden im Jahre 1877 oder 1878 überreichte Studie enthielt, wie schon der Titel „Geschichte der Persönlichkeit im Mittelalter" zeigt, den Kern meiner heutigen idealistischen Geschichtsauffassung.

Kurz: es ist nichts mit dem Märchen. Der Leser aber möge diese Mitteilungen unter dem höheren und allgemeinen Gesichtspunkte betrachten, daß es niemand erträglich finden wird, wenn ihm das Bild seiner Persönlichkeit öffentlich in schiefer Zeichnung entgegentritt: *salvavi animam meam.*

Leipzig, 29. Oktober 1902. *K. Lamprecht.*





## *Maria Konopnicka.*

Unter Beteiligung des gesamten Volkes feierte man in den letzten Oktobertagen in Krakau und Lemberg das 25jährige Dichter-Jubiläum Frau Maria Konopnickas.' Konopnicka (geb. 1846) kann eine die Grenzen ihrer Heimat überschreitende Würdigung beanspruchen. In vollem Besitze aller moderner Kunstmittel verfügt sie über einen echten lyrischen Ton, mit welchem sie nicht so sehr die Freuden und Leiden des eigenen Ich als vielmehr jene der vom Schicksal oder von Menschen Enterbten und Verfolgten innig und warm besang. Ihre Größe besteht in der Verschmelzung der altruistischen Gefühle mit klarer, lebensfähiger gestaltender Kraft. Am tiefsten ist sie in der die Schönheit und das Elend des ländlichen Lebens nachfühlenden Lyrik. Ein freilich noch unvollendetes Meisterwerk ist das Epos „Herr Balcer in Brasilien", in klassischen Stanzen eine erschütternde Geschichte eines galizischen Bauers, der nach Amerika auswandert. Neben mehreren Novellen, formvollendeten ästhetischen Essais veröffentlichte sie auch kongeniale Übersetzungen von Heine, Rostand u. a.

Lemberg. *Dr. J. Flach.*

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

I. Jahrgang * 1902 * Heft 11

# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER D^R S. SIMCHOWITZ

INHALT



ERSTES DEZEMBERHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

# Die „Kultur"

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Durch die Postanstalten ist die Kultur nicht zu beziehen.

---

Alle für die „Kultur" bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur" Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12. Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste" registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur" gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur" (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)".

---

## Das XII. Heft der „Kultur"

erscheint Mitte Dezember und wird u. a. enthalten:

Karl Jentsch (Neiße): *Weltpolitik.*

Dr. Witry (Bamberg): *Der Symbolist Félicien Rops.*

Herm. L. Köster (Hamburg): *Alte und neue Bilderbücher.*

Georg Trepplin (München): *Münchener Brief.*



Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1902. ★ Erstes Dezemberheft.

## INHALT

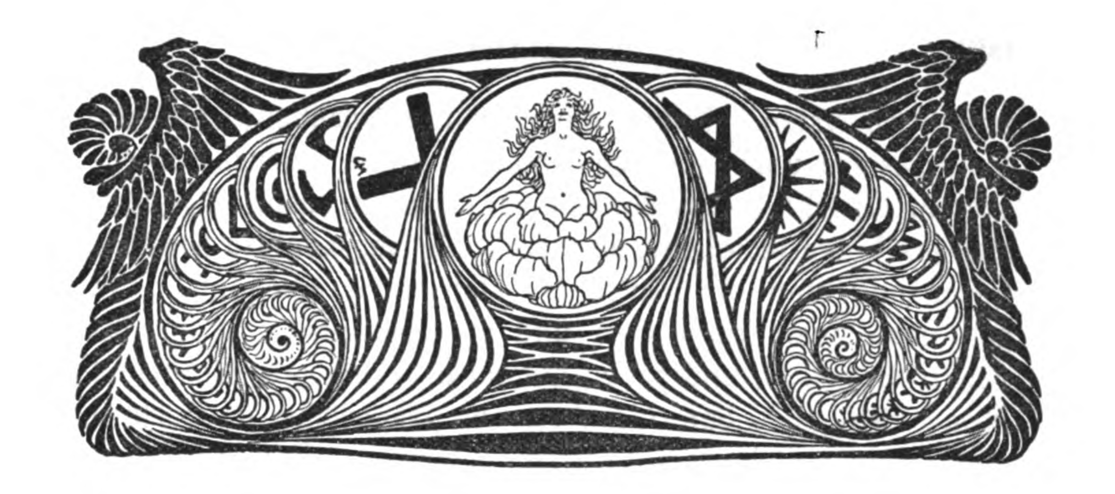


HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Gebetsheilungen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

Allen Menschen wohnt die berechtigte Sehnsucht inne, im Vollbesitz der Gesundheit zu sein, aber leider erfreut sich nur ein Bruchteil derselben dieses köstlichen Gutes. Trotz der ungeahnten Fortschritte, welche die medizinische Wissenschaft im letzen Drittel des vergangenen Jahrhunderts gemacht hat, bleibt ein Rest von Krankheiten, gegen die noch kein Kraut gewachsen ist — und schließlich ist ja der Tod unser aller Ende. Es wird auch der Arbeit der sublimsten Köpfe niemals gelingen, Siechtum und Elend ganz aus der Welt zu schaffen. Machen wir heute vor der Gehirnerweichung, dem Krebs und vielen chronischen Krankheiten Halt, so werden spätere Generationen gegen andere Gesundheitsstörungen vergeblich ankämpfen, die durch die Schädlichkeiten des Kulturlebens, vielleicht auch durch die sich allmählich verbrauchende Rasse entstehen werden. Vollkommen ist nichts auf Erden, auch nicht die Heilkunst. — Dies liest sich ganz schön und überzeugend auf dem Papier, und der echte, wahre Philosoph bescheidet sich auch damit, aber wenn die Krankheit an die eigene Türe klopft, dann glaubt ein jeder, daß gerade er eine Ausnahme machen müßte und — der Philosoph am ersten

und intensivsten. Kaum einer will es glauben, daß die Naturgesetze unabänderlich sind und keine Ausnahmen gestatten. Bricht die Krankheit akut herein, dann fügt man sich ins Unvermeidliche, aber reckt sie langsam ihre Krallenfinger und sind die Mittel des Hausarztes erschöpft, dann geht man zum Spezialisten und zur Autorität. Aber alles will nicht helfen, und näher kommt das drohende Gespenst! Nun wirft man den Glauben ans Natürliche über Bord und vertraut sich dem Übersinnlichen an. Der eine fleht zu Gott, der doch die Gesetze, die er selber schuf, nicht brechen wird, der andere kommt auf verschlungenen Irrpfaden zum wundertätigen alten Weibe, zum Schäfer, zum Schmied.

Auf der andern Seite steht das Heer der Nervösen, Hysterischen und Hypochonder. Ohne wirkliche, greifbare Veränderungen an ihrem Organismus zu haben, fühlen sie sich müde, krank, arbeitsunfähig und fürchten Geistesnacht und chronisches Krankenlager. Auch ihnen wird häufig nicht geholfen, weil es ihnen an der Ausdauer zur Durchführung einer systematischen Kur fehlt, und so landen sie schließlich bei irgend einem suggestiven Heilverfahren, um — vielleicht — gar zu gesunden. Es ist oft wunderbar, wie es dem rücksichtslosen Ausspruch eines Quacksalbers, eines Pfuschers gelingt, die kranke Seele aufzumuntern, durch einen heftigen Stoß auf die gesunde Seite zu drängen, wo die Weisesten der Weisen mit aller ihrer Kunst nicht helfen konnten. —

So ist der Boden für Wunderkuren eigentlich immer und überall vorbereitet, und so erklärt es sich, warum die widersinnigsten Prozeduren mit heiliger Andacht vorgenommen werden. Alt und jung, hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt — sie alle beugen sich der Wunderkraft; im Punkte der Urteilsfähigkeit über medizinische Wahrheiten und Naturgesetze sind alle Menschen gleich, wie sie ja auch gleich sind, wenn sie der grüne Rasen deckt. Wer diese begreifliche Schwäche des Menschen im Kampfe um

sein höchstes Gut, die Gesundheit, kennt, der wird sich auch nicht wundern, daß jedem Sterne am Kurpfuscherhimmel kritiklos zugejubelt wird. Solange wir Ärzte kein Allheilmittel gefunden haben, so lange dürfen wir nicht gram sein, wenn ein Teil unserer Kranken sein Heil auf krummen Wegen sucht.

Gerade in jüngster Zeit haben wir die größten Verirrungen beobachten können und erinnern nur an die Reibesitzbäder, die Lehmkuren, Sonnenätherstrahlapparate, den famosen Schäfer und Rittergutsbesitzer — und an die Gebetsheilungen. Wir Deutsche können der letztgenannten Richtung ganz objektiv gegenüberstehen, denn sie ist amerikanischen Ursprungs. Miss Eddy, eine 86jährige Dame, die in New-Hampshire von ihrem tatenreichen Leben ausruht, erfand ihre Behandlungsmethode schon vor über 30 Jahren und schenkte der Welt eine Reihe von Büchern, von denen die *„Science and Health Key to the Scriptures“* beinahe 200 Auflagen erlebt hat. Es nimmt sich dieser Erfolg sonderbar aus, wenn man daran denkt, daß Semmelweis, der geistvolle Entdecker der Ursache des Kindbettfiebers, dem Tausende und aber Tausende von Frauen Gesundheit und Leben verdanken, im Irrenhause starb, weil er nicht anerkannt wurde. — Die Anhänger der Miss Eddy nennen sich Scientifisten, und gerade in den letzten Jahren hat die Methode ihren Triumphzug um die Erde angetreten; sogar das „Land der Denker“ wurde von der Seuche nicht verschont. Daß in den höchsten Kreisen am meisten Sympathieen für den Scientifismus erwuchsen, wird den Historiker nicht überraschen, aber auch den Menschenfreund nicht, denn Gesundheit ist ein Gut, das der Mann im Arbeitskleide ebenso schätzt wie der auf den Höhen der Menschheit Einherschreitende. Auch daß solche sich unter den Anhängern fanden, die kraft ihrer Stellung mehr Vertrauen zur Wissenschaft haben sollten, wird mit dem einfachen Satze beantwortet, daß es Flüchtlinge waren, denen gerade die Heilwissenschaft die Türe gewiesen hatte. Aber





die Bewegung ging weiter und weiter und nahm schließlich eine Ausdehnung an, welche die Regierung veranlaßte, ein offizielles Veto einzulegen. Dies wäre nicht nötig gewesen. Solche Bewegungen kommen und gehen, sie verlaufen alle im Sande, aber wenn die eine am Ende angelangt ist, wächst schon eine neue auf.

Doch „ich bin des trockenen Tons nun satt!“ Was geschieht eigentlich bei den Gebetsheilungen? Nach dem Namen zu schließen, müßte man glauben, daß durch Hersagung von Gebeten der Heilungsprozeß eingeleitet und vollzogen wird. Die Sache ist aber nicht so einfach. Das taten ja gläubige Gemüter zu allen Zeiten, daß sie in Tagen der Not von einem über ihnen stehenden Mächtigeren Hülfe erflehten. — Der Kranke erhält den Auftrag, sich still hinzusetzen und intensiv daran zu denken, daß die Krankheit aus der Sünde der menschlichen Allgemeinheit entsteht, daß Gott die Sünde verabscheut und falls man auf ihn vertraut, auch die Krankheit fortnimmt. Die Gebetsheilerin ihrerseits setzt sich neben den zu Behandelnden und konzentriert ihre Gedanken auf denselben Gegenstand. Diese Versenkung einer unbeteiligten Person nützt dem Kranken, falls das Medium, wenn man so sagen darf, die nötigen Eigenschaften hat. Leider ist dies nicht bei allen Menschen der Fall; einzelne haben eine gewaltige Heilkraft, andere gar keine. Je nach der Schwere der Krankheit und der Beeinflußbarkeit des Leidenden dauern die Sitzungen kürzere oder längere Zeit. Es ist sogar möglich, Fernheilungen zu erreichen. In diesem Falle genügt ein einfacher Brief, eine Depesche — und das nötige Honorar.

So leicht unter Umständen die Heilung gelingt, wenn sich Kranker und Heiler schon kennen, so schwer wird die Sache, wenn ein völlig Unbekannter plötzlich telegraphiert. Es ist aber trotzdem möglich und wird dadurch erleichtert, daß Familienmitglieder an die Wirksamkeit der Gebetsheilung glauben, wie ja auch Kinder und Geisteskranke, die sich nicht konzentrieren können, auf diese

Weise wiederhergestellt werden. Welche Blüten der Scientifismus treibt, beweist der Einwand, daß doch bei den starken Giften kein Gebet helfen kann. Die unverzagte Amerikanerin erklärt den Mißerfolg in einfachster Weise: Die meisten Menschen glauben, daß Blausäure, Strychnin, Morphium etc. töten, der Glaube der vielen schlägt den Glauben der wenigen Scientifisten tot, und dem Urteilsspruch der Menschen, nicht dem Gifte erliegt das einzelne Individuum. Geheilt wird alles! Alles! Schwer zu behandeln sind solche Menschen, an denen die Schulmedizin schon lange herumkuriert hat. Nur bei den ominösen chirurgischen Verletzungen, die offen zu Tage liegen, verlangt Miss Eddy, daß das kranke Glied durch sachverständige Hand ruhig gestellt wird, weil alle Bewegungen den Prozeß der Heilung stören. Freilich, ein gut eingerichteter Knochenbruch heilt von selbst, gleichgültig, ob gebetet wird oder nicht. Der Gläubige sucht den Grund in der Kraft des Gebets, der Ungläubige in den natürlichen Heilkräften des Organismus.

Wenn aber ein rechter Unglückswurm von den Jüngern der Wissenschaft in Grund und Boden verpfuscht ist, wenn der Kranke „zu spät" kommt, dann beschränkt sich die Christian Science darauf, die Beschwerden zu lindern — und erzielt glänzende Resultate. Medikamente perhorreszieren Miss Eddy und ihr Gefolge, die Kurkosten sind gering (2—3 Mark pro Sitzung!). Zur besseren Wirksamkeit werden ab und zu Versammlungen abgehalten, in welchen einzelne Kapitel aus dem großen Buche abgelesen und erläutert werden. In besonderen Kursen werden neue Jünger herangebildet.

Auf die Frage, ob die Methode auch Erfolge aufzuweisen hat, müssen wir mit einem bestimmten „Ja" antworten. Freilich in allen Fällen, in denen es sich um ein chronisches destruktives Leiden handelt, ist keine Aussicht vorhanden, obgleich die Scientifisten dies nicht zugeben, aber die mit funktionellen Störungen Behafteten, die Hysterischen und Neurastheniker werden zweifellos unter gewissen Umständen

durch die bei der Gebetsheilung gegebene Suggestion in mehr oder weniger hohem Grade beeinflußt. Ebenso wie ein Arzt, der nach einer peinlich genauen Untersuchung seinem herznervösen Kranken erklärt, es sei von einem Herzfehler nichts zu finden, seinem Patienten wie ein rettender Engel erscheint und der beim Kommen von allen möglichen Beschwerden gequälte Kranke sich beim Verlassen des Sprechzimmers wie neugeboren fühlt, ebenso wie ein scharfer Befehl, ein rauhes Wort, eine drohende Lebensgefahr eine jahrelang bestehende hysterische Lähmung beseitigt, so wirkt auch das Mystische, das sich an die Christian Science knüpft, suggestiv und damit heilend. Der Wille des Kranken wird plötzlich nach jahrelanger einseitiger Betonung umgestellt, und mit einem Schlage ändert sich das Bild.

Um das zu wissen, dazu brauchten wir aber die Gebetsheilungen nicht, das ist längst Gemeingut der Ärztewelt, wie es anderseits bekannt ist, daß mancher Vertreter der Heilkunst trotz geringeren Wissens gewissermaßen von einer heilkräftigen Atmosphäre umgeben ist, während der bis in die letzten Gehirnganglienzellen mit Weisheit vollgepfropfte Gelehrte oft gar nicht oder nur wenig auf das Gemütsleben seiner Kranken einzuwirken versteht. Es besteht im ersten Falle zwischen Arzt und Patient ein gewisser Rapport, aber anzunehmen, daß die Vertreterinnen des Scientifismus ein besonderes Monopol auf diesen Rapport haben, ist lächerlich und töricht. Der weitere Schritt, den die Gebetsheiler machen, daß Gott gerade ihnen eine besondere Kraft verliehen hat, beweist keine große Auffassung von den Eigenschaften des Herrschers des Weltalls.

Entpuppt sich somit die Gebetsheilung als ein höchst einfacher Vorgang, der nur durch die Anmaßung ihrer Jünger ein fahles Kolorit erhält, so läßt sich vom rein praktischen Standpunkte die Sache nicht so harmlos auffassen. Wer einem Krebskranken Heilung verspricht, ohne das Messer zu gebrauchen, entzieht ihn dem Chirurgen und



damit der einzigen Heilungsmöglichkeit. Bei dem hohen Standpunkt der modernen Chirurgie, welche die schwierigsten Operationen mit gutem Erfolge zu vollziehen gelehrt hat, ist es ein Verbrechen an der Menschheit, die einzig günstige Zeit durch einen öden Hokuspokus zu vertrödeln. Und wer einem Paralytiker mit Gebeten auf den Leib rückt, ohne ihn der Irrenanstalt zuzuführen, der setzt die Familie des Kranken der Gefahr aus, daß Hab und Gut des Unzurechnungsfähigen durch dessen unvorhergesehene, blitzartige Entschlüsse verloren geht. Auch wir haben gegen die Paralyse kein Heilmittel, aber wir sind doch imstande, die Krankheit so frühzeitig zu erkennen, daß wir schlimme Folgen verhüten. Der Scientifist stellt keine Diagnosen — er kann es ja nicht — und wandelt mit dem Kranken spielend über Abgründe, die der sorgsame und wegekundige Führer vermeidet.

In unserm schreibfrohen Zeitalter hat auch die Christian Science eine ganze Literatur erzeugt, was keinen überraschen wird. Es ist nicht nötig, auf die einzelnen Elaborate einzugehen; von gegnerischer, d. h. ärztlicher Seite erfuhr die ganze Sache eine gründliche und rasche Abfuhr. Nur wenn behauptet wird, daß Denker wie Descartes, Leibniz, Kant, Berkeley, Fichte, Schopenhauer und Nietzsche eine dem Eddyismus verwandte Weltanschauung angebahnt haben, dann verstehen wir auch die folgenden Sätze, daß nämlich der Materialismus abgewirtschaftet hat und wir uns immer mehr einer Epoche idealistischer Reaktion nähern, sowie daß der Eddyismus ein Sympton des Erstarkens des religiösen Geistes ist.

Wir suchen die wahre Religion nicht in einer Rückwärtsbewegung, sondern in einer fortschreitenden Entwicklung der Ethik, wir können nicht annehmen, daß der Glaube eines Volkes zunimmt, wenn es sich dem Aberglauben in die Arme wirft. Aber was ist nicht alles in der Welt behauptet worden, welche Wandlungen hat nicht der Mensch durchgemacht, so weit sein Gefühlsleben in Frage kommt?

Unsere Vorfahren haben Hexen verbrannt zur höheren Ehre Gottes, wir begreifen die damaligen Urteile heute nicht mehr und fragen uns, ob denn die damaligen Richter bei Sinnen waren. Was wird man in 1000 Jahren von unsern Anschauungen sagen und von dem Kampfe, den der Psychiater so oft aussichtslos *in foro* um einen Schwachsinnigen oder Degenerierten kämpft? Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiges Irren; wir kommen ja wohl auf unserer Wanderung durch lachende Gefilde, aber mitunter führt uns der Weg auch durch öde Strecken und durch gefährliche Sümpfe — in einem solchen Sumpfe erwuchs der Eddyismus, er ist kein Ruhmesblatt in der Entwicklung der Menschheit.

München. *Dr. Franz C. Müller.*

---

## Der Sozialismus in Belgien.

Der Monat April dieses Jahres sah unser westliches Nachbarländchen Belgien allem Anscheine nach am Rande der Revolution. Der Gedanke, durch eine gewaltige, einmütige Erhebung des Volkes, durch eine imponierende Massenkundgebung dem Parlamente und der Regierung die Bewilligung des allgemeinen Wahlrechts abzutrotzen, schien die Arbeiter wie das liberale Bürgertum mit elementarer Gewalt erfaßt zu haben. Die politischen Leidenschaften waren bis zum Siedegrade erhitzt. Aber die glühendste Beredsamkeit der liberalen und sozialistischen Abgeordneten konnte ebensowenig wie der Generalstreik und die Straßentumulte die Majorität umstimmen. Am 18. April wurde in

der Kammer mit 84 gegen 64 Stimmen der Übergang zur Tagesordnung beschlossen. Die Regierung an der Spitze der herrschenden Partei hatte gesiegt.

Ob allerdings für sehr lange, das ist eine Frage, auf die uns vielleicht die rückschauende Betrachtung der Entwicklung des Landes eine Antwort zu geben imstande ist. Belgien ist ein merkwürdiges Land, ein Land ohne die Kontinuität geschichtlicher Tradition. Zwei Jahrhunderte der Unterdrückung und Fremdherrschaft, während deren die fruchtbaren flandrischen und wallonischen Provinzen der Spielball der Großmächte und das Schlachtfeld von Europa waren, trennen das moderne Königreich von seiner glänzenden materiellen Blüte im 15. und 16. Jahrhundert, von der seine Städte mit ihren herrlichen Domen, Rathäusern und Gildenhallen sowie seine reichen Kunstschätze noch beredtes Zeugnis ablegen. Die Bildung des Königreichs Belgien im Jahre 1830 nach der kurzen Vereinigung mit den glücklicheren nördlichen Provinzen der Niederlande hat einen neuen materiellen Aufschwung herbeigeführt. Heute ist Belgien das gewerbfleißigste, bevölkertste Land Europas. Auf dem Weltmarkte wetteifert es mit den großen Industriestaaten der Erde, und seine Unternehmer und Ingenieure sind in Rußland, in China, in Afrika und Südamerika tätig. Aber es scheint fast, als ob die lange Zeit der Knechtschaft dem Volke in nationaler Beziehung die Schwingen gebrochen habe. Trotz seines natürlichen Reichtums an landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Mineralien, trotz seiner glücklichen Lage an einer Küste mitten zwischen den entwickeltsten Ländern Europas, trotz der Intelligenz und des Fleißes seiner Bewohner ist es in geistiger Beziehung eines der rückständigsten Länder unseres Weltteils. Gewiß hat es Maler, Musiker und Schriftsteller, die seiner großen Vergangenheit nicht unwürdig sind. Aber die Volksbildung steht auf einer äußerst niedrigen Stufe. Etwa ein Viertel der Bevölkerung kann nicht lesen und schreiben. Die Verteidigung des Landes ist, dank dem Systeme des Los-

kaufs und der Stellvertretung, den untersten Schichten der Bevölkerung überlassen, die soziale Gesetzgebung und staatliche Fürsorge für die Arbeiter steht hinter der in Deutschland, England und Frankreich weit zurück. Der Grund hierfür liegt psychologisch in einem Mangel des Bürgertums an nationalem Sinn und der Fähigkeit patriotischer Hingabe und Begeisterung. Es fehlt in Belgien die große historische Tradition, die gemeinsamen Erinnerungen an Tage ruhmvoll überstandener Gefahren, der patriotische Glaube mit seiner Enge und seiner Kraft, seinen erhebenden und einigenden Wirkungen. Der belgische Philister ist ein Individualist und in nationalen Dingen ein Skeptiker und Spötter. Dies beweisen am deutlichsten die ersten 50 Jahre des Königreichs, während deren das Bürgertum die ungestörte alleinige Herrschaft besaß. Bis vor etwa einem Jahrzehnt bestand in Belgien ein Zensus-Wahlrecht, nach dem nur etwa der 14. Teil der Bürger politische Rechte besaß. Während dieser Zeit folgten liberale und klerikale Ministerien in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen aufeinander. Die beiden Parteien stritten sich in einem nie endenden Kulturkampfe um die Herrschaft über die Schulen oder über die Sprachenfrage in dem doppelsprachigen Ländchen, taten aber wenig oder gar nichts für die Masse des politisch rechtlosen Volkes. Sie verteilten abwechselnd Gemeinde- und Staatsämter untereinander und thronten in olympischer Ruhe über den in Unwissenheit und Roheit versunkenen Arbeitern, die sie teils durch die Kirche, teils durch die bewaffnete Macht, die selbst ausschließlich aus Söhnen dieser Arbeiter bestand, im Zaume hielten. Das Ideal des manchesterlichen Liberalismus, der dem Staate nur die Rolle zuerteilte, die freie wirtschaftliche Entfaltung zu beschützen und im übrigen alles gewähren zu lassen, in dem festen Glauben, daß die Dinge sich von selbst in Harmonie ordnen und das größte Glück der größten Zahl erblühen werde, schien in Belgien verwirklicht. Was fehlte dem Bürger zur Freiheit, da er ohne Furcht vor dem Staatsanwalt nach Herzenslust auf den

König und die Regierung schimpfen konnte, nicht wie in den Nachbarländern Soldat zu werden brauchte, wenn er nur etwas besaß, und an Werk- und Feiertagen in seinem Gewerbe ungehindert blieb?

In keinem Lande aber zeigte sich so schnell und furchtbar, daß dieses Ideal hohl ist und auf einem unsicheren, vulkanischen Boden ruht. In den 70er und 80er Jahren drangen von Frankreich und Deutschland aus die sozialistischen Ideen in Belgien ein und verhalfen der Masse des Volkes zu einer Stimme, die bald wie ein Donner in das Parteigezänk der Liberalen und Klerikalen hineinschallte. Und zwar verfolgte der Sozialismus in Belgien von vornherein ebensosehr wirtschaftliche wie politische Ziele. Die genossenschaftliche Bewegung unter den Arbeitern, die besonders auf englische Vorbilder zurückgeht, hat in Belgien einen ungemein fruchtbaren Boden gefunden und staunenswerte Erfolge erzielt, ein Beweis für den praktischen Sinn des Volkes und seine Fähigkeit zu wirtschaftlicher Organisation. Aus der genossenschaftlichen Bäckerei „Vooruit“, die im Jahre 1880 in Gent von einigen armen Webern mit einem Kapital von 1000 Mark gegründet wurde, ist eine Gesellschaft von 6000 Mitgliedern mit einem Umsatz von mehreren Millionen Mark entstanden, an deren Spitze noch heute einer ihrer Gründer, der geniale wirtschaftliche Organisator Anseele, steht. Sie besitzt eine große Maschinenbäckerei, vier Apotheken, sechs Läden, verschiedene große Werkstätten und Fabriken und ein prächtiges Klubhaus im schönsten Teile der alten vlämischen Stadt. Sie versichert ihre Mitglieder gegen Krankheit, Unfall und Invalidität und gewährt ihnen eine nach der Rate ihres Einkaufs und der Zeit ihrer Mitgliedschaft bemessene Pension. Und dabei erzielt sie einen bedeutenden Überschuß, den sie in der Form von Rabatt am Einkaufe zu drei Vierteln an die Mitglieder verteilt. Nach dem Muster des „Vooruit“ sind ähnliche Genossenschaften in Brüssel, Antwerpen, Löwen, Lüttich, Gent, Verviers und andern Orten entstanden. Besonders die

Brüsseler Genossenschaft mit ihren 17000 Mitgliedern, ihrem prächtigen „Volkshause“ mitten in dem ältesten Teile der alten Stadt, ihrer großen Bäckerei, die jährlich über zehn Millionen Vierpfundbrote herstellt, ihren Werkstätten, ihrem Warenhause, ihrer Kohlenhandlung und ihrer Molkerei, endlich ihren gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Veranstaltungen, Vorträgen, Konzerten, Fortbildungskursen und Bibliotheken nötigt uns die höchste Bewunderung ab für die Fähigkeit der Arbeiter zur Selbsthilfe und wirtschaftlichen Organisation. An die Genossenschaften schließen sich die weniger entwickelten Gewerkschaften zum größten Teile an.

Was diese belgischen Produktiv- und Konsumgenossenschaften von ähnlichen Organisationen in andren Ländern unterscheidet, ist, daß sie bewußt auch politischen Zwecken dienen. Während bei uns die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter lange von der Sozialdemokratie mißachtet wurden und zum Teil sich ohne ihre Hilfe oder im Gegensatz zu ihr entwickelt haben, bilden sie in Belgien das Rückgrat und die Stärke der politischen Arbeiterpartei. Der Beitritt zu einer Genossenschaft schließt die Zugehörigkeit zur politischen Partei ein. Ihre Überschüsse dienen zum Teil der politischen Propaganda und der Unterstützung des politischen Kampfes, ihre Volkshäuser sind die Hauptquartiere der Partei und verbreiten die sozialistischen Lehren. Sie betrachten sich nicht ausschließlich als Veranstaltungen, wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, zu sparen und billig einzukaufen, sondern zugleich als Vorposten des kollektivistischen Zukunftsstaates im feindlichen Lande des Kapitalismus. „Dank den Wirtschaftsgenossenschaften“, sagte Anseele gelegentlich, „können wir die kapitalistische Gesellschaft mit Kartoffeln und Vierpfundbroten bombardieren.“ So machen sie sich nicht allein das ökonomische Streben des Arbeiters nach Besserung seiner Lage dienstbar, sondern auch sein Klassenbewußtsein und seinen sozialistischen Glauben, sein Sehnen und Hoffen auf bessere künftige Tage.

Ein weniger erfreuliches Bild als die wirtschaftlichen bieten die politischen Methoden des belgischen Sozialismus. Wenn er jetzt versucht hat, auf dem Wege der Gewalt, durch Straßenaufstände und Massenausstand seine Ziele zu erreichen, so ist er darin nur den Traditionen seiner kurzen Geschichte gefolgt. Seitdem am 5. April 1885 aus den verschiedenen sozialistischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Verbänden des Landes die belgische Arbeiterpartei zu Brüssel gegründet wurde, hat sie ihre wichtigsten politischen Errungenschaften, vor allem die Teilnahme an der Vertretung des Landes, der Furcht der herrschenden Klassen mit Gewalt abgetrotzt. Schon bald nach der Bildung der Partei, in den Jahren 1886—88, sah das Land Aufstände, große Streiks, die mit gewaltsamer Zerstörung und Plünderung verbunden waren und zu blutigen Ausschreitungen und noch blutigerer Unterdrückung führten, endlich schon die Proklamierung der allgemeinen Arbeitseinstellung, der *grève noire,* zur Eroberung der politischen Macht. Unwissenheit, der schlimmste wirtschaftliche Druck, das leidenschaftliche Temperament des wallonischen Stammes und die Macht der französischen Revolutionslegende verbanden sich, um dieses erste Auftreten der arbeitenden Klasse so furchtbar und wild zu gestalten. Es war, als ob der lange verhaltene Grimm vieler Generationen sich hier auf einmal Luft machte. Gewaltig wurde das Bürgertum aus seiner stumpfen, selbstsüchtigen Ruhe aufgeschreckt. Die folgende Zeit sah denn auch die sehr bescheidenen Anfänge einer sozialen Schutzgesetzgebung, und am 29. November 1890 verstand sich die Kammer vor der Drohung des allgemeinen Ausstandes dazu, die Revision der Verfassung in Erwägung zu ziehen. Noch mehrere Jahre dauerte der Kampf innerhalb und außerhalb des Parlaments, wiederum nicht ohne schwere Erschütterungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Endlich einigte man sich dahin, das obligatorische allgemeine Stimmrecht mit Mehrstimmen *(Vote plural)* einzuführen. Das Gesetz vom 18. April 1893 gab jedem Bürger



von 25 Jahren eine Stimme, den Familienvätern aber, den Besitzenden und denen, die eine höhere Bildung nachweisen konnten, je eine Ergänzungsstimme, so jedoch, daß niemand mehr als drei Stimmen vereinigen konnte. Man hoffte, wirklich etwas Ideales und Bleibendes geschaffen zu haben, indem man nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Besitze, der Bildung, der Seßhaftigkeit in der parlamentarischen Vertretung Ausdruck gab. Die Arbeiter allerdings betrachteten das Errungene nur als eine vorläufige Abschlagszahlung, als eine Etappe auf dem Wege zum allgemeinen Stimmrecht. Die Wahlen des Jahres 1894 brachten 29 sozialistische Abgeordnete in das Parlament, während die Liberalen auf 18 und in den späteren Jahren gar aut 11 zurückgingen. Die Klerikalen behaupteten daher die Macht und drückten der Gesetzgebung des Landes auch fernerhin das Gepräge auf.

Das wichtigste Resultat des politischen Kampfes der folgenden Jahre war die Waffenbrüderschaft, die sich allmählich zwischen den Liberalen und Sozialisten anbahnte. Hierzu wirkte einesteils der gemeinsame Kampf gegen die reaktionäre Gesetzgebung der Regierung, deren Seele der ebenso hervorragend tüchtige als fanatisch enge Vandenpeereboom war, ihr Sträuben gegen die Einführung des Schulzwanges und der allgemeinen Wehrpflicht, ihre agrarische Schutzzollgesetzgebung, ihre Unfruchtbarkeit in der Sozialreform, andernteils die Erkenntnis, daß keine der beiden Parteien je imstande sein würde, allein die Macht des Klerikalismus zu brechen. Die wachsende Unzufriedenheit und der Groll der Opposition kam zum gewaltsamen Ausbruch, als Vandenpeereboom im Jahre 1899 den Versuch machte, das Wahlgesetz in reaktionärem Sinne zu revidieren. Wiederum kam es zu Unruhen und Straßenkämpfen, und wieder gab die Majorität nach. Das Ministerium fiel und ein neues gemäßigteres unter Smet de Naeyer unternahm eine neue Wahlreform, die einen Gedanken des alten Staatsmannes Beernaart, die Vertretung der Minoritäten, verwirklichen sollte.

So wurde die Verhältnisvertretung *(Représentation proportionnelle)* eingeführt, die in größeren Bezirken die Vertreter nach dem Verhältnis der von den einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen verteilt. Diese Maßregel hatte den Erfolg, dem Liberalismus, der noch über 600000, d. h. mehr als ein Drittel aller Wähler verfügte, wieder eine achtunggebietende Stellung zu verschaffen. Heute stehen 87 Klerikalen 31 Sozialisten und 34 Liberale gegenüber. Dadurch, daß die sozialistischen Führer, an ihrer Spitze Vandervelde, nicht ohne heftigen Widerstand des extremen Flügels ihrer Partei, für diese Reform eintraten, die nur den Liberalen nützte und von ihrem Erfinder als die Grundlage eines liberal-klerikalen Regiments gedacht war, zeigten sie sich als weitblickende Staatsmänner, die die Zukunft einer sozialistisch-liberalen Herrschaft vorbereiteten.

Ein Fehler war es nur, daß sie diese Zukunft schon so schnell und zwar mit Gewalt vorwegnehmen wollten und, ungeduldig über den stumpfen Widerstand der klerikalen Majorität gegen alle Reform, die Bundesgenossen von 1893 und 1899, die Massendemonstration und den Straßenaufstand und endlich die schwere zweischneidige Waffe des Generalstreiks wieder zum Kampfe riefen. Sie versagten diesmal, besonders dank der Schlauheit und Entschlossenheit des alten klerikalen Führers Woeste, der durchschaute, wie viel Schein und Bangemachen, wie wenig wirklich ernste Entschlossenheit hinter den geräuschvollen Demonstrationen und revolutionären Phrasen steckte. So haben die Apriltage dieses Jahres der revolutionären Legende in Belgien eine schwere, vielleicht unheilbare Wunde beigebracht. Sie haben allerdings auch gezeigt, wie großartig diese Arbeitermassen organisiert sind, die auf ein Wort ihres Führers mitten aus der Hitze des tosenden Kampfes wieder zur ruhigen Arbeit zurückkehren, ein besiegtes Heer, das aber in voller Schlachtordnung den Rückzug vollzieht, in der zuversichtlichen Hoffnung, ein andermal zu siegen. Und noch ein anderer wichtiger Erfolg dieser Bewegung ist, daß



das Bündnis zwischen Sozialismus und Liberalismus durch diese Ereignisse für die nächste Zukunft wenigstens fest geschlossen ist. Als Resultat der bisherigen Kämpfe erklärte das sozialdemokratische Blatt „Le Peuple“: „Die Arbeiterklasse und die fortgeschrittenste Partei der Bourgeoisie sind mehr als je in der Eroberung des allgemeinen Stimmrechts einig.“

Und dieser Erfolg der vergangenen Wirren kann ebenso wie die Niederwerfung der rohen Gewalt als ein für die Zukunft des Ländchens segensreicher bezeichnet werden. Er bedeutet für den Sozialismus hoffentlich ein weiteres Zurückdrängen des revolutionären Elementes und Fortschreiten auf der in wirtschaftlicher Beziehung schon mit solchem Erfolge beschrittenen Bahn friedlicher Organisation, für den Liberalismus ein weiteres Abgehen von dem alten Doktrinarismus und ein Durchdringen und Neubeleben mit sozialen Ideen. So ist es zu verstehen, wenn der sozialistische Führer Vandervelde nach der entscheidenden Kammersitzung vom 18. April zu einem deutschen Zeitungskorrespondenten sagte: *„Quelle belle défaite!“* Welche schöne Niederlage! Die Niederlage ist in der Tat eine schöne gewesen, wenn sie einem Sozialliberalismus zum Durchbruche verhilft, der die höchsten Ideale des liberalen Bürgertums, die politische Selbstbestimmung und Freiheit, die allgemeine Schulbildung und Wehrpflicht mit sozialen Reformen verbindet. Nur durch diese Vereinigung kann die klerikale Partei, die ihre Rückständigkeit in politischer und sozialer Hinsicht jetzt in 18jähriger Herrschaft bewiesen hat, besiegt werden. Allerdings ist der erste Erfolg des mißlungenen sozialistischen Aufstandes eine Stärkung der klerikalen Herrschaft gewesen, wie die Wahlen des Monats Mai bewiesen haben. Das Bürgertum hat gezeigt, daß es jedes Regiment den revolutionären Methoden vorzieht. Aber m. E. hat dieser Sieg des Klerikalismus das Ende seiner Herrschaft nur hinausgeschoben. Wenn auch das allgemeine Stimmrecht, zu dessen Erlangung eine Zweidrittel-Majorität

nötig ist, noch ein Menschenalter oder gar länger auf sich warten läßt, so muß doch in absehbarer Zeit eine liberal-sozialistische Regierung den Klerikalismus ablösen. Dann wird auch der Sozialismus Gelegenheit haben, seine Fähigkeit zu positiver politischer Arbeit zu betätigen.

Myslowitz. *Dr. Phil. Aronstein.*

---

# Konzertreform.

Das Wesen der Musik ist esoterisch wie das keiner andern Kunst. Schopenhauer nannte die Musik deshalb die Metaphysik unter den Künsten. Die Art der Darstellung und Vermittlung an die Sinnenwelt bedingt jedoch einen Komplex von Erscheinungen und Ausdrucksformen, die nichts weniger als esoterisch sind. Welchen Weg haben nicht die stummen Hieroglyphen einer Orchesterpartitur zu durchlaufen, ehe sie, zu mehr oder minder wohlklingender Polyphonie vereinigt, als harmonisch und rhythmisch nach bestimmten Gesetzen gefügte Klangmassen im winterlichen Konzertsaal das Ohr des Hörers treffen! Ein Weg, der zu Tiefen der Seele von Äußerlichkeit zu Äußerlichkeit führt und von der mechanischen Exekution der Instrumentisten bis zur Taktiertechnik des Dirigenten der Entfaltung einer unästhetischen, lächerlichen, ja häßlichen Gebärdensprache weite Perspektiven läßt. Die Tonerzeugung auf Instrumenten ohne gegebene Klangbereitschaft bedingt eben naturgemäß Bewegungen, die besser ungesehen blieben und deren Anblick dem reinen Genuß eines tonkünstlerischen





Werkes nicht förderlich ist. Diesen alten Erfahrungssatz drückte einst Richard Wagner, dessen feines künstlerisches Empfinden nicht nur im Monumentalen, auch in kleinen Dingen (siehe seine berühmten „kleinen Noten", die der Wagnersänger so oft „zu leicht" nimmt) bewundernswert war, im 1. Bande seiner „Ges. Schriften" folgendermaßen aus:

*„Von jeher hatten wir die Unglücklichen bedauert, denen es Freude machen konnte, die Musik zu sehen, anstatt zu hören; denn anders konnten wir uns die Gespanntheit nicht deuten, mit der sie unverwandt und starr den verschiedenartigen Bewegungen der Musiker zusahen. . . Wir waren darin übereingekommen, daß es nichts Prosaischeres und Herabstimmenderes gebe, als den Anblick der gräßlich aufgeblasenen Backen und verzerrten Physiognomieen der Bläser, des unästhetischen Bekrabbelns der Kontrabässe und Violoncelle, ja selbst des langweiligen Hinundherziehens der Violinbögen, wenn es sich darum handelt, der Ausführung einer schönen Instrumentalmusik zu lauschen. Aus diesem Grunde hatten wir uns so placiert, daß wir die leiseste Nuance im Vortrag des Orchesters hören konnten, ohne daß uns der Anblick desselben hätte stören müssen."*

Das Axiom: der Anblick orchestraler, choraler und instrumental-solistischer Tonerzeugung ist unschön und widerspricht den Forderungen eines persönlichen, inneren, unmittelbaren Konnexes mit dem Kunstwerke — dieses Axiom ist die Basis einer vernunftgemäßen Reform des öffentlichen Musikbetriebes in Konzertsälen. Das Ziel jeder Konzertreform wird darauf gerichtet sein müssen, das Maximum von innerer Stimmung und Andacht im Hörer zu kumulieren, die Suggestion zu erhöhen und die Phantasie durch Ablenkung aller Nebendinge einzig auf die geheimnisvolle Sprache der Töne zu konzentrieren. Die nächste Konsequenz dieses Axioms also ist: Beseitigung des Anblicks dieser Arten von Tonerzeugung. Dafür gibt es nun meiner Ansicht nach mehrere Mittel, von denen jedoch aus praktischen Gründen nur eines sich zur allgemeinen Einführung eignen dürfte. Da ist zunächst der berühmte grüne Vorhang, den einst Bülow zwischen dem Orchester und dem Publikum als eine ebenso geheimnisvolle wie energische Scheidewand zwischen Ideal (die Welt des Klanges) und Wirklichkeit („die vielköpfige Bestie Publikum") aufspannte. Der Vor-



hang wirkte jedoch zu stark schalldämpfend und schallverschleiernd. Auch wäre der Prospekt auf die monotone grüne oder sonstwie gefärbte Fläche, die dic dahinter agierenden Musiker und den *piu agitato* agierenden *Maestro di battuta* verbirgt, je nach Temperament des Hörers entweder irritierend oder betäubend, einschläfernd. Ein zweites Mittel ist das unsichtbare Orchester im Konzertsaal. Das Podium für singende Herrschaften bliebe nach wie vor offen, davor der versenkte Raum für Orchester, Chor, Instrumentalsolisten und Dirigenten. Bayreuth und das Münchener Prinzregententheater haben den Beweis erbracht, welche ideale Klangerscheinungen sich aus dieser akustischen Reform ergeben. Aber eine Verpflanzung dieser für die grandiose Stilsphäre des musikalischen Dramas bisher nur zweimal in der Welt herbeigerufenen architektonischen Einrichtung ist für die einfacheren Bedingungen des Konzertsaals ja leider schon aus materiellen Gründen ausgeschlossen.

Der Mittel drittes: Verdunkelung der Konzerträume, ist das gute, denn es ist leicht einführbar, kostet nichts und setzt bei den Leuten vor und auf dem Podium nur einen gewissen Grad ästhetischer Kultur voraus. Jedoch unser Konzertpublikum hat schon so oft seine Erziehungs- und Anpassungsfähigkeit bewiesen, warum nicht hier? Ich bin selbstverständlich nicht so fanatisch, einen à la Bayreuth verdunkelten Saal zu fordern. Was sich für „das Drama im Orchester“ und für szenische Vorgänge, die im Spiegel der Musik pathetisiert erscheinen, schickt, das paßt nicht für die Symphonie und die Konzertouvertüre, das Oratorium, die epische Tondichtung, das Quartett, den Sologesang. Das grelle Blitzen der Bogenlampe im Konzertsaal ist der Musik feindlich, aber auch die Finsternis, denn sie macht das nur auf klangliche Phänomene gespannte Empfinden stumpf und lähmt die Sinne. Aber Dämmerung möge herrschen im Konzertsaal! Gedämpftes Licht, das die Konturen verschleiert, aber nicht unsichtbar macht. Den





besten optischen Konnex mit dem tönenden Kunstwerk im Konzertsaal stellt nicht grelle Helle, nicht dumpfes Dunkel her, ihn erreichen am sichersten milde Töne des Lichtes, eine weiche graue Dämmerung, die Farbe der Ahnung, des Unirdischen, Transzendentalen. Wie die Lichtabdämpfung *in praxi* auszuführen ist, wie namentlich die verschiedenen Lichtwerte des Podiums, das zur ungehinderten Exekution der Musik über den Pulten ja wohl stets eine Menge kleiner, aber energischer Lichtquellen bedürfen wird, und der Masse des Saales harmonisch gegeneinander abzutönen sind, das sind Aufgaben, leicht zu lösen für den Techniker. Uns interessiert hier nur die ästhetische Seite der Frage. Konzertarrangeure, Direktoren von Konzertsälen, Leiter von Musikvereinen, denen auch die künstlerische Seite ihres Unternehmens am Herzen liegt — es soll auch solche geben — sollten sich durch die geringen Erfolge, die im vergangenen Winter mit „Dunkelkonzerten" bei dem Publikum und dem rückständigen Teil der Zunftkritik erzielt worden sind, nicht abschrecken lassen. Es wäre schlimm mit dieser Reform des Musikhörens bestellt, wenn die Anbeter des ewig Gestrigen dem, dessen Erreichung einer feinfühligen Zukunft vorbehalten ist, *a priori* zustimmen würden. Zu den wenigen Künstlern, die es bisher gewagt haben, tatkräftig gegen die Tradition des illuminierten Saales zu protestieren, gehört unser Münchener Hofkapellmeister Franz Fischer, der seine berühmten Wagner-Abende am Klavier bei fast gänzlich verdunkeltem Saale abhält. *Vivant sequentes!*

Geschworene Feinde des dämmerigen Saales werden freilich immer bleiben die großen und die kleinen Eitelkeiten: die Eitelkeit der Pultvirtuosen und der Instrumentalvirtuosen („wie schade", meint der Herr fürstliche Kammervirtuose, „nun sieht man nicht mehr den Diamanten feuern an der Hand, die so zärtlich den Bogen führt") und die Eitelkeit der Damen, die ins Konzert gehen mit dem Opernglas und dem Bestreben, einander die neuesten

Modekapricen abzugucken. Aber um diese Irrelevantia braucht sich der ernsthafte Kunstfreund nicht zu kümmern!

Nach diesem hinsichtlich der Inszenierung öffentlicher Konzertmusik wichtigsten Kapitel muß der Reformator des Konzertsaales ein zweites negatives Postulat aufstellen. Er wird damit vielfach anstoßen. Machte er sich mit der Forderung: „Weniger Licht!“ die Damen und die Manschettendirigenten zu Feinden, so wird er mit der zweiten Bitte um Betriebsverminderung eine andere große virtuose Phalanx wider sich beschwören. Ich glaube aber, es wäre nicht unberechtigte Askese, wenn wir für die Verbannung des instrumentalen Virtuosentums aus dem vornehmen großen Rahmen der Symphonie- und Orchesterkonzerte votieren. Der Zug der Zeit geht entschieden dahin: das solistische Element im Konzertsaal weicht zurück, das orchestrale (in zweiter Linie das chorisch-instrumentale) erringt die Hegemonie. Und das ist gut so, denn es verschwindet damit viel virtuose Unart aus den Tempeln der Musik, und an die Stelle klingender Selbstgefälligkeit und kleinlichen Personenkults tritt objektive Kunstpflege. Es ist selbstverständlich, daß hier nicht denen zu nahe getreten werden soll, die uns den Genuß einer vollendet gespielten Bachschen Violin-Suite oder eines Beethovenschen Klavierkonzerts verschaffen wollen, oder den lieben Sängern, die Priester sind der Lyrik Schuberts, Wolfs oder Strauß' oder sonst eines ernsthaften Liederdichters, nein, diese sind keine Virtuosen, sondern Künstler, also an der richtigen Stätte. Aber die Distanz- und Schnellläufer auf der Klaviatur, aber die Kehlakrobaten, Trillermatadore, Koloraturseiltänzer und Bravourtenöre, die Virtuosen auf allen möglichen Instrumenten, von der Piccoloflöte bis zur Pauke, und all diese Herrschaften, die für die Versandung und Verseichtung des Geschmacks so viel, für den erzieherischen und veredelnden Wert der Musik so wenig tun, sie sollte man samt ihren Phrasenkonzerten, Sports-Etüden und Koloraturarien hinwegweisen von der Stätte, da Beethovens

und Mozarts Symphonieen, Bachs Messen und Berlioz', Liszts gigantische Tondichtungen ertönen und sie ersuchen, ihre bravourösen technischen Fingerexerzitien und Kehlfertigkeiten in eigenen Virtuosen-Séancen zu exekutieren. Dort ist man dann ungestört ganz unter sich. Diese ehrlichen Virtuosenkonzerte im Glanz der Bogenlampen, im leckeren Zeichen der feinsten Toiletten, des exquisitesten, von „Damen der Gesellschaft" bedienten Büfetts und mit sehr hohem Entrée besteuert, würden gewiß ihr elegantes Stammpublikum finden. Die Spreu würde sich vom Weizen sondern. Jede Partei käme auf ihre Kosten: die, welche das Konzert als eine gesellschaftliche Institution, als ein Luxusbedürfnis betrachten, und die, welche ohne Ablenkung von außen die Seele von den Tönen unserer Großen erschauern lassen wollen, in stummer Zwiesprache mit dem Ewigen, Unfaßbaren, das aus der Töne Flut zu ihren Herzen dringt. Also wir plädieren hiermit für Einrichtung von Virtuosenkonzerten als eine neue gesellschaftliche Institution, die von den verschämten Armen im Geiste dankbarst begrüßt werden wird, als eine Konzession für kleinmenschliche und kleinkünstlerische Eitelkeiten, als wirksame Ablenkung für amüsierliche Elemente, die eines musikalischen Flirts bedürfen, endlich als ein Objekt neuer Luxussteuern zur Empfehlung für den Finanzminister.

Die Barbarei der meisten Konzertprogramme, ihre übergroße Länge und ihre stilistische Uneinheitlichkeit, das ist eine weitere Hauptfehlerquelle im modernen Konzertbetrieb, die nicht energisch genug beseitigt werden kann. Viel zu lang sind die großstädtischen Winterkonzerte, und ihre Programme sind in der Regel ohne jedes Stilgefühl, ohne Sinn für geistig-künstlerische Verwandtschaften und Zusammenhänge der einzelnen Musikstücke miteinander, ohne jede Rücksicht auf Schonung der einmal im Hörer erweckten Stimmung und auf Steigerung derselben zusammengesetzt. Ein Programm richtig zu komponieren, ist gewiß nicht leicht, aber diese Kunst sollte doch in unserer fein-

fühligen Zeit von denen, die für die Reihenfolge des musikalischen Menüs verantwortlich sind, mehr gepflegt werden. Ein wahl-, geschmack- und stimmungsloses musikalisches Quodlibet kann dieselbe gastrische Verstimmung erzeugen, wie ein schlecht komponiertes Menü beim Gastmahl. Künstlerische Harmonie und stilistische Einheitlichkeit verlangen wir im ernsten Konzertprogramm, keine Ragouts, nicht eine Flotow-Ouvertüre, dann eine Delibes-Arie, ein Klavierkonzert von Tschaikowsky und als Kehraus etwa den Trauermarsch aus der Götterdämmerung. Es lassen sich in Fragen des künstlerischen Geschmacks, in Fragen der musikalischen Wahlverwandtschaft natürlich keine detaillierten Anweisungen geben: es lassen sich nur allgemeine Gesichtspunkte *a priori* aufstellen, die für einen künstlerischen Menschen von einigermaßen guter ästhetischer Erziehung selbstverständlich sind.

Nur bedingten Wert kann ich den neuerdings modisch gewordenen historischen Klavier- und Liederabenden, den musikhistorischen Farcimenten von Bach bis Bruckner geben. Retrospektive Kunst, geeignet wohl für groß angelegte Musikfeste, wo der im historischen Rückschauen versunkene kontemplative Sinn Zeit hat zur Entfaltung, zum Vergleichen, zu gelehrten Parallelen und akademischen Abstraktionen.

Weit besser sind kursorische Überblicke über das Schaffen eines Meisters, denn sie geben uns mit kräftigen Strichen das eindrucksvolle Bild eines geschlossenen musikalischen Charakters. Hier muß den Programmen Siegmund von Hauseggers für die leider wieder eingeschlafenen Kaimschen Volkssymphoniekonzerte in München vorbildliche Bedeutung zugesprochen werden. Das waren einfach Meisterstücke von künstlerischer Einheitlichkeit und darum von höchstem erzieherischen Wert. Man hörte das Bedeutendste aus dem symphonischen Schaffen aller großen Meister von Bach bis Richard Strauß in übersichtlichster Form. Es gab Schubert-, Beethoven-,

Liszt-, Wagner-, Strauß- und Bruckner-Abende, und auch wenn das Programm nicht Überblicke über die Schöpfungen eines Komponisten gab, zeugte die Zusammenstellung des Programms stets von dem feinfühligen Bestreben, innere Harmonie zwischen den zum Vortrag gebrachten Werken herzustellen, indem sie, verbunden durch Parallelen im Ausdruck, im Stil, gepaart durch gemeinsame künstlerische Rassenphysiognomie, erschienen.

Zum Schluß meiner Andeutungen über die Ermöglichung einer vernunftgemäßen Konzertreform einige Bemerkungen sozialer Natur. Den maßgebenden Stellen in den Staats- und Gemeindeverwaltungsbehörden kann der Einfluß der Edelmusik als universaler Kulturfaktor, als erzieherisches, weil geschmackbildendes und veredelndes Moment auf die weiten Kreise der „genußlos Arbeitenden" (wie einst Theodor Hertzka neun Zehntel der Menschheit im Gegensatz zum letzten Zehntel, den „arbeitslos Genießenden", nannte) kein Geheimnis mehr sein. Warum sorgt nun die soziale Einsicht des Vaters Staat nicht dafür, daß dem werktätigen Volk dieser nützliche Genuß durch billigen Zutritt zu großen Musikveranstaltungen unter ersten Dirigenten recht oft gegönnt werde? Wie eine fortgeschrittene Kommune nicht ohne Volksbrausebäder auszukommen vermag, wo jedermann für 10 Pfennig seinen Körper vom Staub des Alltags reinigen kann, so sollte sie auch für öffentliche künstlerische Seelenbäder Sorge tragen. Armeemuseen, wissenschaftliche Sammlungen, Anatomieen, zum Glück auch die großen Staatsgalerieen sind dem Volke unentgeltlich geöffnet. Sollte es wirklich Utopie sein, auch die Darbietungen der musischen Kunst, die ja als der beste, treueste Gesinnungsspiegel des Künstlers, also eines „Adelsmenschen", einen unmeßbaren ethischen Einfluß auf den Menschen ausübt, dem schlichten und unbemittelten Mann aus dem Volke frei zugängig zu machen? Wo ist der wahrhaft moderne Kultusminister, der als Erster die Institution staatlich subventionierter (d. h. unentgelt-

licher) regelmäßiger großer Volkssymphoniekonzerte anordnete?

Das wäre das Mittel zu einer wahrhaften seelischen Volkshygiene, das wäre die endliche Realisierung der Sehnsucht vom alten Hellas bis zu Richard Wagner: Geburt nationaler Tüchtigkeit aus dem Geiste der Musik. Und nebenbei wäre es die beste Lösung aller Konzertreformfragen. — Wollen wir hoffen?

München. *Wilhelm Mauke.*

---

# Individualität in der Frauenkleidung.

Eine Modebetrachtung.

Der größte Teil der gesamten Textilindustrie unseres Erdballs dient dazu, unsern Frauen Stoffe und Gewebe zu liefern, die sie für ihre Bekleidung verarbeiten. In den Kulturstaaten wird diese Verarbeitung von einem jeweiligen Modegesetz reguliert, Rock, Taille, Ärmel u. s. w. haben sich bestimmten Schnitten anzupassen, und die Schnitte, Bänder, Besätze und Spitzen, die heute die Mode des Tages bedeuten, werden oft schon morgen verworfen, um durch andere ersetzt zu werden.

Nicht die Mode ist launisch, sondern ihre Jüngerinnen, die von ihren Priestern unaufhörlich neue Schöpfungen und neue Gesetze erwarten und verlangen; denn es ist ihnen ein reizvolles Spiel, in wechselnden Formen und Farben zu erscheinen. Sie sind es, welche die Mode-Souveräne zwingen, unaufhörlich nach Neuem zu forschen und zu suchen; ihr unruhiger Geist verlangt nach Abwechslung,



dazu kommt noch die Besorgnis, daß die Mode des Augenblicks sich verallgemeinern könnte. Dies Moment will die Modedame unter allen Umständen vermeiden; denn sie betrachtet es als ihr Universalrecht, wenigstens für kurze Zeit das „Allerneueste“ für sich und ihren Gesellschaftskreis reserviert zu erhalten, und zahlt dieserhalb resigniert die teuren Modell-Preise.

Somit sind „alle Eigenarten der modernen Mode“, wie Professor Werner Sombart sagt, „der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung zuzuschreiben“, und die vielgeschmähte Mode, die nicht nur von den Männern, sondern auch von den Frauen oft geringschätzig beurteilt wird, sollte schon um ihres nicht zu unterschätzenden national-ökonomischen Wertes willen etwas ernster genommen werden. Wieviel „Arbeit“ bringt sie nicht unters Volk, wie unzählige Großbetriebe und Fabriken dienen ausschließlich ihrem Kult, deren Existenz sehr bedroht würde, wenn unsere Damenwelt plötzlich auf die Abwechslungen und Neuheiten der Mode verzichten wollte, um sich eine feststehende Kleidung diktieren zu lassen.

Ist nun alles, was „Mode“ ist, schön? — Diese Frage wird ebenso viel bejaht wie verneint werden. In den letzten Jahren hat man sich des langen und breiten der Reformierung der Frauenkleidung angenommen, man hat einen „Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung“ (Berlin) ins Leben gerufen, der vor allem dem Korsett den Krieg erklärt hat, die Darmstädter und viele andere Maler haben sich ernstlich mit einer neuen, künstlerischen Frauenkleidung beschäftigt, um die Frauenwelt von der Tyrannei der Pariser Modefürsten loszulösen, — doch ihr gesamtes Streben bedeutet nur einen „Sturm im Glase Wasser“; denn die Mode-Industrie ist dadurch noch keineswegs beeinflußt worden. Die Reformgewänder, das Produkt dieser Bestrebungen, sind nur wenig auf den Straßen oder bei öffentlichen Gelegenheiten zu sehen, die wenigen aber meist in einer so minderwertigen Ausführung, daß die elegante





Modedame von vornherein das Interesse daran verliert. Die Reformkleidung lehnt sich ein wenig an den Empirestil an, dieser aber mit seinen weichen Falten und lang schleppenden Gewändern erschien den Reformern Schultern und Hüften der Trägerin noch zu sehr durch Stoffgewicht zu beschweren; so wurden die Empirefalten geglättet und der Oberkörper ziemlich eng und straff mit dem, meist unterhalb der Büste ansetzenden Rumpf des Gewandes umspannt. Der obere Teil desselben wird durch das übliche Bolero oder ein beleroähnliches Arrangement gebildet. Fast alle Reformkleider, die in den letzten Jahren gebracht wurden, zeigen diese Grundformen mit kleinen Abweichungen, nur die Ausschmückung, zum Teil aus kostbaren Ornamenten von Künstlerhand entworfen, drückte ihnen etwas Charakteristisches auf. Aber dieses hängende, etwas kindliche Gewand ist in seinen Formen sehr wenig wandlungsfähig, und so viele Künstler, wie Prof. van de Velde, Prof. Behrens, Schulze-Naumburg, Mohrbutter, Wiedmer u. a., sich auch ernstlich mit der künstlerischen Reformierung des Frauenanzuges beschäftigt haben, es ist ihnen nicht gelungen, in diese Formen andere als ganz unwesentliche Abweichungen zu bringen. Sie legten den Schwerpunkt stets auf Faltenwurf, Linie und ornamentale Ausstattung des Gewandes durch Stickereien und Applikationen, die aber in ihrer Herstellung so kostspielig sind, daß sie niemals Gemeingut werden können. Es macht außerdem keiner oder nur wenigen Damen Vergnügen, all ihre Mitschwestern in mehr oder minder ähnlichen Gewändern — ich vermeide absichtlich das Wort Kleid — dahinwandeln zu sehen, es käme dies einer Uniformierung gleich, die wohl beim männlichen Geschlecht in gewissem Sinne berechtigt ist, der sich aber der weibliche Schönheitssinn von vornherein widersetzt. Aber noch zwei andere Punkte fallen gegen diese Reformgewänder — nicht gegen die Bestrebung — ins Gewicht. Sie eignen sich einmal nicht als Arbeitskleidung und das andere Mal sind sie durchaus nicht für jede Figur kleidsam. Man hat



der Schleppe auf der Straße den Krieg erklärt. Es ist dies aus hygienischen Gründen verständlich und Privatsache einer jeden Trägerin, wie sie sich zu dieser Frage stellen will, solange wir noch kein „gesetzliches" Schleppenverbot haben. Man stelle sich aber eine arbeitende Frau im Reformgewande vor; bei jeder Bewegung des Körpers fällt das lose herabhängende Gewand nach vorn oder nach den Seiten über und „fegt" die nächste, meist nicht ganz staubfreie Umgebung auf. Der Gürtel wird bei der Arbeit immer und immer eindämmen müssen, was dann allerdings auf Kosten der vielgerühmten „Linie" geschieht.

Der heutige Geschmack erklärt die schlanken Frauen für das Schönheitsideal. Ja, sind aber darum alle Frauen „schlank"? — Und nun denke man sich eine üppige, behäbige Dame in den Vierzigern in einer Reformkleidung, sei sie auch noch so künstlerisch!

Nein, eine Uniformierung auf diese Weise gibt es weder für die Straße noch für die Gesellschaftsräume. „Eines schickt sich nicht für alle", und wie reizend auch schlanke Lacertenfiguren in den Reformkleidern aussehen mögen, wie hübsch und nett das elegante Reformgewand an Stelle des „Tea-gown" im Boudoir zu wirken vermag, namentlich wenn es dieselben Linien wie das Zimmer als Grundzug hat, seine künstlerische Wirkung wird immer nur einzelnen „Auserwählten" kleidsam zu gute kommen.

Figur, Haarfarbe, Gesichtsausdruck, Teint — alles ist bei den einzelnen Frauen unterschiedlich, und wie die Männer sagen, soll gerade in dieser „Abwechslung" ein Hauptreiz des weiblichen Geschlechts liegen. Diese verschiedenen Frauen aber bedürfen unterschiedlicher Kleidung, und zwar ist es hier Recht und Pflicht der Frau, ihrer ureigensten Individualität Rechnung zu tragen und sie durch ihre Kleidung zu dokumentieren.

Paris ist noch immer die Geburtsstätte aller Moden, von dort nimmt sie ihren Weg in alle Welten und wird der lieben Weiblichkeit zur Wahl vorgelegt, bei welcher der per-

sönliche Geschmack der Frau in den Vordergrund treten soll. Bei der Auswahl gilt es zu entscheiden: nicht allein was ihr gefällt, sondern hauptsächlich was für sie am besten passe, welche Fasson die vorteilhafteste für ihre Figur sei, um eventuell kleine Unregelmäßigkeiten geschickt korrigieren zu können oder aber Vorzüge ins beste Licht zu bringen.

Das schwierigste Gebiet ist die Wahl der Farben. Was in diesem Punkte gesündigt wird, läßt sich täglich auf den Straßen beobachten, und ich kann meine deutschen Landsmänninnen da nur auf unsere französischen Schwestern verweisen, denen der Farbensinn, individuell angewandt, angeboren zu sein scheint, da man ihn bei dem kleinsten „trottin", dem Pariser Laufmädel, ebenso entwickelt findet wie bei der stolzen Marquise des einstigen Kaiserreichs.

Je nach der Farbe des Teints hat man die Farbe des Kleides oder zum mindesten die der Halsgarnitur, Stehkragen und Einsatz, zu wählen. Es ist sehr schwer, hier bestimmte Thesen aufzustellen, da das Kleidsame einer Farbe immer von der Nuance des Teints abhängig ist. So schön eine Farbe an sich auch sein mag, falsch angewandt, kann sie ihre Trägerin entstellen. Es ist daher sehr schwer, sich geschickt „in Farben" zu kleiden, zumal dabei auch die Verschiedenartigkeit der Beleuchtung ins Gewicht fällt.

Wenn die Maler auf dem Gebiete der Farbenkomposition ihren Einfluß auf die weibliche Kleidung geltend machen könnten, so wäre dies ein besseres und leichter zu erreichendes Ziel, als die bisher angebahnte Reformierung und Uniformierung.

Wir hätten dann mit der Zeit vielleicht auch in Deutschland ein farbenfreudigeres Bild für unsere Öffentlichkeiten, als wir es bisher gewohnt sind. Die Maler sehen allerdings mit ganz andern Augen als die Modekünstler und Modedamen, und es bleibt noch abzuwarten, ob sich diese heute noch konträren Ansichten vereinen lassen.

Wer Studien zu dieser Behauptung treiben will, der braucht nur ein wenig durch unsere modernen Kunstaus-



stellungen zu wandern. Dem verständnisvollen Modegenie wird sich dabei oft ein stilles Lächeln über die gemalten Absonderlichkeiten entringen, mit welchen der Künstler seine Modelle zuweilen zu kleiden beliebt. Würde ein Schneider nach diesen Mustern arbeiten, seine Kleidungsstücke wirkten unbedingt sehr komisch, sie würden keinen Beifall finden, ganz abgesehen davon, daß sich Form und Farbe eines gemalten Gewandes ganz bedeutend verändert, sobald es aus dem Rahmen heraus in die nüchterne Alltäglichkeit ohne „gemalten“ Hintergrund gerückt wird.

Die Reformierung der Frauentracht muß von der Frau selbst ausgehen! Maler und Schneider können ihr dabei wohl hilfreich zu Diensten sein, aber sie selbst muß bestimmend eingreifen und herausfinden, was das Beste und Zweckentsprechendste für sie sei. Der Schneider muß ihren Anregungen ebenso willig folgen wie sie den seinen. Was ein Modegenie für eine einzelne seiner Kundinnen — wie Worth einst für die Kaiserin Eugenie — schuf, kann nicht als Gesetz für alle Damen gelten; denn nicht alle sind Kaiserinnen mit kaiserlichem Wuchs. Die Frau muß sich aber vor allem vor Lächerlichkeit hüten[1], und ein blindes Kopieren von Modellen und sinnloses Schwelgen in bunten Farben kann nur zu leicht lächerlich wirken. In einer Zeit wie der unsern, in der man so viel von „angewandter“ Kunst spricht, in der man sich bemüht, selbst den kleinsten Gebrauchsgegenstand künstlerisch auszustatten und jedes Zimmer im Hause nach einer bestimmten Richtung hin stileinheitlich zu gestalten, — da muß auch die Frau das Ihre tun, um sich dem modernen Rahmen anzupassen; auch sie soll danach trachten, eine Stileinheit zu erreichen und zwar — ihren ureigensten Stil.

Berlin. *Elsa Herzog.*

---

# Dmitri Merejkowski.

I.

Der Name dieses Russen ist in Deutschland vorläufig noch unbekannt, aber ich glaube, man wird ihn bald nennen. Wir werden ihn wahrscheinlich auf demselben Umwege kennen lernen wie die andern großen Slaven, wie die Russen Tolstoi und Dostojewski, wie den Polen Sienkiewicz: auf dem Umwege über Frankreich. Und nachdem seine Werke ins Französische, Englische und Italienische übertragen sind, wird sich ja wohl auch in dem Ursprungsland der „Weltliteratur" ein Übersetzer und ein Verleger finden. Man kann sogar voraussagen, daß der Verleger dabei recht gut auf seine Kosten kommen wird. Denn Merejkowski hat historische Romane geschrieben, und dafür ist jetzt in Deutschland Stimmung vorhanden. Wie in der dramatischen Poesie, so sehnt man sich auch in der epischen Dichtung nach großem Stil, und diesen hofft man noch am besten bei Sujets aus der Vergangenheit zu finden. So nur läßt es sich erklären, daß z. B. Sienkiewicz nicht allein mit seiner weltgeschichtlichen Erzählung „Quo vadis", sondern auch mit seinen national-polnischen Romanen, in denen das Deutschtum obendrein meist sehr schlecht wegkommt, einen großen Leserkreis in Deutschland gefunden hat. Merejkowski aber ist Sienkiewicz als Dichter mindestens ebenbürtig, an Weite und Freiheit der Weltanschauung aber dem national und religiös eingeengten Polen bei weitem überlegen.

II.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der großen russischen Romanschriftsteller, daß sie sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben. Ein Tolstoi, ein Dostojewski taucht in die tiefsten Abgründe der Menschenseele, wirft immer von neuem die uralte Frage auf nach des Menschendaseins Grund und Zweck. Selbst in „Krieg und Frieden" sind die historischen Ereignisse nur die Hülle für psychologische und ethische



Kardinalprobleme. Merejkowski ist vor allem ein Jünger dieser beiden Meister, denen er übrigens eine tief eindringende, rhapsodisch geschriebene Studie gewidmet hat. Wenn er historische Romane schreibt, so will er nicht bloß die Vergangenheit künstlerisch wieder lebendig machen, ihm schwebt etwas Größeres vor: die Frage nach der Zukunft. Und so beabsichtigt er denn nichts mehr und nichts weniger, als in einer Romantrilogie, die den Gesamttitel „Christ und Antichrist“ führt, die Entwicklungsgeschichte der Kulturmenschheit darzustellen, oder richtiger gesagt eine Philosophie der Geschichte in dichterischer Form zu geben. Zwei Teile dieser Trilogie sind bereits erschienen: der erste Teil heißt „Der Tod der Götter“ und hat den Kaiser Julianus Apostata zum Helden, der zweite Teil, „Die Auferstehung der Götter“, hat Leonardo da Vinci zum Mittelpunkt, der dritte Teil aber, an dem der Dichter noch arbeitet, wird von Peter dem Großen beherrscht werden.

Merejkowskis Geschichtsphilosophie wird dem deutschen Publikum vielleicht fremdartig vorkommen, weil sie auf — Hegel basiert. Es mag hier nur auf die beschämende Tatsache hingewiesen werden, daß Hegel auf die englische, russische, ja auch auf die italienische Intelligenz gegenwärtig eine tiefere Wirkung auszuüben beginnt als auf die deutsche. Schon der Dreitakt der Trilogie deutet auf Hegel hin: *Thesis — Antithesis — Synthesis*. Nur grenzt Merejkowski seine Epochen anders ab als Hegel. Die erste Epoche wird vom Heidentum beherrscht, das im Hellenentum seinen Höhepunkt erreicht. Dann folgt, als Antithese, die Epoche des Christentums. Die dritte Epoche aber, die Synthese, die höhere Einheit, das dritte Reich, ist die Moderne.

Direkt inspiriert wurde aber Merejkowski durch Ibsen. In dem welthistorischen Schauspiel „Kaiser und Galiläer“ findet man die Grundzüge seiner Weltanschauung. Hier belehrt Maximos den Julianus über „das dritte Reich“:

*„Es gibt drei Reiche. Zuerst jenes Reich, das auf den Baum der Erkenntnis gegründet ist; dann jenes Reich, das auf den Stamm des Kreuzes gegründet wurde. Das dritte ist das große Reich des Geheimnisses, das auf*



*den Baum der Erkenntnis und auf den Stamm des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es beide haßt und liebt, und weil es seine Lebensquellen im Haine Adams und auf Golgatha hat.“*

Und dann später, als Julianus ihn fragt, wer siegen wird, der Kaiser oder der Galiläer, erwidert Maximos:

*„Beide werden untergehen, der Kaiser und der Galiläer. Ob zu unserer Zeit oder in Hunderten von Jahren, das weiß ich nicht; aber geschehen wird es, wenn der Rechte kommt. Er, der sowohl den Kaiser als den Galiläer verschlingen wird. Sie werden beide untergehen, aber nicht vergehen. Gehet nicht das Kind unter im Jüngling und der Jüngling wieder im Mann? Aber weder das Kind noch der Jüngling vergehen .... Des Fleisches Reich ist vom Reich des Geistes verschlungen, aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende, gleichwie es der Jüngling nicht ist .... O, du Tor, der du das Schwert gegen das Werdende gezogen hast — gegen das dritte Reich, wo der Zweiseitige herrschen soll .... Das Judenvolk hat einen Namen für ihn, sie nennen ihn Messias und warten auf ihn .... Weder Kaiser noch Erlöser .... Beide in Einem und Einer in Beiden .... Das ist das dritte Reich.“*

Also: der Messias, der Zweiseitige, das ist der moderne Mensch, der richtig verstandene Übermensch Nietzsches, der aber nicht als der bloße Verneiner des Christentums aufzufassen ist. Das Ideal der Moderne kann nicht in der bloßen Negation der Ideale der beiden vorhergegangenen Epochen bestehen. Damit etwas Neues entstehen kann, müssen „der Griechen Lustsinn und der Gottgedanke Judäas“ trotz ihrer Gegensätzlichkeit eine Synthese erfahren. Sie müssen zu einer höheren Einheit verschmelzen, ähnlich wie zwei Elemente sich chemisch zu einem neuen Körper mit bis dahin noch unbekannten Eigenschaften verbinden. Erst dann kann das dritte Reich anbrechen.

III.

Merejkowski schildert die Geburtsschmerzen der Moderne. Er will den Weg zeigen, den die Menschheit von Apollo über Christus zu Zarathustra zurückgelegt hat, den Weg vom Mensch-Gott, der in jeder Entwickelungsphase etwas anderes bedeutete, für den Griechen Schönheit, für den Römer Macht, für den Juden sittliche Ordnung, für den Christen Liebe — zum Gott-Menschen, der Schönheit und Macht und Sittlichkeit und Liebe in sich vereint,





ja noch mehr: auch Lucifer, der Antichrist, der Satan, das Böse ist in ihm enthalten, aber ganz so wie es Nietzsche vom Übermenschen verlangt, daß alle seine Teufel zu Engeln und alle seine Leidenschaften zu Tugenden werden.

Merejkowski hat nicht die Höhepunkte der einzelnen Epochen zum Gegenstand gewählt, sondern die Übergangszeiten, wo die Weltanschauungen im Kampfe miteinander liegen. Der erste Teil seiner Trilogie behandelt die antike Götterdämmerung — Christus im Olymp: Sein erster Held ist Julianus Apostata. Kein Zweifel, daß ihn Ibsen bei dieser Wahl beeinflußt hat. Indessen darf man bei dem Nachweis von Ähnlichkeiten im Einzelnen nicht allzuweit gehen, denn auch Ibsen hat sehr vieles den Quellen, dem Ammianus Marcellinus und den Schriften Julians, entlehnt.

Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren ist dem deutschen Publikum durch David Friedrich Strauß näher gebracht worden, der über ihn eines der glänzendsten Essays der gesamten deutschen Literatur geschrieben hat. Auch Felix Dahn hat ihn vor etwa einem Jahrzehnt zum Helden eines historischen Romans gemacht, der aber nicht viel mehr ist als poetisch getönte Chronik.

Merejkowski schildert seine ganze Laufbahn: wie er als Knabe zwangsweise der christlichen Erziehung unterworfen wird, obwohl sein Herz den heidnischen Göttern zuneigt. Als Jüngling macht er sich mit allen philosophischen Systemen und Mysterien seiner Zeit vertraut, durch eine glückliche Wendung seines Schicksals wird er Cäsar, Kriegsheld, Imperator, und nun nimmt er den Kampf gegen das Christentum auf, dessen Theorie und Praxis er aus eigenster Erfahrung kennt. Er bekämpft es als Philosoph und als Politiker, aber seine Angriffe tragen nur dazu bei, den verhaßten Gegner zu kräftigen. Denn Julian ist der Reaktionär, der die Vergangenheit wieder lebendig machen will, der nicht begreift, daß das Christentum das Neue ist, dem

die Zukunft gehört. Soweit folgt Merejkowski der historischen Überlieferung. Am Schluß aber gibt er der psychologischen Entwickelung Julians eine andere Wendung, kraft seiner poetischen Freiheit. Julian unternimmt den Feldzug gegen die Perser, mit der Nebenabsicht, nach seiner siegreichen Beendigung mit aller Macht den Entscheidungskampf gegen das Christentum und für die Olympier zu führen. Aber die Olympier verlassen ihn, der Perserkrieg droht mit einer Niederlage zu enden. Und nun zerreißt der Kreis des Denkens, in dem Julian bis dahin gelebt hat. Er, der vom Christentum abgefallen ist, lehnt sich jetzt auch gegen den Götterglauben auf. Mit eigener Hand zerstört er den Altar der Himmlischen angesichts des ganzen Heeres, und mit erhobenen Armen und blitzenden Augen ruft er aus:

*„Ich schwöre es bei der ewigen Freude, die hier in meinem Herzen sich birgt, ich verleugne euch, wie ihr mich verleugnet habt! Ich verlasse euch, wie ihr mich verlassen habt, machtlose Götter! Ich stehe allein gegen euch, olympische Phantome! Ich bin euch ebenbürtig, aber ich bin nicht euresgleichen, weil ich ein Mensch bin, ihr aber, ihr seid nur Götter. Seit langer Zeit schon lechzt mein Herz nach dieser Befreiung, und nun, jetzt breche ich unser Bündnis. Ich lache über meine abergläubische Furcht, über eure kindischen Prophezeiungen. Ich lebte wie ein Sklave, und ich hätte so sterben können. Aber ich bin erwacht. Ich habe begriffen, daß ich stärker bin als die Götter, weil ich, dem Tode geweiht, den Tod besiegt habe. Keine Traurigkeit mehr, keine Furcht, keine Opfer, keine Gebete! Es ist aus damit! Von nun ab soll es in meinem Leben keinen Schatten mehr geben, kein Seufzen, nichts, außer dem ewigen olympischen Lachen, das ich euch nehme, ihr Toten! Nichts, außer dem heiligen Feuer, das ich euch nehme, ihr Unsterblichen! Mein Leben wird so wolkenlos sein wie der Azur, in dem ihr einst gelebt habt und in dem ihr nun sterben müßt, um den Platz dem gottgewordenen Menschen zu räumen . . . . . Das ist die Hauptsache! Sage niemals: „Die Götter sind nicht mehr“, sondern „Die Götter sind noch nicht“. Sie existieren nicht, aber sie werden existieren, nicht in den Fabeln, sondern auf Erden. Wir werden alle Götter sein, nur bedarf es dazu einer großen Kühnheit, wie sie noch niemand besessen hat, nicht einmal der macedonische Held.“*

Hört man da nicht das Grollen des Prometheus, nicht den Dithyrambus Zarathustras? In der Tat, der moderne Mensch, der Übermensch kündigt sich hier an, aber Julian ahnt ihn nur, er ist es nicht. Und wenn er mit dem Ruf „Galiläer, du hast gesiegt“ stirbt, so beweist er, daß er „die große Kühnheit“, von der er spricht, nicht besitzt, daß er





über den Gegensatz von Hellenentum und Christentum nicht herauskommt. Er hat früher gegen das Christentum gekämpft, weil er seine Notwendigkeit nicht begriff, er erklärt sich jetzt von ihm besiegt, weil er seine Vergänglichkeit nicht begreift. Er, der an der Gegenwart und an der Vergangenheit zum Apostat geworden, ist zuletzt auch noch Apostat an der Zukunft geworden. Er sieht nicht ein, daß sein Ideal ein wahres ist, und daß nur er selbst und seine Zeit diesem Ideal nicht reif sind, daß die Kultur erst die Phase des Christentums durchmachen muß, bevor es offenbar wird, daß alle Theologie nur Anthropologie ist, daß, um mit Ludwig Feuerbach zu sprechen, „das Wesen des Menschen das höchste Wesen des Menschen ist".

Es ist vorhin auf den Einfluß hingewiesen worden, den Hegel, Ibsen, Nietzsche, wohl auch Feuerbach auf Merejkowski ausgeübt haben. Sein ganzer Ideengang findet sich aber auch in den wesentlichen Zügen in der Geschichtsphilosophie Lessings, wie sie uns in der tiefsinnigen „Erziehung des Menschengeschlechts" vorliegt. Auch Lessing vergleicht die vorchristliche Epoche mit dem Kindesalter, die christliche mit dem Jünglingsalter, die beide notwendig, aber beide überwunden werden müssen, um dem Mannesalter Platz zu machen. Und dann heißt es bei Lessing weiter (§86ff.):

*„Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowohl antiquiert werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Ökonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts. Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären. Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer tut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen."*

Als ein solcher „Schwärmer“ endet Julian in der Darstellung Merejkowskis. Er, der, wie es ihm Maximos bei Ibsen sagt, den Jüngling wieder zum Kinde umschaffen wollte, möchte nun die Mannesreife der Menschheit beschleunigen. Das ist seine tragische Schuld. —

(Ein Schlußartikel folgt.)

*S. S.*

---

# Zu Björnsons 70. Geburtstag.



## I.

Gruß und Heil dem nordischen Recken — Recken an Geist und Leib — der am 8. Dezember jugendfrisch die Schwelle des Greisenalters überschreitet — nein, nur betritt! Er selbst hofft, sehr alt zu werden, nicht ohne Grund, denn sein Vater wurde über 90, sein Großvater sogar 100 Jahre alt, und sein eigner Bau ist ebenso stark wie sein Wuchs hoch ist. Seine Erscheinung macht einen mächtigen Eindruck, und Georg Brandes sagt von ihr: „Diese Schultern waren wie geschaffen, um die Stöße dieser Welt ohne Erschütterung zu tragen. Stark wie das Raubtier, welches in seinem Namen zweimal enthalten ist — der Bär — herkulisch gebaut, hat er einen kraftvollen Kopf, einen festgeschlossenen Mund, und hinter der Brille lauern durchbohrende blaue Augen.“

Nächst dem wohlbekannten Brandesschen Essay über Björnson dürfte das Beste, was im Ausland über unsern Jubilar erschienen ist, eine Studie sein, welche der Elsässer Eduard Schuré vor mehr als dreißig Jahren in der „Revue des deux-mondes“ veröffentlichte und in der er ihn als den Nationaldichter par excellence sowie als den „Uhland des Nordens“ feierte. Die erstere Bezeichnung bezog sich auf seine älteren Dramen, Dorfgeschichten und Gedichte, die letztere lediglich auf seine Lyrik. Björnsons erste lyrische Versuche, gleichsam unwillkürliche Äußerungen seines Talents, waren zweifellos die in seine Erzählungen eingestreuten Poesieen, die große Einfachheit,

individuelles Gepräge und einen eigentümlich ansprechenden Rhythmus besitzen. Nach Form und Gehalt schließen sie sich größtenteils den skandinavischen Volksliedern an. Als Kind wurde Björnson mit jenen teils heiteren, teils traurigen Balladen eingewiegt, welche sich bei den nordischen Völkern bis in die Gegenwart erhalten haben, in zahllosen Spielarten die Anziehungskraft der Natur auf den Menschen besingen und die geheimsten Regungen der Seele so gut bezeichnen. Das Volk singt nicht nur die alten Lieder, sondern macht auch neue. Bei Tänzen, Hochzeiten u. s. w. arbeiten viele unwillkürlich zusammen an neuen Gesängen. Wie der Text, so ist auch die Melodie ursprünglich. Nun denke man sich den jugendlichen Dichter, der sich noch nicht selbst erkannt hat, aber von diesen alten und neuen Dichtungen erfüllt ist und ein Etwas in sich spürt, ein leises Murmeln, eine wesenlose Musik . . .

Im Laufe der Zeit wurde Björnson sehr individuell, sang aber weiter immerhin so, wie man in seinen Bergen singt. Seine ländlichen Weisen sind aus der Überfülle seines Gemütes hervorgegangen, ohne daß er sie hätte suchen müssen. Wohl hat seine Poesie nicht die kühnen Gedanken, den großen Gesichtskreis, das Weltbürgerliche der hohen Lyrik; dagegen ist ihr eigen, was diese selten hat: vollkommene Natürlichkeit, echte Herzenssprache. Sie ist nicht so sehr zum Lesen am Kamin geeignet wie zum Singen in der freien Natur oder bei der Arbeit. Der Dichter ist nicht sehr vielseitig, aber seine Schöpfungen genügen, um den norwegischen „Folkesang" zu kennzeichnen, der sich vom deutschen „Lied" durch die enge Begrenztheit seiner Stoffe unterscheidet. Niemand hat so sehr wie Björnson den Ton und die Form des heimatlichen Volksliedes getroffen; darum sind viele seiner Sachen zu Lieblingsliedern der Jugend und der Bauernschaft Norwegens geworden.

Die Kindheit des Dichters war recht eintönig. Die Bibel, volkstümliche Erzählungen und einige nordische Sagas bildeten seine ganze Lektüre. Desto tiefer konnte sich die wilderhabene Alpennatur, in welcher er aufwuchs, seinem Gemüt einprägen. Dazu gesellte sich der Einfluß, den die Kirche und das väterliche Pfarrhaus auf ihn ausübten. Die Kirche stand einsam inmitten eines Tales in dem Dörflein Quikne im Österdal, Dowerfjöld. Eigentliche Dörfer gibt es in jener einsamen Gegend nicht; die zu einer Gemeinde gehörigen Menschen wohnen oft weit auseinander. Unter solchen Umständen ist eine Kirche gewöhnlich das einzige sichtbare Zeichen der idealen Welt, welche der Mensch in sich trägt, und sie wirkt auf die Gemüter gewaltig ein.

Björnson empfing also in seiner Kindheit zweierlei Eindrücke, die magischen der Natur und die moralischen der Religion. Im übrigen gehörte er zu denjenigen tief angelegten Seelen, die in der Jugend zu schlafen und nichts zu sehen scheinen, während sie bloß träumen, aber einen Traum träumen, der in Wirklichkeit eine ununterbrochene Tätigkeit ist.



Das innere Leben des Knaben Björnstjerne ähnelte demjenigen des Helden in der ebenso schönen wie seltsam ergreifenden Erzählung „Throad", die er später einmal selbst entwarf. Throng ist der Sohn sehr armer Leute, die ganz abgesondert wohnen. Mehrere Meilen in der Runde gibt es kein Haus, und bis zu seinem zehnten Jahre sieht Throng keine Menschen außer seinen Eltern. Eines Nachts bittet ein kranker Zigeuner um Einlaß; er wird beherbergt und stirbt nach drei Tagen. Die Geige, die er hinterläßt, schenkt der Vater dem Kinde, das er darauf spielen lehrt. Bald übt das Instrument auf Throng eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Tagelang sitzt er auf einem Lieblingshügel, spielend und komponierend. Er ersinnt Tanzweisen und bringt alle ihm bekannten Dinge in Musik. Nie ist er in einem Dorfe gewesen. Eines Tages erfährt er, daß in der benachbarten Ortschaft eine Hochzeit gefeiert werde. Von Neugier und einem geheimnisvollen Ehrgeiz angetrieben, begibt er sich dahin, um zum Tanz aufzuspielen. Aber der Anblick des Dorfes, der blanken Fenster, der festlich wogenden Menge, der Kirche, die Fülle ganz neuer Eindrücke verwirrt ihn so sehr, daß er den Kopf verliert. Da er aber schon zu spielen begonnen hat, macht er eine übermäßige Anstrengung und spielt in wildbrausenden Akkorden eine Weise, die er selbst nicht kennt. Sein Auge trübt sich, er ist betäubt und wird verwirrt, seine Musik gleicht dem Tosen der Brandung. Da stürzt plötzlich seine Mutter herein und ruft: „Um des Himmels willen, Throng, was spielst du denn da?" Er blickt auf und fällt in Ohnmacht. Zu sich gekommen, läuft er, so lange als ihn seine Füße tragen, weit weg vom Dorfe. Er will das unheilvolle Instrument zerschellen, will es aber vorher noch einmal ansehen. Da wird ihm wieder weich ums Herz, und nachdem er seinen Tränen freien Lauf gelassen, beschließt er, ins Ausland zu gehen, um sich zum Künstler auszubilden.

Wie Throng, lebte auch Björnson zuerst mit der gewaltigen Natur seines Vaterlandes so vertraut, daß er unter ihrer Einwirkung dachte, fühlte und sang. In die Welt hinein versetzt, gezwungen, seinen Gedanken Formen zu verleihen, wußte er nicht, wie die auf ihn einstürmenden Regungen in Worte kleiden. In dem Augenblick, da ihm das Bewußtsein seiner Begabung kam, glaubte er mit Unmacht geschlagen zu sein. Da lernte auch er die Künstlerverzweiflung Throngs kennen. Aber nachdem die Krise vorüber, erkannte er seinen Weg.

Die Krise war für ihn der Aufenthalt in Christiania, wohin er sich 1852 begab, um Universitätsstudent zu werden, und wo er literarisch zu wirken begann. Als er zwei Theatervorstellungen gesehen, glaubte er die Stimme seines Berufes zu hören und schrieb ein Drama, ohne je eins gelesen zu haben. Er gab ihm den Titel „Valburg" und war kühn genug, es den Bühnenleitern der Stadt anzubieten, und sie nahmen es wirklich zur Aufführung an. Als aber der junge Autor mehr Stücke kennen lernte, zog er das seinige zurück und verbrannte es, denn er hielt es für unreif und für einen unge-



nügenden Ausdruck seines inneren Lebens. Dann beschäftigte er sich viel mit Theaterkritik, wobei er die herrschenden Irrtümer so kräftig und freimütig angriff, daß er sich seitens der ergrimmten, rechtgläubigen Direktoren und Schauspieler erhebliche Unannehmlichkeiten zuzog. Seine Darlegungen trugen wesentlich zur Besserung der Verhältnisse des norwegischen Dramas bei, besonders dadurch, daß er auf die Verringerung des dänischen Einflusses hinarbeitete, der es verhindert hatte, daß das Schauspiel Norwegens national geworden. Der mutige Student, der in seiner Unbefangenheit und Begeisterung rücksichtslos zu harte Wahrheiten aussprach, wurde verlacht, verwünscht, verleumdet. Ein illustriertes Volksblatt, das er herauszugeben anfing, vermochte sich nicht zu halten, weil die literarischen Kreise der Hauptstadt ihn in den Bann getan hatten. Ärgerlich und enttäuscht wandte er sich — nach kurzem Aufenthalt in Hamburg — Kopenhagen zu, wo er viele Gönner fand, die ihn durch ihre Anerkennung erfreuten. In Christiania war er seinen Landsleuten zu norwegisch gewesen, den Dänen gefiel er als Fremder. Ermutigt und unterstützt, mietete er eine Mansarde und machte sich ans Werk. Bald veröffentlichte er „Smaastykker“ (wörtlich „Kleine Stücke“), Erzählungen aus dem norwegischen Leben, die ihn rasch im ganzen Norden bekannt machten und unter denen „Thrond“ hervorragte. Ein reizendes kleines Theaterstück, welches folgte, „Zwischen den Schlachten“, verschaffte ihm die Berufung nach Bergen auf den Posten des Theaterdirektors. Dritthalb Jahre später — mittlerweile hatte er, außer „Halte Hulda“ und „Arne“, die eigentümlich frische, anmutige Dorfgeschichte „Synnöve Solbakken“ („Synnöve vom Sonnenhügel“) erscheinen lassen, die von vielen für sein bestes Werk erklärt wird — ging er wieder nach Christiania und übernahm die Redaktion des „Aftenblad“. In dieser Stellung machte er sich jedoch so viele Feinde, daß er im Jahre 1860 gern die sich ihm darbietenden Staatsstipendien annahm, Dänemark, Deutschland, Frankreich und Italien bereiste und zwei Jahre in Rom verweilte. In diese Zeit fallen „Der frohe Bursche“, die „Bauernnovellen“, „König Swerre“ und „Sigurd Slembe“. Als er nach etwa dreijähriger Abwesenheit wieder in seiner Heimat eintraf, war sein Ruf begründet. Das Parlament würdigte seine hohe Bedeutung für die skandinavische Literatur durch Überweisung eines lebenslänglichen Jahres-Dichtersoldes.

Von 1865 bis 1867 war Björnson Direktor des Theaters in Christiania. Doch ließ er sich immer mehr in Politik ein und wurde bald als einer der Führer der radikalen Partei des Landes angesehen. Er übersiedelte mit seiner geistreichen Gemahlin und seinen fünf Kindern nach dem in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Landgut Aulestad. Vor etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahren warf er sich mit noch größerem Eifer als früher auf die Verbreitung republikanischer Ideen; er hätte Norwegen gern von Schweden getrennt und zu einem unabhängigen Freistaat gemacht gesehen. Die politischen





Bestrebungen brachten ihn einmal mit Oskar II. in Konflikt. Der König äußerte sich abfällig über den Dichter, der sich beleidigt fühlte und nach einer Erklärung in der Presse das Land verließ. Er zog durch Deutschland, Italien und die Vereinigten Staaten. 1881 kehrte er nach Norwegen zurück, begab sich aber schon im Herbst des folgenden Jahres nach Paris, wo er einige Jahre blieb. Seither weilte er abwechselnd daheim und an der Seine. In der bekannten norwegischen Verfassungskrise, die vor achtzehn Jahren so großes Aufsehen erregte, spielte er eine hervorragende Rolle. Seit elf bis zwölf Jahren lebt er im Sommer in Schwaz (Tirol), im Winter in Aulestad bei Christiania.

* * *

Seine lyrischen Gedichte sind von seltener Schönheit. Sein epischer Dichtungszyklus „Arnljot Gelline“ (1870) ist stellenweise großartig, im ganzen etwas weitschweifig. Dem Ausland am nächsten aber steht er als Erzähler. In den meisten seiner „Geschichten“ und „Novellen“ erkennt man als sein letztes Ziel den Wunsch, Vaterland und Landsleute getreu zu schildern, das in Norwegen herrschende einfache, biedere Leben darzustellen. Das ist ihm vollständig gelungen; er versteht es, den Norweger, den man sonst nur dem Äußeren nach kannte, auch von innen zu zeigen. In seinen älteren Erzählungen sucht man vergeblich nach außergewöhnlichen Vorkommnissen, großen Leidenschaftskämpfen von dramatischem Interesse. Man muß sie nehmen als was sie sich geben: als naive Gemälde einer primitiven, aber idyllischen Lebensweise. Der Held ist der norwegische Bauer, der unbeschränkte Herr auf seinem Gehöft, oft zugleich Ackersmann, Hirt, Gärtner und Holzhauer, trotzdem wohlerzogen und unabhängig. Um ihn stellen sich in Episoden der Schulmeister als Familienratgeber und der in der Regel weise und milde Pfarrer. Der Erzähler führt seine Landschaften nicht vor wie ein Vergnügungsreisender, sondern wie jemand, der in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Seine Schilderungen spiegeln die Landschaft so wider, wie sie sich in der Seele des Bergbewohners spiegeln muß. Björnsons großes Verdienst ist es, eine Art norwegischer „Dorfgeschichten“ geschaffen zu haben, mit denen er die Literatur Europas um eine neue, höchst anerkennenswerte Gattung bereicherte. Allerdings mangelt es ihm einigermaßen an der zur Vollkommenheit nötigen Harmonie und Klarheit. Der Dialog ist oft allzu konversationsmäßig, also unzusammenhängend, und die Erzählung verliert sich zuweilen in dunkle, überflüssige Einzelheiten. Dennoch sind diese Dorfgeschichten selbst den besten deutschen weit überlegen — in ihrer Gattung Meisterstücke.

Am bezeichnendsten unter allen belletristischen Arbeiten Björnsons ist „Arne“ (1858). Ein Schneider, der sich später in einen Musiker und Tanzlehrer verwandelt, hat die schlichte, gutherzige Margit ver-

führt und bald darauf verlassen. Das Kind, ein Knabe, Arne genannt, wird in großer Einsamkeit und Traurigkeit erzogen. Aus Mitleid heiratet Margit später ihren mittlerweile ins Elend geratenen Verführer, so daß Arne nunmehr zwischen dem lasterhaften Vater und der seelentreuen Mutter aufwächst. Jener ist sein böser, diese sein guter Engel. Margit erreicht, daß Arne sich ihr zuwendet. Nach dem Tode des Vaters lebt sie nur für ihr Kind. Aber der Jüngling wird immer träumerischer und verschlossener. Er flieht die Menschen und wird aus Hang zur Einsamkeit Hirt und Holzhauer. Sommer, Herbst und Winter verbringt er im Walde, teils Bäume fällend, teils lesend, nachdenkend und schwärmend. Ein heftiges Verlangen quält ihn, die Reiselust. Als echter Norweger wenig mitteilsam, offenbart er seine Pläne niemandem. Da aber das Schweigen schwer auf ihm lastet, macht er seiner sanften, reichen Seele im Gesange Luft. Er hat viel poetische Begabung. Björnson malt mit lebhaften Farben diesen urwüchsigen Dichter, dem er so nahe stand. Nach langem Schwanken ist Arne schon entschlossen, auszuwandern, da hält ihn ein unvorhergesehener Zauber zurück. Er beobachtet, wie zwei junge Mädchen voneinander Abschied nehmen wollen, sich aber nur schweren Herzens trennen können. Es sind die Pfarrerstochter und ihre Freundin Eli. Die letztere tut es dem jungen Menschenfeinde an. Ein sanftes Gefühl zieht in sein Gemüt ein. Ob diese Liebe über die Sehnsucht nach der weiten Welt triumphieren wird oder nicht, darin liegt das Hauptinteresse der Erzählung. Das Ende ist anmutig und unerwartet. Eines Tages kommt Arne, in Nachdenken versunken, an Elis Hütte vorbei. Welche Überraschung für ihn, aus dem Munde der Angebeteten jene Strophen zu hören, die er als Abschiedslied an die Heimat gedichtet! Eli hat das Blatt, welches er verloren, zufällig gefunden. Dies reicht hin, um seinen Seelendurst zu löschen und den ohnehin wieder zweifelhaft gewordenen Auswanderungsbeschluß gänzlich umzustoßen: Arne bleibt. . . . .

Björnsons umfangreichstes belletristisches Werk ist der Roman „Thomas Rendalen“ (1886), der den Fehler unseres Autors, daß er sehr ungleichmäßig arbeitet, ganz besonders deutlich hervortreten läßt. Hatte sich dieser Fehler einst nur in einem seiner drei Hauptgebiete — dem dramatischen — gezeigt, so bewies „Rendalen“, daß sich auch seine Novellistik in zwei Gruppen teilen läßt: die nationale und die, modernen Tendenzen dienende, kosmopolitische.

Wie bei einigen seiner Theaterstücke, zeigt sich auch in dem genannten Roman, daß das Moderne, Weltliche nicht Björnsons stärkste Seite ist. „Thomas Rendalen“ könnte auch betitelt sein: „Darwin + Pestalozzi = Björnson“; der Roman behandelt wichtige anthropologische und pädagogische Fragen, aber leider nicht mit der wünschenswerten Klarheit. Die Durchführung der zu Grunde gelegten Tendenzen ist verschwommen; man merkt, daß Björnson viel gelesen und studiert, aber nicht alles verdaut hat. So ist denn sein Roman — der erste

eigentliche Roman aus seiner Feder — zwar hochinteressant und eigenartig, zählt jedoch nicht zu seinen vollendetsten Kunstwerken. Er will nachweisen, einmal, daß die Eigenschaften der Väter sich in den Kindern fortpflanzen, und dann, daß in der Kette dieser Entwicklung hier und da Ruhepunkte eintreten. Er versucht ferner darzutun, daß eine systematische, zielbewußte Erziehung ererbte schlimme Eigenschaften mildern, unter Umständen sogar gänzlich beseitigen kann. Er behandelt diese Dinge in ungemein fesselnder Weise, aber er tappt im Dunkeln, weil er seine, „berühmten Mustern" abgelauschten wissenschaftlichen Ideen nicht gehörig durchgearbeitet hat. Allerdings erläutert er die Pausen- und Verbesserungslehre an dem Titelhelden; da jedoch der Roman mit dem dreißigsten Lebensjahre und der Verlobung desselben abschließt, bleiben wir erst recht im unklaren. Gleiches müssen wir hinsichtlich der modernen Mädchenunterrichtsmethode behaupten, womit sich der größere Teil des Buches beschäftigt. Wenn solche Fragen überhaupt erörtert werden, so muß man sie auch unzweideutig austragen. Nach all den Vorträgen, Reden und Grundsätzen, die der Verfasser seinen Personen in den Mund legt, erwartet man bestimmte Ergebnisse; diese bleiben jedoch aus.

Aber immerhin birgt dieser Roman doch so viel echt Björnsonsches, d. h. Treffliches, daß man ihn trotz der gerügten Mängel mit andauernder Spannung, großem Vergnügen und beträchtlichem geistigen Gewinn lesen wird. Ohne sensationell zu sein, ist er ungemein packend und bekundet alle glänzenden, fesselnden Eigenschaften, durch die sich Björnsons Erzählungen von jeher ausgezeichnet haben: Eigentümlichkeit der Charaktere, markige Zeichnung vieler derselben, rührende Schilderung der Liebe von Geschwistern untereinander und von Eltern zu ihren Kindern, höchst naturgetreue, bisher wahrscheinlich unübertroffene oder unerreichte Darstellungen aus dem Mädchen- und Schulleben, eine feine, oft merkwürdig tief in Details eindringende psychologische Beobachtungsgabe, ein nicht selten überraschend geschicktes Verwerten unscheinbarer Einzelheiten, eine besondere Keuschheit der Sprache bei verfänglichen Stellen, prächtige Diktion, poetischen Duft, originelle Einfälle, drastische Bemerkungen, geistreiche Aperçus, unerwartete Wendungen. Das Element der norwegischen Eigenart, die Eigentümlichkeit des Nationalcharakters spielt eine große Rolle. Das Leben in der nordischen Kleinstadt, die Meinungen der Spießbürger, die Beschreibung des Gedanken- und Gefühlslebens der weiblichen Jugend, die Schilderung der Mädchenfreundschaften, die zahlreichen intimen psychologischen Vorgänge: das alles sind wahre Kabinettstücke. Kurz, die Meisterhand des Künstlers zeigt sich in hundert großen und kleinen Zügen, die uns fast vergessen lassen, daß das Buch kein harmonisch abgerundetes Kunstwerk ist. (Ein Schlußartikel folgt.)

Budapest. *Leopold Katscher.*



# Von einer isländischen Reise.

I.

## Isländische Dichter der Neuzeit.

Der erste isländische Dichter, den ich in Reykjavik aufsuchte, war Benedikt Groendal. Er wohnte dem Hotel gegenüber in einem roten Hause in dem gewöhnlichen isländischen Stil. Als ich klopfte, öffnete mir ein alter Herr von etwas finsterem Aussehen. Ich stellte mich vor und frug nach Herrn Groendal. Er war es selbst und ließ mich in sein Arbeitszimmer ein, das ganz und gar mit Büchern angefüllt war. Ich sagte ihm, ich hätte das Buch Olaf Hansens über die neuisländische Lyrik in deutschen Zeitungen besprochen und legte ihm die betreffende Nummer des Literarischen Echos vor. Als er zu der Stelle kam, „er ist jetzt ein Greis", wurde er furios und meinte, jemanden einen Greis zu nennen, heiße ebensoviel, als ihn für einen Idioten zu erklären. Die Zornesröte stieg ihm im Gesicht auf. Ich sagte ihm, ich wäre in der Tat erstaunt, in ihm einen Mann von noch so jugendlichem Äußern zu finden. Groendal ist nämlich 1826 geboren, also heute 76 Jahre alt. Er meinte indessen, er fühlte sich noch nicht alt, aber er müßte immer wahrnehmen, daß die heutige Jugend sehr früh alt würde. Das war deutlich genug. Dann kam der Satz: „Seine Anschauungen von der Poesie sind nicht gerade modern." Hier machte er wieder halt, wieder stieg in ihm die Zornesröte empor, und er sagte: wenn Hansen meine, daß seine Anschauungen nicht modern seien, so sei das nichts als Geschwätz. Ebenso unrichtig sei es, wenn Hansen bei Pall Olafsson immer von Branntwein spricht. Olafsson sei doch nicht gerade ein Trunkenbold. Auch Küchlers Ansicht, daß Matthias Jochumsson ein großer Dramatiker sei, wäre ganz falsch. Offenbar war Benedikt Groendal etwas verbittert; diesen Eindruck hatte ich, und er wurde mir von jedermann bestätigt. Ich frug ihn nun nach seiner Ansicht über die allerjüngste neuisländische Literatur. Diese war ihm gar nicht sympathisch, sie sei nur ein Echo der norwegischen Literatur und würde die Welt mit dem ewigen Pessimismus nicht weiter bringen. Mehr sympathisch schien ihm die jungfinnische Literatur; er bedauerte sehr, daß die finnische Sprache schwer zu erlernen sei. Als ich ihn frug, ob er nicht wieder anfangen wolle zu dichten, — bekanntlich hat er sich in den letzten Jahren wesentlich naturwissenschaftlichen, besonders zoologischen Studien hingegeben, — meinte er, dazu habe er gar keine Lust, denn die Buchliteratur würde in Island ganz von den Zeitschriften erstickt. Und in der Tat hat Island eine ganze Reihe von Zeitschriften, die ein- bis zweimal in der Woche erscheinen und sehr viele literarische Beiträge enthalten; die beste dürfte wohl heute „Isafold" sein, die von Björn Jonsson redigiert wird.



Noch mit anderen hervorragenden Isländern wurde ich persönlich bekannt. Auf dem Schiffe hatte ich nämlich einen Isländer Haraldur Nielsson, einen Kandidaten der Theologie, der mit einer Übersetzung der Bibel aus dem Hebräischen ins Isländische*) beschäftigt war, kennen gelernt, der mich in Reykjavik mit dem Magister des Gymnasiums Bjarni Jonsson bekannt machte, und dieser letztere war es, der mich in liebenswürdiger Weise herumführte. Als er mir eines Vormittags eben das Parlamentsgebäude gezeigt hatte, und wir wieder heraustraten, sagte er plötzlich: „Sahen Sie die alten beiden Herren dort: der dickere ist der Direktor des Gymnasiums, Björn Olsson, ein sehr gelehrter Mann; der andere ist der Dichter Steingrimmur Thorsteinsson, den Sie gern sprechen wollten.“ Er stellte mich nun beiden Herren vor, und ich frug Herrn Thorsteinsson, ob ich ihn besuchen dürfe. Ja, zwischen zwölf und drei Uhr stände er ganz zu meiner Verfügung, erwiderte er. Er war ein sehr liebenswürdiger Herr, offenbar schon alt**), aber im Inneren ganz jugendlich. Er gefiel mir sofort außerordentlich, und mit besonderem Vergnügen suchte ich ihn kurz nach zwölf Uhr in seinem am großen Platz No. 4 gelegenen Hause auf. Er war sehr freundlich und zuvorkommend und machte mir wertvolle Mitteilungen. Ich frug ihn nämlich, ob es unter den jungen neuisländischen Dichtern bedeutende Talente gäbe. Er bejahte diese Frage und nannte mir folgende Lyriker: „Gudmundur Gudmundsson, ein Student, Gudmundur Magnusson, ein Buchdrucker, Gudmundur Fridjonsson á Sandi im Thingeyjar***)-Bezirk, nach der Ansicht Thorsteinssons ein ganz hervorragendes Talent, Hjalmar Sigurdsson in Reykjavik, und Jon Olafsson in Reykjavik, ein Bruder Pall Olafssons, dieser schon über 50 Jahre alt, aber recht bedeutend.“ Die Art, wie Thorsteinsson über diese seine jüngeren Kollegen urteilte, gefiel mir sehr und hatte nichts von der Bitterkeit Groendals. Übrigens urteilte man in Island allgemein über die Schriften Poestions sehr günstig und bewunderte ihn, wie er sich in die isländische Kultur eingelebt habe, obwohl er doch niemals Island gesehen hat. Thorsteinsson stellte mir seine Frau vor, die weit jünger ist als er und ihm eine ganze Menge Kinder geschenkt hat. Sie brachte eine Flasche Sherry und Zigarren und ich hatte Muße, mich dem angenehmen Eindruck, den ich in diesem Hause empfing, hinzugeben. Auch Thorsteinsson hatte eine große Bibliothek — in welchem isländischen Hause fände man keine Bibliothek — und er ist heute noch Lehrer am Gymnasium, um für seine große Familie Unterhalt zu gewinnen. In seinen blauen Augen, wenn sie gemütssinnig und

---

*) Die erste isländische Bibelübersetzung, aber aus dem Griechischen mit Benutzung der Lutherischen Übersetzung, wurde von Gudbrandur Thorlaksson gegeben und im Jahre 1584 in Holar gedruckt.

**) Steingrimmur Thorsteinsson wurde 1831 geboren. Er ist in gewissem Sinne der Nationaldichter Islands.

***) Der Anfangsbuchstabe dieses Wortes ist wie das englische „th“, nur etwas schärfer, zu sprechen.

doch scharf und durchdringend ins Weite blickten, konnte man viel lesen. Kein Dichter hat den Schwan, den in Island heiligen Vogel, schöner besungen als er. Und als ich ihm so gegenüber saß, erkannte ich in ihm den alten isländischen Sagengeist, und etwas von seiner Gemütskraft schien auf mich überzuströmen. Auch ihm zeigte ich meinen Artikel „Neuisländische Lyrik", über den er sich freute. Zugleich aber machte er mich auf einen Irrtum aufmerksam. Der Seite 1039 des Literarischen Echos abgedruckte Sinnspruch rührt von Oehlenschläger her. Thorsteinssons Gedicht dagegen, welches denselben Gedanken behandelt, heißt „Die Rose und die Kornähre", jene die Schönheit, diese den Nutzen repräsentierend. Er schrieb mir das Gedicht in mein Tagebuch. Ich schied, aber ich mußte versprechen, wenn ich von meiner Tour aus dem Innern des Landes zurückkehrte, noch einmal bei ihm vorzusprechen.

Auch einen der jüngeren neuisländischen Dichter lernte ich persönlich kennen, namens Benediktsson. Er ist mit der Tochter des Besitzers des Hotels, in dem ich wohnte, verheiratet. Er war ein paarmal bei uns zu Tische und lud mich auch in sein Haus ein. Ich fand ihn ganz und gar verschieden von den älteren, neuisländischen Dichtern. Eher erinnerte er mich an die jungfinnischen Literaten. Er sprach deutsch nur sehr gebrochen, aber fließend englisch und erwies sich nicht nur als sehr gebildet, sondern auch als sehr unterrichtet in allen möglichen Dingen. Gegen Dänemark war er von einem glühenden Haß erfüllt. Als ich dies Thorsteinsson sagte, meinte er, es sei gewiß sehr töricht, ein Volk zu hassen und die Nachlebenden verantwortlich zu machen für Fehlgriffe ihrer Vorfahren. Benediktsson aber meinte, wenn Dänemark nicht wäre, könnte Island statt der heutigen 70000 Einwohner ebensoviele Millionen ernähren. Alle großen Dänen seien geborene Isländer gewesen und auch Nansen stamme von Isländern ab. Er prophezeite für das kommende Jahr eine große Revolte. Denn der heutige Althing sei nur eine Karikatur. Das Volk — und das Volk Islands sei nicht durch die Küstenbevölkerung, sondern durch die Bauern im Inneren des Landes repräsentiert — sei nicht nur gegen Dänemark, sondern gegen den heutigen Althing feindlich gesinnt, da der letztere immer geneigt sei, Kompromisse mit Dänemark zu schließen.

Benediktsson ist seinem Beruf nach Rechtsanwalt. Aber als im Jahre 1900 ein Preis von 100 Kronen für ein Gedicht auf den Jahrhundertwechsel ausgeschrieben wurde, war er es, der den Preis davontrug. Seine Gedichte sollen sehr eigenartig, — der Ausdruck stellenweise etwas dunkel sein.

Endlich besuchte ich den Dichter Olaf Olafsson, den Bruder Pall Olafssons. Er machte mir einen vortrefflichen Eindruck. Mehr als 50 Jahre alt, erscheint er weit jünger, kräftig und hart, als einer, der mit Erfolg durch die Schule des Lebens gegangen ist. Jon Olafsson hat sich lange Zeit in Amerika aufgehalten und sich haupt-



sächlich als politischer Dichter ausgezeichnet. Er gab 1897—1899 eine Wochenschrift „Nyja Oeldin“ heraus, die dann noch zwei Jahre als Vierteljahrschrift erschien, darauf aber einging. Kürzlich hat er „Sagan af Hrobjarti Hetti og Köppumhaus“ veröffentlicht.

Berlin. *Dr. Heinrich Pudor.*

---

# Wiener Brief.

Noch ist von den Gemütern der Wiener die Spannung der Landtagswahlen nicht gewichen. Die letzte Stichwahl ist unter gefälliger Mitwirkung betrunkener Polizistenhorden, die aus unbekanntem Anlaß mit blanker Waffe in das „Arbeiterheim“ eindrangen, zu Gunsten der klerikalen Partei entschieden worden, welche sich den Namen der „christlichsozialen“ beigelegt hat, und von den einundzwanzig zum Teile noch immer nicht antisemitisch besetzten Mandaten der Stadt Wien ist auch nicht ein einziges in den Händen der „vereinigten freisinnigen Parteien“ geblieben. Das Schlagwort „Kampf gegen den Klerikalismus“ hat eine vorübergehende Einigung der bürgerlichen Parteien liberaler und deutschnationaler Färbung mit der mächtig aufstrebenden Sozialdemokratie hervorgebracht, eine Einigung, wie sie eben nur die äußerste Not zu erzeugen vermag. Alles vergeblich. Eine schlau abgeänderte Wahlordnung verlegte den politischen Schwerpunkt ganz und gar in den Bereich des Kleinbürgertums, der Geistlichkeit, der zahllosen Angestellten der Kommune, die skrupellose Ausnutzung der behördlichen Autorität für Parteizwecke, zu Fälschungen der Wählerlisten — fast möchte man sagen „von Amtswegen“ — die Chikanen, durch welche oppositionellen Wählern die Ausübung des Stimmrechts erschwert wurde: all dieser Unanständigkeit bedurfte es nur in vereinzelten Bezirken, um auch im niederösterreichischen Landtage jener Partei den Sieg zu sichern, die in der Verwaltung unserer Stadt Alleinherrscherin ist.

Noch hat der christlichsoziale „Gedanke“ in Wien seine Werbekraft nicht verloren; wo es sich um Majoritäten von Tausenden von Stimmen handelt, da fällt eben alles Gerede über Wahlmißbräuche, die den Ausschlag gegeben haben, in sich selbst zusammen wie — nun, wie die todesmatte liberale Partei.



Ich will es versuchen, die kulturellen Wurzeln bloßzulegen, aus denen das Gewächs des Wiener Klerikalismus im Laufe von wenig mehr als einem Jahrzehnt so üppig in die Halme geschossen ist. — Von dem Beginn der jüdischen Diaspora her datiert die Kulturerscheinung des Judenhasses. Eine Bewegung jedoch von größerer politischer Tragweite konnte der Antisemitismus erst werden, als das Glaubensbekenntnis aufhörte, Kriterium für die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des Individuums zu sein. So paradox es klingen mag: für Österreich bedeutet das Jahr 1867, welches uns die Staatsgrundgesetze gab, nicht nur das Geburtsjahr des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus, sondern auch des Antisemitismus, wie ja jede Bewegung den Keim der Reaktion in sich schließt. Vornehmlich in Wien war es die Indolenz und Lässigkeit der christlichen Bevölkerung, welche den Juden ein Übergewicht in den Kreisen der Industriellen, Bankleute, Journalisten, Ärzte, Advokaten einräumte. Der ökonomisch, sozial und intellektuell aufwärts strebenden Tendenz des Judentums trat nicht die gleiche Tendenz der christlichen Bevölkerung gegenüber, so daß sie durch beharrliche Tüchtigkeit, zähen Fleiß und kaufmännischen Unternehmergeist den nun gleichberechtigten Juden teils gleichbefähigte, teils überlegene Kräfte entgegenzusetzen vermocht hätte.

Das mobile Kapital ist infolgedessen bei uns in jüdischen Händen; Grund genug für alle Gedankenlosen, die Sünden des Kapitalismus aufs Konto der Juden zu setzen. Wie überall auf der Welt, so vollzieht sich auch bei uns der Zersetzungsprozeß des Kleingewerbes, das der Konkurrenz des Großbetriebes, gleichviel ob er mit Maschinen arbeitet oder durch ein hierarchisches Verlags- und Zwischenmeistersystem die Arbeitskraft des Handwerkers zugleich entwertet und konzentriert, auf die Dauer nirgends gewachsen ist. So wurde im Lauf weniger Jahrzehnte aus dem gemütlichen Wiener Spießer der notleidende Kleingewerbetreibende, der bereit war, jedem sein Ohr zu schenken, von dem er sich „Rettung" erhoffte. Von der antisemitischen Partei erklang der Ruf: „Für den kleinen Mann muß etwas geschehen!" Was geschehen sollte, darüber freilich waren sich weder die Führer noch die Geführten so recht klar. Aber da die Massen immer leichter durch Schlagworte als durch vernünftige Argumente gewonnen werden, begnügte man sich beiderseits mit der Formel: „Der Jud' ist schuld". Einstweilen hatte die Partei unter Luegers Führung eine volle Schwenkung nach rechts ins Lager der Geistlichkeit vollzogen. Die Antisemiten, welche sich unter Schönerer, dem jetzigen Führer der Alldeutschen, um das nationale Banner geschart hatten, gingen — das gilt allein für Wien — fast restlos in der Partei auf, welche nicht nur katholisch bis in die Knochen ist, sondern auch vorgibt, den schwarzgelben Patriotismus für sich allein gepachtet zu haben. Was freilich nicht hinderte, daß Kaiser Franz Josef — nächst Lueger Wiens populärster Mann — in sehr großer Gefahr stand, durch das

Oberhaupt der Stadt das eingewurzelte dynastische Gefühl, die Verehrung seiner Wiener, einzubüßen. Denn als der Ministerpräsident Graf Badeni den Versuch machte, die Krone gegen Lueger auszuspielen und dem Liebling der Wiener und zumal der Wienerinnen die Bestätigung seiner Wahl zum Bürgermeister versagte, da bildeten wochenlang Tausende Spalier in der Mariahilfstraße, um bedeckten Hauptes gegen den greisen Monarchen zu demonstrieren, wenn er morgens aus Schönbrunn in die Hofburg fuhr.

Lueger ward Bürgermeister, die Partei hat allein die ganze Verwaltung der Stadt in Händen, und jede unbequeme Kontrolle der Opposition fehlt. Die Ausgaben für Kirchen nehmen in gleichem Maße zu wie die Ausgaben für die Schule abnehmen.

Jüdische, sozialistische, deutschnationale Lehrer und Beamte der Kommune werden entlassen oder im Avancement übergangen, und an dem Lieferungssegen, welcher durch die Erweiterungen der Beleuchtungs- und Verkehrsanlagen auf die Industrie herniederrauscht, partizipieren — nicht etwa Kleingewerbetreibende, sondern christlichsoziale Strohmänner, welche die Provenienz Gutmann- und Rotschildscher Eisenbestandteile um ein rundes Sümmchen mit ihren „arischen" Namen zu decken bereit sind. Dem kleinen Mann ist noch immer nicht geholfen worden, denn ihm ist nicht zu helfen: aber die Geistlichkeit ist auf dem besten Wege, in Österreich, zumal in Wien, eine Macht zu werden, wie sie es seit der Aufhebung des Konkordats mit Rom nicht wieder gewesen ist.

Der ruppige schwarzrotgoldene Antisemitismus Schönererscher Couleur mit seinen bedenklichen irredentistischen Allüren ist einem hoffähigen „patriotischen" Antisemitismus in schwarzer Soutane, mit goldgelben Ehren- und Ordensketten gewichen. Man reibt sich frommvergnügt die Hände in den Kreisen des hohen und höchsten Adels: das alte Wien der fünfziger Jahre sieht einer Wiedergeburt entgegen, allen nationalen und sozialpolitischen Gedanken zum Trotze, die „draußen in der Provinz" die helleren und härteren Köpfe der Deutschen in den Alpen- und Sudetenländern entflammen. Und der dumme Kerl von Wien merkt nicht, daß nun die Silhouette des „polnischen Juden", die ihm seine Führer immer wieder an die Wand malen, ganz langsam zu verblassen beginnt. In Wien ist die Sache der Reaktion gefestigt genug, um selbst des Antisemitismus entraten zu können. Man wird den Juden ruhig dort lassen, wo er ist und nach wie vor Anleihen und Eisenträger von ihm nehmen.

„Der Jud'" hat seine Arbeit als Schlagwort getan, er wird sie noch eine Weile weiter tun, dann mag er ruhig gehen. Der Antisemitismus ist unfruchtbar als politisches Prinzip, denn er ist bloß ein Instinkt und mit Instinkten läßt sich trefflich agitieren, nicht aber ein Gemeinwesen verwalten. So tritt allgemach an Stelle der negativen Arbeit des antisemitischen Agitators die positive des klerikalen Politikers.

* * *





Nun, da der Raum beschrieben ist, der mir für meinen „Kulturbrief“ eingeräumt wurde, merke ich, daß beinahe ein politischer Artikel daraus geworden ist. Doch will es mir scheinen, daß diese Betrachtungen ein besseres und schärferes Bild vom Stande unserer Wiener Kultur bieten als alles, was ich von bildender Kunst, Theater, Literatur zu erzählen wüßte und von dem schwachen Reflex, den diese lichteren Erscheinungen des Wiener Lebens während der letzten aufgeregten Wochen in allen wachzurufen vermochten, denen die wirkliche Kultur unserer Stadt mehr gilt als das Geplauder weltfremder Jour- und Kaffeehausästheten.

Wien, Mitte November 1902. *Dr. Richard Wengraf.*

---

# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

So sah sie Reginald Dale zum erstenmal.

Die sinnliche Richtung ihrer Phantasieen hatte sie keineswegs leichtfertig gemacht; kleine Liebesintrigen ihrer Umgebung, vielfältige und verlogene Kunstmittel, mit denen Begierde oder Abwechslungssucht dem Zug der Natur half, ihn betäubte, erschienen ihr gleich widerwärtig, beschmutzend. Sie träumte von der großen Passion, der dramatischen Entladung.

Reginald Dale bemächtigte sich ihrer von einer Seite, von der sie einen Angriff am wenigsten erwartet hatte, am schlechtesten gewappnet war: durch ihr Herz, ihren Geist.

Ulrike und er trafen sich unter ganz besonderen Umständen — im Mitleid um eine Person, die ihnen gleich teuer war. Henriette hatte der Schwester einmal gesagt: „Ich habe Reginald geliebt. Ja, wenn ich Reginalds Frau gewesen wäre!“ — Ulrike wußte bei der unbedachten Leidenschaftlichkeit ihrer Schwester nicht, wie weit sie wahr sprach, ob eine Potipharszene vorausgegangen war; die stolze, aufbrausende Frau widmete dem stets ruhigen, gerecht denkenden Schwager eine Art Kultus.

Sie fand, daß es sich leicht und sicher an Reginald Dales Seite schritt.

Die Kinder liebten ihn vom ersten Augenblick an; er verstand es trefflich, sich ihren Spielen anzupassen. Ruth wurde sein Liebling: „Sie haben an diesem Kinde nicht ganz recht gehandelt, Ulrike," sagte er, „es ist das beste ihrer Kinder, die schönste Seele."

Ulrike hörte das Lob ohne Freude, den Vorwurf mit Ungeduld. Was sollte ihr jetzt das linkische, scheue, für sein Alter unnatürlich lang aufgeschossene Schulkind?

Sein hoher Rang führte sie mit ihm oft in die Gesellschaft; wieder war ihr seine Gelassenheit merkwürdig. Er war zu den höchsten Damen freundlich wie zu den bescheidensten, doch verschwand ein gewisser Zug leidender Geduld nicht aus seinen Mienen, er fühlte sich da ohne Nutzen, man bedurfte seiner nicht.

Probleme der Wohltätigkeit, einer neuen Wissenschaft der Philanthropie beschäftigten ihn viel. Mit Freunden gehörte er zu den ersten, die ein Ideal individueller und künstlerischer Hebung — Sozialaristokratismus — in England heimisch machten, das seinen vollendeten, durch die Welt hinhallenden Ausdruck in Ruskin, Thomas Carlyle nach der moralisch-ethischen Seite fand. Abstraktes Schematisieren deutscher Sozialisten lag ihm dabei ganz fern. Als Mann des praktischen Lebens betraf ihn der Einzelfall, auch pädagogische Neigungen führten ihn zur Erforschung der Eigenart. „Ich glaube, Sie könnten ein Verbrecherkind gut machen," sagte Ulrike bewundernd. Er meinte lächelnd: „Vielleicht. Für mich gibt es eben kein Verbrechen, — nur Unglück!"

Und was ihn Ulrike besonders seelenverwandt und teuer machte: trotz pflichttreuer Tätigkeit, der ruhigen Männlichkeit seines Auftretens, — im Grunde war er dennoch Gefühlsmensch, ein Sentimentaler, wie sie. Eine gewisse Entsagung mischte sich in sein schönes Streben, wehmütige Weltverneinung, wie sie hochgespannten und weichen Gemütern zur Gefahr wird, die das Unzulängliche aller Bemühungen einsehen, ewiges Sichgleichbleiben des allzeit Menschlichen in Elend und Schuld.

Reginald Dale und Ulrike sprachen viel von diesen Dingen, die ihnen gemeinsam waren, sie gleichsam abschlossen von den übrigen, die nur lebten, — ihr Leben genossen, ohne zu fragen. Unwillkürlich und unmerklich, ohne daß sein Name genannt wurde, der Gedanke an Verrat ihre Seele durchkreuzte, mußte diese süße Gemeinsamkeit, süßere Abgeschlossenheit eine Front annehmen gegen den zunächststehenden Dritten: Winnstedt, ihren Mann, den Gegenpol und Vertreter einer ganz anderen Weltanschauung. Er hatte den Verwandten seiner Frau liebenswürdig aufgenommen, nach seiner Art; es war ihm lieb, daß Ulrike ihr zusagende Gesellschaft hatte, gerade jetzt, wo er nicht da sein konnte, der Dienst ihn stark in Anspruch nahm. Er liebte heitere Geselligkeit, saß auch gern, immer wohlgelitten, im Herrenkreise, wo er einer saftigen oder pikanten Anekdote seinen Beifall







nie vorenthielt. Er selbst sagte nicht viel, man hielt ihn für einen, der, wenn er reden wollte, viel sagen könnte.

Vielleicht hatte er noch seine besonderen Gründe, daß ihm der ablenkende Verkehr Ulrikes mit ihrem vornehmen und melancholischen Vetter gerade zu dieser Zeit sehr gelegen war.

Ulrike sah Reginald täglich. Er begleitete sie auf langen Spaziergängen, an denen die Kinder nicht teilnahmen; unter Aufsicht ihrer Bonne bevorzugten sie die Spielplätze mit der verlockenden Gesellschaft ihrer Altersgenossen. — Manchmal hatte sie Halluzinationen, als ginge sie auch symbolisch so neben ihm her, immer an seiner Seite, in einem grauen sanften Nebel; niemals würden sie sich trennen.

Er sprach von seinen Reisen. Dieser Mann hatte an den Wiegen der Menschheit gestanden in Indien, auf dem Pamir-Plateau; er hatte sich an arktischen Expeditionen beteiligt, das Birkhuhn auf schottischer Heide geschossen, und er liebte das Meer mit der tiefen, heiligen Leidenschaft des Seefahrers und des Engländers. In Ulrikes Seele entzündeten sich schweifende Gelüste — alles das sehen, auf der rot und glodüberstrahlten Flut schiffen im Sonnenuntergang, ins Weite, Grenzenlose! Sie machte süße Erregungen durch; aus plötzlich erweitertem Anschauungskreis schienen ihr neue Lebenskräfte zuzuströmen, Quellen der Poesie und Leidenschaft sich erst jetzt zu erschließen. Reginald liebte die Musik wie sie. Sie erzielten ein beinahe vollkommenes Zusammenspiel am Flügel, während er auf seiner Violine begleitete. Er hatte dieselbe Vorliebe für erhabene und schwere Melodieen; unter dem Eindruck dieser überraschenden Gemeinsamkeit irgend einer Wahl, setzte sie sich oft schon erzitternd vor die Tasten. Die zu starke Erregung im Vollklang beider Instrumente überwältigte die zarte Frau. Jede Nervenfaser in ihr schwang und bebte; oft weinte sie. Mit zartem Takt ging er dann zu heiteren Dingen der Poesie über, des Naturgenusses. Wie kein anderer war er ein Luxusgeschöpf, in diesem Sinn der vornehmsten jeder Art von Luxus, befähigt, feinste Dinge der Menschheit nachfühlend zu genießen. Ihre feurige phantastische Sinnlichkeit folgte ihm — losgelöst — froh wie ein Vogel, der sich aufschwingt von der Erdenschwere.

Es gab noch ein tieferes seelisches Band, das sie vereinte. Reginald Dale war gläubiger Christ. Ihr Hang zur Romantik führte Ulrike zum Übersinnlichen, die Religion bezauberte sie von ihrer künstlerisch-ästhetischen Seite, alle unverstandene, unverwandte Zärtlichkeit löste sich da auf im Vollkommensten, Zärtlichsten, Feinsten. Die fester fundierte männliche Frömmigkeit Reginalds war ihr eigentümlich stärkend; es war, als ob er sie führte, die noch zitterte, schwankte, nur einem traumhaften Zug des Herzens gefolgt war. Das ganze weitläufige Zeremoniell der Hochkirche, dem sie gern folgten in der englischen Kapelle, erinnerte an das katholische, kam Ulrikes ästhetischem Bedürfnis entgegen, mit der gewählten Musik, rhythmischen Responsorien, in der Eleganz selbst des Publikums.



Sie führte jetzt auch das Leben des großen Luxus, rollte in bequemen Equipagen dahin; sammetne Rasenplätze, künstlerische Parkanlagen umschmeichelten das Auge. Jeder besaß die vollkommenen Manieren der sorgfältigsten Erziehung, abgeschliffene Verkehrsglätte der großen Welt.

Winnstedt fiel ab, wenn er nach Haus kam, er brachte kleinliche Dienstsorgen mit, fragte nach Haushalt und Kinderstube. Unwillkürlich erinnerte Ulrike sich, daß er aus armen und engen Verhältnissen abstammte. Die grausamen Vorzüge des Reichtums wurden ihr unbarmherzig klar, Reginald erschien als das höhere Wesen einer anderen Sphäre, diese Sphäre war die, für die sie bestimmt war, in der sie sich heimisch fühlte.

Sie litt zum erstenmal unter zu einfachen Toiletten, der Ärmlichkeit ihrer Einrichtung. Zugleich fühlte sie das Unschöne, Entwürdigende dieses Leidens; es quälte sie. Sie bewunderte ihren Mann, der das alles leicht und heiter ertrug, sie sagte sich, daß sie ihn bewundern müßte. Im Grunde sah sie darin das Merkmal der gröberen Natur, er empfand dergleichen eben nicht.

Selbst ihre Mutterschaft erschien ihr oft lästig, die Kinder mit tausend Bedürfnisssen, Naivitäten, verschwanden in diesem Nebel von Verfeinerung, Exaltation, der sich um sie spann. Sie hörte es gern, daß man Reginald pries; die allgemeine Anerkennung seines vornehmen und trefflichen Charakters tat ihr wohl. Sie wurde beinah heftig, als ihr Mann mal eine spöttische Bemerkung über diesen allzu tadellosen Bayard machte; eine Kluft bestand zwischen ihm und ihr, — etwas zerriß in diesem an sich so unbedeutenden Moment im harmlosen Scherz um eine Kleinigkeit. Er verstand sie nicht mehr.

Reginald verstand sie; sie fühlte es an einer unendlichen Zartheit, mit der er alles vermied, was ihr weh tat. Er dachte an ihr Shawltuch im Freien, sie fand vor ihrem Fensterplatz die Blumen, die sie liebte; niemals hatte sie ihm gesagt, daß sie diese besonderen Blumen bevorzugte. — „Daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest" . . das Bibelwort fiel ihr immer bei ihm ein.

Selbst die Sprache isolierte sie in dieser halb traumhaften, doch sehr realen Sinnenwelt, die nur sie beide umschloß, sein heimatliches Englisch, das sie für ihre Unterhaltungen bevorzugten. Ulrike beherrschte Französisch wie Englisch vollkommen; man rechnete das damals in das notwendige Ausstattungsinventar vornehmer, junger Damen. Bei Winnstedt und seinen Geschwistern war diese Seite der Erziehung sehr vernachlässigt worden, seine Schwestern erhoben sich in der Tat in ihrer Bildung nicht viel über das Niveau von Dienstboten, der Major wußte durch Gewandtheit viele Lücken seiner Kenntnisse auszugleichen, geschickt zu verbergen. Ulrike hatte sie längst bemerkt, sie litt darunter, fühlbarer jetzt, im täglichen Verkehr mit einem Mann, der neben dem, was ihm die ausgezeichnetste Schule gegeben, in unermüdlicher Selbstfortbildung alles Wissen seiner Zeit durchdrang, mit Vorteilen einer hohen Sittlichkeit, die einer seltenen geistigen



Reife und Übersicht verband. Ganz unvermerkt rückte ihr Mann an eine zweite Stelle in der Wichtigkeit, die sie seiner Beurteilung beimaß; die leichte, billige Art seiner Ausgleichsphilosophie hatte sie schon immer schwer ertragen, jetzt erschien sie ihr unerträglich, ein Mißton, der ihr körperlich weh tat. Umgekehrt entdeckte sie, daß sie für sich selbst allein Sätze leise wiederholte, die der andere ihr gesagt, in seiner mütterlichen Sprache, die sie um seinetwillen liebte, Verse Byrons oder Shakespeares; zur Gartenlampe, abends auf ihrer Terrasse, las er sie ihr vor. Selbst kleine Mängel seiner Aussprache im Deutschen erschienen ihr reizvoll. „Ulrike — Ulrike" — sagte sie sich mit seiner Stimme, die Blumen liebkosend, die er ihr gebracht.

Auch ihre Sorgen konnte sie ihm nicht ganz mehr verbergen, kleinliche, beengende Geldnöte, die sie drückten. In diesem Moment weinte sie.

Er sah sie sehr traurig an, er litt. Sofort faßte sie sich: „Lachen Sie mich aus," sagte sie heiter, fast lustig. „Es ist so unrecht und kindisch von mir. Nur das Leben ist so schön, ich liebe die Schönheit! Ich möchte so gern selbst schön sein."

Er küßte ihre Hand: „Sie sind schön und gut, Ihre Seele ist so schön, Ulrike!"

In der Zärtlichkeit, mit der sie sich ansahen — sie noch halb beschämt, im Schuldbewußtsein —, er tröstend und sehr gütig, er kannten sie ihre Liebe.

Reginald Dale liebte sie.

„Wir wollen zu den Kindern gehen," sagte sie instinktiv.

Er sah sie vollkommen glücklich mit ihrem Mann den Abend. Sie machte sich klein, sie war hingebend und verführerisch; Winnstedt begriff das nur auf seine Weise.

Reginald hatte ihr schöne rote Rosen gebracht; sie trug ein weißes Kleid, den ganzen Schoß voll Rosen, ihre Kinder drängten sich um sie. Nachher saß sie lange am Flügel und spielte.

Ihr Gesicht war aufwärts gewandt wie das eines Engels. — Sie stand an ihren Mann gelehnt, — in seinem Arm, fast hinfällig von soviel innerer Erregung. Winnstedt fühlte diese brechende Taille, das erbebende Geschöpf, — sie lächelte ihm himmlisch zu.

Niemals hatten sie ein Bild friedlicheren, vollkommeneren Familienglücks geboten.

„Machen Sie es wie wir, Vetter! Heiraten Sie!" sagte der beglückte Ehemann.

Die Umarmung der Gatten, in der diese Sommernacht sie vereinte, sollte Folgen haben.

Reginald Dale blieb bis zum Morgen unter dem offenen Zeltdach seiner Veranda, — am Himmel zuckten und flimmerten Sterne.

Auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Mannes begleitete Ulrike Reginald nach Dhuym. Winnstedt wußte, daß seine Frau diesen Ort ihrer Geburt und ersten Jugend liebte, sie war da die beste Führerin

für den Fremden. Er gönnte ihr gern dergleichen Gefühlsschwelgereien, deren ihre Natur bedurfte wie des lieben Brotes. Ihn selbst hielt sein Dienst; die Schwester verwahrte die Kinder. Sie tat im Haus alle Aschenbrödelarbeit, — trotzdem war dies gute Wesen heiter und dankbar. Ihr Bruder blieb der Abgott, Ulriken gegenüber verwanden die Mädchen niemals eine gewisse Eifersucht, ob sie ihr Idol auch gebührend vergötterte. Sie erschien ihnen als eine sehr begnadete Frau, die Liebe eines solchen Mannes zu besitzen. In ihrer Bescheidenheit ungeliebter und reizloser Frauen würden sie für ein derartiges Gnadengeschenk Tag und Nacht auf den Knieen gelegen haben. Ulrikens königliche Gelassenheit kam ihnen fast wie Anmaßung vor, ein Überschreiten der Schranken ihres Geschlechtes, dessen Beruf sie darin erblickten, dem Manne zu dienen. Johanna Winnstedt war auch die erste, die gegen Reginald eine Abneigung faßte, vielleicht weil er sich herausnahm, noch schöner, vornehmer und klüger als der Bruder zu sein.

Winnstedt lobte ihn; auch er fühlte sich behaglicher ohne den Fremden. Ein Mann wie Reginald Dale zwang unwillkürlich jeden anderen in seine Sonntagserscheinung hinein; er hatte nichts Unechtes, Unsauberes an sich. Felix Winnstedt, im Lauf einer langen und klugen Odyssee, war sich wohl bewußt, daß er selbst so reinlich und unangefochten nicht durch den Schmutz des Lebens hindurch gegangen war. Er mochte seine besonderen Ursachen haben, gerade jetzt den Vetter seiner Frau nicht gern zu entbehren; vor allem gönnte er Ulrike die ihr so genehme Gesellschaft und Reise.

Ein starker Schrecken hatte Ulrike erfaßt, als der Plan dieses gemeinsamen Aufenthalts in Dhuym zuerst in ihrer Gegenwart erörtert wurde. Sie wollte sich an ihren Mann festklammern: „Laß mich hier — bei dir und den Kindern!“ sie wollte ihren Gesundheitszustand vorschützen, Eingenommenheit des Kopfes, Rücken- und Lendenschmerzen, unter denen sie in den letzten Tagen litt, — er sprach so heiter gelassen davon mit seinem amüsierten, etwas skeptischen Lächeln, fast als wollte er sagen: „Jetzt will ich euch beiden mal ein Extravergnügen bereiten“, Reginald mußte ihre Weigerung befremdlich finden. Sie willigte nun ein; tief im Grunde ihres Innern die ganze Zeit jubelte eine atembeklemmende Freude: da gehört er hin. Er und ich gehören dahin; dort erst kann unser Zusammenfinden vollkommen werden; in Dhuym, meinem geliebten, armen verfallenen und verzauberten Dhuym!

Der Verfall zeigte sich noch schlimmer, als sie gedacht hatte. Sie ging mit Scheu an diesem Schreibtisch vorüber, der zu ihres Vaters Lebzeiten immer ein Gegenstand der Neugier, der Hort geheimnisvoller und gefährlicher Schätze gewesen war. Jetzt verteidigte ihn niemand mehr; die vergilbten Aktenbogen lagen da, ohne daß ein Gänsekiel kritzelnd darüber fuhr, Runen und Kabbala, denen die Kanonenschüsse die Auflösung gegeben. Blut und Eisen hatten ent-



schieden, was Tinte und Feder nicht gebannt. Schichtenweis zierlich, mit Datum und Aufschrift versehen, lagerten Papiermassen, Korrespondenzen mit Agenten fremder Höfe und Höflein; Zwerge, hatten sie einst sich vermessen, am Leib des Riesenkindes den Doktor zu spielen. All die lächerliche Arroganz, eitle Aufgeblasenheit, der hohle Prinzipienkram jener Tage stapelte sich da auf in wertloser Makulatur, nur noch ausreichend, um ein Momentfeuer ohne Wärme zu entfachen. Alles sollte verbrannt werden, nach Henriette Dales, der Erbin Weisung. Echte Zuneigung zwischen Vater und Tochter hatte nie bestanden, von ihrer Seite kam fast ein Groll zum Ausdruck. Vielleicht hatte der einsame, pomphafte Mann auf seine Weise diese Tochter noch am meisten geliebt, die ihn an die kurzen Zeiten seiner Wichtigkeit erinnerte; seine letzte Freude in der Welt war die Aufzählung hoher Persönlichkeiten in einem Zeitungsblatt gewesen, unter denen sie mitgenannt war. Die Papiere flammten auf in schmerzvollen Krümmungen, blätternden, feurigen Bänden, versanken zu grauer stäubender Asche; Torheit jener, die glaubten, in Akten, Memoranden, Verfassungsformeln das lebendige, pulsende Leben der Nationen zu fassen.

In einem Geheimfach lagen andere Päckchen: nach meinen Tode ungelesen zu verbrennen. Ulrike verbrannte auch diese in Reginalds Beisein. Was mochten sie enthalten? Lag da die Lösung geheimnisvoller Ähnlichkeiten, blickte man in Familienuntiefen, deren Aufdecken die Oberfläche von Europa verändert hätte? Ulrike fühlte sie gefährlich zwischen ihren Fingern wie Dynamit. Was hatte ihr Vater gemeint mit diesen letzten Worten: „Schweigen . . . eine Rente von . . .“ und immer wieder: „Schweigen“ — — —? Die Diskretion blieb gewahrt über seinen Tod hinaus.

Ulrike hatte jetzt gefunden, was sie suchte, wonach ihr Herz heimlich dürstete. Es waren Liebesbriefe einer so blinden, demütigen, angstvollen Liebe, — nicht gebildeter oder orthographischer geschrieben wie die eines Bürgermädchens, — aber echt im flammenden Anruf, im Schuldgefühl, dem jämmerlichen, elenden Betteln immer wieder: Liebe mich! Liebe mich! War er würdig gewesen oder nicht würdig? Ist je ein Mann solchen Übermaßes würdig? Ulrikes Tränen tropften auf die armen, vergilbten Blätter, das ganze Martyrium, alles Leid des Geschlechtes litt sie in diesen Momenten mit dieser Frau, die der Liebe nachgegangen war wie eine Nachtwandlerin, deren Sarg auf ihrer Insel gestanden hatte und die jetzt fror im kalten Prunk der Fürstengruft. Der arme Geist ging um in diesen weiten, öden Gemächern im späten Empirestil. Sie hatte auf einem Fürstenthron die Liebe der Hirten und des Milchmädchens gekannt. Was hatte man ihr wiedergegeben für dies zu heiße Herz? —

Reginald nahm ihr sanft diese Blätter fort: „Es regt dich auf, du darfst das nicht.“ Er nannte sie jetzt du, Winnstedt selbst hatte im heiteren Kreis bei einer Bowle die Brüderschaft verlangt.



„Oh, Regi — sie war so unglücklich und sie liebte!"

Noch Ergreifenderes erfuhr sie; auch ihre Mutter hatte geliebt. Sie fand Abschriften von Gedichten, eine braune Haarlocke und ein Kreuz: Über den Tod hinaus, 22. April 1826. Wer war der geheimnisvolle Unbekannte? Irgend eine Jugendliebe, ein Frühverstorbener! Das Datum war das von Missolunghi. Hatte sie in den stillen Nächten Tränen um ihn vergossen und war sanft und geduldig durchs Leben gegangen, eine Heilige und musterhafte Hausfrau? Ulrike liebte sie zärtlicher um dieser frühen Liebe ihrer Jugend willen. Alle diese Frauen erschienen ihr sehnsüchtig, verschwiegen, mit tränenvollen Augen, eine lange Kettenreihe zu bilden, von der die letzte ihr die Hand reichte: Du auch gehörst zu uns. Du auch kannst weiter nichts wie lieben, — in Liebe dich selber geben. Das Schicksal ihrer Liebe ist das glückliche oder herbe Los der Frau.

Vor den hohen, steinernen Kaminen, in denen man Holzfeuer selbst jetzt im Sommer entzünden mußte, sprach sie mit Reginald von diesen sanften und traurigen Dingen. Die Bilder an den Wänden schienen zuzuhören, schneeige, geneigte Nacken, zärtliche Busen, Augen, die von Wiedersehen, vergangener Freude träumten. Es gab im Park noch ein Monument: *„Rose elle a vécu ce que vivent les roses: l'espace d'un matin"*, lautete die Inschrift für eine sehr junge Schwester der Großherzogin, Prinzessin von M., früh verheiratet, Mutter, die in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre gestorben war. Auch sie erschien da, verhüllten Haupts, mit ausgestreckten Händen, Liebe heischend, um die das rasche Leben sie betrogen.

Er schalt sie leise um ihr zu zärtliches Fühlen, daß sie Dingen der Empfindung den Wert von Tatsachen lieh.

Sie erwiderte: „Was wollen Sie, mein Freund? Ist nicht da unser Schicksal, unser ganzes Leben? Was verstehen wir anderes? Wozu sonst sind wir geboren? Jeder mittelmäßige Kopf schlägt uns in rechnender Genauigkeit; in Ausdauer, im Wettstreit der physischen Kräfte, sind wir zum Unterliegen Vorbestimmte. Unsere Klugheit ist die unseres Herzens, unsere Wissenschaft liegt im Empfinden. Wenn wir nicht Geliebte oder Mütter sein können, welch elende, abschreckende, unnatürliche Kreaturen sind wir dann! Sagen Sie mir nicht, daß es jetzt Frauen gibt, die anders denken! Sie würden aufgehört haben, Frauen zu sein. Man wird sie nicht mehr lieben. Sie sind Unglückliche —"

Sie unterhielten sich noch des Abends, während sie durch die langen, einsamen Alleen dahinschritten. Ihr Kleid schleifte über den rasendurchsetzten Kiesweg, ihre Hand lag auf seinem Arm. An den Pappelruten bewegte sich das Laub, leise erzitternd, in fortwährendem Wechsel von Licht zu Schwarz; hellere Ahorne, Birkengruppen ergaben reizvolle Farbenwirkungen gegen das ernste Dunkel der Fichten, und vom Weiher murmelte das Schilf eine ewige, eintönige Klage.

Sie waren wie in einem Märchen, verzaubert in silbernen Nebelschimmer; nichts vorerst zerriß seine durchsichtige Reinheit.



Geckchen war die erste, die die Brandfackel in den Zündstoff warf.

„Wie der Herr schön ist!" sagte sie einmal, als sie Ulrike beim Ankleiden half. „Der ist gewiß auch sehr reich. Und verliebt in die gnädige Frau! Das sieht ja jedes Kind."

Sie kicherte in ihrer geheimnisvollen, anzüglichen Weise, sie wollte wohl ihre Dienste anbieten, sie kannte alle Türen und Pförtchen.

Ulrike war entsetzt aufgefahren, sie schüttelte die dürre Hand der Alten ab, wie wenn man ein giftiges Reptil abschüttelt. „Sie vergessen sich! Ich glaube, Sie wissen nicht, mit wem Sie sprechen. Ich werde Lady Staunton schreiben, daß Sie abgelohnt werden, Geckchen."

Ulrike selbst hatte das dunkle Gefühl, daß die Drohung wenig furchtbar war. Geckchen wußte, daß man sie nicht ablohnen würde, sie wußte zuviel. Sie entfernte sich grinsend und kopfnickend.

„Ich muß nach Hause," sagte Ulrike bei Tisch. „Es wird Zeit für mich, die Kinder bleiben zu lange allein. Auch mein Mann wird mich vermissen."

Er war bleich geworden, trotzdem fuhr er mit gewohntem Anstand fort, sie zu bedienen: „Wann reisen Sie?" fragte er so tonlos, daß sie aufsah.

In diesem einen traurigen, erschreckten Blick, der sich sofort abwandte, erkannten sie beide ihr klägliches Geheimnis; sogar das ihm sonst vertraute „Du" hatte er in der Frage fallen lassen. — Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, von der Regulierung der Erbschaft, einem neuen Verwalter, der bestallt werden mußte, der Reinigung der Teiche und Gartenwege. Sie sprachen krampfhaft mit gezwungener Anteilnahme.

„Wollen wir musizieren?" fragte er nach Tisch.

Sie spielten ungefähr eine Stunde. Sie spielten das ergreifende orgelartige Adagio aus der zehnten Violinsonate. Ihre Augen waren so voll Tränen, daß sie die Tasten nicht mehr sehen konnte, nur das Gefühl führte sie noch. Die Dämmerung war in den Saal gedrungen, sie hüllte die einzelnen Möbel und Bilder ein, die beiden Gestalten am Flügel. Nur die Töne lebten; in der Stille trugen sie das Leben fort, durch den mächtigen Park, die ausgestorbenen Alleen. Die Geige flehte, zitterte, schluchzte; sie verstand alles. In der Musik verstand sie. Es war ein Duett ihrer beiden Seelen.

In dieser Sprache sagten sie sich jedes, alle zartesten, geheimen, uneingestandenen Dinge, die zwischen Mann und Weib sind. Ihr Geistiges, — gleichsam losgelöst über allem Irdischen, küßte sich. Und doch fand eine sinnliche Vereinigung statt, eine Umarmung auch der Leiber, viel glühender, zärtlicher, auslösender, als die gemeine, nüchterne, physische. Sie fühlte das zweite eigene und doch getrennte Leben durch ihren Körper fluten, in die Tasten ihren Fingerspitzen entströmen.

Und nun kam er, leise säuselnd erst, sie ganz einwickelnd Glied für Glied, emporreißend mit einer unerhörten Kraft, in einem ge-

bieterischen, triumphierenden Ausbruch seines ganzen Seins, den sie noch nicht kannte, unter dem sie sich wand, aufbäumte, hastende, flirrende, atemlose Triller ausstieß, — Sterbenswimmern.

Er hatte den Bogen abgesetzt, — sie blieb allein im Dunkeln.

In diesen Momenten hatte sie zum erstenmal über jeden Zweifel gespürt, daß in ihr neue Mutterhoffnungen sich regten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Er fuhr sie selbst zur Station am nächsten Tag. Sie sprachen wenig, ein feiner sprühender Regen fiel, lautlos, grau in grau.

An einer holperigen Stelle des Weges faßte sie plötzlich seine Hand, während sie die andere gekrampft fest in die Herzgegend drückte. Sie war todbleich geworden, ein Ausdruck unbeschreiblicher, namenloser Qual malte sich in ihren Zügen. „Oh, Regi—"

Er verstand sie sofort: „Schweig!" sagte er hastig, fast rauh. „Still, mein Herz!"

Reginald Dale wußte, daß er ein einsamer Mann bleiben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

# CHRONIK.

*Prof. Martin Philippsons Antwort.*

Die in Heft 10 der „Kultur" abgedruckte Erwiderung des Herrn Prof. Karl Lamprecht auf meinen Aufsatz „Neueste Geschichtsschreibung" veranlaßt mich nur zu kurzer Antwort.

Wollte ich mein Urteil über die ja auch von mir voll gewürdigte wissenschaftliche Tätigkeit Lamprechts im einzelnen begründen, so müßte ich das durch genaues Eingehen nicht allein auf seine größern Werke, sondern auch auf seine überaus zahlreichen Streitschriften tun. Ich würde damit aber einen Raum beanspruchen, den mir weder die Ökonomie dieser geschätzten Zeitschrift noch das Interesse der Leser gewähren könnte. Genug, ich halte meine Anschauung völlig aufrecht. Überschriften beweisen nichts, sondern das, was darunter entwickelt und dargelegt ist.

Berlin, 12. November 1902. *M. Philippson.*

*Eine Enquête über den Tod.*

Die „Revue" hat eine Enquête angestellt, der man zum mindesten die Originalität nicht absprechen wird. Sie hat an eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten, besonders aus der Schriftstellerwelt, die Frage gerichtet: „Würden Sie es bedauern, zu sterben? Und warum?"

Als einst Buloz, der Begründer und erste Herausgeber der „Revue des deux mondes", einen Aufsatz über Gott erhielt, lehnte er ihn ab mit der Motivierung: Gott ist nicht aktuell! Der Tod aber hat sicherlich an Aktualität nicht verloren, und so mögen denn einige der eingelaufenen Antworten hier mitgeteilt werden.

Paul Adam, der Autor der Romane „La Force" und „L'Enfant d'Austerlitz", schreibt: „Ich würde es nicht bedauern zu sterben, wenn es sich nur darum handeln würde, das aufzugeben, was das Leben uns Angenehmes bietet, also etwas Seltenes unter der erfinderischen Menge der Schmerzen. Aber ich habe zu dem Tod nicht mehr Vertrauen wie zum Leben. Ich sehe eine Reihe mikrobischer Verwandlungen voraus, eine endlose und schmerzhafte Teilung meiner Eigenschaften in eine Menge von Bazillen und Vibrionen, die ihrerseits leiden, dulden, hoffen und enttäuscht sein werden nach unendlich kleinen, aber ebenso unerträglichen Verhältnissen. Anders ausgedrückt, der Tod scheint mir nicht die Ruhe, das Nichts zu versprechen, sondern eine sinnlose und unklare Auferstehung, deren Etappen ich fürchte. Hier weiß ich wenigstens, was mich erwartet: materielle Unannehmlichkeiten, Arbeit ohne Unterlaß, die Feindseligkeit der Freunde, der Haß der Gegner, die Berechnungen der Umgebung und die Verachtung, die ich für meine eigenen unzulänglichen Anstrengungen hege. Nachher? Wird das nicht noch schlimmer werden? Die Wissenschaft antwortet: Allem Anschein nach."

Brieux, der Verfasser der auch in Deutschland bekannt gewordenen „Roten Robe", meint: „Wie sollte man es wohl bedauern zu sterben, da man, so lange man noch nicht tot ist, hoffen kann zu leben, und wenn man einmal tot ist, weiß man nicht, daß man es ist."

Descaves, der Verfasser des Militärromans „Les Sous-offs", betrachtet die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus: „Ob ich es bedauern würde zu sterben? Ich glaube es wohl. Und warum? Weil ich drei kleine Knaben habe und sie nicht verlassen möchte, ohne ihnen nächst dem Leben auch das Zehrgeld gegeben zu haben, das erforderlich ist, um es erträglich zu machen."

Anatole France, der feinsinnige Kenner der Antike, zitiert des Euripides Hippolytos, Vers 190 ff: „Das Leben der Menschen ist voll von Schmerzen und es gibt kein Unterlaß für ihre Leiden. Aber diese andere Sache, wie sie auch sein mag, die wünschenswerter sein soll als das Leben, ist dunkel und verborgen unter Wolken, und wir lieben ohne Weisheit dieses Leben, das auf der Erde strahlt, weil wir kein anderes kennen und die unterirdischen Dinge uns nicht



enthüllt sind. Wir werden ganz überflüssigerweise durch Lügen beunruhigt.“ So spricht die Amme der Königin Phädra.

Die bekannte Gyp antwortet sehr lakonisch: „O, durchaus nicht!“

Recht bissig und witzig ist die Erwiderung von Henry Kistemaeckers ausgefallen: „Ihre Enquête würde nur dann von brennender Aktualität sein, wenn sie — an Tote gerichtet wäre. Ich habe augenblicklich keinen bezeichnenden Ausdruck für einen Vergleich zwischen dem Sein und dem Nichtsein, zwischen Leben und Tod, zwischen Diesseits und Jenseits. Und die Wahrheit sträubt sich dagegen, zu sagen, ob ich, wenn ich tot sein werde, es bedauern werde. Es ist eine Frage der Zugehörigkeit: wie werden da unten die Gruppen gebildet? Ist es das Land der Heiligen oder der Houris? Die Oase der Tugend, das Universum der Weisheit oder der siebente Himmel? Bringen Sie den Koran in Übereinstimmung mit dem Buch des Buddha, Pascal mit Sanct Paul und benachrichtigen Sie mich davon. Ich will Ihnen dann sagen, was ich vorziehe. Gegenwärtig, wo ich Ihnen dieses schreibe, erkenne ich den Toten nur einen Vorzug zu vor dem vulgum pecus, das sich hier herumtreibt: sie entgehen allen Interviews, die sich im Sommer in beunruhigender Weise vermehren. Ach, die Toten! Man fragt sie niemals um ihre Ansicht. Sie leben in Frieden!“

Die streitbare Louise Michel meint: „Unter keinen Umständen würde ich es bedauern zu sterben, weil ein Wesen, das stirbt, ein Blatt, das abfällt, eine Welt, die verschwindet, in den ewigen Harmonieen nur eine Pause ist, die durch irgend einen Rhythmus veranlaßt wird, den wir noch nicht kennen. In gewissen Momenten habe ich glühend den Tod herbeigewünscht, weil es schön ist, für unsere Sache zu sterben und weil der Tod der größte Säemann von Ideen ist.“

Graf Robert de Montesquiou schreibt: „Derjenige allein kann und soll das Leben bedauern, der da fühlt, daß er unvollendet einen Teil des intellektuellen oder moralischen Werkes hinterläßt, zu dem ihm die Gaben verliehen und die Kräfte übertragen wurden. In der letzten Stunde würde jedes andere Motiv des Bedauerns als der Gedanke, Menschen oder Ideen unterstützen zu können, kindisch sein, würdig eines Wesens, das noch im Zustande der Kindheit ist, ohne Schwung der Seele, ohne wirklich hohen Ehrgeiz. — *Dixi Vixi.*“

*Das finnische Theater.*

Ernst Brausewetter, der feinsinnige und gründliche Kenner der nordischen Literaturen, dessen schönes Finnlandbuch so viel dazu beigetragen hat, dem deutschen Publikum die finnische Literatur näher zu bringen, gibt jetzt eine „Finnländische Rundschau“ heraus, die, vierteljährlich erscheinend, den Beweis erbringen soll, wie viel reges geistiges Leben dort unterbunden, wie große, berechtigte Daseins-



interessen vernichtet würden, wenn der zarische Despotismus sein Werk der Unterdrückung des kleinen Landes fortsetzt. Das 3. Heft enthält einen sehr instruktiven Aufsatz von Werner Söderhjelm über das finnische Theater in Helsingfors. Ein finnisches Theater, d. h. ein solches, auf dem von finnischen Darstellern in finnischer Sprache gespielt wird, gibt es erst seit 30 Jahren. Bis dahin war Finnland die ausschließliche Domäne schwedischer und deutscher Schauspielertruppen gewesen. Doch lassen sich die ersten Bestrebungen zur Begründung eines finnischen Theaters bis in die vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verfolgen. Im Jahre 1847 wurde zum erstenmal auf einer Liebhaberbühne in Kuopio eine größere finnische Originalkomödie „Der Zauberer“ von Hannikainen aufgeführt, ein höchst drastisches realistisches Stück, welches primitive Verhältnisse in einem Dorfe schildert, das von dummen Menschen bewohnt wird, und das unter anderm einige von ihren Haustieren auf die Bühne bringt.

Neue Versuche, finnische Stücke zur Aufführung zu bringen, wurden erst Ende der sechziger Jahre in Helsingfors gemacht und zwar von seiten eines Vereins, dessen Zweck es war, für die Entwickelung der finnischen Literatur zu sorgen. Epochemachend wirkte die Aufführung der Tragödie „Lea“ von Alexis Kivi im Jahre 1869. Die Begeisterung, die so wachgerufen wurde, ließ sich durch keine Hindernisse schrecken. An der Spitze der ganzen Bewegung stand ein junger Ästhetiker und Dramatiker, Dr. Bergbom, dem der Ruhm gebührt, der eigentliche Begründer des finnischen Theaters zu sein. Seinen Bemühungen gelang es, einen Garantieverein ins Leben zu rufen, und 1872 konnte die erste finnische Truppe ihre Eröffnungsvorstellung geben. Von da an datiert also faktisch die Existenz eines stehenden finnischen Theaters.

Zunächst galt es nun, ein Repertoire zu schaffen. Das erste Jahr wies, neben den einheimischen Dramatikern Topelius und Kivi, zwei Stücke des Dänen Holberg, eins von Kotzebue und einige deutsche Singspiele auf. Unter den Stücken des großen Stils erschien zuerst Victor Hugos „Maria Tudor“; 1874 kommt Schiller mit „Kabale und Liebe“ an die Reihe, und während des ersten Jahrzehntes werden von ihm noch „Die Räuber“ und „Maria Stuart“ gegeben, während Molière durch „Le médecin malgré lui“, „Le bourgeois gentilhomme“ und „L'avare“ repräsentiert wird. Dann kommt 1880 Ibsens „Nora“ und 1881 Shakespeares „Romeo und Julia“. Im übrigen sind es einheimische Sachen von Runeberg, Kivi u. a., dann auch einige wenige norwegische (Björnson) und dänische (Oehlenschläger, Hertz) und eine Menge der damals beliebten deutschen Schriftsteller (Mosenthal, Wilbrandt, Moser, Brachvogel, Anzengruber, Benedix, L'Arronge). In der Folge haben dann noch zahlreiche Dramen von Shakespeare, Molière und Ibsen ihren stehenden Platz auf dem Repertoire gefunden. Auch Goethes „Faust“ wurde gegeben. Dabei wurde keins von den besten Stücken des neueren Repertoires übergangen. Was aber noch

weit wichtiger ist: das Theater hat geradezu ein einheimisches finnisches Drama ans Tageslicht gefördert. Der größte Dramatiker der finnischen Sprache, Alexis Kivi, hat seine Dichtungen allerdings vor dem Entstehen des Theaters geschrieben; aber nach ihm ist eine ganze Reihe starker Talente in die Öffentlichkeit getreten.

Die finnische Truppe spielt nicht nur in Helsingfors, sondern macht Tournéen durch das ganze Land und wirkt so als bedeutender Kulturfaktor. Namentlich tragen die volkstümlichen Vorstellungen dazu bei, dem Volke die Bedeutung des Theaters als Bildungsanstalt einzuschärfen, die man ebensowenig entbehren kann wie die Volksschule.

Das letzte große Opfer, das das Publikum des finnischen Theaters für sein Schoßkind gebracht hat, war das Zustandekommen eines neuen Theatergebäudes. Die bis dahin benutzte Lokalität erwies sich als unzureichend, und so ist man denn durch private Opferwilligkeit und reichliche Staatssubsidien so weit gekommen, daß man in diesem Jahr ein neues stattliches Bauwerk, das für 1000 Personen Raum bietet, eröffnen konnte. Damit beginnt in der Geschichte des finnischen Theaters eine neue Periode.

## BÜCHER-LISTE.

**Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 21. Oktober bis zum 20. November eingelaufen:**

*Andrejew, Leonid,* Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von N. Hornstein. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

*Bartels, Adolf,* Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bde. Leipzig 1901—1902. Eduard Avenarius.

*Baudelaire, Charles,* Werke. Deutsch von Max Bruns. Bd. III. Poes Leben und Werke. Wagner in Paris u. A. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

*Bekk, Dr. Adolf,* Shakespeare. Des Dichters Bild, nach dem Leben gezeichnet. Paderborn 1902. Ferdinand Schöningh.

*Bölsche, Wilh.,* Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Berlin 1903. Georg Bondi.

*Driesmans, Heinr.,* Rasse und Milieu. (Kulturprobleme der Gegenwart, herausgegeben von Leo Berg. Bd. IV.) Berlin 1902. Johannes Räde.

*Erdmann, Gust. Ad.,* Unter der Flagge der Hamburg-Amerika-Linie. Braunschweig 1902. Georg Westermann.

*Floerke, Gustav,* Zehn Jahre mit Böcklin. 2. Aufl. München 1902. F. Bruckmann.

*Gelber, Adolf,* An der Grenze zweier Zeiten. Freie Reden über Shakespeare. Dresden-Leipzig 1902. Carl Reißner.

*Günther, Christian,* Strophen. Herausgegeben von Wilhelm v. Scholz. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.



*Harten, C.,* Wie lernt man sich gut und anständig benehmen? Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

*Helfft, Dora,* Ein moderner Jurist. Zeitbild. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

*Jensen, Wilhelm,* Der Hohenstaufen Ausgang. Geschichte und Dichtung. 2. Aufl. Leipzig-Dresden 1902. Carl Reißner.

*Die Kunst im Leben des Kindes.* Ein Handbuch für Eltern und Erzieher, herausgegeben im Auftrage der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes" von Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilh. Spohr, Fritz Stahl. Berlin 1902. Georg Reimer.

*Lampert, Dr. Kurt,* Die Völker der Erde. Lfg. 1—18. (1. Bd.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

*Lepsius, Johannes,* Reden und Abhandlungen. Heft III: Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben. Berlin 1902. Reich Christi-Verlag.

*Marcotti, Guiseppe,* Entehrt. Roman, übersetzt von Cath. Brenning. Dresden-Leipzig, Heinr. Minden.

*Meißner, Fr. H.,* Adolf v. Menzel. (Das Künstlerbuch. Bd. VIII.) Berlin 1902. Schuster & Löffler.

*Meyers großes Konversations-Lexikon.* 6. Aufl. Bd. I. (A bis Astigmatismus.) Leipzig und Wien 1902. Bibliographisches Institut.

*Moeller-Bruck, Arthur,* Die moderne Literatur. Berlin-Leipzig. Schuster & Loeffler.

*Mohr, Dr. jur. et phil. Paul,* Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie. Berlin 1902. Franz Siemenroth.

*Mombert, Alfr.,* Tag und Nacht. 2. Aufl. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.

— Der Glühende. 2. Aufl. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.

— Die Schöpfung. 2. Aufl. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.

*Negri, Gaetano,* Segni dei tempi. Profili e bozzetti letterari. Terza edizione. Milano 1903. Ulrico Hoepli.

*Nippold, Friedr.,* Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1903 Ernst Wunderlich.

*Pflügl, Richard v.,* Lieder eines Unmodernen. 3. Aufl. Wien, J. J. Plaschka.

*Proelß, Johannes,* Er soll dein Narr sein. Eine Buchdrucker- und Ehestandsgeschichte aus alter Zeit. Stuttgart 1903. Adolf Bonz & Co.

*Scheerbart, Paul,* Immer mutig. Ein phantastischer Nilpferderoman. 2 Bde. Minden i. W. 1902. J. C. C. Bruns.

*Schickele, René,* Pan. Sonnenopfer der Jugend. Straßburg i. E. 1902. Stürmer-Verlag bei Josef Singer.

*Seidl, Arthur,* Kunst und Kultur. Berlin und Leipzig 1902. Schuster & Loeffler.

*Servaes, Dr. Franz,* Heinrich v. Kleist. (Dichter und Darsteller, herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar. Bd. IX.) Leipzig 1902. E. A. Seemann.

*Stenglin, Felix Frhr. v.,* Das Höchste. Roman. Dresden-Leipzig, Heinr. Minden.

*Traudt, Valentin,* Leute vom Burgwald. Erzählungen aus dem oberhessischen Volksleben. Marburg. N. G. Elwert.

*Weber, Emil,* Neue Kinderlieder. (Gesammelt von Emil Weber. Mit Bildern von Prof. Franz Hein.) Hamburg 1902. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

---



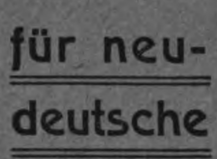
---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





# Schafsteins Verlag





für neu- deutsche KINDER-KUNST ·

SCh & Co

wurde auf der Industrie- und Gewerbe-Ausstellung
in Düsseldorf 1902
mit der silbernen Medaille ausgezeichnet.

**Knecht Ruprecht.** Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen ×××××××××××××××××××
herausgegeben von Ernst Brausewetter.
Band II. Jeder Band ist für sich abgeschlossen. 3 Mark.

**Knecht Ruprecht.** Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen ×××××××××××××××××××××××××
herausgegeben von Ernst Brausewetter.
Band III. Jeder Band ist für sich abgeschlossen. 3 Mark.

**Fitzebutze.** Allerhand Schnickschnack für Kinder von Rich. und Paula Dehmel. ××××××××××××××××××××××××
Mit Bildern von Ernst Kreidolf. 3 Mark.

**Die Blumenmärchen.** Dichtung für Kinder mit 16 farbigen Vollbildern und vielen Skizzen in Steindruck von Ernst Kreidolf, vornehmst ausgestattet. ×××××××
Querfolio. 5 Mark.

**Die schlafenden Bäume.** Ein Traummärchen mit Bildern von Ernst Kreidolf. ×××××××××
1 Mark 50 Pfg.

**Die Wiesenzwerge.** Ein Bilderbuch mit Text von Ernst Kreidolf. ××××××××××××××××××××××××
3 Mark.

**Miaulina.** Ein Märchenbuch für kleine Kinder von Ernst Dannheisser. Mit farbigen Bildern von Julius Diez.
3 Mark.

I. Jahrgang * 1902 * Heft 12



# DIE KULTUR

## Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

## INHALT



ZWEITES DEZEMBERHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.



# Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

---

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

*„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.*

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12. Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

---

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

---

## Das XIII. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang Januar 1903 und wird u. a. enthalten:

Wolf von Schierbrand (New York): *Die Trustfrage in den Vereinigten Staaten.*

Max Lorenz (Berlin): *Katholizismus und Wissenschaft.*

Prof. R. Schoener (Rom): *Die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Italien.*

Divorçons.

Di[illegible]

Dl[illegible]



Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1902. ⋆ Zweites Dezemberheft.

INHALT

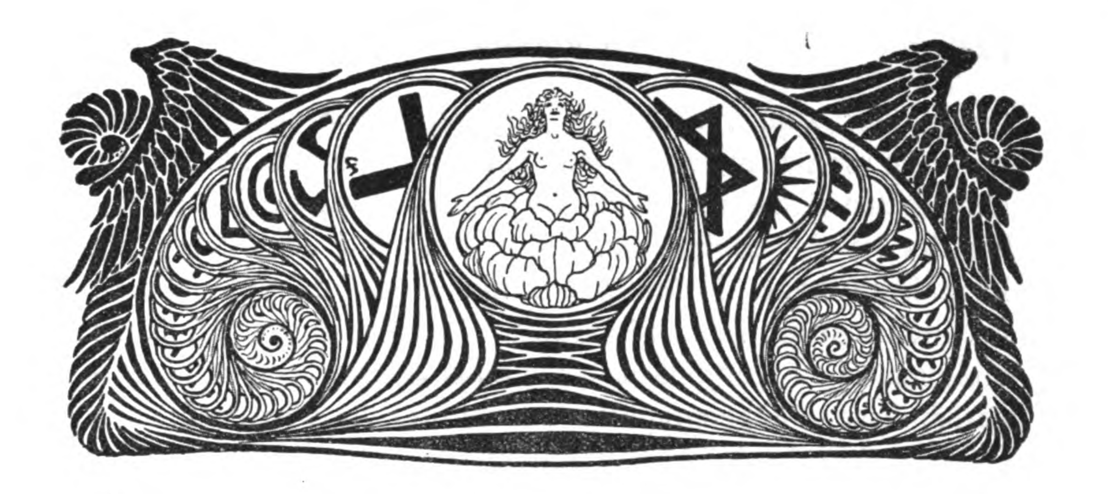


HERAUSGEBER D<sup>R</sup> S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C<sup>O</sup>

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



# Deutschland und England.

„Es gibt eine Verdummung des Volkes durch rohe Formen der religiösen Volksmetaphysik, die von unwißbaren Dingen handelt; es gibt aber eine noch ärgere heillose Verdummung der Volksklassen im Gebiet der empirisch wißbaren weltlichen Interessen. Der Leibjournalismus der Militärdespotie und des Geldsacks z. B. erreicht in dieser Beziehung Leistungen, die noch kein Pfaffentum übertroffen hat." (Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers I, 507 der ersten Ausgabe.) In den letzten Jahrzehnten haben wir solche Leistungen in nicht geringer Zahl anzustaunen Gelegenheit gehabt — bei allen Kulturvölkern. Bei uns haben die Offiziösen dem Publikum, das lange genug für England geschwärmt hatte, unter Bismarck und in den ersten Jahren des jetzt regierenden Kaisers einen völlig sinn- und grundlosen Engländerhaß eingeflößt und damit das Volk so dumm gemacht, daß es die einfachsten, klarsten, dicksten Tatsachen nicht mehr zu sehen vermochte. Seit ein paar Jahren arbeiten dieselben Offiziösen nicht ganz erfolglos daran, diesen Haß wieder auszutreiben. Der letzte Besuch des Kaisers in England hat nicht mehr so rührende Jammersymphonieen und so starke Entrüstungsstürme entfesselt wie der vor zwei Jahren; doch über die politischen Gründe, die wir zur








Liebe oder zum Haß gegen England haben, ist das Volk heute so wenig aufgeklärt wie vor sechs Jahren. Über die Diplomaten richte ich nicht. Der verantwortliche Staatsmann hat das im Augenblick Nötige zu tun, und die wechselnde Lage kann heute Freundschaft mit Rußland und morgen Freundschaft mit England anraten. Von der augenblicklichen diplomatischen Konjunktur aber sind die dauernden Machtverhältnisse, die geographische Lage und die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker zu unterscheiden, welche die unter allen Wandlungen festzuhaltende Grundrichtung der Politik und die entfernteren, die Zukunft des Volkes sichernden Ziele bestimmen. Über die sollte sich jedes Kulturvolk klar sein, und sie sind wahrhaftig nicht schwer zu erkennen. Daß wir unser dauerndes Verhältnis zu England nicht nach dem Grade unserer Sympathie für oder Antipathie gegen den englischen Volks-Charakter oder nach unserer Wertschätzung des persönlichen Charakters seiner Herrscher und Staatsmänner einzurichten haben, sollte man den Verehrern Bismarcks nicht zu sagen brauchen. Zwei Grundtatsachen sind entscheidend für das dauernde Verhältnis der beiden Staaten zueinander. Erstens, sie sind nicht in der Lage, Krieg miteinander zu führen. Heutzutage erklärt ein europäischer Staat dem andern, mit dem er Grenzstreitigkeiten hat, nur dann den Krieg, wenn er hoffen darf, ihn zu überwältigen, oder wenn er dem mit Siegeshoffnungen sich tragenden Nachbar zuvorkommen muß, um die Gefahr zu mindern. Deutschland und England sind keine Grenznachbarn, und keiner von beiden wäre imstande, den andern zu überwältigen. England könnte wohl mit seiner Flotte an unserer Küste und an unsern Handelsschiffen einigen Schaden anrichten, aber keinen unserer Lebensnerven verletzen. Wollte es seine paar Tommies unserer Armee entgegenstellen, so würde der Versuch die Heiterkeit der ganzen zivilisierten Welt erregen — sie brächten es nicht einmal bis zur Landung. Wir aber wären nicht imstande, die zur Bezwingung Englands erforderliche Truppenmasse über die



Nordsee zu schaffen. Es wäre ein Kampf zwischen Bär und Walfisch. Und was könnte er für einen Zweck verfolgen? Der Gedanke an deutsche Eroberungen in England oder an englische in Deutschland wäre heller Wahnsinn. Daß es aber sonstige Zwecke nicht gibt, folgt aus der zweiten Grundtatsache: es besteht keiner jener Interessenkonflikte zwischen den beiden Nationen, die durch einen Krieg entschieden werden können. England und das Deutsche Reich sind Konkurrenten im Kolonialerwerb und im Handel. Für uns bedeuten nun überseeische Kolonieen nicht eine Lebensbedingung wie für England. Unsere Kolonieen sind ganz nützlich als Tummelplatz für unsere unruhigen Köpfe und als Veranlassung zu Übungsfahrten für unsere Matrosen, aber so viel ist keine wert, daß es sich lohnte, ihretwegen an eine Weltmacht den Krieg zu erklären. Noch törichter wäre es, wenn wir Krieg führen wollten, um England eine seiner Kolonieen zu entreißen, mit der wir, wenn wir sie hätten, so wenig anzufangen wissen würden wie mit denen, die wir schon haben. Was aber die Handelskonkurrenz betrifft, so würde ein Krieg zu ihrer Entscheidung ungefähr ebenso klug sein, wie wenn der Meister Bäcker und der Meister Schlächter, die einander Fleisch und Semmeln abkaufen, zur Förderung ihres Geschäfts einander gegenseitig die Häuser anzünden wollten. Der heutige Auslandshandel ist von dem des 16. und 17. Jahrhunderts grundverschieden. Der Handel, der damals reich machte, war nicht das bißchen Getreide-, Tuch- und Leinwandhandel, sondern der Handel mit Gewürzen, die von dem damaligen versoffenen Geschlecht in unsinnigen Mengen verbraucht und mit unsinnig hohen Preisen bezahlt wurden. Dazu kam die Einfuhr der Edelmetallmassen, die man in Amerika raubte, und der Handel mit Negersklaven. Da hatte es denn einen guten Sinn, daß die Holländer Spanier und Portugiesen aus dem indischen Ozean vertrieben, um den Gewürzhandel zu monopolisieren, daß die Holländer und die Engländer mit den Spaniern Krieg







führten, um Silberflotten zu kapern, und daß die Engländer alle seemächtigen Konkurrenten bekriegten, nicht bloß um die eigne Seemacht auszubilden, die für den Inselstaat das ist, was für jede Landmacht ihr Kriegsheer, nicht bloß um alle Kolonisationsgebiete für sich in Beschlag zu nehmen, da diesem, als einem Inselstaat, Eroberungen auf dem Festlande verwehrt waren, sondern auch, um den ungeheuer gewinnreichen Negerhandel zu monopolisieren, was ihnen schließlich in dem berüchtigten Assientovertrage von 1713 gelang. Heute besteht der Welthandel darin, daß alle Nationen die Überschüsse ihrer Urproduktion und ihrer Gewerbtätigkeit miteinander austauschen, wobei Gewürze und Edelmetalle eine ganz untergeordnete, Sklaven gar keine Rolle mehr spielen. Mit Kapern, das vor 300 Jahren reich machte, würden etwaige Kriegführende verdammt schlechte Geschäfte machen, denn den Weizen, den sie erbeuten würden, kann man heute ohne Krieg viel billiger haben, Klaviere aber, Damenmäntel und Kattun würden eine lächerliche Beute sein, denn jede zivilisierte Nation hat mehr als genug von dem Plunder daheim und strebt, den Überfluß hinauszuschaffen, nicht noch mehr hereinzubringen. Und nicht wie in den Zeiten, wo Seehandel gleichbedeutend mit Seeraub war, kann heut eine Nation sich durch Ausplünderung einer andern bereichern, sondern ihr Vorteil erheischt es, die übrigen Nationen so reich wie möglich zu wünschen, weil nur reiche Kunden gute Kunden sind. Die zur Zeit blühendsten Staaten: England samt seinen Kolonieen, die Vereinigten Staaten und das Deutsche Reich sind ein jeder der beste Kunde für die beiden andern, und einander schwächen wollen, das wäre, wie gesagt, ein ebensolches Schildbürgerstücklein, wie wenn der Meister Bäcker seinem Kunden, dem Meister Fleischer, oder dieser jenem das Haus anzünden wollte.

Soweit wird hoffentlich die Verdummung durch den Journalismus nicht gehen, daß wirklich eine der drei Nationen losschlüge; aber sich ernstlich auf das Losschlagen



gefaßt zu machen, dazu ist man doch schon in allen drei Ländern dumm genug gewesen. Bei uns haben es Bismarckanbetung und Byzantinismus dem in Kohle und Eisen investierten Kapital leicht gemacht, in der Maske des Patriotismus das mit Bildung und Besitz prunkende Publikum an der Nase herumzuführen. Ich sage nichts gegen die Flottenvorlagen des Kaisers. Zu beurteilen, wie viel und was für Schiffe wir brauchen, um die Deutschen in wilden Ländern zu schützen, unsern Matrosen Gelegenheit zur Übung zu geben und unsere jungen Leute aus der dumpfen heimatlichen Enge in den frischen freien Luftzug der weiten Welt hinauszubringen, das zu beurteilen überlasse ich den Sachverständigen von der Marine, und wie viel wir uns Schiffe leisten können, ohne unsere Wehrkraft zu Lande und unsere Volkswirtschaft zu schädigen, das mögen die Herren vom Militär und von der Finanz entscheiden. Nur gegen die publizistische Begründung der Flottenvorlagen wende ich mich, die als Zweck einen bevorstehenden Krieg mit England zwar nicht ausdrücklich nannte, aber deutlich zu verstehen gab, und gegen die Irreführung der öffentlichen Meinung durch solche Vorspiegelungen.

Gewiß, der durchschnittliche Engländer ist nicht klüger als der durchschnittliche Deutsche, wahrscheinlich sogar ein wenig dümmer, und er hat diese Jahre über in grundlosem und dummem Deutschenhasse Erkleckliches geleistet; aber unsere bessere Schulbildung macht es uns doch wohl zur Ehrenpflicht, klüger zu sein; auch können wir, ohne uns zu demütigen, John Bull seine Flegeleien zugute halten, denn er hat Ursache, verdrießlich zu sein. Geht es doch, abgesehen von seinem Kriegsunglück, bergab mit ihm; zunächst mit seinem Handel. Sein Monopol ist gebrochen. Dieses war eine Anomalie, denn da Waren nur mit Waren bezahlt werden können, mußte er, um sein Land zum *workshop of the world* machen zu können, Nahrungsmittel und Rohstoffe als Bezahlung nehmen. Dadurch hat

England seine Volksernährung vom Auslande abhängig gemacht und das Gleichgewicht zwischen seinen Berufsständen in einem Grade gestört, daß die dadurch verursachten Volkskrankheiten: allgemeine Verstädterung, zahlreiches Lumpenproletariat und militärische Untauglichkeit, kaum noch geheilt werden können. Es ist ein Opfer seiner geographischen Lage und ein Opfer der Kulturentwicklung geworden. Das erste, indem die kleine Heimatinsel das sich stark vermehrende Volk nicht zu ernähren und seiner überschäumenden Kraft keinen ausreichenden Spielraum zu gewähren vermochte, so daß es auf überseeische Unternehmungen, auf Kolonisation jenseits des großen Wassers und auf Auslandshandel unbedingt angewiesen war. Ein Opfer der Entwicklung, indem der Zwang zur einseitigen Pflege der Industrie, unter dem es stand, das Zeitalter der modernen Technik für alle Völker der Erde einleiten sollte. Es fängt nun an, seine eigne Entwicklung, die bisher die Glücklichen unter seinem Volke als ein Glück gepriesen haben, bis in seine höchsten Kreise hinein als ein Opfer zu empfinden. Die Fragen, wie es seines Lumpenproletariats Herr werden, wie es in einem immerhin möglichen Kriege die Volksernährung sichern und woher es für einen solchen die Soldaten nehmen soll, wie es den untergegangenen Bauernstand wiederherstellen, wie es dem Rückgang seiner Wehrkraft steuern, wie es einer auf Exportindustrie angewiesenen Bevölkerung Arbeit verschaffen soll, nachdem alle Staaten angefangen haben, Gewerbeerzeugnisse auszuführen, diese Fragen lasten schwer auf Regierung und Volk, und dieses macht Miene, ein zweites verloren gegangenes Gleichgewicht, das zwischen Volkszahl und Boden, durch die französische Praxis wiederherzustellen: der Neomalthusianismus nimmt überhand, und die Geburtenziffer ist von 36,3 auf 1000 Einwohner im Jahre 1876 auf 29,2 im ersten Lustrum des vorigen Jahrzehnts zurückgegangen. Sollen wir, ein Festlandsvolk, uns eine Entwicklung wünschen, die auch für das

Inselvolk, dem sie durch seine Lage aufgenötigt wurde, zuletzt zum Unheil ausschlägt? Und woher sollten wir nehmen, was den Engländern ihre Lage noch erträglich macht: überseeische Kolonieen in den gemäßigten Zonen? Diese haben bis jetzt nicht allein dem Heimatstaate Erleichterung verschafft, indem sie seinen Bevölkerungsüberschuß aufnahmen, sie haben auch dem angelsächsischen Stamme eine macht- und ruhmvolle Zukunft auf weiten Schauplätzen gesichert, so daß er es verschmerzen könnte, wenn sein Wurzelstock verkümmerte. Die Rasse ist geborgen, das englische Reich dagegen ist, wie die bis jetzt ergebnislos verlaufenen Kolonialkonferenzen beweisen, nur ein blendendes Scheingebilde; für England als Staat bedeuten die Kolonieen, die es im Kriegsfalle durch eine über die ganze Erdkugel zerstreute Flotte schützen müßte, nicht einen Machtzuwachs, sondern Schwächung und Lähmung.

Nein, England ist nicht unser Feind im militärischen Sinne und kann es niemals werden, es müßte denn einmal Königin Dummheit in Person hüben oder drüben das Reichszepter ergreifen. Die Periode der Kriege zwischen den Staaten des europäisch-amerikanischen Kulturkreises dürfte geschlossen sein. Balfour hat auf dem Lordmayorbankett gesagt: Die Gefahr kriegerischer Explosionen liege an den Stellen, wo die höhere Zivilisation, die westliche, sich mit der Barbarei berührt. Für uns liegt diese Stelle an unserer Ostgrenze, denn der Zarenstaat ist kein europäischer, sondern ein Barbarenstaat. Nicht etwa das russische Volk oder Rußland ist unser Feind, sondern der russische Staat. Was Volk und Land betrifft, so gilt von beiden, was Ernst von der Brüggen in seinem vortrefflichen Buche: „Das heutige Rußland“ sagt: unsere Industriellen und Arbeiter wie unsere Landwirte müssen sich ein reiches, blühendes Rußland wünschen, jene, damit sie an den Russen gute Kunden haben, diese, damit die Russen sich satt essen und ihren Roggen im Lande behalten können.

Leider, meint er, sei wenig Aussicht auf Erfüllung des Wunsches vorhanden — solange, muß man ergänzend hinzufügen, der zarische Staat bestehen bleibt.

Neiße, 29. November. *Karl Jentsch.*

# Der Symbolist Félicien Rops.

(10. Juli 1831—22. August 1898.)

„Hat er denn nie die Hände einer Mutter seine fröstelnde Seele wärmen gefühlt? Hat denn nie eines liebenden Weibes linde Hand ihn in seinen Schmerzen gepflegt? Er muß große Not vom Weibe erfahren haben, daß sein ganzes Lebenswerk, seine große Anklage gegen das moderne Leben in der Verwerfung des Weibes gipfelt.“ Das waren meine Gedanken, als ich Rops' Meisterblätter bewunderte.

Gewiß, einige wenige sind darunter, die warm und anheimelnd deutsch wirken; das sind jene, wo er Genrebilder und Typen aus seiner vlämischen Heimat malt: biedere, verhutzelte Mütterchen und massige, ernste Onkels. Ein junges Mädchen liegt im Sonnenschein in den frischgepflügten Ackerfurchen, eine vermummte Alte sitzt in dämmerdunkler Kirche beim Beichtstuhl, oder aber um den gutbesetzten Kaffeetisch nicken vlämische Flügelhauben und besprechen den neuesten Skandal im Städtchen. Dazwischen hat Rops dann Till Eulenspiegel, das Volksepos der Vlamen, reizend illustriert. Jugendzeit und Heimat wirkten versöhnend auf seinen bitteren Griffel; die Stadt Namur, wo seine von



deutschen Vorfahren abstammenden Eltern wohnten, das Jesuitenkolleg mit seiner breit angelegten Ausbildung hatten ihn in straffer Zucht zum Genusse des Lebens geleitet. Die Eltern starben, als er jung an die Freude herantrat. Er war reich, er fühlte Kraft in sich. Und er ging hin und auf eigner Jacht, im Kreise einer Reihe der schönsten Frauen, fuhr er mondenlang im blauen Mittelmeer herum, genau so wie Guy de Maupassant es auch getan hat. Seine Willenskraft ging nicht unter im Genusse. Die Jacht wurde verkauft, die schönen Frauen ohne einen letzten Blick fortgeschickt, und der junge Rops begann zu arbeiten. Er lernte bei ersten Meistern malen, radieren, ätzen, kurzum alle graphischen Künste. Als der talentvolle, unermüdlich fleißige, energische junge Mann sich Meister fühlte, da begann er auch seine Anklageschrift gegen das Weib. In Paris setzte er sie fort bis zu seinem Ende.

Wann hat jene Stunde geschlagen, wo aus diesem starken Manne der herbe, strenge Philosoph geworden ist? Hat ein Weib wirklich so große Tat des Verrates an ihm begehen können, daß er allen Glauben verlor? Wir wissen es nicht. Aber dieser unerbittliche Forscher in den grauenvollsten Tiefen des menschlichen Empfindens, dieser ätzende Satiriker hat in unzähligen Blättern unsere moderne Gesellschaft mit ihren Kultursünden, ihrer Heuchelei und Dekrepidität, ihrer Unzucht und Geldgier gegeißelt, und als Ursache für alle diese Dekadenz fand der Denker Rops folgendes: In den zusammensinkenden lateinischen Rassen übt die Frau einen ungeheuren, überwiegenden Einfluß auf den Mann aus, daher die Degeneration. Dieser Einfluß ist ein diabolischer — und nun kommt die Malerphantasie und die strenge Philosophie des Menschen Rops und schaffen Satan, der die Frau inspiriert in ihrem destruktiven Werke der Männerbeeinflussung. Die Frau und Satan und deren Endergebnis, der Tod, sind Lieblingsthemata von Félicien Rops.

Von Goya, dem spanischen Malerpamphletisten, lernte er den genialen Zug der Korruptheit, von Rembrandt die



eminente Technik und von Dürer nahm er, wohl schon aus Rasseninstinkt, den tiefen philosophischen Zug seiner Lebensauffassung an. Er ist unerbittlich wahr, darum sind die meisten seiner Blätter auch nicht für das große Publikum bestimmt.

Der grimme Misogyne, der ein unermüdlicher Forscher, Bücherwurm und Gelehrter war, hat der Dekadenz der lateinischen Rassen ein prächtiges Denkmal in seinem Werke gesetzt. Gekrönt wird es durch die drei Gestalten: das lasterhafte Weib, Satan und der Tod.

In seinen „Satanischen" hat er im zweiten Blatt Satan in einem gewaltigen Nachtbilde in Aktion vorgeführt: eine gewitterschwüle, unheimliche Nacht liegt über der Stadt der Freude, Paris. Satan, ein riesiger Bauersmann, dessen Augen unter dem Schlapphute funkelnd hervorleuchten, geht, Verderben säend, über die Erde. Der eine Fuß steht auf Notre-Dame, der andere auf der Grand-Opéra. Dazwischen glastet der Seinefluß. Der rechte Arm des Riesen ist mit grandioser Geste in Bewegung und streut über die schlafende Stadt Millionen von schönen Frauenleibern, eine Sintflut von Verderben. Der weite Himmel wird durch die gigantische Silhouette ausgefüllt. Es geht ein apokalyptischer Zug durch das Ganze. Rops haßt das Weib, so daß er ihm ausschließlich alle Schuld an Sünde, Krankheit und Elend unserer modernen Zeit zuschreibt. Das *„super bestiam femina"* der Kasuisten, die Frau, die von ihrem Instinkt gepeitscht wird, hat keiner besser wie Rops gezeichnet, mit allen ihren bald lächerlichen, bald grauenhaften Varianten. Auf dem Titelbild des Novellenzyklus „Die Teuflischen" von Barbey d'Aurevilly hat Rops eine energisch skulptural wirkende Sphinx gezeichnet. Über ihr liegt in lässiger Pose eine nackte, üppige Frauengestalt, schlingt die Arme um den kalten Sphinxhals und flüstert in ihr Ohr ihre Bitten um Mitteilung neuer Sünden aus alten Jahrhunderten. Zwischen den Flügeln der Sphinx aber steht Satan im tadellosen Smoking, mit dem Chapeau claque,

weißgesteifter Hemdenbrust, Monocle und tadellos frisiertem Haar. Der linke Ellbogen ist in die rechte Hand gestützt; die linke Hand liegt am Kinn, während die Augen glühend und wartend auf die zwei Gestalten niederschauen. Der perverse Ausdruck des Weibes und der infame, lauernde Blick Satans sind von packender Grauenhaftigkeit.

Rops, der Symbolist, der philosophische Maler der Dekadenz, greift auch zurück in die Jahrhunderte. Zu einem Buche Peladans hat er ein Titelblatt geschaffen, das die Dekadenz des alten Roms darstellt. Auf einem Piedestal, das ein Reliefbild mit der säugenden Wölfin schmückt, steht Satan wieder im modernen Frackanzug, den Schädel mit dem Monocle unter dem rechten Arme haltend, während die Linke mit Impresariogeste den Deckel eines aufrechtstehenden Sarges aufgeklappt hält. Im Sarge aber steht der Tod, in der linken Hand einen kostbaren Fächer haltend, während die Rechte die seidene Robe und den weißseidenen spitzenbesetzten Unterrock kokett in die Höhe hebt. Raben kreisen um den Stein. Der Schädel der Dirne im Sarge grinst mit abstoßendem Zuhälterlächeln.

Am bekanntesten ist sein Aquarell „Pornokrates“ geworden: eine nackte Dirne führt in siegreicher Haltung ein Schwein an der Leine und schreitet über einen Fries, an dem trauernde Genien der Kunst angebracht sind. Durch die Lüfte fliegen erschreckte Genien und Amoretten davon. Rops, der dem Weibe in seinen größten sexuellen Perversitäten nachgegangen ist, hat mit diesem Bilde den großen sittlichen Ernst seiner künstlerischen Überzeugung bewiesen. Er ist eben ein Philosoph, der manchmal den Künstler in ihm dirigiert und ihn in seiner Symbolik breit, umständlich und überladen macht, aber nur in seltenen Fällen.

Man zitiert ja gerne das Wort vom lachenden Philosophen. Das Lachen ist für die Außenwelt, daß er seine Ruhe vor ihr habe. Jeder echte Philosoph ist ernst, denn das Leben ist traurig.

Rops, der satirische Philosoph, schaute auch auf die Völkerbewegungen. Er studierte Geschichte, und so entstand die Lithographie „Alles ruhig in Warschau“ nach dem Telegramm des Generals Gurko. Auf weiter Ebene liegt ein nackter Leichnam. Ein schwarzes Leichentuch deckt ihn halb, darauf steht das Wort: Freiheit. Am Nachthimmel sieht man reitende Kosaken mit Polenköpfen auf den Lanzen, weinende Frauen und Galgen mit Gehängten. Über dem Leichnam aber fliegt der zweiköpfige gekrönte Adler des weißen Zaren. Selten habe ich eine gewaltigere politische Ironie gefunden als diese Lithographie.

Ein anderes Lieblingsthema von Rops ist die Darstellung des sozialen Elends der unteren Pariser Klassen, von der Absinthtrinkerin an bis zur Prostituierten der Bannmeile. Kein anderer moderner Künstler hat dieses Sklavendasein packender und anschaulicher gezeichnet in seiner ekelerregenden Gemeinheit. Aber diese Gemeinheit darzustellen in ihrem nackten Realismus, ist nicht Endzweck von Rops. In diesen Schilderungen sowohl wie in all seinen symbolistischen Produkten will er Moralist sein. Er will predigen, er will mit seinen Sittenschilderungen regenerierend wirken. Ihm, der in der Mystik seines Glaubens warme Schätze für sein junges Herz fand, der danach im Taumeltanz des Genusses bis auf den tiefsten Grund der Freude hinuntertauchte und mit Ekel wieder herausstieg, der dann in Paris das Weib in seiner sexuellen Vergewaltigung der Geister und der Mannesenergie studierte: ihm wuchs sein künstlerisches Empfinden zu einer herben philosophischen Sittenschilderung unserer dekadenten Zeit, zu einer Lebensaufgabe heraus. Der Animalismus des lasterhaften Weibes unserer überreifen Kultur fand eine künstlerische Ergänzung im Satanismus der katholischen Mystik. Wäre Rops Protestant gewesen, er hätte trotz aller Dürerschen Herbheit und Großzügigkeit seiner Radiernadel nicht diese gewaltigen, phantastischen Kompositionen weiblich-teuflischer Apokalypse schaffen können.



Der Philosoph aber in ihm war so stark, daß er das Weib in seiner Reinheit und Schönheit nicht beachtete. So wurde er zur Antithese von Fra Angelico.

Dieser Realist und Idealist zugleich hat alle Techniken mit vollendeter Meisterschaft beherrscht, aber seine Radierungen bilden sein unvergängliches Hauptwerk. Sie sind in vielen Hunderten von Blättern in Frankreich und Belgien verstreut und umfassen das ganze moderne Leben. Ihre Kulminationspunkte sind die Frau und der Teufel.

Sar Joseph Peladan schreibt darüber: „Die zeitgenössische Frau, die hohe Dirne, mit ihrer flüchtigen, prismatischen, veränderlichen Grazie und Schönheit ist fast unmöglich in einem Kunstwerk zu fixieren. Ist sie unbeweglich, so verliert sie den Reiz, der im Unvorhergesehenen ihrer Bewegungen und Stellungen liegt. Dagegen die Pariserin nehmen und aus ihr einen Meistertypus machen, das ist etwas Unmögliches, was nur Rops siegreich wagen durfte. Nur mit einem Unterschiede: Rops ist ein Denker und so schuf er statt des einfachen Frauentypus unserer Zeit „die Dame mit dem Hampelmann". Groß, schlank, fast androgyn, hebt sie mit dem schwarzbehandschuhten Arm einen bekleideten Hampelmann in die Höhe. Ihr Lächeln der Verachtung für dieses Spielzeugmännchen ist unbeschreiblich.

Der Mann ist der Hampelmann der Frau; die Frau ist der Hampelmann des Teufels: das sind seine zwei Lieblingsthesen. Er hat sie schärfer und intensiver beleuchtet als Baudelaire, der Dichter der „Blumen des Bösen". Rops ist der einzige Künstler, der mystisch genug ist, um die moderne Perversität darzustellen.

Aber sein Wunderwerk ist der Teufel. Der Satan von Rops hat weder Hörner, noch Schwanz, noch Krallen. Er ist im Gesellschaftskleid, er trägt ein Monocle; sollte ihm noch ein Pferdefuß geblieben sein, so sieht man den nicht in den blanken Lackschuhen. Und dennoch flößt er grauenhafte Furcht ein: das einzig Satanische an ihm sind

sein Lächeln und sein Blick. Wenn man Rops den Auftrag gäbe, die Hölle an der Mauer irgend eines *campo santo* zu malen, da würde man andere Gestalten sehen als jene von Orcagna. Rops hat die große Figur Satans restauriert, er ließ den Bösen wieder auferstehen in unserer Zeit, wo man nicht mehr an Gott glaubt. Er malt ihn ohne eine Spur des Lächerlichen."

Das Weib, welches die Sünde in die Welt brachte; Satan, welcher sie hegt und pflegt als Vater! Es sind zwei uralte Themata, die nur mit den Moden wechseln. Rops hat die Geschichte der modernen lateinischen Unsittlichkeit mit der Meisterschaft des Künstlers und der unerbittlichen Ehrlichkeit des Moralphilosophen für die nachkommenden Geschlechter gezeichnet. Was Hogarth für die Angelsachsen, Goya für Spanien ist, das ist der Symbolist Rops für Frankreich: der Radierer gallo-lateinischer Dekadenz.

Bamberg. *Dr. Witry.*

## Dmitri Merejkowski.

IV.

Ein Jahrtausend war seit dem Tode Julians des Abtrünnigen verflossen. Der Galiläer hatte gesiegt; aber auch seine Lehre hatte nicht ewigen Bestand. Es kam die Zeit, da die Menschheit ihre Anschauungen zu revidieren, ihre Werte umzuwerten begann, jene Zeit, da dem Christentum etwas Neues gegenübertrat. Man nennt diese Epoche die Renaissance und sah lange die Wiedergeburt der Antike als ihr charakteristisches Merkmal an. Aber seit Jakob



Burckhardt wissen wir, daß diese Renaissance nur eine Strömung unter vielen war, daß es sich damals nicht bloß um eine Wiedergeburt, sondern vor allem um eine Neugeburt handelte. Staat und Kirche, Gesellschaft und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, ja alles Denken und Empfinden unterlag einer völligen Revolution; und das Neue, das sich ankündigte, war eben die Moderne.

In diese Werdezeit der Moderne, die man etwa durch Dante einerseits und Shakespeare anderseits abgrenzen kann, greift Merejkowski hinein. Die Fülle von Gestalten, wie sie das damals vorgeschrittenste Land, Italien, bot, läßt er an sich vorübergleiten, und an jeder entdeckt er einen modernen Zug, aber auch an jeder noch einen Rest der Vergangenheit. Nur einen findet er, in dem die Moderne völlig zum Durchbruch gekommen ist: Leonardo da Vinci.

Merejkowski wußte sich seinen Helden gut zu wählen. Denn wenn auch noch vieles in dem Leben dieses Mannes dunkel ist und wohl nie Aufklärung erfahren wird: die authentischen Werke und die dreizehn Bücher seines handschriftlichen Nachlasses genügen vollkommen, um uns seine geistige Physiognomie kennen zu lehren. *Ecce homo!* so möchten wir vor ihm ausrufen; der erste moderne Mensch! Er vor allen andern hatte begriffen, daß das neue Ideal, das am Horizont seiner Zeit in undeutlichen Umrissen auftauchte, nur auf dem Wege der Naturerkenntnis zu erreichen sei. *„Homo minister et interpres naturae“*, „Der Mensch als Diener und Ausleger der Natur“. Ja, aber nur ihr Diener, um ihr Herr zu werden. Die Kunst war ihm eigentlich auch nur eine Methode zur Bewältigung der Natur. Seinen Weg hatte er sich ganz bestimmt vorgezeichnet: Beobachtung, Erfahrung, Versuch, Neuschöpfung, das waren seine einzelnen Etappen. Nicht, daß er eine ganze Reihe von Naturerscheinungen vollkommen richtig erklärte, ist das eigentlich Moderne an ihm, sondern daß er dazu das Werkzeug des modernen Gedankens, Beobach-



tung und Versuch, anwandte. Und weiter: daß er die gewonnenen Erkenntnisse dazu benutzte, um schöpferisch die Natur zu beherrschen. Die Zahl der technischen Probleme, mit denen er sich abgab, war außerordentlich groß, in den Mittelpunkt seines Denkens und Trachtens aber stellt Merejkowski die Erfindung der Flugmaschine, ein Problem, das auf Künstler eine ganz besondere Anziehungskraft auszuüben scheint, wie das Beispiel Böcklins beweist. In der Tat, so lange die Elektrizität noch nicht bekannt war, mußte die Flugmaschine als das einzige Mittel erscheinen, um den Menschen zum Gott zu erheben, d. h. um ihn von Zeit und Raum unabhängig zu machen.

Aber noch aus einem andern, tieferen Grunde ist Leonardo dem modernen Ideal näher gekommen als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen. Wie in den Tagen Julians, so waren Christentum und wiedererwachendes Heidentum in schroffen Gegensatz zu einander getreten. Feindlich sonderten sich die Parteien: auf der einen Seite der spiritualistische Fanatismus eines Savonarola, auf der andern der Sensualismus der Borgias und dazwischen eine dritte Partei, die Heidentum und Christentum nebeneinander als getrennte Gebiete zu erhalten sucht. Leonardo allein begreift, daß es darauf ankommt, die beiden Gegensätze zu überwinden, sie in einer höheren Einheit aufzulösen, die dann eben das neue Ideal sein wird. Und so malt er denn am Schlusse seines Lebens den Dionysos, der, worauf namentlich Nietzsche so oft und so gerne hingewiesen hat, in seinem Dienst der Lust den Schmerz beimischte, der, wie Merejkowski meint, mit seinem Weinlaubkranz an die Dornenkrone gemahnt, und Johannes den Täufer, dem er bakchische Züge verleiht. Die Verschmelzung des Heidentums und Christentums ist hier zum Kunstereignis geworden; sie muß, damit das Ideal der Moderne zur Vollendung gelange, Weltereignis werden. Es ist merkwürdig, daß noch ein anderes Werk Leonardos einem verständnisvollen Betrachter einen ähnlichen Gedankengang inspirieren

konnte. In Walter Paters „Renaissance“ findet man folgende Beschreibung der „Gioconda“:

*„Alle Gedanken und Erfahrungen der Welt haben an diesen Zügen mitgeformt, um dem veredelten Ausdruck sichtbare Gestalt zu geben: der tierische Trieb von Hellas, die Wollust Roms, das Traumleben des Mittelalters mit seinem himmelsuchenden Ehrgeiz und der ritterlichen Liebesromantik, die Wiederkehr der heidnischen Sinnenwelt, die Sünden der Borgia. Sie ist viel älter als die Felsen rings um sie her; gleich dem Vampir hat sie schon viele Male sterben müssen und kennt die Geheimnisse des Grabes; sie tauchte hinunter in die See und trägt der Tiefe verfallenen Tag in ihrem Gemüt; sie hat mit den Händlern des Ostens um seltene Gewebe gefeilscht; sie wurde als Leda die Mutter Helenas von Troja und als heilige Anna die Mutter Marias.... Die Vorstellung eines unendlichen Lebens durch das Ineinanderfließen von zehntausend verschiedenen Erfahrungen ist eine uralte, und unsere moderne Auffassung ist die einer Gesamtmenschheit, welche alle Arten des Lebens und des Denkens in sich aufnimmt. So mag denn die schöne Donna Lisa wohl als die Verkörperung der älteren Vorstellung gelten, zugleich aber auch als ein Sinnbild modernen Denkens.“*

So wie ihn Merejkowski darstellt — und diese Darstellung stimmt durchaus mit der historischen Wahrheit überein — ist Leonardo in seiner Universalität und Objektivität der Typus „des genialen Menschen“, wie ihn etwa Hermann Türck statuiert hat. Man hat stets das Gefühl, daß der Mensch noch weit größer war als der Künstler, gleichzeitig aber auch, daß sein Wollen noch über sein ungeheures Können hinausging. Aber diese Disharmonie ergibt sich nicht aus dem Widerstreit seiner eigenen Kräfte, sondern aus dem Gegensatz, in dem er zu seiner Zeit steht. Kaum, daß man seine Kunst begriff, seine naturwissenschaftlichen Forschungen galten als Spielerei oder Zauberei, seine Weltanschauung aber hätte ihn, wenn sie bekannt geworden wäre, mit der hl. Inquisition in Berührung gebracht. Er, der vor Bacon die Bedeutung der induktiven Methode vollkommen gewürdigt hat, der vor Spinoza begriff, daß das Göttliche nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen, nicht nur im Schönen, sondern auch im Häßlichen, nicht nur im Guten, sondern auch im Bösen enthalten sei, der vor Goethe das Band wahrnahm, das Kunst und Wissenschaft verknüpft, er ging durch seine Zeit als ein großer Einsamer. Er teilte ganz und gar nicht





die Ansicht des Zeitkindes Hutten, daß es eine Lust sei zu leben. Sein Auge blickt in die Zukunft, und die „großen Ereignisse“ der Zeit erscheinen ihm recht klein. Kaltblütig wechselt er seine Gebieter, wandelt er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, denn er weiß, er trägt die Götter der Zukunft mit sich.

Auch er also ist eine tragische Gestalt; aber nicht wie Julian, weil er seine Zeit nicht begreift, sondern weil er sie durchschaut und überschaut. Julian ahnt nur den modernen Menschen, Leonardo aber ist sein Ahne.

V.

Das Leben Leonardos wird bei Merejkowski noch von einem Epilog begleitet. Der große Künstler ist tot und seine wirkliche Bedeutung vergessen. Der Mann, der ihn wieder entdeckt, der da einsieht, daß er der echte Vorläufer des modernen Menschen gewesen ist, ist ein junger russischer Maler, Eutychius. Und Eutychius malt ein Bild nach Art der Heiligenbilder der griechischen Kirche, ein Ikon, auf dem eine symbolische Figur dargestellt ist, mit dem Antlitz Leonardos und mit Flügeln, und darunter ist ein Vers aus dem Propheten Maleachi angebracht: „Siehe, ich schicke meinen Boten und er wird den Weg bahnen. Und der Gott, den ihr sucht, wird bald in seinen Tempel kommen.“ Aber Eutychius gelangt noch zu einer weiteren Überzeugung: daß nämlich der Zukunftsmensch in Rußland erstehen wird, daß er die Krone Nebuchadnezars und die weiße Kutte des Papstes Sylvester I. tragen wird, und daß dann die Sonne auf die siebzehn Kuppeln der russischen Hagia Sophia scheinen wird, d. h. also, daß dann Rußland die Weltherrschaft, sowohl die zeitliche wie die geistige, besitzen wird.

Man sieht, daß dieser Epilog auch als Prolog zu dem noch ausstehenden dritten Teil der Trilogie, dessen Held Zar Peter sein soll, dienen kann. Wie Merejkowski seinen Ideengang weiter führen wird, läßt sich natürlich nicht



sagen. Möglich, daß dieser dritte Teil gegen die beiden vorhergehenden an Gehalt zurückstehen wird, ja sogar wahrscheinlich. Denn das ist in ähnlichen Fällen schon weit Größeren passiert. Man denke nur an den zweiten Teil des Faust oder an Dantes Paradiso. Die menschlichen Kardinalfragen kann wohl der Einzelne aufwerfen, aber sie zu lösen, auch nur theoretisch, vermag er nicht; das kann nur die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal.

VI.

So viel über Merejkowski den Denker. Und nun zu Merejkowski dem Künstler.

Wir besitzen zwei Typen des historischen Romans. Der eine Typus strebt nach prägnanter Kürze und artistischer Konzentration. Flauberts „Salammbô" und Conrad Ferdinand Meyers „Versuchung des Pescara" können hier als Muster gelten. Der andere Typus dagegen will ein Zeit- und Weltbild von den allerweitesten Dimensionen geben, kann sich an epischer Breite gar nicht genug tun: Tolstois „Krieg und Frieden" bezeichnet den Höhepunkt dieser Gattung, bezeichnet auch Merejkowskis Vorbild.

Sein Julianus-Roman umfaßt zeitlich etwa zwei Jahrzehnte und erstreckt sich räumlich über das ganze römische Imperium: von der Persergrenze über Antiochia, Athen, Italien hin bis zur Lutetia Parisiorum. Alle Geistesströmungen des absterbenden Heidentums und des aufblühenden Christentums rauschen vorbei, alle gesellschaftlichen Gruppen, vom kaiserlichen Hof bis zum Sklaven, werden vorgeführt, alle Nuancen, wie sie sich in solchen Epochen allgemeiner Auflösung und Neubildung entwickeln, kommen zum Vorschein.

Nicht so groß ist der räumliche Kreis, der im Roman des Leonardo umschrieben wird. Wir bewegen uns im wesentlichen zwischen Florenz, Mailand, Rom und noch einigen italienischen Orten und wandern zuletzt mit dem Künstler nach Frankreich, nach Amboise an der Loire.





Zeitlich umfaßt die Erzählung ein Vierteljahrhundert, die Jahre 1494—1519, aber auch die Jugendzeit Leonardos wird, als Reminiszenz, nachgeholt. Unendlich aber ist die Reihe der Individualitäten, der historischen und erfundenen, die an uns vorüberzieht: Savonarola, Ludovico il Moro und seine Gattin Beatrice, die drei Franzosenkönige Carl VIII., Ludwig XII. und Franz I., Cesare Borgia und sein Vater Alexander VI., Macchiavelli, Michelangelo und Raffael und noch viele, viele andere. Nur in Gobineaus „Renaissance" findet man eine ähnliche Porträtgalerie.

Merejkowski hat für seine beiden Romane eine ungeheure Masse von Studien und Selbstgeschautem verwertet. Nicht immer ist es ihm gelungen, das Rohmaterial zum Schmelzen zu bringen, und in dem einen oder andern Kapitel schweigt der Dichter und führt der Historiker das Wort. Trotzdem wird man die beiden Romane mit derselben liebevollen Versenkung lesen, mit der sie geschrieben sind. Man hat das Gefühl, als würde man auf einem der ruhigen, gewaltigen Ströme dahingetragen, wie sie des Dichters Heimatland durchfließen, vorbei an Feldern und Wäldern, an Bergen und Wüsten, an Städten und Menschen, die alle in der Glut einer farbenmächtigen Phantasie erstrahlen.

Soll man nun Merejkowskis *„qualité maîtresse"* feststellen, so möchte ich sie in dem eminent Malerischen seiner Anschauungsweise erblicken. Unvergleichlich ist die Art, wie er z. B. Leonardos Bilder beschreibt, aber von nicht geringerem Reiz sind die Bilder, die er selbst entwirft und mit tiefem Stimmungsgehalt sättigt. Als Probe mag eines der letzten Kapitel dienen, Leonardos Abschied von Italien. Im Anfang des Jahres 1516 bricht Leonardo mit einigen Begleitern, unter denen sich sein Lieblingsschüler Francesco Melzi befindet, von Mailand nach Frankreich auf.

*„Der Weg war damals beschwerlich; quer durch Piemont bis Turin ging es im Tal der Doria Riparia, eines Nebenflusses des Po, dann mußte man über den Mont Thabor und Mont Cenis hinüber. Die Maulesel kletterten, ihre Glöckchen schüttelnd, einen engen Steg hinauf. Unten im Tal kündigte sich schon der Frühling an; hoch oben herrschte noch der Winter. Unter dem*



*blassen Morgenhimmel erglänzte die Schneemasse der Alpen wie durch ein inneres Feuer erleuchtet. Bei einer Wendung des Weges stieg Leonardo ab. Er wollte die Berge in der Nähe sehen. Die Führer wiesen ihm einen Weg, der noch steiler war, als der der Maulesel, und von Francesco begleitet, beschloß er den Aufstieg.*

*Als das Schellengeläute verhallt war, umgab sie eine überwältigende Stille. Sie hörten nur noch ihren eigenen Herzschlag und ab und zu das dumpfe Grollen der Lawinen, ähnlich dem Rollen des Donners, wiederholt von dem Echo.*

*Sie kletterten höher und höher; Leonardo stützte sich auf Francescos Arm. „Seht, seht, Messer Leonardo," rief der junge Mensch aus, auf den Abgrund zu ihren Füßen zeigend, „da ist wieder das Tal der Doria Riparia! Wahrscheinlich zum letztenmal. Wir werden es nicht mehr sehen. Da unten ist die Lombardei, Italien," fügte er leiser hinzu.*

*Seine Augen glänzten, freudig und traurig zugleich.*

*Er wiederholte noch leiser: „Zum letztenmal!"*

*Der Meister sah nach der Richtung hin, die ihm Francesco wies, dort, wo sein Vaterland lag, und sein Antlitz blieb unbewegt. Schweigend wandte er sich ab und begann von neuem zu den Gipfeln des ewigen Schnees zu steigen, zu den Gletschern des Mont Thabor, des Mont Cenis und des Rocchio Melone. Ohne sich um die Anstrengung zu kümmern, schritt er jetzt so rasch, daß Francesco, der Halt gemacht hatte, ihn nicht einholen konnte.*

*„Wohin geht Ihr, Meister," rief er, „seht Ihr denn nicht? Da ist kein Weg mehr, man kann nicht höher steigen. Da ist ein Abgrund, habt acht!"*

*Aber Leonardo, ohne auf ihn zu hören, stieg immer höher, ohne des schwindelnden Abgrunds zu achten. Und vor seinen Augen erhoben sich die Eismassen wie eine Riesenmauer, die Gott zwischen zwei Welten aufgerichtet hat. Sie riefen ihn zu sich, zogen ihn an, als verberge sich hinter ihnen das letzte Geheimnis, das einzige, nach dem seine Wißbegierde glühend verlangte. Teuer und begehrenswert, obwohl von ihm durch unüberbrückbare Abgründe getrennt, erschienen sie ihm so nahe, daß er sie mit der Hand erreichen könnte, und sahen ihn an, wie die Toten die Lebenden ansehen, mit einem ewigen Lächeln, ähnlich dem der Gioconda.*

*Das blasse Antlitz Leonardos hellte sich auf durch die Blässe der Gletscher. Er lächelte ihnen zu. Und diese gewaltigen Eisblöcke, die sich aufrecht vom kalten Himmel abhoben, betrachtend, dachte er an die Gioconda und an den Tod, wie an ein unteilbares Ganzes."*)*

*S. S.*

*) Zur Orientierung mag noch ein kurzer Überblick über die Merejkowski-Übersetzungen folgen.

Von beiden Romanen liegt eine italienische Übersetzung vor.

Die französische Übertragung ist von Jacques Sorrèze besorgt:

*La Mort des Dieux (Le Roman de Julien l'Apostat).*

*Le Roman de Léonard de Vinci (La Résurrection des Dieux).*

Der Roman des Leonardo ist in der französischen Übersetzung etwas gekürzt; zu bedauern ist es namentlich, daß die für Merejkowski so charakteristischen Eutychius-Kapitel fehlen.

Im Englischen ist „*The Death of the Gods*" bereits erschienen. Der zweite Teil, unter dem Titel „*The Forerunner*", muß bald herauskommen. Auch von der Studie „Tolstoi und Dostojewski" wird eine englische Übertragung vorbereitet.

Der vorliegende Aufsatz war bereits abgeschlossen, als uns eine deutsche



# Alte und neue Bilderbücher.

Deutschland war einmal das klassische Land des Bilderbuchs — des Holzschnitts im Bilderbuch. In Ludwig Richter und Otto Speckter und — allerdings in bedeutendem Abstand — in Oskar Pletsch verkörpert sich diese Höhe. In einer Zeit, die ganz unmalerisch empfand, die besonders in Bezug auf die Farbe alles Gefühl verloren hatte, schufen sie ihre Holzschnitte, die noch heute trotz ihres Alters nicht veraltet sind und so bald nicht veralten werden — einige ihrer Schöpfungen vielleicht nie. Denn Ludwig Richter „ist der vollendetste Ausdruck einer für unser Volkstum wichtigsten Zeit". Wohl ist Richters Kunst beschränkt; Kraft und Stärke und Leidenschaft suchen wir bei ihm vergeblich; darum finden wir Erwachsene nicht immer sofort den Weg zu ihm. Aber die Kinder finden ihn — denn es ist im letzten Sinne nur ein Thema, das seine Bilderbücher in den verschiedensten Variationen durchzieht: die Schilderung der Familie und ihres Lebens — also des Kreises, in dem das Kind mit seinen Vorstellungen und Gedanken lebt. Und gerade die innige Liebenswürdigkeit seiner Kunst fesselt das Kind sofort. Diejenigen, denen es versagt ist, als Kind Richtersche Bilder zu sehen, sind um einen Schatz von Erinnerungen ärmer, und es ist tief bedauerlich, daß weite Kreise unseres Volkes zu denen gehören müssen; denn die Richterschen Bilderbücher — „Frühling", „Sommer", „Herbst", „Winter", „Der Sonntag", „Das Vaterunser" — sind alle sehr teuer — 6 Mark bis 7,50 Mark.

In dieser Beziehung sind wir mit Otto Speckter besser daran. Seine Bilder, die sich durch ruhige Sachlichkeit der Beobachtung und die Absichtslosigkeit der Darstellung, besonders der Tiere, auszeichnen, sind bedeutend leichter zugänglich. Seine Zeichnungen zu den Heyschen Fabeln sind seit langem weit verbreitet (Ausgaben zu 0,50 Mk., 1,50 Mk. und 3 Mk.). In neuerer Zeit sind seine Vogelbilder vorzüglich reproduziert mit reizenden, graziösen Gedichten von Gustav Falke („Vogelbuch", Verlag von Janßen-Hamburg). Das „Katzenbuch" (Janßen), ebenfalls mit Falkeschen Gedichten, ist in den Reproduktionen nicht so einwandfrei. Dagegen sind seine feinsinnigen Zeichnungen zu Andersens Märchen, die im Buchhandel ganz vergriffen waren, in diesem Jahr mit einer reichhaltigen Auswahl Andersenscher Märchen neu erschienen (Verlagsanstalt Hamburg). Auch auf die ausgezeichneten Bilder zum „Gestiefelten Kater", die im

Übersetzung der „Auferstehung der Götter" unter dem Titel *„Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des XV. Jahrhunderts"*, zu Händen kam. Das Buch ist erst im Oktober d. J. ausgegeben worden (Verlag von Schulze & Co., Leipzig). Eine deutsche Übersetzung des „Julian Apostata" wird von dem gleichen Verlag für Dezember angekündigt.

Kunstwart-Verlag herausgegeben sind, mit neuem Text von Avenarius, müssen wir empfehlend hinweisen.

Der dritte der alten Herren, Oskar Pletsch, kann sich an Bedeutung mit Richter und Speckter freilich nicht messen. Er ist oft süßlich, und seine Zeichnung ist arm an Ausdrucksmitteln, der Ausdruck zeigt zuweilen sogar eine völlige Leere. Aber in seinen besten Leistungen vermag er dem Kinde doch viel zu sagen, und gerade zwei seiner besten Bücher sind im Loeweschen Verlage in billigen Ausgaben erschienen: „Gute Freundschaft", die Geschichte zweier kleinen Mädchen und „Der alte Bekannte", eine Malerreise in Bildern.

Eins fehlt allen dreien: die Farbe. Man vermißte sie zur Zeit des Entstehens ihrer Bilderbücher nicht — die Zeit war unmalerisch; auch die Maler der „großen" Bilder waren in erster Linie Zeichner; die zeichnerische Darstellung eines Gedankens, einer Idee, später auch einer Anekdote oder einer Geschichte — das war die Hauptsache. Als später dann das Verlangen nach Farbe, das in der großen Kunst durch die Bewegung der „Modernen" wachgerufen wurde, sich auch beim Kinderbuch geltend machte, da ist es ein trauriges Zeichen eines allgemeinen Tiefstandes künstlerischen Empfindens, daß man es wagen konnte, zu einer Reihe Pletschscher Bilder ganz plump die Farbe hinzuzufügen. Man hatte gar keine Ahnung, daß der Charakter eines Bildes in seinem Grunde verändert wird, wenn man ein schwarz gedachtes Bild nachträglich anstreicht.

Einer lebt, der ein paar prächtige Bilderbücher schuf: Wilhelm Busch mit seinem „Hans Huckebein", seinem „Max und Moritz" und — einige Stufen tiefer — den „Schnaken und Schnurren". Busch hatte vor allem eine Eigenschaft, die ihn Kindern so lieb macht: er lacht mit ihnen, laut und herzlich. Man braucht nicht zu fürchten, daß seine bösen Buben verderblich auf die beschauenden Kinder wirken; wer nicht schon verdorben ist, wird es durch Busch sicher nicht. Ganz unberechtigt aber ist der Einwand, Buschs Bilder könnten den Geschmack der Jugend verderben. — Es ist so: es gibt nicht viele Menschen, die Busch im Grunde ihres Herzens für einen bedeutenden Künstler halten; es wird den meisten sehr schwer, in seinen Karikaturen von zum Teil fürchterlicher Häßlichkeit „Kunst" zu sehen. In uns allen, wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen, steckt ein romantischer Zug nach „Schönheit", nach der Schönheit, die sich in Regelmäßigkeit der Form und Farbe äußert und die für sehr viele ideal verkörpert wird durch die William Sichel und Konrad Kiesel. Und auch in denen, die die ganze Oberflächlichkeit und Hohlheit und Geistlosigkeit solcher Schönheit empfinden, steckt doch ein Rest der Freude an der bloß äußeren Schönheit der Schale, die ganze Entwicklung unserer Kunst bedingt das. Es ist auch gar nichts gegen diese Freude zu sagen — nur wo sie ein Hindernis wird, beim Fehlen dieser äußeren Schönheit überhaupt noch Kunst zu sehen, da wirkt



sie verderblich. Die meisten Menschen werden z. B. gehindert, Busch als Zeichner zu genießen. Tatsächlich übertreibt Busch oft bis zur Fratze; aber immer sind seine Gesichter, auch seine fratzenhaftesten, voll sprühenden Lebens und voller Charakteristik. Für Kinder, die sonst hauptsächlich von künstlerisch sein sollenden Süßlichkeiten ihre ästhetischen Bedürfnisse befriedigen müssen, kann Busch von der allervorzüglichsten Wirkung sein.

Wenn wir nach Busch Meggendorfer nennen, so wollen wir damit nicht sagen, daß Meggendorfer als Künstler an Busch heranreicht. Meggendorfer ist ein verwässerter Busch. Er hat nicht den Witz und die Kraft Buschs; er hat auch nicht sein Stilgefühl und seinen Mut. Dabei läßt er sich oft gehen und zeichnet ganz belanglose Sachen. Aber in seinen besten Bilderbüchern — „Im Sommer", „Im Winter", „Auf dem Lande" (à 2,80 Mk.) z. B. — hat Meggendorfer Qualitäten, die ihn besonders für die Kleinen geeignet machen: Einfachheit und Deutlichkeit der Handlung und eine von vornherein auf Reproduktion berechnete klare und lebhafte Farbengebung.

Damit schließen für eine Reihe von Jahren die Künstler ab, die für Bilderbücher schufen. Nur ganz vereinzelt arbeitete ein Künstler einmal für ein Kinderbuch. So erschien von Thumann „Für Mutter und Kind" (Stroefer), alte Reime mit neuen Bildern; von Meyererheim „Abc-Buch" (Stilke), mit Reimen von Trojan. Ferner illustrierten Meyerheim die „Grimmschen Märchen" (Bertelsmann) und Gehrts „Das goldene Märchenbuch" (Heinsius). — Während in Frankreich und besonders in England die köstlichsten Schöpfungen auf dem Gebiete des Bilderbuches entstanden, herrschte bei uns Öde und Dürre; fast alles, was an Bilderbüchern und Illustrationen für Kinderbücher hervorgebracht wurde, hatte mit der Kunst kaum etwas zu tun. Darin ist nun in den letzten Jahren eine ganz bedeutende Wendung zum Besseren eingetreten; eine große Anzahl tüchtiger Kräfte hat sich in den Dienst des Bilderbuches gestellt.

Einer der ersten und hervorragendsten war Ernst Kreidolf. Er stellte 1897 in Dresden seine Entwürfe zu den „Blumenmärchen" aus. Dieselben erfreuten sich der lebhaftesten Zustimmung der für die Kunst interessierten Kreise, und als im Jahre 1898 die „Blumenmärchen" bei Piloty (jetzt Schafstein) als Buch erschienen, wurde ihnen ein hervorragender Platz unter den Darbietungen des Bilderbuchs angewiesen, und zwar mit Recht, denn hier war endlich einmal wieder ein Werk, hinter dem ein ursprünglicher Künstler stand. Zwei Eigenschaften sind es besonders, die wir an Kreidolf schätzen: seine reiche Phantasie, die sich in immer neuen Einfällen zeigt, und seine feine Charakteristik, die allerdings stark zur Karikatur hinüberneigt. Das letztere tritt noch stärker hervor in seinen späteren Schöpfungen: in seinen Bildern zum „Fitzebutze" — kleine Kindergedichte von Paula und Richard Dehmel (Schafstein) und in seinen „Schlafenden Bäumen" (Schafstein), einem Märchen in Bildern. —





Wie jeder eigenartige Künstler hat auch Kreidolf starken Widerspruch erfahren, besonders die „Häßlichkeit" seiner Menschen wird ihm — ähnlich wie Busch — zum Vorwurf gemacht. Wir wollen die Kinder gewiß nicht zu Häßlichkeitsfanatikern erziehen, aber gegenüber den leeren und ausdruckslosen Modejournalgesichtern der meisten Kinderbücher bedeutet Kreidolfs charaktervolle Zeichnung ein wahres Labsal. Und dann wollen wir die Farbengebung nicht vergessen, die Kreidolf, wenigstens bei den Blumenmärchen, auch beim Druck selbst überwacht hat.

Das letzte Werk Kreidolfs, „Die Wiesenzwerge" (Schafstein), ist auch zugleich sein bestes. Es zeigt alle Vorzüge Kreidolfs in hellstem Lichte: eine Fülle prächtiger Einfälle, eine großartige Ausdrucksfähigkeit in Physiognomie und Bewegung, ein feines Gefühl für ornamentale Wirkung und eine ausgezeichnete Behandlung von Licht und Farbe. Kreidolf hat auch bei diesem Buch den Druck überwacht, und so ist eine Farbenwirkung erzielt, wie sie der Dreifarbendruck bisher kaum jemals hervorgebracht hat. Diesen Vorzügen gegenüber fällt der Mangel, daß nicht alle Zwerge in der Zeichnung einwandfrei sind, gar nicht ins Gewicht, denn ausdrucksvoll sind alle; ede Figur hat uns etwas zu sagen.

Nicht ganz auf der Höhe dieses Buches steht ein Bilderbuch, das mit den Wiesenzwergen zusammen in diesem Jahr bei Schafstein erschienen ist: „Miaulina", ein Märchenbuch für kleine Kinder von Ernst Dannheiser, mit Bildern von Julius Diez. Vor allem sind Dannheisers Märchen nicht erfreulich. Wohl sind sie reich an Einfällen, aber die Einfälle sind nicht genügend verarbeitet, der Verfasser bringt es nicht fertig, daß wir ihm überall gläubig folgen, und der Sprache fehlt zu oft dichterische Kraft und Schönheit. Aber die Bilder von Diez sind zum größten Teil vorzüglich. Besonders fällt uns ihre große Farbigkeit auf: es sind keine Dreifarbendrucke, sondern die Farben sind meist in großen Flächen aneinandergesetzt; der Überdruck ist soviel wie möglich vermieden. In einigen Bildern stehen die Farben allerdings zu hart und grell nebeneinander, aber im allgemeinen ist eine vorzügliche Wirkung erzielt. Die Mühle und die beiden Nachtbilder sind wahre Prachtleistungen, während z. B. das Vorsatzpapier und das erste Titelblatt verletzend wirken. Das Ganze aber ist eine bedeutungsvolle Bereicherung unserer Bilderbuchliteratur, bedeutungsvoll besonders dadurch, daß auch hier e i n Künstler ein ganzes Buch allein illustriert.

Ein bedeutsames Unternehmen der letzten Jahre ist die Herausgabe der Jungbrunnenhefte durch Fischer und Franke, Berlin. Eine große Zahl begabter junger Künstler beteiligte sich an der künstlerischen Ausstattung dieser Hefte. Was im allgemeinen hier hervorzuheben ist, das ist die Behandlung des Buches als eine Einheit: Inhalt und Ausstattung und diese wieder in ihren verschiedenen Formen fügen sich ineinander; Lettern und Bildschmuck, ganzseitige Bilder sowohl



wie die rein dekorativen Stücke, stimmen zueinander. Die Einheitlichkeit in den Bildern wird in erster Linie dadurch erzielt, daß ein Buch von einem und demselben Künstler ausgestattet wird. Wir nennen besonders Dasio, Schmidthammer, Volkmann, Staßen, Stroedel, Müller-Münster, Mauff, Franz Hein u. a. m. Doch ist nicht zu verkennen, daß einige der letzten Hefte nicht auf der Höhe der ersten stehen; zum Teil sind die Bilder gar zu leicht aus dem Handgelenk gezeichnet. — Einige der besten Märchen sind in der Sammlung „Märchen für die deutsche Jugend" (2 Mk. geb.) zusammengestellt.

Daß Deutschland nicht arm an zum Teil vielversprechenden Talenten sei, hatte nicht nur das Jungbrunnenunternehmen gezeigt, das hatten auch die „Jugend" und der „Simplicissimus" bewiesen. Und so faßte der Verlag Schafstein in Köln den Plan, ein Jahrbuch für Kinder herauszugeben, das nicht nur literarisch, sondern auch künstlerisch das Beste bieten sollte. Der erste Band des „Knecht Ruprecht" erschien 1899 unter der Redaktion von Brausewetter. Derselbe trug durchaus das Gepräge des Kompromisses: neben ausgezeichneten Beiträgen von Gustav Falke, Paula und Richard Dehmel, Detlev v. Liliencron, Cäsar Flaischlein, Börge Janßen u. a. m. fanden sich auch literarisch ganz wertlose Sachen. Mit dem Bildschmuck stand es genau ebenso. Dagegen ergab der zweite Band einen bedeutenden Fortschritt. Wohl fanden sich auch in diesem Band noch literarisch und künstlerisch unbefriedigende Beiträge; aber das Gute und Vorzügliche überwog doch weitaus. Fidus, Eichler, Münzer, Staßen, Schmidthammer, Kreidolf, Feldbauer lieferten Bilder, die sowohl zeichnerisch wie farbig hohen Ansprüchen genügten. Nur einen Mangel zeigte das Buch als Ganzes: die Stileinheit fehlte noch. Diesem Mangel wurde endlich beim dritten Band abgeholfen, soweit es bei der Mitwirkung verschiedener Künstler möglich ist: bei dem Band ist überall dieselbe Type verwendet, die Bilder sind alle farbig und sind dem Text organisch eingegliedert als breite Kopf- oder Fuß- oder Randleisten, als Umrahmungen oder als Halb- und Vollbilder, so daß sie wirklich einen dekorativen Schmuck bilden. Selbstverständlich kann aller „Stil" nichts nützen, wenn die Einzelleistungen nicht befriedigen. Das ist hier jedoch in hohem Maße der Fall: Fidus, Kreidolf, Schmidthammer, Georgi stehen in erster Linie. — Auch literarisch ragt der „Knecht Ruprecht" über die üblichen Jahrbücher hinaus, wenn auch die literarische Seite des Buches an die Bilder nicht heranreicht.

Ein ganz ähnliches Unternehmen ist das „Jugendland", das im vorigen Jahr bei Künzli in Zürich erschien. Auch hier zeigte sich beim Durchblättern ein erheblicher Mangel an Stilgefühl, während die einzelnen Blätter zum Teil auf sehr hoher Stufe standen; zum Teil waren es dieselben Künstler wie beim Knecht Ruprecht; Kollmorgen kam mit zwei prächtigen Leistungen hinzu. Auch hier konnte sich die literarische Seite mit der künstlerischen nicht messen, obgleich



sich einige köstliche Sachen darin fanden: von Paula und Richard Dehmel, Ilse Frapan, Busse-Palma z. B. — Ein Neues bot das Jugendland: es wandte sich an eine bestimmte Altersstufe, im ersten Band an Kinder bis zu acht Jahren. — Demgemäß ist der diesjährige zweite Band für 8—12jährige bestimmt. Das hat den Vorzug, daß die literarischen Beiträge nach der Schwierigkeit gleichmäßiger geordnet werden können. Der zweite Band steht in jeder Beziehung auf der Höhe des ersten; in Bezug auf die einheitliche Gestaltung geht er sogar entschieden darüber hinaus. — Zu den schon genannten Namen treten hier Ernst Liebermann, Pfendsack, Brägger und Eichrodt. Ein guter Gedanke ist das Einfügen von Bildern ohne Text. Wenn man bedenkt, wie hülflos viele Erwachsene Bildern gegenüberstehen, über die sie noch nichts gelesen haben, wird man erkennen, daß schon Kinder gewöhnt werden müssen, „Bilder zu lesen".

Fünf kleine, prächtig illustrierte Bücher sind in „Gerlachs Jugendbücherei" erschienen (Wien). Es sind drei Bändchen Grimmscher Märchen, ein Band Bechstein und ein Band aus „Des Knaben Wunderhorn". Wie beim Jungbrunnen ist jedes Buch von einem Künstler ausgestattet. Aber die Bilder sind farbig. Die Bücher wirken ausgezeichnet: Einbandzeichnung und Vorsatzpapier sind vorzügliche ornamentale Leistungen, zugleich Zeugnisse von einer lebhaften Phantasie der Künstler. Und die Bilder halten, was das Äußere verspricht: die Gestalten ausdrucksvoll in Mienen und Bewegungen; ein feiner Humor in vielen Bildern, dazu eine oft eigenartige, aber immer wirkungsvolle Farbengebung. Vier Künstler sind bisher beteiligt: Taschner, Weißgerber, Fahringer und Löffler. Alle vier haben trotz vieles Gemeinsamen durchaus ihr eigenes Gesicht. — Eines nur ist tadelnd zu bemerken: daß zuweilen zur selben Geschichte Schwarz- und Buntbilder gehören und daß die Bilder den Seiten nicht immer ganz einwandfrei eingefügt sind.

Der seltene Fall, daß ein Band Kindergedichte wirklich nach literarischen Rücksichten zusammengestellt worden ist, liegt vor in Emil Webers „Neuen Kindergedichten" (Verlagsanstalt Hamburg) und in Wilh. Lobsiens „Selige Zeit" (Schünemann, Bremen). Beide Herausgeber haben ein feines Ohr für Lyrik, während sonst oft ganz gescheite Leute nicht imstande sind, falsche Töne von echten, lyrischen Klängen zu unterscheiden. — Die Bilder zu der Sammlung von Weber hat Franz Hein geliefert; es ist nicht alles ausgeglichen: die Zeichnung sowohl (besonders die Gesichter) als auch die Farbe sind nicht immer tadellos; doch findet sich eine Reihe ganz vorzüglicher Bilder. Die Gesamtleistung ist hoch erfreulich. Dasselbe gilt von dem Buchschmuck des zweiten Buches. Maria Freiin Knigge hat zu jedem Lied eine Kopfleiste gezeichnet, meistens bildartig und zugleich dekorativ. Wohl geben die Kopfleisten dem Buch einen vornehmen und höchst einheitlichen Charakter, aber für die Kleinen hätten doch lieber ein paar Vollbilder hinzukommen müssen.

Wenn wir zum Schluß das Resultat ziehen, so dürfen wir sagen, daß die Bilderbuchproduktion der letzten Jahre und ganz besonders gerade des letzten Jahres uns wohl mit Befriedigung erfüllen kann und uns die Berechtigung zu der Hoffnung auf weitere köstliche Gaben auf diesem Gebiete zu geben vermag.

Hamburg. *Herm. L. Köster.*

# Die Unfallversicherung als industrielle Plage.

Ein guter Hausvater sorgt in Zeiten, in denen es ihm wohl ergeht, für magere Jahre, und auch dem Gesetzgeber steht die Befolgung eines gleichen Grundsatzes wohl an. Die Bevölkerung muß aber verständnislos sein Gebaren betrachten, wenn er in schweren Nöten Vorsorge für etwa noch ungünstigere Tage zu treffen sich anschickt; zumal, wenn jene Zukunft jahrzehnteweit vor uns liegt. Leider wird die heilsame Wirkung eines unserer bedeutsamsten sozialen und wirtschaftlichen Gesetze, nämlich des Reichs-Unfallversicherungsgesetzes, durch die Verquickung mit Fürsorgeabsichten, die außerhalb der Beurteilung unserer Generation liegen, in seiner Bedeutung und Popularität wesentlich beeinträchtigt. Der nackte Gedanke, daß heute, da alle Welt unter einer schweren wirtschaftlichen Depression seufzt, Rücklagen für eine Periode, die länger als ein halbes Jahrhundert währt, gemacht werden, würde, alles Beiwerks entkleidet, sicherlich nicht verwirklicht worden sein; aber dieser Effekt wurde sorgsam verhüllt, als der Reichstag im Sommer 1900, d. h. zu einer Zeit, als der Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands vor aller Augen stand, die Aufgabe erfüllte, ein neues Unfallversicherungsgesetz zu schaffen.

Durch diese Novelle ist der Grundgedanke, der für die Einrichtung von Berufsgenossenschaften als Hauptfaktoren der Unfallversicherung dereinst maßgebend gewesen ist und noch heute gelten sollte, umgestürzt worden. Es gilt als allgemeiner Grundsatz des öffentlichen Rechtes, daß die Träger öffentlicher Verpflichtungen nur insoweit Steuern erheben dürfen, als solche zur Erfüllung dieser Verpflichtungen notwendig sind. Die Reichsregierung hat es selbst ausgesprochen, daß die privat-wirtschaftlichen Interessen geschädigt werden, wenn erhebliche Kapitalien der produktiven Verwertung der Mitglieder der Genossenschaften entzogen und die letzteren genötigt werden würden, sich ihre Betriebskapitalien zu einem höheren Zinsfuß zu verschaffen, als die von der Berufsgenossenschaft gegen pupillarische Sicherheit anzulegenden Deckungskapitalien einzubringen vermögen. Infolgedessen wurde bei der praktischen Gestaltung der in aller Welt gerühmten deutschen Unfallversicherung das sogenannte Um-



lageverfahren eingerichtet, d. h. je nach der Höhe des jeweiligen Bedürfnisses wurden alljährlich die tatsächlichen Aufwendungen durch Umlage bei den Mitgliedern der Berufsgenossenschaften wieder eingebracht. Schon sehr bald zeigten die Erfahrungen, daß es gerade dem Umlageverfahren zu danken sei, wenn die Arbeiterunfallversicherung eine beispiellose Popularität erlangt hat und die Industrie ohne irgend welche Störung ihre Last auf sich nehmen konnte. Wäre das Kapitaldeckungsverfahren eingeführt worden, d. h. wären die Berufsgenossenschaften verpflichtet gewesen, ein Kapital anzusammeln, aus dessen Zinsen die Kosten der Unfallversicherung hätten bestritten werden müssen, so wäre ein Fiasko unserer sozialen Politik von vornherein zu befürchten gewesen. So aber konnte mit ganz kleinen Beiträgen begonnen, allmählich zu größeren übergegangen und die Industrie hierdurch in die Lage versetzt werden, sich auf die nächstfolgenden Jahre vorzubereiten, d. h. ihr ganzes Geschäft darauf einzurichten, diese Ausgaben bei der Kalkulation mit in Rechnung zu stellen und dadurch auch wieder auf die Konsumenten abzuwälzen, — ein Vorzug, den die hohen Beiträge, welche das Kapitaldeckungsverfahren erforderte, mit ihrer plötzlich wirkenden Wucht niemals hätten erreichen können.

Das Umlageverfahren sah die Bildung eines Reservefonds vor und traf hierüber bei Einführung der berufsgenossenschaftlichen Gesetzgebung (§ 18 des Gesetzes vom 6. Juli 1884) folgende wohltätige Vorschrift: „Die Berufsgenossenschaften haben einen Reservefonds anzusammeln. An Zuschlägen zur Bildung desselben sind bei der erstmaligen Umlegung der Entschädigungsbeiträge 300 Prozent, bei der zweiten 200, bei der dritten 150, bei der vierten 100, bei der fünften 80, bei der sechsten 60 und von da an bis zur elften Umlegung jedesmal 10 Prozent weniger als Zuschlag zu den Entschädigungsbeträgen zu erheben. Nach Ablauf der ersten elf Jahre sind die Zinsen des Reservefonds dem letzteren so lange weiter zuzuschlagen, bis dieser den doppelten Jahresbedarf erreicht hat. Ist das letztere der Fall, so können die Zinsen, insoweit als der Bestand des Reservefonds den laufenden doppelten Jahresbedarf übersteigt, zur Deckung der Genossenschaftslasten verwendet werden.“ Das hierdurch vorgeschriebene Verfahren hat sich vortrefflich bewährt, zumal, da es den abweichenden Verhältnissen der einzelnen Berufsgenossenschaften nach Maßgabe ihrer tatsächlichen, wechselnden Jahresbedürfnisse in geschickter Weise Rechnung trug. Vom Jahre 1896 an befand sich Industrie und sonstiges Gewerbe in der angenehmen Lage, die Zinsen des Reservefonds bereits teilweise, nämlich nach Herstellung einer Sicherung für den laufenden Bedarf zweier Jahre, zur Befriedigung der den Berufsgenossenschaften obwaltenden Lasten zu verwenden. Dadurch sollte man meinen, wäre dem Interesse der Allgemeinheit an einer ungestörten Funktion der berufsgenossenschaftlichen Einrichtungen und der Dauerhaftigkeit der Unfallversicherungsfürsorge Genüge geschehen. Die Berufsgenossenschaften haben einen Reservefonds von etwa 140 Millionen Mk. angesammelt und dadurch bewiesen, daß sie für die Pflichten eines guten Hausvaters Verständnis besitzen.

Der Zweck eines Reservefonds, um welches Gebiet es sich auch handeln mag, ist erschöpft mit der Rücksicht auf künftige schlechtere Zeiten; er soll dazu dienen, um Ausfälle auszugleichen, die aus irgend welchen besonderen Gründen in einem Jahre einmal eintreten können. Es hat indes keinen Sinn, einen derartigen Fonds unablässig aufzuhäufen und ihm trotz seiner Fülle von neuem große Summen aufzupfropfen, wenn das hierin aufgespeicherte Kapital nur dazu dient, einen toten Schatz darzustellen, anstatt lebensvollen Aufgaben,

wie sie die Berufsgenossenschaften zu erfüllen haben, nutzbar zu sein. Dieser Gedankengang ist indes leider von unsern Gesetzgebern vergessen worden. Zunächst begnügte sich nicht die Regierung damit, den nach Ablauf der ersten elf Jahre über die Bedürfnisse zweier Jahre hinaus angefüllten Reservefonds weiterhin, wenigstens durch seine Zinsen, zur Erleichterung der Genossenschafter beitragen zu lassen, sondern wollte in den Beiträgen eine gewisse Stabilität herbeiführen, indem sie für die Gleichmäßigkeit ihrer Höhe von dem (bislang noch nicht erreichten) sogenannten Beharrungszustande an Sorge zu tragen suchte. Infolgedessen schlug sie vor, den Reservefonds derart zu erhöhen, daß seine Zinsen nur um einen kleinen Betrag hinter dem Erfordernis jedes Jahres zurückblieben, bis der sogenannte Beharrungszustand, der für das Jahr 1959 angenommen war, erreicht worden wäre. Der Reichstag hatte größere Eile. Er wollte das Erreichen eines Beharrungszustandes künstlich beschleunigen und schon nach etwa 20 Jahren eine derartige Anhäufung von Reservefondskapitalien herbeiführen, daß deren Zinsen fast vollständig zur Befriedigung der Bedürfnisse der Berufsgenossenschaften hinreichten. Von einem nicht gerade als sonderlich bedeutend bekannten Rechnungsbeamten, einem Rate des Reichsamtes des Innern, wurde eine Unsumme von Zahlen dem Parlamente vorgeführt, die in ihren Einzelheiten nicht mehr nachgeprüft werden konnten, da Hals über Kopf die Vorlage angenommen werden sollte; andernfalls hätten den Reichsboten vielleicht nicht mehr ergiebige Ferien geboten werden können! Gutgläubig wurde das Zahlenmaterial hingenommen und damit, ehe sich jemand die Folge dieses Schrittes recht hätte klar machen können, ein förmliches Unglück über die deutsche Industrie heraufbeschworen. Es wurde nämlich folgende Bestimmung in das Unfallversicherungsgesetz vom 5. Juli 1900 eingetragen: „Nach Ablauf der ersten elf Jahre und, sofern das elfte Jahr beim Inkrafttreten dieses Gesetzes schon überschritten ist, von diesem letzteren Zeitpunkt ab, haben die Berufsgenossenschaften dem jeweiligen Bestande des gesetzlichen Reservefonds drei Jahre lang je 10% und weiter in Zeiträumen von je drei Jahren, je 1% weniger bis herab zu je 4% alljährlich zuzuschlagen und zwar jedesmal unter Anrechnung der Zinsen. Nach Ablauf dieser Zeit sind aus den Zinsen des Reservefonds diejenigen Beträge zu entnehmen, welche erforderlich sind, um eine weitere Steigerung des auf eine jede versicherte Person im Durchschnitt entfallenen Umlagebeitrages zu beseitigen. Der Rest der Zinsen ist dem Reservefonds weiter zuzuschlagen.“

Erst allmählich gingen den beteiligten Gewerbetreibenden die Augen auf; alsbald rafften sie sich zur Abwehr auf — jedoch schon vergeblich. Erst nach und nach ergab es sich, daß sowohl die Grundlage wie die Absichten der neuen Gesetzesbestimmung illusorisch seien. Mit knappen Worten: Es sollten nicht nur nach Ablauf der ersten elf Jahre nach Inkrafttreten des Unfallversicherungsgesetzes, sondern noch weitere 21 Jahre hindurch Zuschläge zu den Reservefonds erfolgen, sodaß sie sich um mehr als 500 weitere Millionen erhöhen müssen, bevor sie, wie es schon in den letzten Jahren der Fall war, wieder dem Jahresbedarf der Berufsgenossenschaften nutzbar gemacht werden können. Das Umlageverfahren war sonach beseitigt, obwohl es sich vortrefflich bewährt hat, da es in einfacher Weise sich den jeweiligen Bedürfnissen anpassen konnte und gleichzeitig dadurch, daß es einen Antrieb zur Unfallverhütung gewährte, auf eine ständige Ermässigung der Lasten der Unternehmer hinwirkte.

Bemerkenswerterweise wollte der nunmehr allmählich sich vollziehende Übergang zum Kapitaldeckungsverfahren verhüten, daß zuzeiten ungünstiger Konjunktur die Industrie etwa einmal sich nicht mehr in der Lage befinde, die

ihr aus der Unfallversicherung erwachsenden Lasten zu tragen. Die statistische Denkschrift, welche die Preisgabe des Umlageverfahrens einleitete, suchte den Nachweis zu führen, daß bei der Fortdauer dieser Methode die Unfallversicherungsbeiträge bis zum Eintritt eines Beharrungszustandes durchschnittlich auf 20 Mk. für jeden Versicherten steigen würden. Eine solche Belastung würde unerträglich sein, und daher müßte beizeiten darauf Bedacht genommen werden, so große Reserven anzusammeln, daß zu ihren Zinsen derjenige Betrag, der 16 Mk. für den Kopf der Versicherten übersteigt, gedeckt werden könne. Erst im Jahre 1916 würde der Beitrag der Industrie die Höhe von 16 Mk. für den Kopf der Versicherten erreicht haben. Zu dieser Zeit dürfte jedoch noch nicht aufgehört werden, den Reservefonds weiterhin zu dotieren. Denn es sollten auch dann nicht einmal die Zinsen den Versicherten zu ihrer vollständigen Entlastung zu gute kommen, sondern noch teilweise dem Fonds weiterhin zugeschlagen werden, bis er derart angewachsen sei, daß auf den Kopf des Versicherten ein Kapitalbetrag von 114,29 Mk. entfalle, d. h. eine Summe, deren Zinsen jährlich 4 Mk. liefern, die dann zur Erhöhung des Beitrages über 16 Mk. hinaus verwandt werden können.

Um dieser 4 Mk. willen ist die ganze große Aktion eingefädelt worden, die unsere Industrie auf Jahre hinaus dem Reservefonds dienstbar gemacht hat. Glücklicherweise ist der rechnerische Aufbau, der selbst zu dieser Summe führt, irrig. Obwohl nämlich lediglich die Unfallentschädigungen in Betracht kommen, ist doch der Aufwand der Berufsgenossenschaften für diese Zwecke derart berechnet, als ob ihre Gesamtausgaben mit in Rücksicht zu ziehen seien, d. h. als ob die lediglich als Unfallrente gewährte Summe identisch sei mit den Kosten für Unfalluntersuchungen, für Feststellung der Entschädigungen, für den Rechtsgang, für die Unfallverhütung und schließlich auch die Verwaltung. Hierbei ist davon ausgegangen, daß alle diese Beiträge Jahr für Jahr unablässig sich absolut und relativ steigern, obwohl in diesen Aufwendungen vielfach nur einmalige Kosten, nämlich Einrichtungskosten, enthalten sind, obwohl die für die Unfallverhütung aufgewendeten Summen sich von Jahr zu Jahr infolge der trefflichen Schutzmaßregeln verringern und obwohl vor allem auch die Unfallentschädigungen in erfreulicher Weise eine Erleichterung der Berufsgenossenschaften herbeiführen, außerdem aber die Verwaltungsausgaben vollständig stabil geworden sind und nicht mehr an der Neigung ähnlicher Aufwendungen, sich zu erhöhen, teilnehmen. Die Berufsgenossenschaften haben sich derart eingelebt und sind derart ausgebaut, daß für die Einrichtung von Schiedsgerichten, für die Feststellung von Entschädigungen u. s. w. nur noch verhältnismäßig geringfügige neue Kosten aufzuwenden sind, daß aber auch infolgedessen die Vermehrung der an der Versicherung beteiligten Arbeiter nicht mehr in gleichem Maße eine Verstärkung der Ausgaben herbeiführt. In den ersten Jahren der Reichsunfallversicherung, die ja heute auf ein fast 18jähriges Bestehen zurückblickt, ereignete sich eine wesentlich größere Zahl von Unfällen, die eine dauernde und vollständige Erwerbsunfähigkeit zur Folge hatten. Noch im Jahre 1890 entfielen auf je 1000 versicherte Personen 0,38 Unfälle, die zu einer völligen dauernden Erwerbsunfähigkeit führten. Im Jahre 1900 war ihre Zahl, die sich rasch ermäßigte, bereits auf 0,08 gefallen. Diese einfachen Ziffern lassen auch jeden Laien erkennen, wie sehr sich die Lasten der Berufsgenossenschaften vermindert haben, obwohl inzwischen die Versicherung selbst weitere Kreise ergriffen und dabei auch bei einer größeren Anzahl von Personen die Empfindung hervorgerufen hat, daß sie nicht mehr in früherem Maße um ihre persönliche Sicherheit besorgt zu sein nötig hätten, da ja die Fürsorge der



Berufsgenossenschaften für sie einträte. Diese Genossenschaften haben es, gewiß zunächst in ihrem eigenen Interesse, aber darüber hinaus doch auch zum großen Nutzen der Allgemeinheit, als ihre hohe Pflicht angesehen, Anstalten verschiedenster Art ihrerseits zur Herbeiführung eines sachgemäßen und Erfolg versprechenden Heilverfahrens zu treffen; daher schreibt sich die große Zahl von Kuranstalten, Heilstätten u. s. w., die der Initiative der berufsgenossenschaftlichen Industrieen ihre Entstehung verdanken. Denn je eher ein verletzter Arbeiter geheilt ist, um so geringer ist die Last der Berufsgenossenschaft. Glücklicherweise hat das neue Unfallgesetz vom Jahre 1900 die wohltätige Vorschrift erlassen, daß die Berufsgenossenschaften künftighin von der Aufsichtsbehörde zum Erlaß von Unfallversicherungsvorschriften genötigt werden können, sowie, daß sie verpflichtet sind, für die Durchführung dieser Vorschriften Sorge zu tragen und dem Reichsversicherungsamt über die Überwachungstätigkeit der für diesen Zweck angestellten technischen Aufsichtsbeamten Bericht zu erstatten. Schon diese Maßnahmen, die durchaus nicht erst einer behördlichen Anregung bedurften, um bei den meisten Berufsgenossenschaften durchgeführt zu werden, machen es erklärlich, daß sich die Unfälle allmählich verringern, bezw. ihre Schrecken für die Unfallversicherung verlieren. Darin aber, daß einerseits Unfälle verhütet, anderseits Unfallkrankheiten rascher geheilt werden, liegt die Gewähr für die beste künftige Leistungsfähigkeit der Berufsgenossenschaften.

Ein genaues Rechenexempel, dessen Vornahme an dieser Stelle zu weit führen würde, läßt im übrigen erkennen, daß beim Eintritt des Beharrungszustandes der für jeden Arbeiter künftighin erforderliche Versicherungsbeitrag, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen und selbst wenn wir alle mildernden Einwirkungen der Unfallverhütung außer Ansatz bringen, der Beitrag für den versicherungspflichtigen Arbeiter die durchschnittliche Höhe von 14,26 Mk. niemals übersteigen und unter keinen Umständen eine solche von 20 Mk. erreichen würde. Wenn nun die heute geltende gesetzliche Vorschrift davon ausgeht, daß ein Beitrag von 16 Mk. für den Kopf des Versicherten sich noch jederzeit würde aufbringen lassen, hingegen die über 16 Mk. hinausgehende Summe die Leistungsfähigkeit der Industrie übersteigen würde, wenn anderseits aber, wie in einwandsfreier Weise von ersten Fachmännern bereits nachgewiesen ist, der Beharrungszustand bei einem Beitrage von 14,26 Mk. und nicht 20 Mk. eintreten wird, so hätte die Reichsregierung unseres Erachtens die Aufgabe zu erfüllen, ihren rechnerischen Irrtum einzugestehen und, da ja eine Beitragsleistung von 16 Mk. von dem neuen Gesetz unter allen Umständen der Industrie zugemutet wird, eine Korrektur der bestehenden gesetzlichen Vorschriften herbeizuführen. Weil die letzteren lediglich auf die über jene 16 Mk. hinausragenden 4 Mk. zugeschnitten sind, würden diese 4 Mk. überhaupt niemals in die Erscheinung treten können. Außerdem verdient hervorgehoben zu werden, daß, wenn nach einem Zeitpunkt, der in etwa 60 Jahren erst eintreten soll, die Industrie nicht mehr einen Betrag von 20 Mk. für Unfallangelegenheiten aufzubringen vermag, noch viel weniger heute, d. h. in einer Zeit des allgemeinen Geschäftsstillstandes, eine ebensolche Leistung von den Berufsgenossenschaften beansprucht werden dürfte, ohne daß sie wirtschaftlich zurückgebracht werden. Tatsächlich aber werden heute bereits von mehreren Berufsgenossenschaften Beiträge erhoben, die sogar über diesen Betrag von 16 Mk. und auch 20 Mk. hinausgehen; es sei nur auf die Bayerischen Baugewerks-Berufsgenossenschaften verwiesen, bei der auf jeden Versicherten eine Beitragsleistung von durchschnittlich 22,54 Mk. entfällt oder gar auf die Verpflichtungen der Berliner Baugeschäfte, die für den Kopf der Versicherten einen Beitrag von nicht weniger

denn 28,51 Mk. zu zahlen haben. Diese Tatsachen sind dem Gesetzgeber offenbar nicht bekannt gewesen, als er eine Summe von 20 Mk. als unerschwinglich hinstellte.

Die für die Reservefonds der Berufsgenossenschaften getroffenen Vorschriften nehmen im übrigen keine Rücksicht auf die Höhe der den einzelnen Genossenschaften gehörigen Fonds, sondern behandeln sie durchwegs gleichmäßig und zwar unabhängig davon, ob nicht etwa der Reservefonds bereits heute weit über das bisher als erforderlich angesehene Maß hinausragt. Die verschiedenen Berufsgenossenschaften haben, wie sich das aus der Natur des Umlageverfahrens ergibt, je nach der Schwere der Unfälle und der in den ersten elf Jahren gezahlten Unfallentschädigungen, auch einen entsprechend höheren oder geringeren Anteil dem Reservefonds überweisen müssen. Es gibt Berufsgenossenschaften, die bereits einen Reservefonds von mehr als 50% des doppelten Jahresbedarfs besitzen; nichtsdestoweniger sind auch sie verpflichtet, fortan den 4⅛fachen Betrag der jetzigen Summe des Reservefonds noch einmal in ihn hineinzulegen, und zwar lediglich deshalb, weil ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Leistungen und der finanziellen Kräfte ausschließlich eine Durchschnittsziffer für sämtliche Genossenschaften festgesetzt worden ist. Es werden eben sämtliche Reserven als ein einheitlicher Fonds betrachtet, und doch zeigt die Praxis bei jeder einzelnen genossenschaftlichen Bildung, daß die Ansprüche und Bedürfnisse innerhalb der verschiedenen Körperschaften vollständig voneinander abweichen. Wenn es auch sonst gestattet sein mag, Durchschnittsziffern zu wählen, so darf doch diese Schablone nicht auf Einrichtungen angewandt werden, die ihrer ganzen Entstehungsart und ihrem ganzen Zweck nach eine individuelle Behandlung geradezu herausfordern.

Es läßt sich ohne große Mühe ermitteln, daß der Betrag von etwa 500 Millionen Mark, um den die Reservefonds der Berufsgenossenschaften lediglich auf Grund eines Rechenfehlers neu belastet werden sollen, eher zu niedrig als zu hoch angenommen ist. Was es aber bedeutet, daß zu den schon vorhandenen 140 Millionen noch weitere 500 Millionen auf einen Zeitraum von Jahrzehnten brach gelegt und damit der lebendigen Verwertung entzogen werden, enthüllt sich mit furchtbarer Deutlichkeit gerade in Zeiten einer wirtschaftlichen Depression, bei der es, wie heute, niemandem, nicht einmal dem Inhaber eines ausnahmsweise sich glänzend rentierenden industriellen Betriebes möglich ist, neue Mittel für seine gewerblichen Zwecke sich zu verschaffen. Wenn sich auch Geld infolge des Mangels an Unternehmungslust und infolge des Zurückziehens von Barkapitalien aus gewerblichen Unternehmungen schon seit längerer Zeit einer außerordentlichen Flüssigkeit erfreut, so weiß doch anderseits jeder praktische Geschäftsmann, daß die auf diese Weise nach den Privattresors zurückgewanderten oder zum Erwerb von Staatspapieren verwandten Gelder sich kaum unter den günstigsten Bedingungen zu Gunsten der Verwendung in neuen industriellen Betrieben hervorlocken lassen, nicht einmal die ältesten und besten Kunden können heute bei ihren Bankverbindungen auf die Übernahme von Obligationen oder auf die Einräumung neuer Kredite rechnen. Um so schmerzlicher ist es für einen Unternehmer, lebendiges Geld sich aus dem Fleisch zu schneiden, um sich seiner zu sterilen Zwecken auf lange Jahre zu entäußern, ohne daß es dem Betrieb selbst noch je zu statten käme. Allerdings wird der Reservefonds nicht vollständig zinslos angelegt; bestenfalls bringt er einen Ertrag von 3½% d. h. von einer Höhe, mit der die Industrie heute nicht auszukommen vermag, selbst wenn sie die Abschreibungen auf das geringste Maß herabmindern wollte. Die Industrie muß um so peinlicher die ihr aufgebürdete Last empfinden,





als bei ihren Verhältnissen trotz der unstreitig ungünstigen Konjunktur doch nicht die gleichen Rücksichten wie auf die Lage der Landwirtschaft genommen werden. Für die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften ist nämlich zwecks Ansammlung eines Reservefonds nur ein Betrag von 2% des Jahresbedarfs vorgesehen, und doch wird selbst der verbissenste Agrarier zugestehen müssen, daß die Lage der Industrie gegenwärtig sicherlich nicht erfreulicher als die der Landwirtschaft ist.

Der Industrielle muß sich das Betriebskapital, das ihm der Reservefonds der Berufsgenossenschaften entzieht, unter wucherischen Bedingungen zu verschaffen suchen; dadurch wird die Leistungsfähigkeit des Gewerbes in bedauerlichem Maße herabgesetzt. Bei der Neigung der Gewerbetreibenden, die Lasten des Betriebes auf die Arbeiter abzuwälzen, müssen die neuen Bestimmungen über die Reservefonds einen bedauerlichen Einfluß auch auf die Höhe der Löhne ausüben. Falls sich aber eine derartige Abwälzung verbietet, so wird die Konkurrenzfähigkeit des heimischen Gewerbes auf dem Weltmarkt herabgemindert, denn die ausländischen Produzenten haben nicht auf ihre Ware die gleiche Summe zuzuschlagen, wie die deutschen Industriellen, und da heute bei der Schärfe des Wettbewerbes die Preise bereits allgemein außerordentlich gedrückt sind, so liegt die Gefahr vor, daß die deutsche Arbeit trotz der auf sie verwandten Mühe doch mit Rücksicht darauf, daß ihre Billigkeit von andern Ländern übertroffen wird, in das Hintertreffen geführt werde. Die Unbeständigkeit der Gesetzgebung übt außerdem einen unheilvollen Einfluß auf die Entschließungen der Gewerbetreibenden aus, die nach Füllung der Reservefonds vor Überraschungen gesichert zu sein glaubten, während sie heute darauf gefaßt sein müssen, je nach der Höhe der Unfälle mit besonders hohen Lasten für die Reservefonds herangezogen zu werden.

Lange Zeit bestand in Deutschland die Hoffnung, daß es allmählich gelingen würde, im Ausland eine ähnliche Arbeiterschutzgesetzgebung zu veranlassen, wie sie im Inland seit dem Jahre 1884 besteht, um dadurch auch einen Ausgleich der internationalen Produktionsverhältnisse herbeizuführen. Sieht aber das Ausland, mit wie schweren Schädigungen die neuerlichen Änderungen der Unfallversicherungsbestimmungen das gewerbliche Leben bedrohen, so wird die deutsche soziale Gesetzgebung ihren Nimbus, der zur Nacheiferung reizte, verlieren, und das Ausland wird sich dreimal besinnen, ob es irgend eine Einrichtung, deren wir uns erfreuen, herübernimmt.

Die Wirkung des neues Gesetzes zeigt sich leider bereits heute. Allgemein ist der Unwille über die Härte der neuen Vorschriften, die sich für das Jahr 1901 zum erstenmal haben bewähren können. Die Zahl der Zwangserhebung von Beiträgen ist, da in vielen Fällen eine Steigerung der Jahresbeiträge bis um 50% eingetreten ist, geradezu ungeheuerlich geworden. Noch niemals haben die Berufsgenossenschaften in dem jetzt erforderlichen Maße die Hülfe der Gerichte in Anspruch nehmen müssen, um gegen zahlungsunfähige Genossen vorzugehen. Alle Belästigungen einer Zwangsvollstreckung müssen die Industriellen und sonstigen Gewerbetreibenden auskosten. Da die Berufsgenossenschaften auf die Beiträge ihrer Mitglieder angewiesen sind, zumal da sie sie in dem Augenblick, in dem sie zur Umlage gelangen, bereits vorschußweise erhoben und auch verwandt haben, so müssen die potenteren Berufsgenossen die Lasten derjenigen mit auf sich nehmen, die die Beiträge nicht haben aufbringen können, da ihre Leistungsfähigkeit eben eine Grenze erreicht hat.

Über allen diesen Bedenken steht ein anderes, dessen sich ein erfahrener Volkswirtschaftler nicht entschlagen kann, der besorgten Blickes die Entwick-

lung der modernen Gesetzgebung betrachtet: Die Aufhäufung der Reservefondskapitalien, die mit ihrem geringen Gehalt schon früher zur Erleichterung der Lasten der Gewerbetreibenden beigetragen hatten, nunmehr aber unablässig gesteigert werden müssen, um erst nach vielen Jahrzehnten wieder mit einem bescheidenen Betrage an der industriellen Bürde künftiger Generationen teilzunehmen, werde dereinst überhaupt nicht der Industrie zu gute kommen, sondern dem Fiskus anheimfallen. Es bedarf nicht des Hinweises auf die Eisenbahngesellschaften, die der Verstaatlichung sich nicht haben erwehren können, nachdem ihre Fonds reich dotiert waren. Auch die ganze Methode der unablässigen Zuweisung und Festlegung neuer Mittel an die Reservefonds der Berufsgenossenschaften scheint nur den Zweck erfüllen zu sollen, dem Fiskus eine einst willkommene Beute in den Schoß zu werfen! Sind erst die Berufsgenossenschaften verstaatlicht, so hat die jetzige Generation umsonst sich die Bissen vom Munde abgespart, so sind umsonst zahlreiche Existenzen, zumal kleine Gewerbetreibende, welche die heutigen Lasten nicht auf sich nehmen können, vernichtet — und das alles infolge eines einfachen Rechenfehlers eines Regierungsrates! Die neuen Vorschriften des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes über die Reservefonds schreien förmlich nach einer raschen Änderung. *Lynkeus.*

---

# Münchener Brief.

Man kann kaum von einer Münchener Kunst reden. Die deutsche Kunst von heute ist auf der Reise, möchte man sagen. Die Künstler Münchens könnten, wie sie da sind, auch wo anders gedeihen. Das sollte man nicht meinen bei einer Stadt von so ausgeprägtem Charakter. Dieser Charakter der Stadt hat aber kaum Einfluß auf ihre Kunst. Höchstens im einzelnen und kleinen. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo man an der Münchener Kunst spürt, daß sie ihren eigenen Boden hat. Denn dieser Boden ist gut. Man ist der Erde und allem Ursprünglichen näher als zum Beispiel in Berlin. Wenn man aus Berlin kommt, wird man die Münchener Atmosphäre erfrischend und verjüngend auf sich wirken lassen. Berlin mag die mannigfaltigeren Reize für sich haben, mehr Kern ist hier.

Aber über solche Vergleiche läßt sich streiten. Tatsache ist, München hat keine Kunst aus eigenem Boden und man kann nur über die Kunst, die hier





geboten wird und wie sie geboten wird, reden. Und da muß man, wie überall, ein Zuviel konstatieren, ein wirres Durcheinander. Zu wenig Auslese. Kunstbetrieb. Selten genug Feiertagskunst, die reine Freude gibt. Aber wo wäre es anders heute? Und wir müssen es hinnehmen. Die Entwicklung hat es so mit sich gebracht und die Entwicklung hat recht. Es wird eine reifere Zeit kommen, es werden die Menschen kommen, die das erfüllen, was wir jetzt vor uns sehen. Und auch sie werden vielleicht kaum wissen, ob sie dann auf der Höhe stehen, auch sie werden wieder vor sich sehen, ebenso verwerfend und wählend wie jetzt wir.

Doch nun zu dem Tatsächlichen, das uns diese „Saison" bis jetzt gebracht hat. Zunächst einmal das Theater. Große Ereignisse gab es kaum. Das Interessanteste war wohl im Schauspielhaus die Aufführung des „Marquis von Keith" von Wedekind durch den akademisch-dramatischen Verein. Scharf geurteilt, mit dem Maßstab des Vollendeten, wie wir es vor uns sehen, gemessen: ein schlechtes Stück. Verwildert und zuchtlos, ohne Einheit und Reinheit. Ohne Maß und Beschränkung. Wie läßt er sich gehen! Die Freiheit ist bei ihm zur Frechheit geworden, sie macht uns nicht mitglühn und ist im Grunde doch nur Impotenz. Und diese Reden und Phrasen! Was sollen die armen Schauspieler anfangen damit? Sie können nicht menschlich bleiben, scheinen ins Korsett gezwängt, weit entfernt von aller Natur. Und wie immer bei Wedekind, diese unangenehme Mischung von Cynismus und Sentimentalität, wild durcheinander. Aber eben — Wedekind! Und nun kann man ihn loben. Denn er hat den großen Mut, dieser Abenteurer, den Mut der letzten Moral und drüber hinaus, den Mut, auf uns und auf alles zu pfeifen und, nicht zuletzt, auf sich selbst dazu. Ein Anarchismus, der vielleicht aus einem ungeheuren Bankerott geboren wurde, aber doch noch Kraft in sich hat zum Neuen, Positiven. Noch schwankt alles und wir wissen nicht, woran wir uns halten können bei diesem Dichter. Aber nehmen wir ihn vorerst selbst: in ihm ist der moderne Mensch, ein Teil von ihm wenigstens, in die Erscheinung getreten. Klar hebt er sich ab in scharfer Prägung. Das ist das Erfreuliche, wieder einen zu sehen, der seine Art zur Geltung gebracht hat. Die Mittel freilich sehen sehr nach Sensation aus. Das ist immer noch der beste Köder für das liebe Publikum. Gut, wenn es sich damit fangen läßt — aber ist es nicht ein Verrat am guten Geist, diese Masse, die doch so willig ist, sich mitreißen zu lassen, die doch im Grunde auf das Höchste wartet, so zu mißbrauchen?

Dann die „Monna Vanna" Maeterlincks. Auch dabei konnte man sehr eigene Erfahrungen machen. Zunächst wurde ich enttäuscht durch das Stück an sich. Ich fand nichts, was es über die früheren Dramen Maeterlincks hinaushebt — im Gegenteil. Mir scheint die Höhe seines Schaffens liegt bereits hinter ihm, liegt vielleicht gerade in diesen früheren Dramen. Dann aber fiel mir das völlige Verkennen oder Mißachten der Bühnengesetze auf. Reden und Worte statt Handlung und Bild. Kein Einhalten der Perspektive, die vom Zuschauer zur Bühne notwendig da sein muß. Ich kenne kein Drama der letzten Jahre, das diesen Hauptfehler nicht hat. Man schmähe nicht das Theater, indem man ihm nur grobe Wirkung zugesteht oder gar anerkennend sagt: das und das Stück ist zu fein für die Bühne. Ebenso tut man den armen Schauspielern unrecht, die angeblich plump ihre Rollen herunterspielen, Theaterpuppen statt Menschen.

Gebt ihnen, gebt der Bühne, was sie brauchen, was einzig heute noch für sie taugt: große Szenen, große Aspekte und Bilder, große Bewegungen und — nicht zuletzt — Schweigen, das immer noch die tiefste, reinste Wirkung tut, wo die Worte töten und roh zerstören. Selbst Maeterlinck, sollte mans glauben?

Dieselben Schauspieler, die bei Maeterlinck, Wedekind, Strindberg und bei andern Stücken, die lediglich Buchdramen sind, versagten, sie waren vortrefflich und allen Ansprüchen genügend in der „Macht der Finsternis" zum Beispiel. Warum wohl? —

Vom Hoftheater, Oper und Schauspiel, wüßte ich nichts zu erwähnen, was von weiterem Interesse wäre.

Die „Elf Scharfrichter", unser Überbrettl, sind aus den tastenden, aber darum vielleicht interessanteren Anfängen heraus nun glücklich seßhaft geworden. Ich glaube, das ist kein gutes Zeichen, ein Entfernen von dem ursprünglichen Sinn und Zweck. Riecht es nicht ein wenig nach Geschäft? Jedenfalls macht es keinen erfreulichen Eindruck, daß alle diese jungen Künstler, meist Schriftsteller und Dichter, ihr kleines Theater nun als Erwerbsquell betrachten. Alles Momentane, reizvoll Ungewollte geht so dahin. Die einzelnen Darbietungen mögen davon nicht betroffen werden. Aber das Ganze in seiner jetzigen Anlage mit allabendlichen Vorstellungen, Sonntagsnachmittags-Vorstellungen sogar —?

Die größte Fülle, ein Übermaß geradezu, macht sich auf dem Gebiete der Musik breit. Ein Konzert stürzt über das andere, alle Tage neue Namen, die um jeden Preis zur Geltung kommen wollen — kein schöner Anblick! Und was bleibt?

Da hält man sich noch am liebsten an das regelmäßig Wiederkehrende, das wenigstens auf gutem Grunde steht. Da sind die großen Konzerte der Hofkapelle im Odeon unter Zumpe, die Konzerte des Kaimorchesters unter Weingarten, die Volkssymphoniekonzerte desselben Orchesters, leider nicht mehr unter Siegmund v. Hausegger, der diese Konzerte in kurzer Zeit auf eine Höhe gebracht hatte, die sie ohne ihn wohl kaum halten können. Dann einige gute und feine Quartette, ein paar bedeutende Solisten, die ja aber nicht nur hier regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen sind. Was dann kommt und die meisten Abende in Anspruch nimmt — mit welchem Rechte?

Man wird allmählich mißtrauisch, zieht sich immer mehr zurück, weil man kaum noch etwas Gemeinsames fühlt zu diesem Treiben, von dem auch das wenige Gute schon angefressen ist. Es ist schwer, da gerecht zu bleiben. Überall viel guter Wille, viel Arbeit und Mühe, aber die Kunst ist nun mal kein Handwerk und Geschäft. —

Ist dieser Widerwille nicht berechtigt? Es ist der Widerwille, den alles neu Keimende, aus dem Urgrund des Lebens Kommende, das die Dinge rings mit neuem Geiste füllen möchte, gegen das Ewig-Gestrige hat. Dieser ganze Kunstbetrieb, wie er am unerfreulichsten in den Konzerten zutage tritt, ist wert, zu verschwinden, ist unser unwürdig, eine Unmoralität und Versündigung am Geiste. Wo ist die Notwendigkeit, Tag für Tag diesen Apparat in Szene zu setzen? Überall, wo heute Kunst gemacht wird — wie selten ein innerer Zwang, wie selten Herzblut und Wärme. Tag für Tag, Abend für Abend, die ganze Saison entlang Beruf. Und einer möcht am liebsten den andern totschlagen. Das ist die reine Kunst.

Der neue Geist — jawohl! Phrase, nicht wahr? Immer hat der Geist der Schwere recht und des Alltags. Das alte Lied. Möge Gott es bessern.

Und nun auch noch die „bildende" Kunst. Wie kann es anders sein — auch hier das rechte, schlechte Mittelmaß. Ich kann mir nicht helfen. Ach, überall Tüchtigkeit und Können, ein Herrschen über die Mittel. Dazu mancherlei neue Keime. Aber wenn man mehr will, muß man betrübt nach Hause gehen und warten lernen.

Und doch! Über diesem ganzen ungeklärten Treiben, sei's nun in München

oder in Berlin oder in Dingsda — es ist eine Lust zu leben! Zu leben in dieser köstlichen Zeit der Erwartung, die alles verheißt. Darum soll man nicht zetern über dies und das — horchen wir lieber auf den neuen und ewig alten Strom des Lebens, der uns und unsere Zeit hat werden lassen, der bald auch von uns nichts mehr weiß, von uns und unserm sorgsamen Abwägen und Ordnen. Werden wir noch, wir kleine Zeit von heute und morgen, die Blüten und Früchte erleben, von denen wir träumen?

München, Anfang Dezember 1902. *Georg Trepplin.*

# Zu Björnsons 70. Geburtstag.

## II.

Als Dramatiker läßt Björnson manches zu wünschen übrig, was die Logik in den Entwickelungen, die Klarheit der Eröffnung und die Festigkeit des Aufbaues anbelangt. Die Charakterzeichnung ist zumeist trefflich, die Sprache glänzend; allein die schöne, kernige, geistvolle Ausdrucksweise wird zuweilen auch dunkel, rätselhaft, fast unverständlich. Nicht lernen lassen sich jedoch tiefes, mächtiges Gemüt, dichterischer Wurf und dichterische Kraft; diese Eigenschaften aber besitzt Björnsons dramatische Muse unstreitig in hohem Maße. Am besten weiß dies, wer seinen ausgezeichneten Einakter „Zwischen den Schlachten“, den er mit 24 Jahren schrieb, aufführen sah, in welchem es sich um eine nebensächliche Verwertung der norwegischen Bürgerkriege des frühesten Mittelalters handelt. Der populärste aller norwegischen Könige, Sverre Sigurdsohn, erscheint hier als Versöhner und ist ganz im Sinne der alten Chroniken dargestellt. Auch lernt man in höchst merkwürdiger Weise inmitten der kriegerischen Begeisterung jener Tage ein Stück nordischen Hauslebens kennen und — um mit Edmund Lobedanz zu reden — „man müßte aus Stein sein“, würde man nicht gerührt von der idyllischen Liebe Ingas und ihres Gatten Halvard, die durch gegenseitige, aus den edelsten Motiven entspringende Eifersucht gestört wird. „In rein künstlerischer Hinsicht“ stellt der skandinavische Literarhistoriker Fr. Winkel-Horn „Mellem Slagne“ (so heißt das Stück im Original) höher als die übrigen älteren Dramen Björnsons.



Aus alledem geht hervor, daß der Dichter sich nicht immer darauf beschränkt hat, die Verhältnisse des heutigen Norwegens klarzulegen; sein Ehrgeiz war auch dahin gerichtet, zur Quelle des skandinavischen Genius hinaufzusteigen, um seinem Lande ein echt nationales Drama zu schaffen. Diese Bestrebungen sind ihm nicht vollkommen geglückt, allein er hat wenigstens in ungemein gediegener Weise Bahn gebrochen. Björnson erfreut sich eines echt norwegischen Naturells, das ein Gemisch ist von dunkler Schwärmerei und männlicher Tatkraft, von weicher Sanftmut und harter Strenge. Und er war daher trefflich geeignet, den alten nationalen Charakter mit Markigkeit zum Ausdruck zu bringen. Die Heldenüberlieferungen seiner Heimat zogen ihn mächtig an. Seine Phantasie wandte sich mit Vorliebe der Zeit vom 11. bis zum 13. Jahrhundert zu — die eigentliche Heldenzeit Norwegens, die Periode, in welcher Sage und Geschichte in schönem Einklange Hand in Hand gehen, die Zeit, da Harold Haarfagr, Hakon, Olaf, Sverre lebten, in deren Feldzügen und abenteuerlichen Fahrten sich die ungedämpfte Weise der skandinavischen Rasse nach Herzenslust zeigte.

Das erste seiner altnationalen Dramen — er schrieb es als sechsundzwanzigjähriger Jüngling — war „Die lahme Hulda" („Halte Hulda") von 1858, und es ist wohl das bedeutendste geblieben. Einige Seltsamkeiten und Unwahrscheinlichkeiten tun diesem Drama keinen Abbruch. Seine Schönheit liegt in der tragischen Größe der Heldin, in welcher der starke skandinavische Geist alle Ketten abstreift und alle Dämme durchbricht. Hulda hat zauberisches, walkürenhaftes Blut in den Adern, ihre machtvolle Leidenschaft entsteht aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens. Das anscheinend Furienhafte, worin sich diese Leidenschaft schließlich offenbart, ist nur der stolze Ausbruch einer mächtigen Natur, die kein Hindernis duldet.

Die lange Trilogie „König Sigurd" enthält unvergleichliche Schönheiten, entbehrt aber der Einheitlichkeit und des Zusammenhanges. Den Stoff dazu nahm ihr Verfasser aus der „Heimskringla". Der geschichtliche und landschaftliche nationale Hintergrund ist meisterhaft angedeutet, und der echt nordgermanische Held wird jedem empfänglichen Leser sympathisch sein. Namentlich die Abteilung „Sigurd, der Jerusalemfahrer" wirkt durch ihren hohen Schwung hinreißend. Der wilde Held gelangt schließlich zur Einsicht, daß ein König mehr sein muß als bloß Kämpfer und Eroberer. Die psychologisch wohlbegründete Wandlung seines Wesens wird uns im Rahmen einer stürmisch bewegten Handlung vorgeführt.

Auch ein nichtheimatliches historisches Stück hat Björnson geschrieben: „Darnley". Maria Stuart und ihr Geliebter erscheinen hier mit feinster Psychologie geschildert; ihre Fehler sind aus ihrem Wesen und ihrem Milieu erklärt. Ihre Zeit wird mit so außerordentlicher Lebendigkeit dargestellt, daß „Darnley" eine der bedeutendsten und wirksamsten Historien genannt werden muß.



Mit dem modernen Leben in seiner Heimat beschäftigt sich Björnson in einer Reihe von Stücken ungleichen Wertes. Daß er in den Dramen „Der König“ und „Der Redakteur“ seine politische Richtung eine leitende Rolle spielen läßt, ist ihrem dichterischen Gehalte nicht sehr förderlich. In „Kongen“ wendet er sich an die politischen Leidenschaften, indem er einen idealen republikanischen König zeichnet. In „Redaktören“ greift er mit der größten Heftigkeit die Mißbräuche an, die mit der Macht der Presse getrieben werden. Als einfache Tendenzstücke sind diese beiden Dramen einerseits außerordentlich gelobt, anderseits lebhaft getadelt worden. Besser sind „Die Neuvermählten“, in denen er schon einige Jahre vorher — auf Grund einer seiner eigenen hübschesten Erzählungen — gegen die Widersinnigkeiten des Gesellschaftsherkommens Verwahrung eingelegt hatte. In den Ländern deutscher Zunge am bekanntesten geworden ist „Das Fallissement“, das überall Erfolge errungen hat und einige dunkle Schattenseiten des kaufmännischen Lebens ergreifend darstellt. Es mahnt, wie so viele Stücke Björnsons, zur Arbeit und zur Ehrlichkeit. Wie meisterhaft ist die Handlung bis zum Gipfel geführt und in wie packender Weise wird die einzige Möglichkeit der Umkehr des Helden dargetan! Die Moral tritt hier mit dem Brustton der Überzeugung auf, und das warme Wort findet die wirksamste Unterstützung in der überzeugenden Logik des dramatischen Vorgangs. Ebenfalls gesellschaftliche Fragen behandelt in glänzender Sprache „Leonarda“ (1879), ein geistvolles Schauspiel von hoher Schönheit und Originalität.

„Geographie und Liebe“ ist ein sich stellenweise der Posse näherndes Lustspiel, das eine natürliche, frische Heiterkeit atmet und an poetischen Schönheiten reich ist. Neben lustigen Satiren auf egoistische Gelehrtenschrullen begegnen wir hier ernsten Problemen. Der Hauptsache nach wird die Frage behandelt — und verneint — ob ein Mann, und sei er ein Genie, das Recht hat, seine weiblichen Angehörigen zu Sklavinnen seiner Interessen zu machen. Selten in deutscher Sprache aufgeführt wird das Schauspiel „Der Handschuh“, das sich um die Frauenfrage dreht. In diesem Stück stellt Björnson die Forderung auf, daß nicht nur das Mädchen, sondern auch der Jüngling absolute geschlechtliche Reinheit in die Ehe mitbringe. Er erklärt es mit Recht für ungerecht, daß „die Frau dem Manne ihre Vorzeit ebenso schuldig sei wie ihre Zukunft, der Mann ihr aber bloß seine Zukunft“.

Wenden wir uns nun den drei neuesten Bühnenwerken unseres Dichters zu: „Paul Lange und Tora Parsberg“, „Über unsre Kraft“ und „Laboremus!“ Das erste ist ein Antipolitiker- und Schlüsselstück; hinter Lange wird allgemein der 1892 verstorbene norwegische Staatsminister Sverdrup vermutet, und dessen Hinterbliebene protestierten denn auch sehr kräftig gegen das Bild, das Björnson von Lange entwirft. Dieses Bild ist nicht gerade unsym-



pathisch, aber in politischer Hinsicht doch recht ungünstig. Lange verteidigt die Berufspolitiker, die vom Autor recht arg mitgenommen werden, und handelt selber nach ihrer bequemen Lebensweisheit. Demgemäß stützt er z. B. einen ehemaligen Minister, trotzdem er ihn als kleinlichen Ränkeschmied kennt, und als er von den ihm gegnerisch gesinnten Blättern in diesem Punkt entlarvt wird, fallen auch seine treuesten Anhänger von ihm ab. Seine Widerstandskraft schwindet und er nimmt sich das Leben, obgleich Tora, seine Braut, ihn aufzurichten trachtet. In einer Reihe von Gestalten sind verschiedene Typen des Parlamentslebens scharf und lebenswahr wiedergegeben.

Das machtvollste der modernen Dramen Björnsons, das Doppelstück „Über unsre Kraft" (1884 und 1896), ist durch zahlreiche Aufführungen in deutscher Sprache und durch ebenso viele Besprechungen in der deutschen Presse*) so bekannt geworden, daß ich mich weit kürzer fassen kann als die meisten, die darüber geschrieben haben. In der Tendenz ist diese Dichtung anziehend bis zur Erhabenheit, in der Demonstration wirkt sie nicht selten naiv, brutal und unklar. Obgleich manches darin nach Berechnung, nach Verwirrung und vielleicht sogar nach Einfalt aussieht, kann nicht geleugnet werden, daß das Ringen nach Wahrheit kaum je so innerlich und unmittelbar dargestellt worden ist wie hier. Im ersten Teil kann man den seelisch-geistigen Vorgang beobachten, der aus dem streng religiös erzogenen Dichter Björnson den kühnen Freidenker gemacht hat, der er ist. Mit bedingungsloser Offenheit und unumschränkter Ehrlichkeit, die ihm schwerlich auch nur ein Zeitgenosse nachmacht, hat er es gewagt, offene Wunden und heikle Fragen öffentlich zu berühren, aufzurollen. Anderseits verleugnet der Verfasser nicht den Predigersohn — daher der zündende, beredte Ton und der prophetische Zug dieses Dramas, welches über Zeit und Raum hinausweist. Überall, wo er seine außerordentliche Fertigkeit in der psychologischen Kleinmalerei voll zur Geltung bringen kann, leistet er Vorzügliches, vor allem in der Pastorenszene der ersten Abteilung — ein köstliches Kabinettstück voll verhaltenen Humors. Jede einzelne Gestalt dieser Beratung tritt in einigen markigen Strichen fein ausgearbeitet hervor, und die Stimmung aller wird aus lauester Skepsis und nüchternster kirchenpolitischer Erwägung mit Meisterschaft zu tiefster Ergriffenheit und gänzlicher Hingabe an die Gewalt des Augenblicks übergeführt. Eine wahrhaft bedeutende Szene ist auch — im zweiten Stück — die Fabrikantenversammlung. Nicht minder hervorragend ist die Exposition im ersten Akt des zweiten Teils, an welchem ferner die dramatische Steigerung und — in der Schilderung des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit — die unparteiische Verteilung von

*) Sogar eine eigne Broschüre ist darüber erschienen: „B's Über unsre Kraft und die griechische Tragödie" von Ch. Collin. (Norwegisch.)



Licht und Schatten gerühmt sei. Trotz der nicht geringen Fehler der umfangreichen Ambilogie muß im großen ganzen zugegeben werden, daß sie höchst wirksam, poetisch und kraftvoll ist.

Was schließlich „Laboremus!“, die jüngste Schöpfung B's, betrifft, so sind die Urteile darüber beinahe lächerlich grundverschieden. Sie bewegen sich in allerlei Abstufungen zwischen „schwächliches Machwerk“ und den höchsten Superlativen des Lobes. Der Dichter selbst nennt es in künstlerischer Beziehung sein „feinstes und tiefstes“ Werk. Daß es ihm so sehr ans Herz gewachsen, rührt wohl daher, daß er es gleichsam als ein sittliches Vermächtnis an sein Volk betrachtet. Er schildert darin in etwas mystischer Weise den Widerstreit zwischen der Liebe und dem Arbeitsehrgeiz eines schaffenden Künstlers. Das Stück ist auf der norwegischen Bühne durchgefallen; das begreifen wir, denn es ist kein Bühnenstück, sondern ein Buchdrama — als solches aber trotz aller Schwächen bedeutsam.

* * *

Björnson steht als Mensch, als Dramatiker und teilweise auch als Erzähler in hohem Maße inmitten der Bewegungen und Strömungen unserer Zeit. Alle hiermit verbundenen Mängel hindern ihn nicht, als Dichter wie als Redner hinreißend zu wirken. Seiner Geistesrichtung ist ein hochgradig versöhnlicher Zug eigen. Ein fester Glaube an das Große, Gute, Edle im Menschen spricht aus seinem gesamten politischen, ethischen und literarischen Wirken. Daher ist er u. a. auch ein überzeugter Anhänger der Völkerverbrüderung, eine Leuchte der Friedensbestrebungen, in deren Sinn er wiederholt vor Zehntausenden von Zuhörern zündende Reden gehalten und sein Oratorium „Der Friede“ geschrieben hat.

Wer die Menschenliebe als Kulturideal hochhält, muß selber ein guter Mensch sein. Hierfür spricht auch der Umstand, daß er im September die Bestimmung traf, daß die ihm anläßlich seines 70. Geburtstages zugedachten Ehrenhonorare u. dgl. zu einer Stiftung für schlechtbezahlte norwegische Lehrer und Lehrerinnen verwendet werden. Seine Herzensgüte hat ihm auch den Ruf zugezogen, ein Pantoffelheld zu sein; ich weiß nicht, was hieran stichhaltig ist — Tatsache bleibt jedenfalls, daß er ein sehr glückliches Eheleben führt; wenn die Frau also wirklich den Pantoffel schwingt, so muß sie es in sehr zarter Weise tun.

Björnson denkt rasch und leicht. Zuweilen schreibt er wochenlang nichts; plötzlich überkommt ihn irgend eine Eingebung und dann schüttelt er die Gedanken aus dem Ärmel. Das ganze „Fallissement“ soll er in weniger als einem Monat geschrieben haben. Der George Sand ähnelt er darin, daß er ein einmal hingeworfenes Manuskript nie kürzt, korrigiert oder sonstwie verändert. Wenn er es, wie er zu tun pflegt, nach längerer Zeit aus dem Pult nimmt, um es vor

der Drucklegung durchzulesen, steht er dem Werk ebenso unbefangen gegenüber wie irgend ein Leser aus dem Publikum. Er ist sein eigner dankbarer Leser und liest sich mit denselben Gefühlen, mit denen er einen andern Schriftsteller lesen würde. Es heißt, daß er bei der Lektüre seiner eigenen Stücke und Erzählungen weinen, schluchzen und sich herzlich freuen könne. Er schreibt nur vormittags und es ist ihm gleichgültig, ob um ihn herum Ruhe herrscht oder nicht. Man sagt auch, daß er sich bei der Arbeit nicht in ein besonderes Zimmer einschließt, sondern in der Wohnstube bleibt, wobei ihn das Kommen und Gehen, das Plaudern und Lachen seiner Umgebung nicht stören soll. Beneidenswerte Nervenstärke und Vertiefungsfähigkeit!

Interessant ist auch seine eigne Mitteilung, daß er seine Gestalten und Charaktere kaum je frei erfindet; er will „bloß ein Photograph sein", der da trachtet, gewisse Personen, die ihm „im wirklichen Leben" in den Wurf kommen, „getreu darzustellen". Als Vortragender und Vorlesender leistet er Bedeutendes. Als Redner offenbart er die ganze Gewalt seiner originellen Persönlichkeit; da er frei spricht, kein überflüssiges Wort verliert, die Rede ihm frisch und markig von den Lippen fließt, er selbst hoch gewachsen und prächtig gebaut ist, kann es nicht wundernehmen, daß er auf das Publikum eine mächtige Wirkung ausübt. Seine veröffentlichten Werke haben in der ganzen gebildeten Welt eine Wirkung ausgeübt, die zu erzielen nur wenigen Rittern vom Geiste vergönnt ist.

Budapest. *Leopold Katscher.*

# Sozialer Brief.

Die Berliner Polizei führt die Kampagne gegen den Straßenhandel konsequent durch. Aus „verkehrstechnischen" Gründen sollen 95 Straßenzüge und Plätze den Händlern völlig gesperrt, 202 mit dem Verbot belegt werden, in ihnen Fuhrwerke, auch Handwagen, Karren und Hundewagen zu verwenden. Diese angebliche Einschränkung bedeutet nichts anderes als die Vernichtung des Straßenhandels; der Wegfall aller einigermaßen verkehrsreichen Straßen müßte das Gewerbe einem raschen und sicheren Tode entgegenführen. In ihrer Bedrängnis hatten die Berliner Straßenhändler die freiwillige Räumung von

46 Straßen angeboten, um die andern zu retten, jedoch erfolglos. — Unverändert wurde der Entwurf dem Magistrat und von diesem zur Äußerung der Verkehrs-, der Gewerbe- und der Straßenreinigungsdeputation sowie der Stadtverordnetenversammlung überwiesen. Die Frage ist überaus schwerwiegend; es handelt sich gleichzeitig um eine Armee von Gewerbetreibenden, — die Zahl der Straßenhändler beträgt nach zuverlässigen Schätzungen 22000! — die mit einem Schlage brotlos gemacht würde, und um das Wohl breiter Volksschichten, die heute einen großen Teil notwendiger Bedürfnisse, insbesondere an Obst und Gemüse, auf der Straße decken, solange ihnen diese Gelegenheitskonjunkturen einen billigeren Einkauf ermöglichen. Etwa 10 Millionen Mark werden in Berlin alljährlich durch den Straßenhandel umgesetzt; seine Aufhebung würde die Zufuhr von Nahrungsmitteln und deren Konsum erheblich einschränken. In der Stadtverordnetenversammlung hat der Nationalliberale Ullstein, im Gegensatz zu seinen Parteigenossen, die Überzeugung ausgesprochen, daß der Untergang des Straßenhandels für den Konsum von Obst und Gemüse einen ähnlichen Notstand schaffen würde, wie er gegenwärtig schon im Fleischhandel besteht. Welche Lebensmittel bleiben dann noch den unbemittelten Kreisen zugänglich?

Die mietezahlenden Berliner Kaufleute und Kolonialwarenhändler klagen über die Konkurrenz der mietfreien Straßenhändler und bemühen sich, die öffentliche Sympathie von diesen abzulenken, indem sie betonen, es handle sich gar nicht um arme Leute, sondern teils um Großkapitalisten, die durch Angestellte gleichzeitig zahlreiche Wagen in Betrieb erhalten und einen großen Warenumsatz unter Ersparung von Mieten und Steuern erzielen, teils um „ganz wohlhabende Hausbesitzer"! Vereinzelte Fälle dieser Art, die durch eine genaue Kontrolle der Gewerbescheine hintanzuhalten wären, dürfen natürlich nicht verallgemeinert werden, im großen ganzen finden wohl nur selten „wohlhabende Hausbesitzer" Vergnügen daran, bei Wind und Wetter auf der Straße Waren feil zu bieten, es befinden sich im Gegenteil unter den Straßenhändlern zahlreiche Invalide, deren kärgliche Rente allein nicht zum Lebensunterhalt ausreicht. Der sichere Erfolg der Unterdrückung des Straßenhandels wäre aber eine Steigerung der Laden- und Kellermieten, in kürzester Frist den etwaigen Gewinn der Ladeninhaber wieder ausgleichend. Tatsächlich hat sich ein derartiger Vorgang im neuen Westen Berlins bemerkbar gemacht, wo der Straßenhandel durch polizeiliche Überwachung sehr eingedämmt ist, und, wie Marie Heller in einer interessanten Enquête ausführt, die Gemüse- und Kolonialwarenhändler in ihren Mieten um 300 bis 1500 Mark gesteigert worden sind. Wenn es auch irrig wäre, bei dieser Berechnung die natürliche Wertsteigerung, die das Einbeziehen neuerschlossener Gegenden in den Großstadtverkehr mit sich bringt, außer acht zu lassen, so ist doch zweifellos auch der erwähnte Zusammenhang in Betracht zu ziehen.

Was nun die verkehrstechnischen Rücksichten anbelangt, so treffen sie bei 300 Straßen in Berlin ganz gewiß nicht zu.

Paris und London mit ihrem imposanten Verkehr dulden den Straßenhandel. Sie haben auch freilich nicht jenes nüchterne, korrekte Straßenbild, das jeden Fremden veranlaßt, die deutsche Reichshauptstadt zwar für die sauberste, aber auch für die uninteressanteste aller Städte zu erklären.

Der altliberale Stadtverordnete Cassel bemerkte in der Versammlung, es sei eine ungeheure Verantwortung, so viele Notleidende brotlos zu machen; diese Verantwortung möge der Polizeipräsident übernehmen und sie nicht auf die städtischen Behörden abwälzen. — Das mutwillige Heraufbeschwören so ausgedehnter Arbeitslosigkeit muß gerade jetzt, nachdem man sich eingehend mit der Frage der Arbeitslosigkeit und des Arbeitsnachweises befaßt hat, doppelt befremden. Vor wenigen Wochen hat der Centralverein für Arbeitsnachweis sein neues stattliches Gebäude in der Gormannstraße eröffnet. Im verflossenen Jahre wurden mit einem Kostenaufwand von 27000 Mark, von denen jedoch etwa 7000 Mark durch Einschreibegebühren und Kantinenüberschuß gedeckt wurden, 16000 Stellen für allgemeine Arbeiter, etwa 8000 für Facharbeiter und 2000 für weibliche Arbeiter, also insgesamt etwa 26000 Stellen besetzt. Das neue Gebäude, das besondere Abteilungen für gelernte und ungelernte Arbeiter, für Frauen und Jugendliche, sowie Facharbeitsnachweise für Maler, Tapezierer, Schlosser und Klempner enthält, ist schön und zweckmäßig. Neben der raschen Arbeitsvermittlung liegt ein großer Gewinn darin, tausende von Arbeitslosen von den Straßen und den Kneipen weg in geordnete, behaglich gewärmte Säle abzulenken. Die Kantine verabreicht Speisen und Getränke zu billigen Preisen, Milch, Kaffee, Bier, Stullen, gestrichene Schrippen, alles zu 5 Pfennigen; Schnaps ist nicht verkäuflich und auch das Hineinbringen von Schnapsflaschen untersagt. Gleichfalls für 5 Pfennig werden warme Brausebäder verabfolgt. Eine Schuster- und Schneiderwerkstätte besorgt für wenige Pfennige die Reparatur defekter Kleider und zerrissenen Schuhwerks. In dieser kleinen Werkstätte sollen vereinzelte geeignete Arbeitslose gleich Beschäftigung und Entlohnung finden. Hier liegt ein Keim zu weiteren großen Entwicklungsmöglichkeiten der Arbeitsnachweisstätten. Viele hunderte von Arbeitern verbringen dort wartend Tag um Tag, mitunter viele Wochen lang; diese müßigen Stunden ließen sich für Beschäftigung und Unterricht nutzbar machen. Es könnte in eigenen Werkstätten leicht herzustellende Arbeiten, die keiner besonderen Vorschulung bedürfen, angefertigt werden, selbst der geringe Verdienst Ungeübter würde doch noch den Arbeitslosen ein willkommener Zuschuß sein; überdies böte sich hier Gelegenheit durch lehrreiche Vorträge, Lese- und Redeübungen die unfreiwillige Muße zahlreicher Menschen, die sonst nie Zeit für Fortbildung haben, höheren Zwecken

dienstbar zu machen. Ein Leichtes wäre es, die anwesenden Frauen mit Näherei und Handarbeit zu beschäftigen, ihnen gleichzeitig geistige Anregung zu geben, aber auch bei den jugendlichen Arbeitern und bei den Erwachsenen würde sicher mancher Samen auf fruchtbaren Boden fallen — natürlich müßte von allem Systematischen abgesehen werden; aber gemeinsame gute Lektüre, allgemeine populäre Vorträge, auch volkstümliche Kunstdarbietungen würden hier einen starken Nachhall finden.

Auf noch einem Gebiete wäre die Organisation eines großen Zentralnachweises dringend zu erstreben, es sind schon oft Versuche in dieser Richtung gemacht worden, ohne daß nennenswerte Resultate erzielt worden wären. Noch immer bestehen die traurigen Verhältnisse der Gesindevermittlung, noch immer werden die stellenlosen Dienstmädchen durch gewissenlose Vermieter pekuniär und moralisch geschädigt. Ein gemeinnütziger Arbeitsnachweis großen Stils, der uneigennützig und unparteiisch die Interessen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer vertreten würde, der gleichzeitig den stellenlosen Mädchen den Aufenthalt in angenehmen Räumen, die Instandsetzung ihrer Garderobe, Lektüre, Unterhaltung, Unterricht und rascheste, beste Stellenvermittlung bieten würde, wäre auch eine wertvolle Waffe im Kampfe gegen die Prostitution, deren wirtschaftliche Ursachen sich aus ihrem Sinken und Steigen im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Krisen deutlich ergeben.

Seit kurzem ist in Berlin durch die Föderation der Kampf gegen die staatliche Reglementierung eingeleitet, es kann als Fortschritt dieser Bewegung angesehen werden, daß eine ganze Zahl von Spezialärzten ihr viel günstiger als ehedem gegenübersteht. Dieser veränderte Standpunkt trat auch bei der jüngst stattgehabten Begründung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hervor, und es darf als weiterer Fortschritt bezeichnet werden, daß zwei Damen in den Vorstand dieser vorwiegend von Fachgelehrten geleiteten Gesellschaft gewählt wurden.

In wie weite Kreise der Wunsch nach verbesserter Frauenbildung schon eingedrungen ist, ergab eine eben von der Gemeinde Schöneberg veranstaltete Umfrage an die Eltern der Mädchenschülerinnen, um zu ermitteln, wie viele Familien bereit sein würden, ihre Töchter in das neu zu errichtende Mädchenrealgymnasium eintreten zu lassen. Von 380 Anfragen wurden nicht weniger als 218 zu Gunsten des Realgymnasiums bejaht.

Berlin, Anfang Dezember 1902. *Adele Schreiber.*



# Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Felix Winnstedt fing an Fett anzusetzen. Es ging ihm sehr gut; seine Aktien stiegen, er stand jetzt dicht vor dem Regimentskommandeur. Wenn er zu feierlichen Gelegenheiten die Galauniform anlegte, fanden die Orden kaum mehr Platz auf der doch breiten, gutgewölbten Brust. Die Kinder bewunderten ihn strahlend; zumal Antoinette war sehr weltlich, liebte es, sich neben dem stattlichen, geschmückten Papa zu zeigen. Ulrich bettelte nur um einen Aufsitz bei den Pferden, er brachte seine Tage im Stall mit dem Burschen zu. Des Vaters Liebling blieb Ruth, jetzt ein hochaufgeschossenes, hageres Schulmädchen, immer noch ernsthaft, wenig hübsch, aber überall gelobt, sehr wohlgelitten, selbst bei der hohen Frau, die das Kind oft mit zu Hof befahl. Da benahm sie sich ruhig, mit angeborener Vornehmheit, die sie voraus hatte selbst vor der zierlichen lebhaften Antoinette. Die Augen der erlauchten Greisin folgten ihr mit Wohlgefallen: „Sie haben da ein außerordentliches Kind, lieber Winnstedt! ein sehr liebes Kind."

Ruth war auch die einzige, die das heimliche Sichverzehren der Mutter bemerkte. Das Kind mit den großen, sanften, mitleidigen Augen war Ulrike oft unbequem. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ihre älteste Tochter zum Spintisieren neigte; es beleidigte sie fast, ein so wenig hübsches Kind zu haben. Sie gab sich manchmal Mühe mit allerlei Haarfrisuren, mäkelte und änderte an den Kleidchen, die den mageren, ungelenken Körper der Elfjährigen immer gleich schlecht und locker umschlossen; das Kind ließ alles geduldig geschehen, eine traurige, tiefgewurzelte Vorstellung hatte sich in ihr festgesetzt, daß Häßlichkeit ein Fehler sei; man mußte sehr artig und gehorsam sein, um ihn wieder wettzumachen.

Sie vermißte auch Onkel Reginald. Er war sehr gütig gegen sie gewesen, sie hatte manchmal in der Frühe mit ihm spazieren gehen dürfen, ihre Hand in seiner, ohne daß er mit ihr sprach, kaum wußte, ob sie da war; so hielt es Ruth am liebsten.

Ulrikes Apathie und nervöse Ungeduld schob man auf ihren Zustand, von dem zu sprechen eine besondere, ihr eigentümliche Schamhaftigkeit sie hinderte. Winnstedt mochte zuerst nicht allzu erfreut über den Familienzuwachs gewesen sein. Das Ausgehen bei Hofe, die Repräsentation in dem vornehmen Regiment, verschlang viel Geld, sie lebten im Hause äußerst einfach. Er war viel zu gutherzig, mit zu viel Respekt vor dem Natürlichen, um derartiges schwer zu empfinden, küßte seiner Frau galant die Hand: „Was du mir schenkst, meine



Ulrike, ist mir willkommen. Wo drei sich satt essen, werden's wohl vier auch."

— Um diese Zeit machte Ulrike die Entdeckung, daß ihr Mann sie betrog.

Es handelte sich um eine Frau von Steele, die Gattin eines Stabsoffiziers, — trotz ihrer fünfunddreißig Jahre immer noch mädchenhaft hübsch und reizvoll. Die Frau war Ulrike aufgefallen durch ihre Liebenswürdigkeit, immer heitere Laune neben einem pedantischen, eingetrockneten Bureaukraten von Mann; sie hatten drei Kinder, alle in der Art der Mutter, muntere, kokette, lachlustige Dirnchen. Die eine war sogar schon der erklärte Liebling von Ulrich, stak immer mit den Winnstedtschen Kindern zusammen, hinter jeder Ecke sah Ulrike ihre runden, fliegenden Röckchen verschwinden. Grete Steele war das reine Kätzchen an Gewandtheit, erklomm Staketenzäune, Pumpenschwengel, Parterrefenster, mit einer kecken Leichtigkeit, die entzückte und ihr schon jetzt einen gewissen Reiz der Gefährlichkeit gab. Ulrike liebte das Kind nicht, es hatte für sie etwas Ordinäres, dem Tierischen nahestehend, wie auch die Mutter. Ulrich ließ sich nicht von ihr trennen, Grete Steele hatte ihm schon Strafen, — selbst Schläge zugezogen. Der Junge litt sie trotzig, mit zusammengebissenen Zähnen; noch weniger machte sie sich aus den freigiebig erteilten Klapsen ihrer Mutter, knabberte ruhig an einer gestohlenen Pflaume oder Pfirsich weiter.

Ulrike wußte, daß die Steeles nicht in glänzenden Verhältnissen lebten. Frau Gisela war immer elegant, sie galt für eine außerordentlich tüchtige Hausfrau, die Gesellschaften in ihrem Hause waren reizend.

Obgleich die Familie Frau von Winnstedt im tiefsten Grunde unsympathisch war, bestand doch ein regerer Verkehr. Frau von Steele war Ulrike mit der größten Herzlichkeit entgegengekommen, Winnstedt und Steele hatten alte Thüringer Beziehungen. Sie wußte sogar Ulrike zu überreden, die letzten, in dieser gesegneten Gegend oft überraschend schönen Oktobertage mit ihr und den Kindern in einer ländlichen Sommerfrische zuzubringen, wo sie seit Jahren Wohnungsgelegenheit, vielfache pekuniäre Vorteile, fand. Die große Bewegungsfreiheit für die Kinder in dieser ganz ursprünglichen Natur lockte; für die Herren war der Ort nach dem Dienst bequem mit den Pferden zu erreichen; Steele, der eine Nachkur in Pyrmont durchmachte, begleitete seine Familie nicht. — Das Unternehmen erwies sich als vollkommener Erfolg, natürlich leitete Frau von Steele alles, selbst wenn keine Herren da waren, immer heiter, hülfreich, bereit, jedes kleinste Vergnügen mitzunehmen.

Antoinette und Ulrich hingen schwärmerisch an Tante Steele. Sie hatte eine gewisse Art zu lächeln, mit sehr viel Licht in der Unterhälfte der nicht großen, feuchten Augen, die ihr rundes, blühendes Gesicht wie übersonnt erscheinen ließ; ihre weichen Hände waren

höchst geschickt, kleine Spielsachen zu formen, Kunststückchen nachzuahmen, die Kinder beglücken; sie sagte immer: Herzblatt, Liebling, war dabei höchst resolut, erzog ihre Mädchen einfach und praktisch. Ulrike mußte sie bewundern; „eine echte Frau“ sagten die Herren von ihr. Der Hof hatte sie ziemlich unzweideutig abgelehnt, — nur in der obersten Instanz allerdings. Dafür war sie die Busenfreundin der Oberhofmeisterin, einiger jüngerer Hofchargen, selbst der Kammerfrauen.

Auch Ruth widerstand seltsamerweise Frau von Steeles Zauberkünsten. „Es ist ein überspanntes Kind,“ sagte die Dame von ihr, „ein armes, bedauernswertes Kind.“ Sie hatte sich angewöhnt, von Ruth zu sprechen wie von einer Kranken, einem Abnormen, das man schonen mußte.

Im Regiment erfreute sich Frau Sonne, „Frau Circe“, wie sie auch genannt wurde, der größten Beliebtheit. Die Ehe galt für eine äußerst glückliche.

Die Art, wie diese Frau und Winnstedt ihr Geheimnis dennoch verrieten, war höchst charakteristisch, konnte Ulrike keinen Augenblick im Zweifel lassen über die Natur der Beziehungen selbst; sie hätte auch von solcher Frau kaum andere erwartet. Sie saßen unter der ländlichen Veranda der besagten Sommerfrische, Ulrike und ihr Mann auf der einen Seite, Frau von Steele mit einer Handarbeit ihnen gegenüber. Ein kunstloser Gartentisch mit tiefniederhängender Fransendecke war zwischen ihnen. Ulrike hatte sich in ihrem Liegestuhl etwas ausgestreckt; ihr Zustand nötigte sie zuweilen zu unnatürlichen Lagen, der Tisch verdeckte ihre Füße. Winnstedt besaß berühmt kleine und zierliche Füße. Er saß neben ihr, spielte mit dem Garnknäuel der Steele, seine Augen waren auf das Fadengewirr gerichtet. Er sprach lustig, geschwätzig, wie es seine Art war; sein linker Arm lag über der niedrigen Lehne des Gartensessels seiner Frau, — Frau von Steele häkelte. Sie lächelte ihr Sonnenlächeln zu einer der galanten, etwas dreisten Bemerkungen Winnstedts. Ihre Kleine kam zu ihr gelaufen mit einer eingefangenen Maulwurfsgrille; diese Kinder faßten keck an, was sie fanden, Ulrikes eigene standen scheu und bewundernd im Hintergrund. Sie bückte sich zu dem blonden Kopf des Kindes, um zu erklären, die Nadel ruhte so einen Augenblick in der Luft. In dem Moment fühlte Ulrike den Fuß der anderen mit einem leichten, nachhaltigen Druck auf ihrem. Sie sah blitzgeschwind unter den Lidern hervor, ihre Augen gingen quer, grünlich mit einmal; die Katzenähnlichkeit war frappierend. Winnstedt fuhr fort, die Fäden zu zerfasern. Aber er antwortete wie sie mit den Augen. Ulrike fühlte sein Bein, das sich tastend ausstreckte. Sogleich schob er mit beiden Fingern seinen Schnurrbart in die Höhe, eine Angewohnheit, die er hatte, daß seine weißen Zähne blinkten: „Na, kleine Frau, hast du heut viel Trübsal gesponnen? Es ist doch schön auf der Welt, gut, daß man das Leben hat.“ — Er hielt Ruth sehr eng an





sich gedrückt. Nun berührte er mit seinen Lippen das dichte Kraushaar des Kindes. Sie, auf ihrer Seite, wartete. Sie hatte begriffen — in dieser Liebkosung an das Kind. Ihr angehaltener Atem ging plötzlich wieder ganz ruhig. Nur ihre Nasenflügel hatten sich gebläht, der lachende Grübchenmund erschien brutal und begehrlich in diesem Augenblick. — Er verblieb kurze Zeit am Kopf des Kindes, Ulrike fand, daß er blöd aussah, die Augen verwässert, seine Zunge klemmte sich zwischen seinen Zähnen.

Alles nahm seinen gewöhnlichen Ausdruck an, es war, wie wenn ein Sonnenflimmern über den Tisch gegangen wäre. Ruth, mit ihren großen, ernsthaften Augen, stand unbewegt.

Die Entdeckung um diese Zeit, unter den Umständen, traf Ulrike nicht, — berührte sie kaum. In der Beleuchtung des einen Moments hatte sie begriffen, wußte sie alles. Sie hatte von Anfang an gewußt; es war überall gleich, alle taten dasselbe.

Kleine Szenen ihres frühen ehelichen Lebens traten ihr wieder vor Augen; sie hatte Ungezogenheiten gezeigt, den Trotz eines verwöhnten Kindes, dem er den Herrn bewies, einen Herrn, dem sie nur zu selig war, sich zu unterwerfen. Wenn er ihre Hand im Gelenk festhielt, um sie zu zwingen, gingen Ströme durch ihren Leib; sie dachte, daß sie sterben müßte nach einem kurzen Abschied, in seiner Ungnade. Sie zermarterte sich, ob nicht andere schöner waren, besser, liebender als sie? Lächelnd hatte er alles hingenommen als Verliebtheit des jungen Mädchens, er hatte ihr reichlich ihr Teil gegeben, sich anderweitig auch nichts versagt, wenn das Vergnügen sich bot.

Mit mystischem Erschauern, wie zur Offenbarungsnähe einer Gottheit, war sie in die Ehe getreten, — Lotti Trast war seine Geliebte gewesen und Konstanze Hymmen, alle diese guten Freundinnen, zärtlich und ein wenig spöttisch, die sie geküßt hatten, ihre Kinder bewunderten, während sie ihrem Mann heimliche, kleine Zeichen gaben, er mit ihnen sich erholte hinterher vom lästigen Zwang einer blinden anspruchsvollen Überspanntheit.—Sie hatten recht.

Mit dem Freund in Dhuym hatte Ulrike oft über Dinge des zweiten Bewußtseins gesprochen. Sie hatte Momente, wo sie ihm körperlich, greifbar, nahe war, ihn ganz deutlich sah. — Ihr Leib war dann zu Hause in einer beliebigen Lage, an ihrem Eßtisch, unter ihren Kindern.

Sie sah ihn. Er wohnte in einer Holzhütte, die am Abhang einer weiten, weißen Schneewand lag. Jeden Morgen trat er hinaus, um die Instrumente zu richten. Sie sah ihn knieen, an den Mechanismen ändern, selbst seinen Anzug aus gelbbraunem Loden konnte sie erkennen. Er trug Gamaschen, die niedrige Schirmmütze des Touristen. Wenn es Abend wurde, stand er oft reglos. Er sah nach Westen, er dachte an sie.

Tatsächlich verbrachte Reginald Dale diesen ganzen Winter, mit Forschungen, meteorologischen Beobachtungen beschäftigt, in den



Höhenregionen des Himalaya. Seine Schutzhütte lag an einem Schneefeld. Er dachte an Ulrike.

Niemals vergaß er in seinen seltenen Briefen Ruth zu erwähnen: „Hüten Sie mir Ruth, Ulrike! Ich empfehle Ihnen die Seele dieses Kindes."

Sie sagte dem Kinde nichts davon. Sie sah ihre Augen sehnsüchtig an den Umschlägen mit fremdländischen Stempeln haften: „Von Onkel Reginald?" fragte sie, das Händchen hatte sie unwillkürlich ausgestreckt.

Ulrike nahm ihr den Brief fort: „Man muß fremde Sachen nicht anfassen." Sie wußte, daß sie grausam und ungerecht war; sie war eifersüchtig auf ihr eigenes Kind. Das Mädchen, das nicht ahnte, was die fremde Art der Mutter bedeutete, verkroch sich noch scheuer in sich selbst.

Andere Leiden bereiteten sich für Ruth. Eine Französin war ins Haus genommen worden, ein munteres, noch jugendliches Wesen, deren echt gallische Lebhaftigkeit und einschmeichelnde Manieren Frau von Winnstedt entzückten. Antoinette und Ulrich hingen bald mit Leib und Seele an ihrer lustigen Mademoiselle, die sie herausputzte, gern mit den schönen Kindern paradierte. Allerlei Unfug wurde auf diesen Promenaden und Spielpartieen getrieben; unter dem Vorwand, die hübschen Kleinen zu bewundern, fanden Verehrer der Bonne Gelegenheit zur Anknüpfung. Das Mädchen log mit einer rührenden Sicherheit, Ruth allein störte ihren wohlarrangierten Daseinsplan. Sie bestärkte die Mutter in ihren Vorurteiten, Ruth grübelte, Ruth hatte einen schlechten, verstockten Charakter.

Während die Beschwerden ihres Zustandes lastender wurden, steigerten sich Ulrikes Ekstasen, wenn sie an eine reale tatsächliche Vereinigung des Todes dachte. Sie wußte nicht, in welcher Weise sich diese vollziehen würde, eins stand in ihr unerschütterlich fest, daß sie dann zu Reginald gehörte. Alle Schuld, alles Irdische, Unreine eines so reinen Verhältnisses war abgefallen; ihre Seelen umarmten, vereinigten sich, wie sie von Anfang an zusammengehört hatten. Sie würde ohne Lüge sein, — er ohne Ungerechtigkeit; Gott fügte es so. Es gab ein höheres, vollkommeneres Leben, von dem dies zeitliche nur eine Vorstufe bedeutete; man vollzog hier im Körper schon halb unbewußt Handlungen, die dazu dienen mußten, die Seele zu befreien; die letzte war der Tod.

Ihr Mann fand sie milder in ihren Anforderungen, ein ganz klein wenig spöttisch. Es war ihm nicht unangenehm, er dachte, daß seine Frau sich einfügte, die Welt nahm, wie sie war. Niemals zeigte er sich in seinem Haus liebenswürdiger und zuvorkommender. Man zitierte ihn im Regiment als Mustergatten, Frau von Winnstedt galt für ein wenig verschroben; sie hatten reizende Kinder.

Sie feierten Weihnachten, wie alljährlich, mit hellbrennendem, riesigen Lichterbaum. Es war Winnstedts eigenste Arbeit, die er sich





nicht nehmen ließ, ihn aufzuputzen, für alle passende Geschenke auszudenken. Mehr noch wie Ulrike, eine anbetende, geborene Mutter, war er es, der dies Heim zu einem so glücklichen gestaltete; in kleinen Beweisen der Elternzärtlichkeit war er tatkräftiger, sinnlicher sozusagen als sie. — Für seine Frau hatte er einen schönen Erard-Flügel besorgt, als Ersatz für ihr bisheriges, ziemlich mittelmäßiges Familienklavier. Oft hatte sie seufzend diesen Wunsch geäußert in der Erinnerung an ihr Dhuymer Instrument, ebenso oft war die Erfüllung dieser Sehnsucht hinter notwendigen und nützlichen Anschaffungen wieder zurückgetreten. Ihm war das Geschenk ein wirkliches Opfer gewesen, dessen Kaufpreis er sich monatlich in kleinen Raten abzog. Manche Stunde, während sie voll Ironie und Geringschätzung ihn bei seiner Geliebten glaubte, hatte er dieser Besorgung gewidmet. — Dennoch erschrak sie. Seit jener Stunde mit Reginald hatte sie keine Taste angerührt, in der Tat schien ihr Musikbedürfnis ganz versiegt. Jetzt, wo sie unter den frohen Augen ihres Mannes, den unschuldigen ihrer Kinder ein Weihnachtslied anstimmen sollte, vermochte sie es nicht; sie erfand eine Lüge, um auszuweichen.

Eine absurde und ungeheuerliche Idee hatte sich ihrer bemächtigt, eine Vorstellung des Wahnsinns, krankhaft überreizter Sinnlichkeit, in der ein pathologisches Moment des anormalen Frauenzustandes ohne Zweifel mitwirkte. Dies Kind, das sie unter dem Herzen trug, dessen Lebensäußerung sie zum erstenmal unter der Erregung jenes mystischen Ehebruchs gespürt, es war nicht sein, Winnstedts Kind, — es gehörte Reginald, ihr und Reginald Dale.

Im März, unter entsetzlichen Qualen, während sie laut nach der Erlösung des Todes schrie, die Kinder bleich und verstört umherhuschten, während Winnstedt ihre fieberfeuchte Hand hielt, den Arzt aufs verständigste unterstützte, gebar Ulrike Zwillingsknaben.

Es waren nur zarte Kinder. Jedermann wußte, daß sie der Tod gezeichnet hatte, außer ihr, der Mutter.

Und Ruth liebte die Brüderchen; dieses Kind saß stundenlang am Wagen, aus dem die beiden Gesichtchen hervorsahen, an jedem Ende eins, welk, weinerlich, mit jenem Leidenszug der Greise, zu früh Geborener, der ein ähnlicher ist von Müdigkeit, Geduld, stummer Klage. Sie wollte nicht glauben, daß die Brüderchen nicht stark und hübsch waren; die Schädel mit dem dünnen, seidigen Flaum erschienen ihr reizend, rührend in ihrer Durchsichtigkeit der Haut, unter der blaue Adern schimmerten. Sie liebte ihre kleinen, weichen, verzogenen Münder, und sie war überzeugt, daß sie klug waren.

Die Mutter und das kleine Mädchen traten sich wieder näher in der Liebe zu den ganz Kleinen. Man hätte es Winnstedt kaum verdenken können, daß er als schon beglückter Vater von dreien nicht lärmend erfreut über den Zuwachs war. Er liebte seine Frau zu sehr, um sie zu kränken, das Leben in jeder seiner Äußerungen war ihm heilig, etwas Unabwendbares, das man hinnahm wie das Schicksal.



In derselben Zeit durch eine jener Launenhaftigkeiten des Denkens, wie sie der unnatürliche Gegensatz zwischen Zivilisation und Ursprünglichkeit in sozialen Verhältnissen zeitigt, fing er an, sich für Theorieen einer Beschränkung der Fortpflanzung zu begeistern, die man unter dem Namen Malthusianismus zusammenzufassen gewohnt ist. Es wurde sein Steckenpferd zu behaupten, daß jeder wirtschaftlichen Reform durch die Diktatur eines Bevölkerungsgesetzes die Basis bereitet werden müßte, die Mittel eines Präventivverkehrs sollten an allen Straßenecken angeschlagen sein. Dieser skeptische Lebemann, raffinierte und diskrete Liebhaber, war der geduldigste, gewissermaßen naivste Ehemann; heiter trug er die fünffache Vaterschaft, seine Antifruchtbarkeitsideen erörternd, er, der geschätzte und gefällige Vertraute aller Perversität, Hysterie, Verlogenheit seiner kleinen Welt.

Ulrike lebte in dieser Zeit sehr zurückgezogen, nur im Wirken für ihre Kinder, die Neugeborenen. Sie zeigte eine fast krankhafte Abneigung gegen Geselligkeit, es kostete sie eine Anstrengung sich anzuziehen; diese Menschen, ihre Stimmen und gleichgültige Unterhaltung kratzten auf ihren leidenden Nerven; sie war wirklich elend. Er verdoppelte seine eigenen Pflichten, seine Liebenswürdigkeit, damit sie Ruhe hatte.

Aber das Leben zeigte weniger Erbarmen. Die schwachen Flämmchen, nachdem sie einige Wochen zwischen Schatten und Dämmerung geschwankt, ängstlich geflackert hatten, erloschen mehr und mehr. Ihre eigene mütterliche Milch war längst versiegt, künstliche Mittel versagten. Sie starben beide innerhalb dreier Tage, als ob der eine den anderen nachzog. Man begrub sie in demselben Sarg, sie waren noch nicht getauft. Sie waren keine Namen, nur Schatten gewesen, gingen woher sie gekommen waren, in den Schatten.

Dieses Unglück, das ihre ganze Umgebung fast als ein Glück empfand, machte den entsetzlichsten Eindruck auf Ulrike. Als die kleinen Leichen in den Sarg gelegt werden sollten, widersetzte sie sich. Ihre Kinder waren nicht tot, sie sollten nicht in die Erde, sie wollte sie behalten. Sie drückte sie gegen ihre Brüste, die ihnen nicht genug Nahrung gegeben hatten. Sie schrie, daß niemand sie liebte, daß sie gestorben waren an dieser allgemeinen Unwillkommenheit. Sie und ihre toten Kinder waren Fremde — Fremde! Eine wahnsinnige Idee beherrschte die Unglückliche, sie an sich zu reißen, mit ihnen zu gehen bis ans Ende der Welt, bis sie ihn fand, dem sie sie bringen wollte, vor die Füße legen: „Sieh! Sieh, sie sind unser, — sie sind tot.“

Frau von Steele brachte die Verzweifelte in ihr Zimmer. Sie zog die Vorhänge zu und bettete Ulrike auf ihr Lager. Sie legte ihr kühlende Umschläge auf die Stirn. Die Kranke ließ sich wie ein Kind behandeln. Die Frau schloß die Kammertür: „Sei vernünftig, Felix,“ hörte sie sie halblaut, fast heftig sagen.



Sie bewies sich als wahre Freundin, Antoinette und Ulrich blieben vierzehn Tage bei ihr. Jeden Tag besuchte sie Ulrike, die andere war machtlos in diesen warmen, kräftigen Händen, die sie bezwangen, die ihr Hauswesen leiteten.

Sie dachte nur noch an Sterben, eine düstere Vorstellung, daß der Tod der Kinder die Folge ihrer Sünde, des Exzesses ihrer Leidenschaft war, hatte sich ihres Geistes bemächtigt. Vor der Geburt der anderen Kinder hatte sie dem kommenden Wesen gelebt, sie war glücklich und ruhig gewesen, zum Opfer ihrer selbst gern bereit, um Leben zu schaffen; diese Kinder waren die Frucht eines gefestigten, auf sichere Pflichten, gegenseitiges Tragen begründeten Bundes. Sie hatte stärker sein wie das Leben, der Natur Gewalt antun wollen. Was sie getan hatte, war Sünde, — und Tod ist der Sünde Sold.

Über dem kleinen Bettchen hatte sie Davids Kampf gekämpft, die Mutterliebe war stärker geworden als die Leidenschaft: Nimm mich statt dieser. Ich, ich bin schuldig, Herr! laß mir diese. Nicht mir — jenen, dem Leben, dem sie gehören, denen, die freudig sind, stark, unschuldig, trotz allem unschuldig!

Gott hatte sie gestraft wie David. Sie war schuldig geblieben, unentsühnt. Wie gering erschien ihr nun, was Felix getan, — was diese anderen taten! Sie logen nur der Welt, weil sie lügen mußten, eine gesellschaftliche Übereinkunft sie zum Lügen zwang, diese Lüge selbst ihnen Heiterkeit und Glück garantierte. Sie hatte dem obersten Gesetz der Natur gelogen. Mit Luzifers hochmütigem Geist hatte sie die Verirrung der Sinne heilig sprechen wollen: Was ich tue, ist schön. Es war niedrig, es war die Sünde wider den heiligen Geist, die Schuld, die sich nicht vergibt.

Alte, längstvergessene, religiöse Vorstellungen ihrer Kinderzeit fielen ihr wieder ein, die sie damals nicht beunruhigt, keine Macht über sie besessen im prangenden Blühen ihrer Jugend, unter dem starken Zug der Triebe, die sie sicher leitete. Sie hatte eine puritanische englische Erzieherin gehabt, die sich mit Grübeleien über die Gnadenwahl marterte, war sie eine Berufene oder Nichtberufene? Half ihr Laufen und Wollen nichts, wenn die Gnade fehlte? Und wo, — bei wem war die Gnade?

Jetzt erschien Ulrike das vertrocknete, ängstliche Gesicht. Sie hörte das unverständliche Gemurmel wieder, sah die harten knochigen Finger, die sich hastig und unruhig bewegten in der beständigen Gemütsangst um ihr Seelenheil. Diese Person vernahm Stimmen des Nachts, erblickte den Teufel, der umging wie ein brüllender Löwe. „Ich bin eine Sünderin, eine Sünderin," war ihr unausgesetztes Jammern.

Ihre eigene Mutter war eine fromme Christin gewesen; sie besaß noch einen Thomas a Kempis mit Merkzeichen von ihrer Hand. Was war sie, wenn andere, die sich kasteiten, deren Leben nur Pflicht und Arbeit gewesen, keine Gnade fanden? Johanna Winnstedt be-



schäftigte sie; sie tat ihre Arbeit, nicht mal übermäßig viel oder besonders gut. Sie war immer heiter, sie liebte ihren Bruder, ja selbst sie Ulrike, liebte sie auch, bewunderte sie. Sie war klug in ihren Augen, ein edles und höheres Wesen.

Und ihr Mann? Frau von Steele? —

Frau von Steele war katholisch. Sie entsann sich, sie aus der Kirche kommend gesehen zu haben, mit ihrem Gebetbuch, im schwarzen, prallsitzenden Kleide. Sie war rosig und glücklich, ihr war vergeben.

Ulrike kleidete sich eines Abends an. Sie war so dünn geworden, daß ihr die Trauersachen von den Hüften fielen. „Aber ich bin ja irrsinnig," dachte sie, als sie sich im Spiegel sah. „Ich werde verrückt." — Die Gespenster von Dhuym gingen um, die Tote mit gerungenen Händen um ihre Insel, — Henriette Dale im weißen Nachthemd mit dem Messer.

Sie schlich sich in die Kirche, eine katholische, alte, ganz nah bei ihnen. In einem der Beichtstühle saß noch ein Priester, eine Frau aus dem Volk beichtete.

Ah, könnte sie beichten, losgesprochen werden, — neu leben!

Die Toten klagten sie an, diese beiden Nichtlebensfähigen, im Ehebruch gezeugten, geheimnisvolle, tatsächliche Folgen einer nie körperlich, sondern nur in Gedanken vollzogenen Sünde.

Warum kamen sie in dieser bedeutsamen und mysteriösen Doppelzahl? Darin schon gemahnend an ein Zweisinniges, den furchtbaren Zwiespalt, der ihre Seele vertrocknete und den Leib ausbrannte. Sie entsann sich der Momente, wo sie angstvoll geforscht hatte in ihren Gesichtchen, — gefragt und gebohrt, bis die Grenzen ihres Bewußtseins in Dämmerung übergingen, diese leeren und traurigen Augen sie anzustarren schienen mit dem Braun Winnstedts, dem blauen Grau Reginalds, bis sie Ähnlichkeiten entdeckte, Gewißheit, Grauenhaftes.

In ihren Gedanken nahm der Moment der Ekstase ungeheuerliche, verzerrte Dimensionen an. Es gab einen mystischen Schöpferakt des Willens, der die Materie zwang. Sie war die Mutter einer Lüge, eines Undings.

Er war ihr Mitschuldiger. Diese Gemeinschaft der Schuld erschien ihr tötlich und süß, als ob sie beide die Kinder gemordet hätten. Und sie liebten sie doch, schwebten verdammt mit ihnen aufwärts, Francesca und Paolo, arme Seelen der Unvergebenen.

Sie suchte ihrem Mann sorgfältig ihren Seelenzustand zu verheimlichen; sie, die Stolze, Offene, wurde linkisch und versteckt; nur an einer Starrheit der Pupillen, dem leisen Krampfen der Hände sah er, daß sie abwesend war.

Der andere hielt sie jetzt durch die Gemeinsamkeit der Schmerzen, wie er sie vorher durch die Gemeinsamkeit des Schönen, der verfeinerten, höchsten Sinnenfreuden gehalten hatte.

Sie bildete sich eine Art von dämonischer Ehe ein, ihr Anrecht



an ihn wären die Toten, die nicht schlafen konnten, weil sie nicht gelebt hatten. Sie beide, sie würden nicht sterben können.

Die Kinder verwilderten unter dem Mangel an Zucht, selbst Ulrich, ihr Liebling, fand wenig Gehör, wenn er sich jetzt an ihren Rock drängte. Die Tante verwöhnte den Unband, half seine Ungezogenheiten vertuschen. Antoinette war auf dem besten Weg, unter ihres Fräuleins Vorbild eine kleine eitle Zierpuppe zu werden. Nur Ruth verleugnete sich keinen Augenblick; sie erzählte der kleinen Schwester hübsche, sanfte Geschichtchen, klammerte sich an den tobenden Ulrich.

Diese ganze Zeit bemühte sich Reginald Dale in den Kolonieen, die Folgen eines furchtbaren Aufstandes vergessen zu machen. Ulrike erfuhr von seinen Taten nur aus kurzen, schlichten Berichten, die sie von Zeit zu Zeit empfing.

Die langvorbereitete Katastrophe im Daleschen Haus, Abschluß und Aufrechnung einer langen Reihe von Verfehlungen, Mißhandlung, Verbrechen, war endlich eingetreten. Während einer ganzen Saison lebte die in- und ausländische Presse von den Sensationen eines skandalösen Scheidungsprozesses in hohen Kreisen. Ulrike litt darunter, ihren Namen durch die Zeitungen geschleift zu sehen; sie wußte, daß ein anderer gleich ihr litt, und merkwürdigerweise kühlte die Gemeinsamkeit eines sehr realen Leidens sie ab, beruhigte ihren Überschwang. Sie lernte Dinge der Empfindung nach der öffentlichen Wertschätzung beurteilen, das Gefühl des Familienstolzes, persönlicher Unantastbarkeit, kam ihr sehr stark zum Bewußtsein. In wirklichem Schlamm und Kot mußte ihr eine, wenn auch nur äußerliche Reinlichkeit schätzenswert erscheinen; der Ekel vor der Zügellosigkeit überkam sie, zu der in ihren Folgen auch die von ihr so geliebten Theorieen führten. Sie konnte ihre Schwester beklagen, aber nicht entschuldigen. Schwäche und Haltlosigkeit in einem scheinbaren Kraftübermaß trat hier sehr deutlich zu Tage; auch sah sie, wie schnell eine Frau herunterkommt, die der Begierde nachgibt, wie im Genuß die Gier sich entwickelt. Sie begriff die ewige Unfruchtbarkeit alles Sinnengenusses, der in sich selbst sich zu verzehren verdammt ist; ihr aristokratisches und frauenhaftes Feingefühl empörte sich gegen die Maßlosigkeit, das Überschreiten aller Schranken, in dem sich eine Frau aus diesen Kreisen auf dieselbe Stufe stellte mit der Dirne von der Straße. Ja, sie fürchtete sich, sie empfand Furcht, beinah Grauen vor ihrer eigenen Schwester. Es war Winnstedt, der sie mit seiner platten Weltkenntnis beruhigte: „Das ist pathologisch." Er fand dann irgend ein Schlagwort, am liebsten ein gelehrt klingendes, womit er dergleichen abtat, Worte, deren Sinn er oft selbst nicht verstand; sie wirkten gewöhnlich auch beruhigend: „Deine Schwester ist abnorm veranlagt." Er glaubte dies selbst um so eher, da die Schwägerin nicht sein Geschmack war; er liebte das Mollige, Runde, Weltfrohe.

Steeles wurden versetzt. Winnstedt schien ebensowenig darunter



zu leiden wie seine Freundin; vielleicht trösteten sich beide. Sie kam im Rosencapotehut Abschied nehmen, war herzlich und munter. Ulrike küßte sich mit ihr; sie wunderte sich, daß sie es tun konnte, es kostete sie nicht mal eine Überwindung. — Sie war nicht mehr das junge Mädchen, das unter dreisten und lüsternen Augen errötete, einem galanten Scherz mit heißer Aufwallung begegnete, sich zerquälte in glühender Scham und Zerknirschung.

Diese ganze Zeit vergaß sie ihres Mannes sehr wirkliche Güte, die stete, heitere Laune im Haushalt, trotz manchen Ungeschicks ihrerseits. Seine Schwestern beteten ihn an; er kümmerte sich um Details der Kindererziehung, die sie gar nicht bemerkte. So war er es, der darauf aufmerksam machte, daß Ruth schief wurde. Ulrike hatte nie darauf geachtet; nun gebrauchte man Vorsichtsmaßregeln, das Kind kam in ein orthopädisches Institut; glücklich wurde die Gefahr vermieden, sie langte rosig und gerade zu Hause wieder an.

Frau von Winnstedt weinte vor Freude: „Mein Kind! mein goldenes, einziges!“ Er leitete den Gefühlsüberschwang sofort durch einige Scherze ab; man mußte das Kind nicht nachträglich noch erschrecken.

Auf Antoinette hatte er ein Auge; das Dienstmädchen sollte das Kind zur Schule bringen, sie fing an, mit den Jungen herumzulaufen.

Am wenigsten verstand er sich auf Ulrich; das Gewaltsame, Vulkanische im Temperament des Knaben widerstrebte ihm, dagegen gab es seiner Meinung nach nur eine Radikalkur: den Stock. Nach ein paar heftigen Züchtigungen wurde der Junge ganz verbockt, er floh dann in den Schoß seiner Mutter; da fand er sich nach langem Zureden, vielen Tränen von ihr, wieder zurecht: „Ich hasse den Vater! Dich, Mutter, liebe ich.“

Er gehörte ihr mehr wie die anderen; sie zürnte den unartigen Worten nicht, obgleich sie ihn zurechtwies. Das war wieder ihr Bruder Ferdinand, der seinem Vater fluchte, Dhuymsches Blut. Und der Junge wurde schön, keines hatte so viel Rasse von den anderen Kindern. Er war schon jetzt ein Herr unter seinen Gespielen, den sie fürchteten, dem doch blindlings gehorcht wurde; er besaß den Mut eines kleinen, wilden Tieres, den Anstand eines Hidalgo.

Oberstleutnant von Winnstedt bekam das Regiment. Ihre Repräsentationspflichten, eine weite Geselligkeit, nahm Ulrike mehr und mehr in Anspruch, sie wurden sehr oft zugezogen in den engsten Zirkel.

Jetzt fand auch Mademoiselles Karriere im Winnstedtschen Hause einen plötzlichen Abschluß. Ulrike war Zeugin eines kleinen Vorfalls in der Kinderstube geworden. Sie fand die Französin mit hochrotem Kopf, erhobener Hand, Ruth gegenüberstehend: „Ruth lügt. Ruth ist eine freche Lügnerin. Ah, Menteuse, Menteuse!“ Antoinette und Ulrich wurden aufgerufen, ihre Behauptung zu unterstützen. Ruth verteidigte sich nicht, das Kind war blaß, zitterte am ganzen Leibe; von den kleinen Geschwistern, die sich verwirrt, beschämt in den Ecken drückten, wandten sich die klaren, sanften Augen auf die

Mutter. „Ruth lügt nicht,“ erklärte Ulrike stolz; sie entließ die gemein schimpfende, zeternde Person sofort. —

Sie war wieder ganz Mutter, eine nachsichtige, herzlich fühlende Frau, als ihr letztes Kind, ein Sohn — Gert — geboren wurde. Der Schatten der Zwillinge war ausgelöscht, das Leben umgab sie kreisend, andere Interessen als die der Leidenschaft, solche des Tages, der Sorge und des Ehrgeizes, nahmen sie in Anspruch; sie versagte sich ihnen nicht mehr.

Und eines Tages zeigte es sich, daß Ruth ein junges Mädchen war, die in die Gesellschaft eingeführt werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Dichter.

Uralt ist unsre Sippschaft wie die Erde;
Tief wühlt in uns die alte Weltmeerflut
Voll Salz und Fruchtbarkeit und voll Beschwerde.

Wir tragen dran, Gefesselte der Glut,
Spiegel der Tage, dumpfer Nächte Beute,
Mit schwangerm Herzen und voll Übermut.

So treiben wir ruhlosen Wandersleute
Durchs Leben hin, kaum daß ein Heim uns hält,
Und uns zerrinnt das Gestern wie das Heute.

Allein im Morgen waltet unsre Welt
Mit Hoffnungssternen und mit jenen Sonnen,
Die über Tod und Leben sind gestellt.

Verheißung allem Tun, das wir begonnen,
Erfüllung aller Sehnsucht, die uns trieb,
Enthüllt sich uns in bangsten Schöpferwonnen.

Wir haben ja dies bunte Leben lieb,
Wir sind ihm Könige und Fortgestalter,
Weil unser Wort seine Geschichte schrieb.

Wir herrschen über Zeit- und Menschenalter,
Ohne den Dichter bleibt kein Volk bestehn,
Wir sind des Ew'gen irdische Verwalter.

Ob Heldentrotz und Weltreich untergehn,
Wir deuten ihr Geschick, das klein' und große,
Der Mensch lernt es mit unserm Auge sehn.

Wir stürzen Throne, küren Erdenlose,
Wir geben allem Leben Spruch und Sinn,
Wir heben Kinder aus dem Mutterschoße.

Bettlern und Irrenden sind wir Gewinn,
Der Dürftigste labt sich an Himmelsschätzen;
Wir werfen uns an Unverdiente hin.

Mit scharfen Worten, die wie Säuren ätzen,
Zerstören wir Gewalt und Eitelkeit
Und bauen auf nach eigenen Gesetzen.

Und sinken wir zu Boden vor der Zeit,
Verdoppelt unser Wort sein feurig Werben,
Und seine Kraft macht tausend Herzen weit.

O selig, wie ein Sieger hinzusterben,
Trunken von Leben und im Tod zu wissen:
Ein ganzes Volk sind deines Gutes Erben.

Goslar. *Franz Evers.*





# CHRONIK.

*Zur Kultur des weiblichen Körpers.*

Man sollte erwarten, daß zwei Schriftsteller, welche dieselbe Frage, jeder von der ihm angestammten Disziplin aus, mit Sachlichkeit und Ernst zu lösen trachten, auch zu demselben Resultat gelangen müßten. Desto verwunderlicher ist es, wenn in der Frage um die Kultur des weiblichen Körpers der Mediziner Dr. C. H. Stratz*) und der Künstler Paul Schultze-Naumburg**), dieser vom ästhetischen, jener vom hygienischen und ethnologischen Standpunkte aus, zu Schlußsätzen kommen, die anscheinend sich entgegenstehen. Ja, wenn man zufällig die beiden Autoren zu gleicher Zeit liest, kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sie bewußt oder unbewußt gegeneinander schreiben.

Eine Eigenart beider fällt zuerst auf. Sobald der eine das Spezialgebiet des andern betritt, bewegt er sich zwar mit erstaunlicher Sicherheit, gibt aber dem Fachgelehrten mehr als eine Blöße. Dies gilt noch mehr von Schultze-Naumburg als von Stratz. Wenn Stratz rein ästhetische Fragen berührt, hat er eine gewisse Biederkeit des Urteils, welche ein klein wenig an Rückständigkeit streift. Zufälligen und bedeutungslosen Kunsterscheinungen mißt er übergroßen Wert bei und analysiert sie umständlich. Die Antike ist ihm ein letztes Maß. In höherem Grade aber wagt sich Schultze-Naumburg auf unsicheren Boden, wenn er medizinische Dinge anfaßt; und er faßt sie fest und kaltblütig an, als ob es sein Malerpinsel oder Zeichenstift wäre. Der Meinung, daß die Venus Anadyomene von Botticelli das Bild einer Schwindsüchtigen sei, verwirft er mit Ingrimm und einer Entschiedenheit, als sei er sieben mal sieben Jahre lang Arzt in Davos gewesen. Seine Polemik in der Tuberkulosefrage ist überhaupt etwas sehr oberflächlich. Er erklärt kategorisch, daß die Befestigung der Kleiderlast auf der Schulter dem Atmen nicht schaden könne. Er versteht auch wohl die Muskulatur der Bauchgegend nicht ganz. Auch ist es ein Irrtum, daß sich das Fett, welches „wir gemeinhin Bauch nennen", zwischen Muskel und Eingeweiden bilde. Es bildet sich in erster Linie zwischen Muskel und Haut im Unterhautzellengewebe. So ließe sich vielleicht noch manches anführen.

*) „Die Schönheit des weiblichen Körpers" von Dr. C. H. Stratz. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

„Die Rassenschönheit des Weibes" von Dr. C. H. Stratz. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

„Die Frauenkleidung" von Dr. C. H. Stratz. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

**) Paul Schultze-Naumburg, „Die Natur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung." Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig.



Schultze-Naumburg ist ein radikaler Idealist; seine These lautet: „Weg mit dem Korsett; laßt das Gewicht eurer Kleider auf den Schultern ruhen.“ Wem bei seiner Darlegung nicht die Augen aufgingen, der müsse entweder sehr dumm oder sehr verstockt sein, meint er.

Er spannt die Frage bis zum äußersten. Vermittelungswege und Übergänge verwirft er. Wer nicht für ihn ist, ist wider ihn. Die Verleugnung des Korsetts ist ihm eine Frage der Moral, das Korsett unmoralisch, schon ein geringer Fettansatz eine Sünde wider den Geist. Das alles wird mit großen Worten gesagt, mit einem gewissen prophetischen Gestus.

Stratz ist nüchtern und praktisch, den letzten Kulturperspektiven geht er sachte aus dem Wege. Seine Reisen durch fast alle Erdteile, seine langjährige ärztliche Tätigkeit im Süden haben seinen Blick geweitet, vielleicht aber auch eine Vorliebe für das Relative, das zunächst Erreichbare, in ihm geweckt. Er sucht die Vermittelungswege; Übergänge stellt er nicht selten als das erstrebenswerte Endgültige hin. Er weiß, daß wir es leider nun einmal nicht nur mit Menschen zu tun haben, welche den ganzen Tag Zeit haben, den höchsten und feinsten Kulturabsichten nachzuleben, und richtet seine Forderungen darnach ein. Wenn er auch mehrmals in der „Schönheit des weiblichen Körpers“ und der „Rassenschönheit des Weibes“ von einem Körper sagt, er sei schön, so hütet er sich doch streng, einen Akt als Ideal hinzustellen und zu sagen: „so muß das Ebenbild Gottes aussehen“.

Paul Schultze-Naumburg wurde durch seine, sonst sicher vortreffliche Methode von Beispiel und Gegenbeispiel dazu getrieben, neben einen durch Korsetttragen und andere Faktoren gründlich verdorbenen Körper einen anderen zu stellen, in dem er alle Vorzüge, die er vom Frauenkörper verlangt, vereinigt sieht. Das war äußerst gefährlich; und wirklich ist ihm dabei ein kleiner Irrtum unterlaufen, welcher einer grotesk komischen Note nicht entbehrt. Schultze-Naumburgs ganzes Buch ist eine Kriegserklärung gegen den Fettansatz, er kann sich nicht genug tun mit bösen Worten dagegen; und nun muß es ihm geschehen, daß seine Idealgestalt ein Schmerbäuchlein hat, wie es wohl bei den römischen Modellen durch unzweckmäßige Ernährung gelegentlich entstehen mag. Als Künstler hätte er sich übrigens durch den breiten Schlagschatten warnen lassen müssen, den bei seiner Idealgestalt der Leib über die Leistenbeuge hinaus auf den linken Oberschenkel wirft. So liegt für mich etwas Ungesundes in dieser Gestalt. Die knabenhafte Magerkeit der Arme und des Schultergürtels, die Schwäche der Muskulatur, welche besonders in der Bauchgegend völlig unter der Fettschicht verschwindet, wird nur wenig ausgeglichen durch den ernsten, fast ehernen Ausdruck des Gesichtes. Wenn es überhaupt nötig war, eine Idealgestalt hinzustellen, würden meinem Gefühl nach andere, in dem Buche mitgeteilte

Akte besser diesen Zweck erfüllen. Aber vielleicht hatten diese anderen Gestalten schon zuviel Taille, um Schultze-Naumburg zu genügen, denn nach seiner Meinung ist die Taille nur vom Korsett erzeugt und folglich zu verdammen. Aber gerade hier läßt uns, meine ich, Stratz der Wahrheit näher kommen, wenn er uns in der „Rassenschönheit" durch alle Rassen hindurchführt und uns viele Frauenkörper zeigt, die niemals ein Korsett beengt hat und die doch eine Taille zeigen: von der kräftig ausgebuchteten Weichenlinie malayischer Frauen zu den nur angedeuteten Einbiegungen der Indierinnen und Japanerinnen.

Wenn auch Sandro Botticellis Venus nach wie vor eine Schwindsüchtige ist und an einer Verrenkung des linken Armes leidet; wenn man auch Burne-Jones, wie Schultze-Naumburg es tut, nicht so als absoluten Meister hinnehmen will, weil er doch nur ein schöner Abglanz eines längst vergangenen Jahrhunderts ist und für unsere Zeit keine erlösende Formel fand, so ist Schultze-Naumburgs ganzes Buch doch höchst lesenswert von Anfang bis zu Ende. Und indem er letzte ideale Ziele zeigt, ergänzt er glücklich Stratz, der vorsichtig von unten aufbaut und nur das gut Erreichbare fordert. Und die Widersprüche beider Autoren beziehen sich entweder auf nebensächliche Fragen, oder sie sind nur scheinbare, indem in Wirklichkeit nur Stufen derselben Entwickelung dargestellt und gefordert werden, die allerdings weit auseinander liegen.

Dalldorf b. Berlin. *Dr. C. F. van Vleuten.*

## *Georges Ohnets neuester Roman.*

Georges Ohnet zählt ja auch in Deutschland zahlreiche Bewunderer und Verehrer, die in ihm den hervorragendsten Romanschriftsteller des gegenwärtigen Frankreich erblicken und sein neuestes Buch „*La Marche à l'Amour*" gewiß mit tiefem Anteil lesen werden. Für alle diejenigen aber, die nicht das Glück haben sollten, das Original kennen zu lernen, mögen hier einige besonders gelungene Stellen folgen.

Auf Seite 58 erblickt Annine, die Heldin des Buches, den Helden, Herrn de Preigne, im Parkett der Oper während einer Aufführung des „Siegfried". Diese seine Anwesenheit macht sie stutzig. Was will hier Herr de Preigne? Annine weiß es ganz sicher, daß der junge Mann die Musik nicht ausstehen kann. Und ihre Liebe ist unruhig: „Wäre es möglich," so fragt sie sich, „daß er nur aus Interesse am Corps de ballet hier ist?!" Wenn Herr de Preigne in der Tat das Ballet in „Siegfried" abwarten wollte, dann würde ihm die Zeit höllisch lang werden! Das erinnert übrigens an einen ähnlichen Vorfall, der aber nicht Dichtung, sondern Wahrheit ist. Als die Première des „Siegfried" in Rouen stattfand, schrieb ein Pariser



Kritiker eine Rezension in absentia und beglückwünschte — die Chöre zu ihrer guten Haltung.

Annine, die am Anfang des Romans brünett ist, wird in der Mitte des Buches plötzlich blond. Auf S. 43 heißt es: „Sie bot der Bewunderung der Männer und der Eifersucht der Frauen den Kopf einer dunklen Diana mit glänzenden Augen, roten Lippen, feinen, zarten Ohren, die von Locken eingerahmt waren, welche wie Gagat *(comme le jais)* glänzten." Dagegen wird auf S. 87 berichtet: „Er berührte leicht Anninens schönen Kopf, dessen blonder Nacken sich ihm kraftvoll und reizend darbot." — Hat man es mit einer Färbung oder einem Versehen zu tun?

Auf S. 64 gibt Mrs. Waldman, „die steinreiche Amerikanerin", ein großes Fest, „das die ganze elegante Gesellschaft in Bewegung bringt". Vierzehn Tage vorher schon belagern die Reporter ihre Wohnung, so daß „Sir Waldman im Begriffe ist, zu Schiff zu gehen, um in Amerika Ruhe zu finden". Hieraus folgt, daß Waldman den Baronettitel hat, obwohl er Amerikaner ist, und daß seine Gesellschaft, wiewohl sie „elegant" ist, doch nicht weiß, daß auf das Wort „Sir" immer ein Vorname folgen muß!

All das ist aber so schön, daß es eigentlich ebenso gut Nataly von Eschstruth geschrieben haben könnte, die ja für unsere Literatur dieselbe Bedeutung hat, wie Ohnet für Frankreich, und wohl auch die gleichen Leser und Verehrer.

*Dei dreizehn bedeutendsten Bilder.*

Das „Strand Magazine" hat an die Leiter der hervorragendsten kontinentalen Museen die Anfrage gerichtet, auf welches Bild ihrer Sammlungen sie den größten Wert legen. Die eingelaufenen Antworten ergeben folgendes Resultat:

Louvre, Paris: Leonardo da Vincis Gioconda.
Prado, Madrid: Velasquez' Meninas.
Rijks-Museum, Amsterdam: Rembrandts Nachtwache.
Mauritshuis, Haag: Potters Stier.
Belvedere, Wien: Rubens' Ildefonsoaltar.
Museum, Berlin: Das Genter Altarbild der Brüder v. Eyck.
Gemäldegalerie, Dresden: Raffaels Sistina.
Alte Pinakothek, München: Murillos Melonenesser.
Museum, Antwerpen: Quinten Massys' Kreuzabnahme.
Uffizien, Florenz: Tizians Flora.
Pitti, Florenz: Raffaels Madonna della sedia.
Borghese, Rom: Tizians Himmlische und irdische Liebe.
Akademie, Venedig: Tizians Assunta.



# BÜCHER-LISTE.

**Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 21. November bis zum 6. Dezember eingelaufen:**

*Brieger-Wasservogel, L.,* Auguste Rodin. Eine Studie. Straßburg 1903. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

*Chamberlain, H. St.,* Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur 4. Aufl. der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. München 1903. F. Bruckmann, A.-G.

*Cornélissen, Christian,* Théorie de la valeur. Réfutation des théories de Rodbertus, Karl Marx, Stanley-Jevons et Boehm-Bawerk. (Bibliothèque d'histoire et de sociologie I.) — Paris 1903. Librairie C. Reinwald, Schleicher frères & Co.

*Hardung, Victor,* Sälde. Eine dramatische Dichtung. Frauenfeld 1903. Huber & Co.

*Hauptmann, Karl,* Unsere Wirklichkeit. Vortrag.
„ „ Die Bergschmiede, Dramatische Dichtung.
„ „ Mathilde, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman.
} München 1902. Georg D. W. Callwey.

*Hofmann, Dr. Hans,* Wilhelm Hauff, Frankfurt a. M. 1902. Moritz Diesterweg.

*Pater, Walter,* Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Deutsch von Wilh. Schölermann. Leipzig 1902. Eugen Diederichs.

*Rubinstein, Dr.,* Susanna, Psychologisch-ästhetische Fragmente. Leipzig 1903. Alexander Edelmann.

*Salomon, Alice,* Soziale Frauenpflichten. Berlin 1902. Otto Liebmann.

*Schierbrand, Wolf v.,* Germany, New-York 1902. Doubleday, Page & Company.

*Staudinger, Franz,* Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik. Darmstadt 1902. Ludwig Saeng.

*Taine, Hippolyte,* Philosophie der Kunst. Deutsch von Ernst Hardt. Bd. II. Leipzig 1903. Eugen Diederichs.

*Wolgast, Heinr.,* Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. Vortrag, gehalten auf der deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz, Pfingsten 1902. Leipzig 1903. Ernst Wunderlich.

---

*Wir erlauben uns hiermit, unsere Leser auf die diesem Hefte beiliegenden Prospekte der Verlagsbuchhandlung Otto Elsner, Berlin, sowie der Firma L. Prager, Pirna a. Elbe, ergebenst aufmerksam zu machen.*

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



